Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

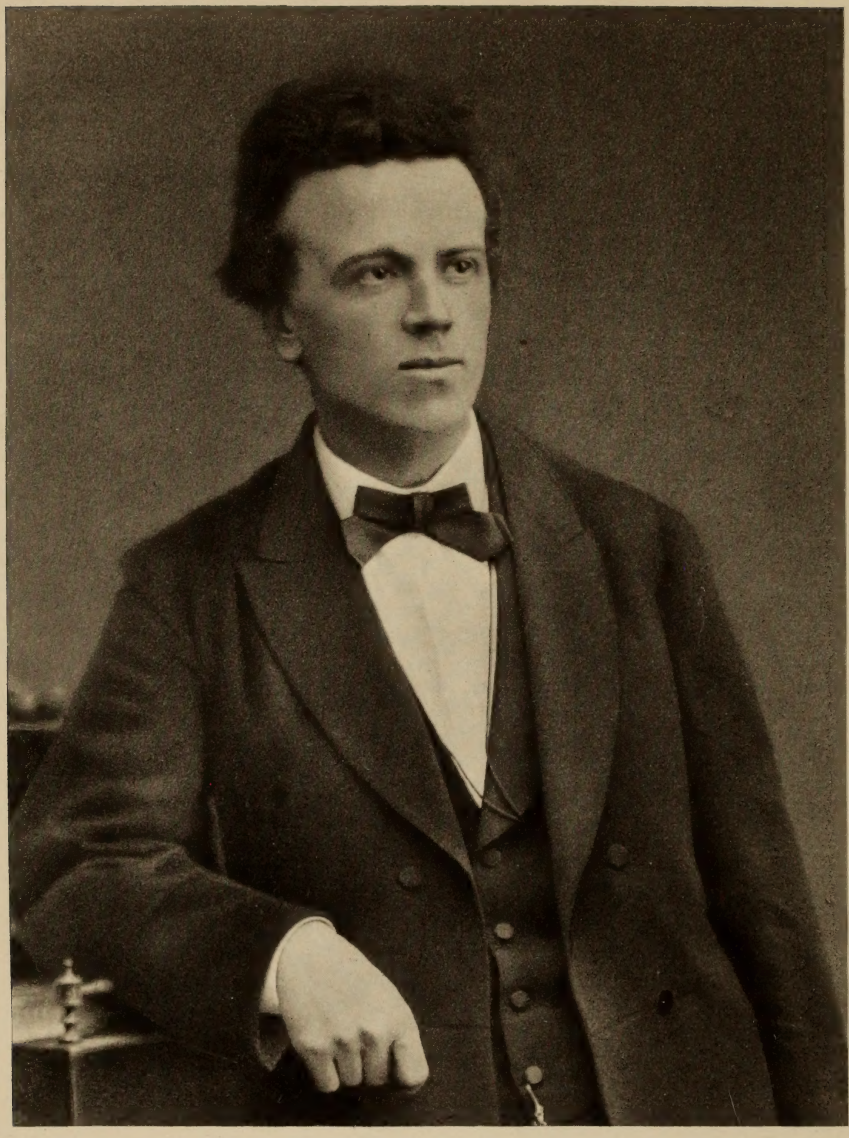
3 1761 04246 2291

Erster Band

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of Toronto

http://archive.org/details/franzoverbeckund01bern



F. Overbeck

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche/ Eine Freundschaft/

R30827.
R1.3.29.

Nach ungedruckten Dokumenten
und im Zusammenhang mit der bisherigen
Forschung dargestellt von

Carl Albrecht Bernoulli

Erster Band/Mit Porträt und drei Beilagen

Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1908

FHE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

Franz Overbeck und Heinrich von Treitschke 1
Auf der Kreuzschule in Dresden. Overbecks kosmopolitische Herkunft. Overbecks Veranlagung (1). Overbecks gesellige Talente (2). Der Verkehr mit Treitschke in Leipzig (3). Der Leipziger Freundeskreis. Overbecks Anfänge als Kirchenhistoriker in Jena (4). — Overbeck an Treitschke. — Die Kleinstadt Jena. Gothaer sein! (6). Das gestörte Lesekränzchen (7). Die Habilitation in Jena (8). Treitschkes „Historische und politische Aufsätze, Band I. „Bundesstaat und Einheitsstaat" (9). Preußen und die Kleinstaaterei (10). „Lösung" der Schleswig-Holsteinischen Frage (12). Moritz Busch beim Augustenburger. Treitschke in Frankreich (13). Bonapartismus. Die Liberalen und Bismarck (14). Autor bei Hirzel (15). Die Krisis von 1866. Lehrerfahrungen (16). Ausstoßung Österreichs aus Deutschland (17). Der Krieg und die Bundesreform. Für Preußen gegen Sachsen (18). Treitschke und Roggenbach verlassen Baden (19). Treitschkes Verlobung und Staatsdienst in Preußen. Über die Annexion der Mittelstaaten (20). Liberalismus und Reaktion. Mitarbeit an den „Preußischen Jahrbüchern" (21). Der Einheitsstaat gesichert. Die Zustände im Königreich Sachsen (22). Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten (23). Dozentenpläne und -Pflichten (24). Die Wahlen zum Bundestag. Der Ruf nach Gießen abgelehnt (25). Gegensatz zum Protestantenverein (26). Wissenschaft und Professoren (27). Ruf nach Basel angenommen (28). Historische und politische Aufsätze, Band 2 (29). Das Wirkungsfeld in Basel. Antrittsvorlesung und Pfingstreise (30). Ausbruch des deutsch-französischen Krieges (31). — Treitschkes Herolds- und Rhetorennatur (32). Treitschkes Briefe an Overbeck (33). Overbecks politische Erziehung (34). Overbecks religionskritische Ader (36). Overbecks Fähigkeit zur Freundschaft (37).

Zweiter Teil

Die Basler Kollegenjahre 39
Basel als Kulturstadt (39). Die Universität Basel. Basel als Nährboden für individuelle Kultur (41). Spitteler und Nietzsche (43). Theodor Plüß und Nietzsche. Plüß als Gymnasiallehrer (44). Plüß als Ästhetiker (45). Die Überwindung des Positivismus in der Wortkunst. Der Moralist als Ästhetiker malgré lui (46). Böcklin und Burckhardt. Burckhardts Kolleg über das Studium der Geschichte (47). Über die „Historische Größe" (48). Egoismus, Machtsinn und Pathos (49). Burckhardts Realismus und Skeptizismus. Dreiheitsrhythmus und Abneigung gegen Systematik (50). — Nietzsches Umgang mit Burckhardt, keine „Freundschaft" (51). Burckhardt als Basler. Die Baslerische Médisance (52). Peter Gast über Burckhardt und Nietzsche (53). Burckhardts „Unfanatismus" (54). Burckhardts „Demut". — Burckhardt als Klassizist (55). Die „Instinkte der Größe" bei Burckhardt (56). Die „Instinkte der Größe" bei Nietzsche (57).

Erster Abschnitt des zweiten Teils

Das Kontubernium der Baumannshöhle. (Der Erzieher) 59
Fünf Jahre Hausgenossen (59). Verwandtschaft und Verschiedenheit der Anlage (60). Das klassische Ideal und Wagner (61). Die tieferen

Wurzeln des Einverständnisses (62). — Overbeck über die Freundschaft mit Nietzsche. — Eine Freundschaft ohne Schatten und Trübung (63). Eine Freundschaft in der Verborgenheit (64). Der Altersunterschied (65). — Nietzsche als Gymnasiallehrer (66). Nietzsches Erziehungsphilosophie. Sein Lehramt als divinatorisches Prinzip (69). Schopenhauer von Hause aus nicht Erzieher! (70). Der Genius als Pädagog erfaßt (71). Nietzsche in Gesellschaft (72). — Erinnerungen von Frau Ina von Miaskowski. — Der Dienstags-Verein 1870—75 (74). — Der Verkehr zwischen den Freunden (76). Der Geburtstagskanon für Overbeck (77). Vorausblick auf Nietzsches Werk (78). Overbecks Kompetenz als Gewährsmann für Nietzsche (80). Treitschke und Nietzsche (81). — Overbeck an Treitschke über Nietzsche (82). „Musik und Tragödie" für die preußischen Jahrbücher eingereicht. Overbeck Ordinarius (83). „Die Geburt der Tragödie" (84). Wilamowitz. Ansage der „Christlichkeit" (85). Nietzsche augenkrank. Die Krankheit von D. F. Strauß (86). Der Grenzbotenartikel (87). Belanglosigkeit seiner eigenen Schrift. Der „Schmerzensfreund" Nietzsche (89). Verteidigung Schopenhauers (90). Ein Wohltäter der Menschheit. Basel als akademischer Schmollwinkel (91). Wir wollen uns, aber nichts für uns (92). Die Unzufriedenheit mit der deutschen Kultur. Das Starke mit gutem Gewissen gesagt (93). Die Freude an der frischen Tat (94). Vom deutschen Volke Stil verlangen. Nietzsche der „andere" Freund (95). Wechsel der freundschaftlichen Interessen (96). Reichsfeindlichkeit (97). Treitschkes Religionsbekenntnis. Kulturkampf und Protestantenstolz (98). Diese Ansichten sind nicht von gestern die meinen! (99). Ein leidliches „Katharerlos". — Nietzsche über Overbeck an Rohde (100). Overbeck und Richard Wagner. Overbeck in Bayreuth (102). Richard Wagner über Overbeck (103). — Overbeck über Richard Wagner. — Wagners Künstlerschaft. Wagner als Theologe seiner eigenen Kunst (104). Wagners Selbstmystifikation. Wagner als deutscher Schulmeister (105). — Nietzsches Freunde auch diejenigen Overbecks (106). Nietzsche gegen Romundt (107). Romundt an Overbeck. — Overbeck über Romundt. — Romundt als Kantischer Idealist (108). Die Konvertitenepisode (109). — Overbecks Dienst an Deussen (110). Auch Deussen ohne eigentliches Verständnis für Nietzsche. Rohdes Besuch in Basel (111). Schmeitzner als neuer Verleger. Nachklang von Rohdes Basler Aufenthalt (112). Overbeck und Freiherr von Gersdorff (113). Gersdorff als Tat- und Wirklichkeitsmensch (114). Das Leipziger Gespenst. „Wir leben Samarow" (116). Frau Rosalie Nielsen (117). Die Begegnung der Frau Nielsen mit Nietzsche (118). „Was haben wir für einen starken Freund!" (119). Das künftige Junkeraspl. Overbecks „Studien zur alten Kirche" (120). Die beiden „Käuze" (121). Karl Fuchs als Briefschreiber. Fuchs zu Overbecks Christlichkeit (123). Ehemaliger Theologe, nun musikalischer Philosoph (124). Rée — Berufsphilosoph (126). — Die inneren Wechselbeziehungen zwischen Overbeck und Nietzsche (128). Ecce homo und anderes. Der Zwilling: Strauß-Christlichkeit (129). Nietzsches Gleichgültigkeit gegen das Christentum (130). Overbeck als Modell für die „kritische" Art der Historie. Overbecks psychologisches Taktgefühl (131). — Overbeck über Nietzsches Rezeptivität. — Nietzsches Divinationsvermögen bei der Lektüre (132). Nietzsche und Pascal. Lagarde (133). Herder und Schiller. Proudhon (134). Stirner (135). Mitteilsamkeit und Verschlossenheit bei Nietzsche (136). — Bereiche-

rung nicht Plagiat (137). Nietzsche und Schopenhauer. Gemeinsamkeit der absoluten Zwecksetzung (138). Nietzsches geringere Begabung und größeres Glück. — Overbeck über Schopenhauer. — Einklang von Person und Werk bei Schopenhauer (140). Die Reinheit von Schopenhauers philosophischen Instinkten (141). — Schopenhauer Nietzsches Atmosphäre. F. A. Lange „Geschichte des Materialismus (142). Ein Buch, das unendlich mehr gibt, als der Titel verspricht (143). Philosophie als Erinnerung, nicht als Erkenntnistrieb. Kant und Hegel als Vorstationen Nietzsches (144). Demokrit als Klassiker des Materialismus (145). Ludwig Feuerbach bei F. A. Lange (146). Die Sinnlichkeit als philosophisches Prinzip. Feuerbach als Antiidealist (147). Max Stirner bei F. A. Lange (148). Nietzsches heimatliches Milieu. Stirners äußere Existenz (149). Nietzsche als Pharisäer der Legitimität (150). Hans von Bülow als Verehrer Stirners (151). Bülows Besuch bei Nietzsche (152). Nietzsche und die französischen Moralisten (153). Seine mäßige Begabung für fremde Sprachen. Nietzsche und Hölderlin (154). Hölderlins Anklage gegen die Deutschen (155). Wilhelm Jordan als Entwicklungsdichter (156). Der Übermensch bei Jordan. Aristokratismus und Sensualismus (157). Dührings moderner Europäer (158). Metaphysische Rückendeckung und Gelegenheitsbekanntschaften (159). — Der Inbegriff von Nietzsches Lebenswerk. Die dionysische Künstlerschaft des Lyrikers (160). Die Geburt der Tragödie das Programm (161). Nietzsches Frühreife und ihre Überwindung (163).

Zweiter Abschnitt des zweiten Teils

Nietzsches Loslösung vom Lehramte. (Der Denker) . . . 165

Nietzsches Krankheit. Zusammenhang zwischen Gesundheit und Geist (165). Nietzsches Pflege in Basel (166). Nietzsches „Medikastereien" (167). Nietzsche als Leidender. — Erinnerungen von Prof. Julius Piccard (168). — Basels „nicht ganz ungefährliches" Klima. Nietzsches Empfindlichkeit (169). „Man hätte mich ausgelacht!" „Der treue Overbeck" (170). Die Krankheit als Befreiung (171). Nietzsches Vitalität. Das Pathologische bei Nietzsche (172). Nietzsche der unglückliche geniale Mensch (173). Die „Wütigkeit" seines Naturells (174). Der Hang zur Depression. Die Lücken in seiner Begabung (175). Nietzsche weder grausam noch pervers. Nietzsches Ehrgeiz (176). Nietzsches unsinnliche Veranlagung (177). Das Ehrlichkeitsmißtrauen gegen sich selbst (178). Der Zirkel zwischen Arbeit und Schmerzanfall. Nietzsche gegen das Christentum zur Verzweiflung getrieben (179). Die atypische Paralyse (180). Die nichtseelische Ursache der Krankheit. Der unangetastete Gesundheitsrest (181). Nietzsche als Beispiel der Entartung ohne Psychose (182). Der Übergang vom Erzieher zum Denker (183). — Die Entfremdung von Wagner (184). Gersdorff über Nietzsches Befinden. „Sechs Monate ausruhen" (185). Der Osterurlaub 1876 am Genfersee (186). „Der Gefangene von Chillon". Peter Gast und Paul Widemann (187). Peter Gast als Hörer des Platokollegs. Peter Gast's geistige Silhouette (188). Gast als Parteigänger Bayreuths (189). Gasts Adeptennatur (190). Gast mit Nietzsches Freunden in Bayreuth. Ein Freundschafts-Angebinde (191). Nietzsches letzter Aufenthalt in Bayreuth (192). Wagners Sache „du jour" (193). Ordentlicher Professor an der Universität (194). Nietzsches Gerechtigkeit gegen Wagner (195). Keinerlei „Bruch" mit Wagner. Der Winter in Sorrent (196). Eine Nichtenttäuschung in Nietzsches Leben (197). — Albert

Brenner über den Winter in Sorrent 1876 1877. — Reise über Genua, Livorno und Neapel (198). Fräulein von Meysenbug (199). Villa Rubinacci (200). Zusammensein mit Wagner. Die klösterliche Lebensweise (201). Nietzsches gutes Beispiel (202). Rée's Abendvorlesungen. Die Morgenstunde (203). Weihnachten (204). Das Menu. Die Lektüre des Neuen Testamentes (205). Die Erbauung der Ungläubigen. Die pompejanischen Wandgemälde und Böcklin (206). Brenners Novelle in der „Deutschen Rundschau" (207). — Nietzsche als Bruder vom gemeinsamen Leben (208). Nietzsches angebliche Sinnesänderung (209). Sein ursprünglicher Drang zum Radikalismus. „Es lebe der Réealismus" (210). Die Antipathie von Nietzsches Umgebung gegen Rée (211). Die Frage nach dem Wert (212). „Mein lieber Freund und Vollender" (213). „Selbstkenner — Selbstheuker!" (214). Die Bibel als Rückendeckung. Nietzsche als „Religionsfeind" (215). — Overbeck über Nietzsches Atheismus. — Der menschenmögliche Atheismus. Nietzsches religiöse Gleichgültigkeit (216). Die Kritik am Christentum (217). Kultur, nicht Religion (218). Nietzsche und die Theologie. — Ein Theologe Nietzsches Freund (219). Theologie als Wissenschaft (220). Overbeck als Tübinger. Der Gelehrte und der Denker (222). „Das Malheur ist: ich habe kein Muster". Overbecks Gelehrsamkeit (223). Nietzsche als Philologe. Overbecks Stil (225). Schulstil und Aphorismus (227). Aphorismenbücher ein Widerspruch in sich selbst (228). Nietzsche eine aphoristische Natur. Der Aphorismus kein Ausdrucksmittel für Zusammenhänge (229). Nietzsche hat den Aphorismus nie überwunden. Overbecks und Rohdes Verlobungen 1876 (230). Nietzsches Junggesellenwohnung (231). Jakob Burckhardt als Junggeselle (232). Nietzsches grundsätzliche Stellung zur Ehe (233). — Erinnerungen von Frau Ida Overbeck. — Nietzsches Gestalt und Umgangsform (234). Seine nachhaltige Wirkung auf andere. „Barock des Christentums" (235). Nietzsche als Gast (236). Unter den klassischen Moralisten. Nietzsches Ehrgeiz (237). Nietzsche und Stirner (238). Lektüre Feuerbachs und Johnsons (239). Gut und Böse außerhalb des Lustgefühls (240). Der Gegensatz zum Geltenden (241). Die landläufige Tugend (242). Das Problem der Leiblichkeit. Ungriechische Gefühlsart (243). Bedürfnis der Mystik. Nietzsches religiöse Wirkungen (244). Nietzsches Halbbefriedigungen. Nietzsches ehrliche Unsicherheit (245). Die „kurze Linie" (246). Sein Kampf gegen weltgeschichtliche Positionen. Sein Hohn auf die Lebensverneinung (247). Seine Moral als Tragödienthema (248) Mechanistische Gleichheitshaspel (249). Nietzsches Respekt vor dem Gottesgedanken. Sein Anspruch absoluter Einzigkeit (250). Overbecks Verständnis für Nietzsche (251). — Nietzsches Auftreten im Kolleg. Nietzsches Augen und Stimme (252). Die viel zu Vielen bei Platon (253). Der „Exzeß von Reinheit" bei Platen und Nietzsche (254). Ein philosophisches Intermezzo über Heraklit. „Ich suchte mich selbst" (255). Auf der Spur nach einem Adepten. „Wie eine leblose Maske!" (256). — Nietzsches Amtsniederlegung (257). Verständigung der Freunde durch Overbeck (258). Overbeck und Rohde über Menschliches, Allzumenschliches I (259). Nietzsches „Réetum" (260). Nietzsches „Freier Geist". Nietzsches Neigung zum Dogmenmachen (261). Nur Goethe ein „Freier"! Wagners Schmerz über Nietzsche (262). „Die Freundschaft sein Buch nicht zu lesen" (263). Das Krampfhafte in Nietzsches Vereinigung mit Wagner (264). — Nietzsches Durchbruch zum Antiidealismus. Der „Grundwille" der Erkenntnis (265). Wissenschaft und

Moral. Religion und Kunst (266). Kultur und Freundschaft (267). Ehe und Staat. — Overbeck über Nietzsches eigentliche Natur. — Nietzsches Streben nach Größe (268). Nietzsches Gewaltsamkeit gegen sich selbst. Die Szene mit Frau R. N. (269). Nietzsches menschliche Echtheit (270). Nietzsches Selbstüberwindung (271). Nietzsches Morosität. Nietzsches Vornehmheit, Humor und Güte (272). Nietzsches einseitige Genialität als Kritiker (273). — Das Kolleg über die griechische Lyrik (274). Die Erlahmung der Spannkraft als Lehrer. Der Schluß von Nietzsches Basler Aufenthalt (275). Nietzsches Wegzug von Basel (276). Die Widmungsverse an Burckhardt. Die Zweitwidmung an Overbeck (277). Basel als Hemmung in Nietzsches Entwicklung (278). Der philosophische Lehrstuhl. Die Vorzüge des Basler Aufenthaltes für Nietzsche (279). Nietzsches Anhänglichkeit an seine Professorenzeit (280). „Das Pathos der Distanz" (282).

Dritter Teil

Nietzsches Schicksal 285

Nietzsches philosophischer Trotz (285). Aus dem Unerträglichen ins Unerhörte (286). Der zum Al Fresco vergrößerte Lyrismus. Optimist aus Verzweiflung (288). Nietzsches Sensibilität (289). Sentimental oder geistreich (290).

Erster Abschnitt des dritten Teils

Das Ungenügen der reinen Aufklärung. (Der Dichter) . 292

Nietzsche fortan heimatloser Hotelgast (292). Die Fortdauer der Freundschaft mit Overbeck. Freundschaft unabhängig von Meinungsverschiedenheiten (293). Overbecks Freundesdienste (294). Overbecks Buchführung für Nietzsche (295). — Overbeck und Peter Gast (296). „Briefwechsel zwischen Hieronymus und Augustin". „Zur Geschichte des Kanons" (298). Objektive Historie des Christentums (299). Overbecks Gelehrsamkeit (300). Overbecks Gattin (301). Übertragungen aus Sainte-Beuve (302). „Die feinsinnigste Frau!" (303).

I. Der Schritt vom Nein zum Ja 304

Peter Gast und Venedig (304). Nietzsche und Peter Gast in Riva. Chopinstudium in Venedig (305). Stendhal über „fröhliche" Philosophie (306). Siebenlist und Lipiner (307). Nietzsche und Gast in Recoaro (308). Das Erscheinen der „Morgenröte" (309). Bekanntschaft mit Bizet's „Carmen" (310). — Nietzsche und die Romantik. Nietzsches romantische Anfänge (311). Die Romantiker als „Nietzscheaner". Das Problem der Antike (312). Die Römer als antigriechisches Gegenideal (313). Das Bedürfnis nach Mystik (314). Ehrliche physikalische Studien (315). Der Schritt vom Nein zum Ja (316). Die Theorie von L. A. Blanqui (318). Die Theorie von G. Le Bon (319). Die persönliche Akzentgebung der Wiederkunftslehre bei Nietzsche (320). Fräulein Salomé als erste Initiantin (321). Peter Gast über die „mechanische Repetition der Weltalter" (322). — Overbeck über Nietzsches Bekehrung zum Mysterium. — Nietzsches Einsamkeit nur relativ (323). Wandlung anstatt Entwicklung (324). Nur Versuche, sich selbst zu täuschen. Das Ideal des „Extremen" (325). Bejahung aus Desparation (326). „Gaya Scienza" (327). „Nur noch ein Jasagender sein" (328).

II. Das Lou-Erlebnis 328

Die Maitage des Jahres 1882 (330). Lou Salomés Nietzsche-Porträt.

Nietzsches Mund, Gang, Hände und Ohren (331). Nietzsches Höflichkeit aus Freude an der Verkleidung (332). Die Freundschaft mit Lou Salomé. „Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!" (333). Der Hymnus „an das Leben" (334). Nietzsches Musik zu Lous Gedicht. Mit Rée und Lou in Leipzig (335). — Frau Overbeck über das Lou-Erlebnis. — Nietzsches persönlichstes Erlebnis. Besuch Nietzsches bei Overbeck Anfang Mai 1882 (336). Die gänzlich unerwartete Gestalt von Lou. Höchste seelische Wonnen (337). Der Rapport zum christlichen Erlebnis (338). „Krankheit und Schwermut" (339). Der Kontrast zum Frühling 1882. Fräulein Nietzsches Antipathie gegen Fräulein Salomé (340). „Mild und kräftig so wie ich alle Dinge mir wünsche" (341). „Die gravierendsten Tatsachen erst seit drei Wochen bekannt". Den Glauben an seine Heiligen verloren (342). Vom erhabenen Irrtum zur schallenden Burleske (343). „In meinem ganzen praktischen Verhalten niemals Höheres gewollt und niemals sublimer gehandelt". „Viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt" (344). „Seitdem zum Stillschweigen oder humaner Heuchelei verurteilt" (345). — Die Darstellung der „Affäre" durch Frau Förster (346). Zwei scharf geschiedene Perioden. Eine ehrliche Enttäuschung durchkreuzt durch fremde Einmischung (347). Nietzsches Familiengefühl. Gesteigertes Bewußtsein seiner Herkunft (348). Nietzsches Kaprice (349). Das Dazwischentreten der Schwester. Nietzsches Unentschlossenheit (350). Bleibender Wert der Lou-Episode (351).

III. Antisemitismus und Obskurantismus 352

Nietzsches Verleger E. W. Fritzsch (352). E. Schmeitzner in Chemnitz. Die antisemitische Agitation (353). „Als Antisemit ein praktischer Christ" (354). Rückkehr zu Fritzsch, Kommission bei C. G. Naumann (355). Die Schwester als „Vertraute". Unmöglichkeit einer Verständigung (356). Die „Försterschen Ideen" (357). — Overbeck über Nietzsches Rassengefühl. — Die „polnischen Ahnen" (358). Der Antisemitismus (359). Dr. Paneth. Das historische Interesse am Judentum (360). Die gesellschaftliche Praxis (361). Antisemitisches Antichristentum. — Der Konflikt zwischen Grundsätzen und Gefühlen (362). Der Abschied vom Ehepaar Förster (363). Overbeck gegen Treitschkes Antisemitismus (364). Die „Ideenarmut" in Deutschland (365). Mißbrauch der Religion im politischen Streit (366). Nietzsche als Klassiker deutscher Prosa (367). Nietzsche als Gesamtfeind des Obskurantismus. Die geplante Wiederaufnahme des Dozentenberufs (368). Ein „guter Rat" (369). Staatsphilosophen auch Obskuranten (370). Nietzsche und Gast in Zürich. Die Aufführung von Gasts Ouvertüre (371). „Nacht, o holde". Die Wiederaufnahme der Beziehungen mit Gersdorff (372). Rohdes Freude an Nietzsches Künstlerschaft (373). — Overbeck an Rohde über Nietzsche 1879—1887. — Unterlassung von Rohdes Besuch (375). Rohdes langes Schweigen gegen Nietzsche (376). Nietzsche in Messina (378). Gegenseitige Besuche Overbecks und Nietzsches (379). Starke Fehler und starke Vorzüge (380). Overbecks Verpflichtung, Nietzsches Adresse zu verschweigen (382). Overbeck und Nietzsche in Schuls. Rohdes geplanter Besuch in Sils (384).

IV. Der Zweifel am Zarathustra 386

Der volksfeindliche Adelsmensch Spittelers. Die Verkörperlichung des Abstrakten (387). Hat Nietzsche Epimetheus gekannt? (388). Erzählung und Spruchgehalt (389). Die durchgreifenden Verschiedenheiten zwischen Epimetheus und Zarathustra (390). Gottfried Kellers Urteil über Epi-

metheus (391). Nietzsches Schöpferbewußtsein vom Zarathustra (392). Seit Jahrtausenden das stärkste Beispiel von Inspiration (393). Die wirkliche Entstehung der sogenannten Zehn-Tage-Bücher. Das um ein paar Zentralideen gruppierte poetische Weisheitsbuch (394). Die Person des Zarathustra eine mit idealen Unmöglichkeiten ausstaffierte Puppe. Die Verbindung der Sentenzensammlung mit dem Zarathustramotiv (395). Das kritische Element im Zarathustra (396). Das pädagogische Element im Zarathustra. Die Imperative im Zarathustra (397). Die künstlerische Arbeit im Zarathustra (398). Landschaft und Sprache (399). Zarathustra weder rein didaktisch noch rein satirisch (400). Zarathustra als gesteigertes Ich-Bewußtsein. Die Leiblichkeit des Selbst (401). Umkehrung der Askese (402). Dilemma zwischen Sollen und Wollen. Die „Fliegen des Marktes" (403). Von der Nächstenliebe (404). Die schenkende Tugend. Künstlerische Steigerung ds zweiten Teiles (405). Das Entsetzen vor dem Mitleid. Das Gericht über die gelehrten Freunde (406). Triumph der Satire (407). Gedankenwechsel im dritten Teil. Satire und Dithyrambus (408). Die christlichen Instinkte im Zarathustra (409). Zarathustra als Nachfolger Jahves. Die Chronologie der vier Zarathustrabücher (410). Der Seelenzustand im Zarathustrajahr (411). Der vierte Zarathustra (412). Das dichterische Vorspiel zum Untergang (413). Zarathustra IV ein Selbstgespräch. Nietzsches eigene „Notschreie" (414). Größe und Streben nach Größe (415). Ein Riese muß groß sein (417).

Anmerkungen 418

Vorrede

Das biographische Naturgesetz

Eigene bescheidene Forschungen über Entstehung frühmittelalterlicher Heiligenleben hatten es mich wie eine Naturregel erkennen lassen, daß das Andenken an einen überragenden Mann zunächst von dem Ungestüm der ihm gespendeten Verehrung — noch mehr als des Hasses — vergewaltigt wird und erst ein Kampf erwachender Kritik die Pietät in ihre Schranken weisen muß, ehe das Bild ausgeglichen auf die Nachwelt gelangt[a]). Ich wußte ferner von dem selbstgefälligen Schindler, der auf seiner Visitenkarte „ami de Beethoven" stehen hatte und befangene Erinnerungen an den Meister frischweg als Biographie ausbot.

Immer schon verlegte mein Gefühl Overbecks Weigerung, die in ihm verkörperte Nietzschetradition der Schwester des Freundes auszuliefern, jenseits persönlicher Regungen in das Gebiet des Grundsätzlichen, Naturnotwendigen. Nietzsche, im Leben der große Unglücksmensch, betritt die Nachwelt als ein Kind des Glückes. Nicht nur verhalf die Energie seiner Rechtsnachfolger den Schriften zu schnellster Wirkung; auch die für die Ewigkeit eines jeden Ruhmes unerläßliche Zurückdämmung des ursprünglichen Parteienthusiasmus sah sich nicht auf neutrale Gelehrtenanalyse angewiesen. Sein bester Freund ist sein strengster Kritiker gewesen. Overbeck liebte Nietzsche so sehr, daß er jenem und sich selbst das letzte zumuten durfte. Er nahm Nietzsche, wie er ihm erschien, vor sich auf die flache Hand und legte mit der andern freien Hand unerbittlich die Sonde an. Höchste Freundschaft vermag sogar das; freilich ist sie nur zwischen Männern denkbar und nur Männern ganz verständlich.

Der beste Freund und strengste Kritiker

Diese Seltenheit darf nicht mißdeutet werden. Indem Overbeck über Nietzsche urteilte, saß er nie einen Augenblick über ihn zu Gericht. Trieb ihn seine Wahrhaftigkeit, am Freunde eine Prozedur vorzunehmen, wie an einem leb- und gefühlslosen Gegenstand, so unterwarf er sich hinterher, statt sich über ihn zu erheben, dem angeblich Gerichteten. Er nimmt ihn ins Verhör und bleibt doch der Empfangende und Gläubige. In diesem Doppelstreit von Herz und Hirn und nicht in irgend einer Unfehlbarkeitsmiene beruht das Gewicht dieses merkwürdigen Verhaltens. Er war, wenn auch lange nicht so kühn und lange nicht so vielseitig begabt, einer, der neben und außer dem andern an und für sich in

Betracht kam — auch in der Bewunderung selbständig, auch in der Liebe unblind.

Vorwiegende Urkundlichkeit

Dies schlicht und treulich nachzuweisen, war meine Aufgabe. Ich wollte dem Buche seinen vorwiegend urkundlichen Charakter wahren, selbst wenn darunter das Ebenmaß seiner Gestalt litt. Es erschien mir unumgänglich, die authentischen Dokumente, die zur Verfügung standen, in die fortlaufende Darstellung an der entsprechenden Stelle einzuschalten. Das Buch selbst wird durch diese oft breiten Ausladungen äußerlich unförmlich, aber ich hoffe, es werde dennoch gelungen sein, die Auswahl der Belegstücke so zu treffen, daß sie ihrerseits stets den Gedankenfaden fortzuspinnen in der Lage sind, und also eine Stockung im innern Verlauf der Mitteilungen nicht fühlbar werden möchte. Die in selbständiger Form eingefügten Stücke sind folgende:

1. Overbeck an Treitschke 1863—1870
2. Overbeck über die Freundschaft mit Nietzsche
3. Erinnerungen an Frau J. von Miaskowski
4. Overbeck an Treitschke über Nietzsche
5. Overbeck über Richard Wagner
6. Overbeck über Romundt
7. Overbeck über Nietzsches Rezeptivität
8. Overbeck über Schopenhauer
9. Erinnerungen von Prof. Julius Piccard
10. Albert Brenner über den Winter in Sorrent 1876/77
11. Overbeck über Nietzsches Atheismus
12. Erinnerungen von Frau Ida Overbeck
13. Richard Wagner an Overbeck über Nietzsche
14. Overbeck über Nietzsches eigentümliche Natur
15. Overbeck über Nietzsches Bekehrung zum Mysterium
16. Frau Overbeck über die Lou-Episode
17. Overbeck über Nietzsches Rassengefühl
18. Overbeck an Rohde über Nietzsche 1879/1886
19. Overbeck über Nietzsches Freundschaften
20. Overbeck über Nietzsches Freundschaft zu Rohde und ihm selbst
21. Overbeck über Nietzsches Krankheit
22. Overbeck an Peter Gast über die Katastrophe und ihre Folgen
23. Frau Pastor Nietzsche an Overbeck aus Naumburg 1890 bis 1891

24. Overbecks Rückblick auf seine Freundschaft mit Nietzsche
25. Overbeck über Nietzsches Schwester.

Außer diesen in die Darstellung eingeschobenen Stücken findet man überall mehr oder weniger reichlich dazwischen gestreut authentische Zitate, meistens aus Briefen von Overbeck an Freunde oder von den Freunden an ihn [b]). Dagegen wurde von irgend einer näheren Verwendung der Briefsammlung „Nietzsche an Overbeck", deren Originale in der Basler Bibliothek aufbewahrt werden, deshalb abgesehen, weil ihre Veröffentlichung eine Sache für sich bleiben soll und der zu jenen Briefen nötige ausführliche Kommentar sich mit dem Inhalt des Memorienwertes keineswegs decken, sondern auf eigenen Füßen stehen wird. Es ist deshalb nicht eine Zeile aus diesen wichtigen Dokumenten zitiert worden. In beiden Fällen war es eine von ausschlaggebender Wichtigkeit, durch sachlich einwandfreie Erhebungen in Erfahrung zu bringen, ob der Empfänger von Briefen zu deren publizistischer Verwertung berechtigt sei. Die von sachverständiger Seite eingezogenen Gutachten, sowie die bisherigen gerichtlichen Entscheidungen haben ergeben, daß Vertrauensbriefe nicht unter das Urheberrecht fallen; demnach durfte ich mich für alle in diesem Bande enthaltenen Briefzitate zur öffentlichen Benützung befugt erachten [c]). Dennoch liegt dem, was hier bekannt gegeben wird, eine wohlüberlegte Sichtung zu Grunde; ich habe sehr vieles zurückbehalten, darunter manches Sensationelle und Aufsehenerregende. Ich will mich freuen, wenn ich nicht in die Lage versetzt werde, später etwa Aufdeckungen oder gar Enthüllungen nachtragen zu müssen, deren Bekanntmachung ich mir und andern gerne ersparen würde.

Rechtmäßige Verwendung von Vertrauensbriefen

Als uns Overbeck mit seinem letzten Willen die Obhut über seinen Nietzsche-Nachlaß überband, ahnten wir nicht, wie sehr diese Ehrenpflicht auf eine Verteidigung seines guten Namens hinauslaufen sollte. Nur seine Gattin war als nächste Angehörige in der Lage, zum Schutze seines Andenkens die Hilfe des Richters anzurufen und nach zweijährigem Kampfe hat sie ihr Recht gefunden. Es ist nun der Schwester Nietzsches ein für allemal der Weg verlegt, noch fernerhin der Freundschaft Overbecks für Nietzsche ein wirklich beweisbares Pflichtversäumnis nachzusagen [d]). Doch was wäre damit gewonnen ohne den Versuch, die Treue für den Freund auch in einem darstellenden Denkmal festzuhalten. Nicht in irgend einem Dienst und Solde habe ich wichtiges und neues über Nietzsche bekannt gegeben, sondern in

unmittelbarer Vollziehung des Vertrauens, das Nietzsches Bester in mich gesetzt hat. Mir selbst hat sich in seinem stillen Hause Friedrich Nietzsche aus einer Mode und Sensation, die er für mich wie für viele andere gewesen ist, in einen vorbildlichen und verehrungswürdigen Menschen verwandelt. Mehr als Umrisse eines Bildes von Nietzsche zu geben, lag mir nicht ob; und hierfür war mir die in Overbeck verkörperte selbständige Tradition doch auch nicht mehr als eben ein Ansporn, nach einer eigenen Auffassung zu ringen.

Der polemische Zweck

Wenn die eine oder andere Partie von den Lesern wie eine Anklage empfunden wird, so entspricht das nicht dem Sinne, aus dem heraus das Buch verstanden sein will. Es lag aber auch kein Grund vor, wegen der Möglichkeit solcher Deutungen zu schweigen. Overbeck hat die Situation, um derentwillen er hier vielfach in Schutz zu nehmen ist, nicht geflissentlich herbeigeführt, ja er hat das Seine getan, ihr auszuweichen und die Unabhängigkeit vom Nietzsche-Archiv in Weimar nicht in einen sezessionistischen Gegensatz ausarten zu lassen. Dies ist ihm bis kurz vor seinem Tode gelungen. Dann aber ist ihm und vor allem uns, die er mit der Vollstreckung seines letzten Willens betraut hat, die Verteidigung seines Standpunktes und seines Andenkens durch eine Reihe peinlicher Vorfälle aufgenötigt worden. Die dabei in Frage kommenden Streitpunkte sind hier teilweise übernommen, um sie sachlich bearbeitet der öffentlichen Beurteilung vorzulegen. Im übrigen steht zu hoffen, daß die tatsächliche und urkundliche Beschaffenheit dieses Werkes den polemischen Zweck werde vergessen lassen, dem zu liebe es vornehmlich entstanden ist. Eine gewisse unerschütterliche Sicherheit wohnt ihm allerdings von vornherein inne. Es weiß, es ist ein Wort zu seiner Zeit; es weiß, es hat etwas zu sagen. Nun mögen seine Leser ratschlagen, ob es zuviel versprochen war, als ich mit dieser Zusammenfassung von Overbecks Nietzsche-Nachlaß eine Korrektur ansagen zu dürfen meinte.

Arlesheim bei Basel, den 15. Oktober 1907

Carl Albrecht Bernoulli

Erster Teil

Franz Overbeck und Heinrich von Treitschke

Im Frühjahr 1851 trug der noch nicht siebzehnjährige Heinrich Gotthard von Treitschke bei dem Schlußaktus der Dresdener Kreuzschule als Primus omnium ein von ihm selbst verfaßtes, deutsches Gedicht vor[1]. In der Schüler-Korona, die ihm lauschte, saß als Untertertianer, kaum noch der deutschen Sprache mächtig, der um drei Jahre jüngere Franz Overbeck. Jedoch erst nach Jahren begegneten sie sich persönlich und fanden sich zu einer idealen Jugendfreundschaft zusammen, die durch die politische Hochspannung der sechziger Jahre noch ihre besondere Weihe erhalten sollte.

Auf der Kreuzschule in Dresden

Franz Overbeck war durch das kosmopolitische Gefüge seines äußeren Daseins zu derjenigen Art Mensch ungewöhnlich vorgebildet, die Nietzsche den „guten Europäer" nannte: die zukünftige Ablösung des nationalen Kulturträgers durch den internationalen. Der Großvater war mit seinem altbürgerlichen niederdeutschen Geschlechtsnamen aus dem Frankfurt Goethes ausgewandert und in England als Kaufmann an der napoleonischen Kontinentalsperre gescheitert. Sein Sohn siedelte unter Aufrechterhaltung der britischen Naturalisation nach Rußland über. Der Enkel ist noch in seinen erwachsenen Jahren mit einem englischen Paß gereist. Die Mutter, die ihm am 16. November 1837 zu Petersburg das Leben gab, war eine Französin und katholisch. Ihren Verwandten in Paris zur Erziehung überlassen, besuchte er ein Internat, als dessen Zögling er einen blauen Frack und gelbe Hosen trug und bei der Februarrevolution im Chore der Schuljugend die Marseillaise mitsang. Erst in seinem zwölften Jahre siedelte die Familie nach Dresden über, und jetzt lernte der Knabe, der fertig englisch, russisch und französisch sprach, auch deutsch.

Overbecks kosmopolitische Herkunft

Overbecks Eltern waren bei aller einfachen Bildung Leute von geistigen Interessen. Am Vater hat es der Sohn später ausdrücklich beklagt, daß ihm die Verhältnisse verwehrt hatten, einen freien, wissenschaftlichen Beruf zu ergreifen. Denn was seine Stärke war, die Leidenschaft des Erkennens und die sprudelnde

Overbecks Veranlagung

1 C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche

Äußerung seiner Eindrücke, erkannte er als väterliches Erbstück. An die Mutter erinnert sein Zartgefühl, die Distinktion im Benehmen. Ihr eigener Vater hatte gewünscht, der Enkel solle eine deutsche Erziehung erhalten, und so wurde, während Herr Overbeck noch einige Jahre in Petersburg seinen Geschäften oblag, der Haushalt unter der Obhut der Mutter in Dresden als der künftigen Heimat begründet.

Zur Theologie trieb den Sohn einer gemischten, gewiß nicht unreligiösen, aber auch durch keinerlei Eifer verworrenen Ehe der angeborene milde, rechtschaffene, dem Guten und seiner Förderung redlich zugewendete Sinn seiner Familie. Keiner innern Anfechtung und Gewissensnot hatte er sich durch sein Studium zu erwehren; im praktischen Amte wäre er einfach ein Nachzügler des alten Rationalismus geworden und hätte, wie er gelegentlich versicherte, seine Bauern gelehrt, wie sie am besten ihren Kohl pflanzen und ihren Acker bauen sollten. Eine handgreifliche Vernünftigkeit blieb der gesunde und zuverlässige Grundzug seines Wesens, und erst im Laufe langer Jahre erwuchs er zum unerbittlichen historischen Kritiker des Christentums, dank seiner klaren, keinerlei Wallungen der Phantasie ausgesetzten, spiegelhell rezeptiven Intelligenz. Diese einseitige Begabung zum Gelehrten war mit einer solchen Fülle, so armsdick strömend in ihm vorhanden, daß sie die Eigenschaft einer Funktion überwuchs und ursprüngliches Element wurde. Overbeck war ein Student, der nicht erst noch immatrikuliert zu werden brauchte, ein Strebender, dem der Bienenfleiß mit dem Herzblut unweigerlich im Pulse klopfte. Das Staatsexamen, den philosophischen Doktor und den Lizentiaten hat er ohne besondere Vorbereitung nebenher mitgehen lassen und steckte längst bis über die Ohren in den alten Scharteken und Fachbänden drin, als er sich dazu verstehen mußte, Kollegshefte zu bauen und sich in das Pensum akademischer Kurse zu schicken.

Overbecks gesellige Talente

Doch machte diese Emsigkeit, im Berufe tüchtig zu werden, nur die eine Seite seines Wesens aus; die Natur hatte ihm in hohem Maße ein liebenswürdiges Gesellschaftstalent mit auf den Weg gegeben und befähigte ihn für menschliche Anteilnahme und Freundschaft. Wenn auch Ausgelassenheit und Übermaß außerhalb seiner Natur lagen, so hat er doch seine Studentensemester genossen wie nur einer. Er muß am Kneiptisch einer von den Stillvergnügten gewesen sein, die es aber dick hinter den Ohren haben, und war bekannt für die Hartnäckigkeit, mit der er in dem Refrain der

„alten Burschenherrlichkeit" mit „Schrumm" zwischen das „O jerum" fuhr oder in der „blühenden goldenen Zeit" mit „Rosen" nachklappte, unbeirrt durch jedes Propoena, — wie er auch, ebenso unverbesserlich, zu einer Bierrede verdonnert, unter allgemeinem Protest — weil er keine Stimme hatte — einen Solokantus zum besten gab, da er lieber singe als spreche! Es war denn auch die Mütze des „grünen" Hannoveraners, die sozusagen die Freundschaft mit Treitschke als einem älteren Kartellbruder von der Frankonia in Bonn — bei der später auch Nietzsche aktiv wurde! — unter einen Hut brachte. Sie trafen sich im Jahre 1857 in Dresden, durch Overbecks besten Schulkameraden Wolfgang Helbig einander zugeführt. Die so geschlossene und durch gelegentliche Ferienbesuche genährte Bekanntschaft verdichtete sich zu einem täglichen Verkehr, als Overbeck im Frühjahr 1859 in Leipzig seine Studien abschloß und dabei unter den ersten Zuhörern des angehenden Dozenten für Geschichte saß. Häufige, Sonntags zumal regelmäßige Spaziergänge besiegelten die Freundschaft. „Wie lebhaft wir uns aber damals unterhielten", erzählt Overbeck im Rückblick auf jene Tage, „um so weniger kamen wir vorwärts infolge der gerade damals so jammervoll zunehmenden Taubheit Treitschkes, die zu beständigem Stehenbleiben nötigte, anfangs um noch in seine Ohrmuschel, dann in immer bedenklicher in ihrer Schallkraft sich steigernde Metallrohre den schon sehr bald mehr oder weniger staatsgefährlich werdenden Inhalt unserer Gespräche hineinzurufen." Dazu gesellten sich mannigfache, fröhliche Wanderungen in den deutschen Mittelgebirgen und von 1861—1863 die gemeinsamen Mittagsmahlzeiten samt darauffolgendem schwarzen Kaffee, wo die beiden dann mehr Lauscher hatten, als einem sächsischen Generalssohne, aber auch einem angehenden jungen Gottesmann in Sachsen bequem war. Das war die Zeit, da Treitschke, aus seinem freiwilligen Münchner Exil zurückgekehrt, sich an der Universität seines Landes Gehör erzwang und Overbeck daneben in aller Stille das Gift der Kritik in sich sog, das damals noch üppig aus der Patriotenweisheit des jungen Politikers floß. Je unwilliger die Kühnheit großdeutscher Träume in Treitschkes sonstiger Umgebung mit angehört wurde, desto gieriger hing Overbeck an seinen Lippen. Er war Zeuge von Treitschkes Sehnsucht nach einem andern Wirkungskreise; denn obwohl dieser vor zweihundert Leuten las, fühlte er doch, daß ihm in seiner Heimat kein Glück blühen werde, da er „noch immer so dumm sei, ein

Der Verkehr mit Treitschke in Leipzig

Deutscher zu sein". Einmal beichtete ihm Treitschke, er habe einen ganzen Karfreitag „als frommer Christenmensch" zur Lektüre eines Buches von David Friedrich Strauß verwendet und sich gefreut, daß noch ein deutscher Mann den Mut seiner Meinung habe. Und als im Sommer 1863 Treitschke als Redner des großen Leipziger Turnfestes umjubelt wurde, war Overbeck von ihm angeführt mitten im Zuge fröhlich mit marschiert. Das war der Gipfel einer Sturm- und Drangzeit gewesen, aber auch etwas wie ihr Schluß. Denn nun galt es endgültig auseinander zu gehen, da Treitschke als Professor nach Freiburg und Overbeck zur Habilitation nach Jena zog.

Der Leipziger Freundeskreis

Indessen war der Verkehr mit Treitschke nur der Mittelpunkt von Overbecks Leipziger Zeit gewesen, anderweitige freundschaftliche Beziehungen der beiden bildeten einen weiteren bedeutsamen Inhalt für Overbecks damalige Fortbildungsjahre. Der Theologe Richard Adalbert Lipsius hatte von damals her ein wohlwollendes Andenken für ihn bewahrt; als es sich später um Overbecks Berufung nach Basel handelte und Lipsius amtlich um Auskunft über ihn gebeten wurde, gab er ein Urteil über den jüngeren Kollegen ab, das als Muster treffender Charakteristik zu gelten hatte. Dann war ein Arzt Dr. Frantzius, außerdem ein Dresdener Mit-Kreuzschüler, der Jurist Barchewitz, der sich später mit Overbecks Schwester verheiratete — ferner der klassische Philologe Alfred Gutschmid, und der aus dem Theologenstand hervorgegangene bekannte Publizist Moritz Busch, damals Redakteur der „Grenzboten", der Prototyp eines Tagesschriftstellers, nach der bewundernswerten, wie nach der bedenklichen Seite hin, an dem sich Overbeck sein sehr ausgeprägtes, doch nicht ungerechtes Urteil über das Volk der Journalisten bildete. Auch Gustav Freytag ließ sich blicken, namentlich eben in jenem für die Gärung jener Zeit bedeutungsvollen intellektuellen Leipziger Geheimbunde, die Verschwörung genannt; zu der berühmt gewordenen Abschiedssitzung, da Freytag dem scheidenden Treitschke die bewundernden Gesinnungen der Freunde in einer noch erhaltenen großen Rede zum Ausdruck brachte, hatte auch Overbeck Zutritt gefunden[2]. Viel wert war ihm, dem mit ausgeprägtem Familiensinn begabten, die gastfreie Häuslichkeit des Professors Brockhaus, dessen Schwager Richard Wagner er dort öfters im kleinsten Kreise zu sehen bekam.

Overbecks Anfänge als Kirchenhistoriker in Jena

Schon in Leipzig hatte sich Overbeck den Beruf eines Historikers dahin zurecht gelegt, es gelte zunächst „keine Ideen aufzusuchen,

sondern sie ganz kaltblütig aus der Geschichte hervorwachsen zu sehen". Nun fand er in seinen sechs Jenaer Dozentenjahren Gelegenheit, diesem Grundsatze nachzuleben, indem er vorwiegend über das Neue Testament, aber auch über ältere Kirchengeschichte vortrug. Zusammen mit diesem ihn befriedigenden Arbeitsgebiete trugen reiche menschliche Beziehungen das ihre dazu bei, daß er in seinen alten Tagen an Jena wie an ein Eldorado zurückdachte. Er gehörte einem Kreise junger, verheißungsvoller Gelehrten an, die man in der dortigen Gesellschaft mit dem Übernamen „die Halbgötter" zu bezeichnen pflegte. Dort fand sich Overbeck zusammen mit Männern wie dem genialen Schöpfer der optischen Werkstätte Ernst Abbe, dem Zoologen Alfred Dohrn und dem Ägyptologen Georg Ebers. Außerdem fehlte es nicht an anregendem Verkehr in angesehenen Jenaer Familien, vorab im Hause Karl Hases. Dieser, schon damals ein Patriarch unter den Kirchenhistorikern und wissenschaftlich respektabel genug, um die ihm als Menschen dargebrachte Verehrung auch als Fachmann zu verdienen, war es überdies gewesen, der den angehenden Fachgenossen mit „ermunternder Gütigkeit" zur Habilitation an seiner Fakultät bewogen hatte. So fand Overbeck in Jena das, was ihm als die ideale Umgebung für eine Gelehrtenexistenz erschien: die Reize des Idylls und eine mit andern gemeinsam eingeatmete Atmosphäre von Geist. Dort haben sich geruhsam, unaufdringlich und in der Ferne des Ideals, für das man sich Zeit lassen darf, die großen Konzeptionen für ein Lebenswerk vor ihm verdichtet. Noch am Ende seines Lebens konnte er bekennen — wenn es nach seinem Wunsche gegangen wäre, er wäre in Jena geblieben. Damit meinte er, es wäre nie etwas anderes aus ihm geworden als ein privater Akademiker, der sich sein Pensum selber vorschreibt und nur dem Dienste eines aufzurichtenden Monumentes lebt.

Das sprechendste Zeugnis für die Gedanken- und Empfindungswelt, in der Overbeck um sein dreißigstes Jahr herum atmete und glücklich war, bilden seine Briefe an Treitschke. Dabei gelangt ein doppeltes Gepräge seines Wesens zum Ausdruck: die Kritik an den politischen und den religiösen Zuständen des damaligen Deutschland. Doch findet sich, entsprechend der großen persönlichen Zurückhaltung und Bescheidenheit, die Schärfe und die Unerbittlichkeit des Urteils mehr noch erst angedeutet, als bereits in einschneidender Wirkung vorhanden. Die Klinge verwundet noch nicht, sie wetzt sich am Schleifstein.

Jena, 20. November 1863

Die Kleinstadt Jena

. . . . Sieben Wochen bin ich nun am Platze und man ist in dieser Zeit hier mit manchem fertig. Klein ist alles, kleiner manches, als ich mir es selbst gedacht hatte, und gar mit den Erbärmlichkeiten der Kleinstaaterei wird man hier recht bekannt bei unserer Abhängigkeit von vier, Weimar ausgenommen, beiläufig nur ironischerweise so zu nennenden Nutritoren. Friede und Einigkeit herrscht unter den Leuten auch nicht gerade, kurz, es fehlt, so viel ich sehe, an Schattenseiten durchaus nicht; am wenigsten werden sie einem von den Jenensern selbst verborgen, die ausgenommen, welche Jena in jeder Beziehung für eine Welt- und Musterstadt halten. . . Wunderschön wirklich ist unsere Umgegend, und ich wünschte mir besonders Glück zu dem außergewöhnlich sonnigen Herbst. Nach allen Richtungen habe ich die nächstgelegenen Höhen durchstreift. Auch habe ich eine allerliebste sehr freundliche Wohnung gefunden und wider Erwarten einen sehr guten Tisch. Wie sehr vermisse ich aber meinen alten Tischgenossen! Nicht so bald werde ich mich darein schicken, daß ich nicht mehr mit Dir zusammen bin. . . Doch wird einem in diesen Tagen schwer, über sich selbst zu schreiben, wo die Ereignisse, die alle angehen, von Tag zu Tag dringender und wichtiger werden. Gott sei Dank, wenn der Moment gekommen, gerade die schmähliche Schleswig-Holsteinfrage aus der Welt zu schaffen! Ist der Augenblick wegen Preußen auch noch so ungünstig, so scheint es mir doch ein Glück, daß alles sich so gestaltet hat, daß Wählen und Bedenken ganz unmöglich für Deutschland geworden sind.

Jena, den 28. Januar 1864

. . . . Nun aber bin ich endlich in die unwiderruflich letzten Wochen des Habilitierens gekommen und diese sind allerdings sehr böse. Ich bin nämlich mitten im Abschreiben meiner Dissertation und im Begriff, ein kalligraphisches Meisterwerk zu liefern, wie es seit langem nicht oder nie unter meiner Hand entstanden ist. Verzeih um so mehr die fröhliche Ungebundenheit auf diesem Blatte . . . .

Gothaer sein!

Auch Busch und die Verschwörung habe ich besucht, bei dieser Gelegenheit einen prächtigen Brief von Gutschmid zu hören bekommen, der sich statt einer Geheimschrift vollkommen mohammedanischen Stiles bediente. Sonst hast Du ohne Zweifel neuere Nachrichten über diesen Kreis, und seine Stimmung denkst Du Dir ohne-

hin. Was gäbe es auch auf der ganzen Welt augenblicklich für ein trostloseres Geschäft als Gothaer[3] sein! Du sprachst manchmal von einem Unstern, der über dem preußischen Staat walte. An etwas dieser Art hat man wohl noch nie so denken können, wie bei der gegenwärtigen wahnsinnigen Verbindung mit Österreich. Dieser Selbstmord hätte einen weit leidenschaftlicheren Sturm in der Kammer erregen müssen. Nun scheint nach den neuesten Nachrichten die preußische Armee in Holstein eine solche Last von Unpopularität auf Preußen zu häufen, daß es die Frage ist, ob sie wird jemals wieder weggewälzt werden können. Du sahest schon in Deinem Brief das Schlimmste voraus und gabst für jetzt die Hoffnung für uns auf. Seitdem ist, weniges ausgenommen, alles, selbst das Unerwartetste geschehen, wie zur Bestärkung in diesem schwarzen Ansehen der Dinge. Es ist schwer, bei solchen Zeitläufen stillen Studien treu zu bleiben.

Jena, den 23. April 1864

Das gestörte Lesekränzchen

. . . . Ich war namentlich gestern Abend ganz zerstreut und unbrauchbar bei der Shakespearefeier, welche einige Privatdozenten hier veranstalteten. Man hatte nichts besseres anzufangen gewußt, als bei einer Maibowle den Julius Cäsar mit verteilten Rollen zu lesen. Den mir dabei übertragenen Cassius wär' ich unter allen Umständen gern los geworden, schon weil das ganze Vergnügen, in Gesellschaft von Männern allein zumal, für mich wenigstens etwas Komisches hat; nun aber war mir durch die Nachrichten von Dir die Sache erst recht verleidet, und ich war froh, an einem sehr starken Schnupfen einen guten Vorwand zu haben, die Last von mir zu wälzen. Das Zuhören aber hätte auch, glaube ich, den Bestgesinnten nicht hingerissen. Nach der Lektüre wäre beinahe der Friede in der Gesellschaft gestört worden. Unmittelbar nach Beendigen des Stückes nämlich erhob sich der Leser des Cäsar, von K . . . ., Preuße und sehr warmer Patriot, und erklärte in nicht gerade sehr glücklichen Worten die Feier eines englischen Dichters in diesem Moment eigentlich für unangemessen. Daher gelte sein Toast nicht Shakespeare, sondern den gefallenen Preußen von Düppel. Sofort aber erfolgte eine noch weit unpassendere Entgegnung, welche, wäre nicht namentlich K . . . . eine so friedfertige Persönlichkeit, wohl eine hitzige Debatte provoziert hätte. So kam man glücklich drüber weg. Leider wird man freilich außerhalb Preußen in Deutschland fast mit jedem Tage gleichgültiger, obgleich

sich in der Tat die Aussichten auf die politischen Resultate des Kampfes doch in den letzten Wochen sehr gebessert haben.

Jena, den 6. Juli 1864

. . . In Halle war alles in der besten Stimmung. Das Scheitern des Kongresses wünschte und sah man voraus. Zurück fuhr ich mit einem Dutzend augenkranker Soldaten, die direkt vom Kriegsschauplatz kamen und nach Weißenfels geschafft wurden. An den verschiedenen Bahnhöfen gab es allerlei patriotische Szenen, wie man sie in Deutschland eigentlich nur in Preußen sieht. Nun ist auch auf Alsen ein so glänzender und schneller Sieg erfochten; ich hoffe doch, daß dieser Krieg die ganze deutsche Sache um einen recht tüchtigen Schritt vorwärts bringt, namentlich was die Stellung Preußens betrifft, wäre nur die unheimliche Allianz mit Österreich nicht. — Daß es mit Deiner Reformationsgeschichte[4], wie Du schreibst, so gut geht, freut mich außerordentlich; neulich hatte ich in den historisch-politischen Blättern Gelegenheit zu erfahren, welchem niederträchtigen Gesindel Du ausgesetzt bist.

Jena, den 9 November 1864

Die Habilitation in Jena

. . . . In den letzten Ferientagen ließ man mich endlich zur Probevorlesung kommen, die hier seltsamerweise nur vor dem Senat, faktisch nur vor der betreffenden Fakultät stattfindet. Endlich bin ich wohlbestallter und in einer Beziehung wohl ausgetragener Privatdozent geworden. Von den umfassenden Rechten dieses Individuums mache ich denn seit zwei Wochen Gebrauch, in einer zweimal wöchentlichen Vorlesung über die drei kleinen Pastoralbriefe des neuen Testaments, die ich gewählt, teils weil sie hier niemand liest, teils weil ihre Bestimmung zu den evidentesten Resultaten der neueren Kritik des Kanons gehört. In der ersten Stunde war mir freilich das Zustandekommen sehr zweifelhaft. Mein Auditorium befand sich hart an der Grenze des Plurals. Ein paar hatten sich das zweite Mal dazugefunden und nun haben fünf treffliche Jünglinge für gut befunden, das Kolleg zu belegen und mir so das große Experiment möglich zu machen, welches die erste Vorlesung in der Regel sein wird. Einstweilen habe ich es noch mit einer guten Dosis Befangenheit zu tun, muß auch, weil ich noch zu unsicher im Vortrage bin, die Vorlesung ganz ausarbeiten, so daß meine Zeit jetzt ganz damit ausgefüllt ist. Das wird jedoch, hoffe ich, bald besser werden. Denn es liegen mir noch einige an-

dere Arbeiten am Herzen, und es plagte mich oft große Unruhe, daß ich nicht dazu kam. Übrigens hat neuerdings eine theologische Berufung stattgefunden, die viel Lärm und böses Blut gemacht hat. Die theologische Fakultät hat sich unbegreiflicherweise vom Kurator breitschlagen lassen und für die vakante Stelle einen Erlanger Orthodoxen vorgeschlagen, allerdings erst an dritter Stelle. Doch ist er natürlich von den Regierungen der Majorität nach genommen worden. Das betreffende Individuum ist nun angelangt und scheint persönlich nichts weniger als geeignet eine neue Ära seiner Wissenschaft hier zu gründen. Außerdem hat er hier eine höchst unerquickliche Stellung, und selbst die Studenten haben gegen ihn demonstriert . . . .

Jena, 9. Dezember 1864

Leider werde ich wohl nicht unter den ersten sein, welche Dir für das schöne Geschenk Dank sagen[5]. Es kam mir schon ein paar Tage vor Deinem Briefe zu. Gerade damals aber war ich mit Arbeit bedrängt, und ich konnte nicht daran denken, mich über das Buch zu machen. Ein radikales Mittel mußte mich aber vor der Versuchung dazu schützen. Noch am selben Tage, an dem ich es erhielt, schaffte ich es zum Buchbinder und mir aus den Augen. Inzwischen sorgte ich für freie Zeit, und die letzten Abende konnte ich endlich ganz bei Dir sein. Prächtige Festabende! Zunächst zog es mich natürlich zu den mir noch ganz neuen zwei Schlußaufsätzen, dann auch zu dem ebenfalls ganz neuen Dahlmann. Jetzt fehlen mir noch Fichte, Gagern, Wangenheim, aber ich bin wieder zu pausieren gezwungen und will nicht länger warten, um Dir für die nun empfangene Gabe meinen warmen und herzlichen Dank zu wiederholen. Ich habe immer gemeint, Deine Essais sollten nicht länger mehr verstreut bleiben, und es sei ein Opus supererogatorium, wenn Du sie einer so gründlichen Umarbeitung unterwirfst, wie sie nun vorliegt, und, täuscht mich mein Gedächtnis nicht, den Milton, den ich schon in seiner ersten Gestalt besonders gern gehört und gelesen, noch mehr als andere Aufsätze getroffen hat. Nun aber vollends mit dem Einheitsstaat durftest Du, meine ich, nicht länger zurückhalten bei der dringenden Not, gerade für die einfachsten und elementarsten Wahrheiten in der deutschen Frage klare und feste Einsicht zu verbreiten. Ich weiß aber nicht, wie dies wirksamer geschehen könnte als durch Deinen Aufsatz. Das Wenigste ist, die, ich sollte meinen, nur wenigen Gläubigen,

Treitschkes „Historische und politische Aufsätze" Band I.

„Bundesstaat und Einheitsstaat"

die der Gedanke des Bundesstaats hat, zu bekehren. Der Einheitsstaat für Deutschland gehört zu den Gedanken, die gewiß weit mehr Leute aus innerster Überzeugung bei sich hegen, als es den Anschein hat, und die nur mit unzweideutiger Offenheit ausgesprochen zu werden brauchen, um überall Anhänger zu gewinnen. Aber auch sonst muß Deine Darstellung für eine Frage, die bisher fast nur Schulfrage gewesen, alle denkenden Leute interessieren und überhaupt die Teilnahme daran von vornherein auf das richtige Ziel lenken. Die historischen Exkurse über die drei fremden Bundesstaaten und Italien habe ich mit dem größten Interesse gelesen und der ganze darüber gelieferte Beweis hat etwas ungemein Wuchtiges. Unwiderleglich ist in meinen Augen, daß wir an unsern Monarchien nicht die nötigen bundestreuen Elemente für den Bundesstaat haben, ebenso daß dieser den einzelnen Stämmen größere Opfer auferlegt, als der Einheitsstaat. Weit schwerere Arbeit wird aber Dein Buch haben, glaube ich, wo man es noch weniger nur mit dem Verstand der Leute zu tun hat, ich meine bei der preußischen Spitze. Daß diese und die Einheit von Deutschland im Verhältnis von Mittel und Zweck stehen, das wollen so viele leider nicht einsehen. Hier will zuletzt immer noch der Partikularismus sich behaupten, wäre es auch nur in der Gestalt eines unklaren Dusels. Wer aber nur irgend für Gründe offen ist und ernsten Patriotismus hat, der muß durch Deine Arbeit sich von der traurigen Verirrung für Österreich oder ein annoch unbekanntes Geburtsland des deutschen Kaiserreiches bekehren, und für Preußen gewinnen lassen, und zwar um für Preußen zu stimmen gerade so wie Du, das heißt unbedingt. Denn das freilich hört man noch leidlich oft, man wolle sich Preußen gefallen lassen, wenn es nur liberal regiert wäre. Womit aber so gut wie alles, was man zugegeben, wieder zurückgenommen ist, daß es wohl möglich ist, daß Preußen ohne das übrige Deutschland seine reaktionären Elemente nicht bewältigen kann. Freilich bekommt der Partikularist bei Dir harte Dinge zu hören. Aber ihm geschieht schon recht. Das Gute am Partikularismus ist weit überwuchert vom Philisterhaften. Deine Kritik desselben ist eine ebenso ergötzliche als traurige Lektüre; man hat es hier meist mit den moralischen Folgen der Kleinstaaterei zu tun. Allerdings begreife ich Deine Besorgnisse über etwaige persönliche Folgen, die das Buch für Dich haben könnte. Hoffentlich bist Du aber jetzt über diesen Punkt beruhigt und lässest es mich recht bald wissen, wenn es der

Preußen und die Kleinstaaterei

Fall. Unseren sächsischen Staatslenkern läßt sich freilich in bezug auf Bosheit manches zutrauen. Wie systematisch ist z. B. die Art, wie jetzt unsere (sächsischen) Truppen, die ich allerdings recht herzlich bedaure, verhetzt werden und wie ihre Erbitterung gegen Preußen geschärft wird, z. B. ihre lächerliche Heimreise über Hannover, Eisenach, Koburg und Hof, mit Vermeidung auch der geringsten Berührung preußischen Gebiets, vielleicht mit geradezu erheuchelter Besorgnis, die Truppen möchten auf preußischen Stationen insultiert werden. Ich weiß nicht, ob ich Dir gerade zum Augenblick, in dem Dein Buch erscheint, Glück wünschen soll. Es ist trotz des jüngsten merkwürdigen Erfolges der preußischen Politik doch eine „Stunde der Verwirrung". Leider hat man die Leute außerhalb Preußens in eine so unmotivierte Begeisterung für den Augustenburger nun einmal hineingetrieben und Bismarcks patriotische Politik ist auch noch ein sehr junges Kind. Es wird mir aber enorm schwer auf Schleswig-Holstein für Preußen zu verzichten, da sonst manche Verhältnisse für die Lösung der Sache gerade im Augenblick sehr günstig liegen. Indessen die Verwirrung des Moments macht ja für Dein Buch auf jeden Fall wenig aus. Die Ziele, die es steckt, sind unabsehbar, und es hat einen langen Beruf zur Belehrung, Ermutigung und Erbauung der deutschen Patrioten. Noch habe ich insbesondere über Deiner Arbeit über Bundesstaat und Einheitsstaat Deine Lektüre bewundert und die Art, wie ein massenhafter und mannigfaltiger Stoff auf verhältnismäßig geringem Raume vorgeführt ist. Bei der „Freiheit" zumal hatte ich den besonderen Genuß, den das Lesen Deines Buches für mich hat, wo es anklingt an so manches, was ich aus Deinem Munde gehört und mich an Tage und Stunden wieder erinnert, an die ich nie aufhören werde mit innigster Freude zurück zu denken. Hier in der Freiheit fielen denn auch ein paar Seiten für den Theologen ab, der sich sonst im Buche mit einigen gröblichen Ausfällen auf sein Geschlecht begnügen mußte. Daß unsere Bildung keine kirchliche und das Christentum die modernen Völker nicht mehr ausschließlich beherrscht, das sind auch mir Gedanken, ohne welche ich mir die ganze neuere Geschichte nicht zurecht zu legen weiß. Ich habe kaum einen Begriff davon, wie es in einem Kopfe aussieht, dem dies möglich . . . .

Jena, den 20. Februar 1865

Zunächst danke ich Dir recht herzlich für den Aufsatz, den Du mir neulich geschickt hast[6]. Ich hatte schon mit großer Freude ge-

lesen, was die Kölnerin im voraus vom Inhalt verraten hatte. Denn nie konnte ich mich recht darein finden, die erste Gelegenheit, den deutschen Einheitsgedanken durchzuführen, dranzugeben, und immer weniger, seit aus den Zeitungen der Ernst der preußischen Absichten klar zu werden schien. Eine ermutigernde Bestärkung konnte ich nicht erhalten als Deine Schrift. Ich stehe durchaus zu ihren Ausführungen, soweit Deine Voraussetzung zutrifft, woran ich nicht zweifle — daß die Annexion auf dem Wege der vollendeten Tatsache friedlich (ich meine ohne Gewalt gegen die Schleswig-Holsteiner) auszuführen ist. Sonst bezweifle ich den nur beschränkten Anspruch der Schleswig-Holsteiner auf Selbstbestimmung am allerwenigsten, da ihnen, den Holsteinern wenigstens, schon die deutsche Verfassung keinen unbeschränkten zugestehen kann, wie dies überhaupt Konsequenz auch nur des blassesten Schattens einer deutschen Einheit ist. Dennoch, Gewalt würde aller Wahrscheinlichkeit nach nur unsägliche Verwirrung der deutschen Dinge jetzt nach sich ziehen. Von ganzem Herzen wünsche ich nun, daß die Sache, die Du vertrittst, eben so glücklich sein möge, als sie gut ist. An ihr Glück möchte ich freilich fester glauben. Aufopferung und Mut gehörten jedenfalls dazu, jetzt für sie einzutreten, auch abgesehen davon, daß, wie die Verhältnisse in Deutschland augenblicklich sind, die Gegner seiner Lösung außerhalb Preußen Legion sein werden. Wäre nur auf den Willen der preußischen Regierung, auf den fast alles ankommt, fester zu bauen. Im günstigsten Falle verfolgt Bismarck eine Politik, bei welcher die Eventualität eines europäischen Krieges mindestens ins Auge gefaßt werden muß; dann ist aber die Art, wie der Kampf mit dem Landtage wieder aufgenommen wird, geradezu frevelhaft. Und ist auch seine Politik bis jetzt, wie man sehen kann, energisch und geschickt gewesen, jetzt kommt doch erst der eigentliche Knoten, die Auseinandersetzung mit Österreich, der Punkt, an dem sich rächt, daß ein reiner Wille und ein klarer Plan doch vielleicht nie dem Ganzen zu Grunde gelegen hat. Das Zuverlässigste, worauf man noch rechnen kann, ist, daß es wirklich schwer, ja fast unmöglich ist für Preußen, die Herzogtümer jetzt zu verlassen; gelingt aber auch die einzige vernünftige Lösung der Sache nicht, das wenigstens ist sicher, leer kann Preußen nicht ausgehen und unversehrt die Souveränität des Augustenburgers nicht hergestellt werden. Der neue Zustand wird wenigstens die Vorstufe zum vollkommenen Anschluß sein und so hier Dir vielleicht

„Lösung" der Schleswig-Holsteinischen Frage

bald noch besondere Genugtuung zu teil werden. Was macht übrigens Busch? Wenn er noch beim Herzog ist, was ich kaum annehmen kann, so muß er sich doch jetzt bei seinen Ansichten in einer höchst peinlichen Lage befinden. In eine kaum weniger peinliche sind leider auch so viele Schleswig-Holsteiner gekommen durch die unglückliche vorjährige Agitation für den Augustenburger. Noch viel trauriger ist freilich der bei vielen offenbar naturwüchsige Partikularismus. Wer hätte gedacht, daß in diesen Ländern sich dieses Laster so erhalten hat . . .

Moritz Busch beim Augustenburger

Von Frantzius hörte ich auch zuerst näheres über Deine Washingtonrede in Paris[7]. Eine kurze Zeitungsnotiz einige Tage vor Weihnachten war überhaupt das erste, was mir davon zu Ohren gekommen und mich damals natürlich sehr überraschte. Mit dieser Rede, vermute ich, hast Du es mit dem Kaiserreich verdorben. Vor einiger Zeit schickte ich ein Exemplar Deines Buches an meinen Bruder nach Hâvre. Es ist beim französischen Zollamt als gefährlich avisiert und nur nach vieler Mühe und persönlichen Verwendungen anderer ist es meinem Bruder gelungen, sich das Exemplar ausliefern zu lassen. Unter den Anzeigen Deines Buches hat mich die aus Baden in der Augsburger Allgemeinen durch ihre Anständigkeit sehr erfreut. Gewundert habe ich mich dagegen etwas über die Dürftigkeit des Artikels der „Grenzboten", die wohl überhaupt, soviel ich aus freilich sehr unregelmäßiger Lektüre abnehmen kann, im Sinken sind. Hier und da glaubte ich in jenem Artikel Freytag zu erkennen; doch besagte er im ganzen zu wenig, als daß ich bei dieser Vermutung blieb. Freytags neuen Roman habe ich in den Weihnachtsferien gelesen. Einzelnes ist allerliebst, und der erste Band hat mich fast durchgängig befriedigt. Später muß man viel sonderbare Dinge überwinden. Ganz hübsch gelungen scheint mir eigentlich nur Laura zu sein. Es gibt Leute, welche das Buch für bedeutender halten als „Soll und Haben" — was mir ganz unbegreiflich ist; im ganzen, fürchte ich vielmehr, werde es den literarischen Ruhm Freytags nicht erhöhen . . .

Treitschke in Frankreich

Jena, 5. März 1865

. . . . Endlich sind die Forderungen Preußens da, und sie haben, so viel ich sehe, die Sache wenigstens nicht zurückgebracht. Wie aber auch die Schleswig-Holsteinische Frage gelöst werden möge, die Kammer wird leider unschuldiger als ein Kind daran sein. . . . Bedenke ich übrigens die Behandlung des Wagnerskandals

in der „Deutschen Allgemeinen", so scheint mir die Vermutung, daß ihre Feindseligkeit gegen Dich mit Familienrücksichten zusammenhänge, nicht so ganz unmöglich . . .

Jena, den 23. Oktober 1865

„Bonapartismus" . . . . Heute habe ich Dir tausendmal Dank zu sagen für die mir geschickten Aufsätze. Den Bonapartismus hatte ich schon gelesen, froh, sobald ich das betreffende Heft erblickte, wieder ein solches Lebenszeichen von Dir zu sehen[8]. Auch war ich ja auf diese Arbeit lange gespannt, und das Lesen ist mir ein Fest gewesen. Soll ich sagen, daß mir darin eine Partie ganz besonders schön erschienen ist, so ist es der Nachweis, wie grundverkehrt die Zusammenstellung von Bonapartismus und Cäsarismus. Das Wenigste ist, dieser Zusammenstellung ihre praktische Spitze zu brechen; zumal wie Louis die Sache angefaßt hat, ist ihre Gefährlichkeit nicht sehr groß. Aber auch in der Wissenschaft spuken Parallelen der Art und trügen die Köpfe; meist liegt ihnen, wie Du für diesen Fall so eindringlich gezeigt hast, Mangel an historischem Sinn, Verkennung der Individualität verschiedener Geschichtsperioden zu Grunde. Dein Gesamturteil über Napoleon I., so strenge es ist, tut ihm, meine ich, nicht im geringsten Unrecht. Man kann ihn doch nicht anders als mit teilnahmslosem Staunen betrachten. Dein Aufsatz über Schleswig-Holstein war mir überaus willkommen. Solchen kräftigen Zuspruchs würde ich manches Mal in dieser Sache bedürfen, so unbedingter Annexionist ich bin. Ich denke, Du wirst auch selbst wiederholt empfunden haben, welchen harten Prüfungen der Freund der preußischen Sache durch ihre Leiter ausgesetzt ist. Leider ist die augenblickliche Ohnmacht der liberalen Partei durch das Verhalten ihrer Majorität namentlich in Preußen selbst verschuldet, und es wird ihr schließlich nur übrig bleiben, sich darein zu finden. Sie mag sich nur zu dem Sündenregister, das Du ihr vorträgst, einfach bekennen; besonders zeitgemäß war es, sie an sich selbst zu erinnern. Die Art, wie manche Liberale vom Augustenburger und seinem Rechte reden, ist auf ihrem Standpunkte geradezu schimpflich[9]. Schlimm genug aber, daß unsere Hoffnung auf Bismarck beruht. Nicht immer kann ich mich des Eindrucks erwehren, daß auch seine Politik trotz allem Geschick bornierte und höchst gefährliche Parteipolitik ist. Mag sein, daß zur Beilegung des innern Konflikts der König ein unüberwindliches Hindernis ist. Dieses Fortbestehen

Die Liberalen und Bismarck

des Konflikts aber gibt ganz besonders der Politik den Charakter des Abenteuerlichen, und man hört doch so gar nichts von einem Versuche, ihm seine Schärfe zu nehmen, gerade vexatorischer, kleinlicher Maßregeln sich zu enthalten. Diese sollen vielmehr in voller Blüte sein. Nach außen wird man fast, kann man sagen, für jeden verständigen Schritt, den man anerkennen kann, zweimal vor den Kopf gestoßen. Die Drohnoten in Frankfurt sehen vollends aus wie der plötzlich sich zeigende Pferdefuß der ganzen österreichisch-preußischen Allianz. Und doch hätte Preußen so dringende Veranlassung zum fortiter in re, suaviter in modo! Es handelt sich ja nicht bloß um Schleswig-Holstein; es soll doch ein günstiges Resultat dieser Frage nicht zum Riegel werden, der sich vor die günstige Lösung aller kommenden Fragen derart schiebt. Und so viel böses Blut, irregehende Leidenschaft, darf doch auch nicht wieder aufgeregt werden. Was soll aus der Moralität des Volkes werden, wenn wir noch oft und lange solche Massen von hohlen und ohnmächtigen Phrasen zu hören bekommen? Solange die Schleswig-Holsteinische Sache noch schwebt, ist Bismarck freilich ein ganz unentbehrlicher Mann; doch scheint er mir durch die Art, wie er die Sache führt, auch in dem Falle, daß sie ein gutes Ende hat, d. h. daß die Annexion gelingt, einen guten Teil des Danks, den er sonst verdient hätte, verwirkt zu haben. Sobald es ohne Gefahr für den Staat geschehen kann und sie die Kräfte dazu hat, darf und muß, glaube ich, die liberale Partei zur schärfsten Opposition übergehen. Auf jeden Fall, wie auch die gegenwärtige Angelegenheit ablaufen mag, die rechte Freude daran ist — durch die Erfahrungen, die man dabei gemacht, gründlich verdorben . . . .

Autor bei Hirzel

In Leipzig hatte ich die große Freude, Hirzel zum Verleger zu gewinnen. Auch diesen ganzen Erfolg schulde ich Deiner freundschaftlichen Empfehlung, und ich will nicht unterlassen, Dir auch dafür meinen herzlichen Dank zu sagen. Die Verschwörung siecht, wie Du wissen wirst; auch sie hat der Zeiten Not erfahren. Mit Busch habe ich wieder einen vortrefflichen Abend zugebracht . . .

Jena, 21. Februar 1866

. . . . Von Dir haben wir manches Mal gesprochen, Dein Freiburger Exil beklagt, an die schweren Prüfungen gedacht, welche Dir die neuesten Ereignisse zumal auferlegten. Schlimmer konnte doch den Aussichten für die Schleswig-Holsteinische Frage, wie

wir sie hatten, nicht mitgespielt werden, als durch die ganz mutwillige frivole Verschärfung des Verfassungsstreites, welche jetzt der preußischen Regierung gefallen hat, mir übrigens offen gestanden nach manchem Vorhergegangenen nicht überraschend gewesen ist. Die Krisis ist immer unabsehbarer geworden, und die Form der eben vollzogenen Schließung des Landtages gibt vollends der Bismarckschen Politik das Aussehen, auf den Staatsstreich loszusteuern. Wozu gerade jetzt, wenn man nicht annehmen will, es solle bei Gelegenheit der Schleswig-Holsteinischen Verwicklung ein absolutes Regiment wieder eingeführt werden? Voneinander unabhängig können doch zwei solche Kapitalfragen wie die Schleswig-Holsteinische und der Verfassungskonflikt nicht behandelt werden, und ich sehe in ihrer Behandlung sonst keinen verbindenden Faden. Auch sehe ich nicht, wie die Regierung für das in den letzten Wochen Geschehene die ganze Verantwortung zu nehmen hätte, da doch die zweite Kammer, was sie auch früher gesündigt haben möge, in dieser eben geschlossenen Session aus dem Stand der dringendsten Notwehr keinen Augenblick herausgekommen ist. Der schändliche Obertribunalsbeschluß hat selbst uns hier in unserem Neste in große Aufregung gebracht, die wir uns doch sonst preußischen und politischen Dingen überhaupt gegenüber verhalten, als lebten wir auf dem Monde. Ich sehne mich danach, Dich wieder zu sehen, aber auch zu hören, wie Du von unserer gegenwärtigen Lage denkst. Ich fürchte nach Deinen letzten Briefen nur zu düster. Daß Dir die politischen Dinge wieder persönlichen Kummer gebracht haben, las ich mit herzlichem Bedauern. Ich dachte gleich daran, als Dein Handel mit Beust kam. Unsere sächsische „liberale Presse" hat, wie ihrer würdig war, ihr Ohr verschlossen . . . .

Die Krisis von 1866

Meine Zuhörer, sehr bescheiden an Zahl, sind mir in diesem Winter treuer als je gewesen; doch will es mit dem Lesen noch nicht recht vorwärts gehen; ich lerne noch zuviel dabei. Das Institut der Privatdozenten befindet sich übrigens augenblicklich hier in schreckenerregender Blüte und hat schon verschiedene Spottverse hervorgerufen. Wir sind jetzt fünfzehn; darunter freilich auch sonderbare Elemente, mehr sind im Anzug. Wollten sich nur die Studenten entsprechend mehren! Eine Frage, die uns in diesem Winter sehr viel zu schaffen gemacht hat, war die Kneipe. Nach Mitternacht geht der Jenenser Wirt zu Bett . . .

Lehrerfahrungen

. . . . Ich gestehe, daß dieses Mal unüberwindliche und quälende politische Verstimmung an meinem Schweigen Teil gehabt hat, und mir trotz allem Verlangen, von Deinem Berliner Aufenthalt und Deinem sonstigen Ergehen zu erfahren, immer wieder die Lust am Schreiben nahm. Ziele von der preußischen Politik verfolgt zu sehen, mit denen ich so ganz einverstanden war, in einer Weise, die meinen Überzeugungen beständig widersprach und mich von der Besorgnis nicht loskommen ließ, es möchten auch jene Ziele für lange Zeit gefährdet werden, dazu das ganz untätige Verhalten der, oft wie an ihren eigenen Ideen irre gewordenen, liberalen Partei in ganz Deutschland, das alles weckte Betrachtungen, die wenn man nichts tun kann, jedenfalls die Lust zu reden nicht erhöhen. Und zu Dir könnte ich davon nicht schweigen. Ganz abgesehen von der Wirtschaft in Preußen selbst, rein für sich genommen, hat diese Bismarcksche Politik eine Seite, die den nichtpreußischen Anhänger der preußischen Spitze in Deutschland noch unmittelbarer berührt. In einem Punkte, darüber sind alle ernsten Anhänger dieser Spitze einverstanden, hilft nichts als Gewalt, und darf diese unbedenklich und jeden Tag, wo man den Mut dazu findet, angewendet werden, in der Ausstoßung Österreichs aus Deutschland. Auch sonst gibt es leider unter uns noch genug Dinge, die einer politischen Reform Deutschlands im Wege sind, und keinen Anspruch darauf haben, mit Handschuhen angefaßt zu werden. Dennoch kann man, soll nicht die deutsche Volkseinheit eine Redensart sein, den preußischen Staatsmann von der Verpflichtung nicht entbinden, auf Mittel bedacht zu sein, jenen einen Punkt ausgenommen, die Gewaltsamkeit der politischen Reform in Deutschland zu mildern. Von der Bismarckschen Politik kann man sagen, daß ihr nichts fehlt, um diese Gewaltsamkeit zu schärfen, um Widerspruch aus dem Boden zu stampfen, wo er sonst teils laut zu werden nicht gewagt hätte, teils zu beschwichtigen gewesen wäre. Das hieße mit Mutwillen nicht bloß zum Bürgerkriege treiben, sondern auch dahin, wohin man nun auch gekommen ist, daß, während der Kampf Preußens und Österreichs um Deutschland, unter europäischen Verhältnissen, wie sie jetzt zu liegen scheinen, eigentlich für Österreich hätte aussichtslos sein sollen, jetzt die Chancen beider Mächte nicht sehr verschieden sind, und ein geordneter Staat wie Preußen kaum weniger Va Banque spielt, als das bankerotte Österreich. In dieser Stimmung, in welcher mir

Ausstoßung Österreichs aus Deutschland

oft Preußens Geschicke in der Hand eines Abenteurers zu liegen schienen, der nur ein unzweideutiges Talent besitze, geistreich impertinente Depeschen zu schreiben, erhielt ich Deine Broschüre[10]. Du kannst Dir denken, mit welcher Spannung ich sie in die Hand nahm, und sie war mir wieder eine größtenteils mit freudiger Erregung genossene Herzstärkung. Nur in einem Punkte konnte ich, daß ich es nur gestehe, ein Bedenken nicht unterdrücken, ob darin die Größe des Unglücks, daß die Fragen der Einheit und Freiheit auseinanderfallen wie jetzt, ganz gewürdigt sei. Muß doch Bismarck selbst, da er sich des einen Gliedes dieses Paares so kräftig angenommen hat, ein besonders lauter Zeuge der Unzertrennlichkeit sein durch den absurden Widerspruch, in welchen seine Politik dabei mit sich selbst geraten ist. Auch vermag ich nicht den Glauben zu finden, es werde schon jetzt eine Proklamation, wie Du sie erwartest, kommen. Deutlicher als alle Anzeichen, die man entgegengesetzt interpretieren möchte, redet die Sprache der offiziösen Presse, der Darlehnskassenscheine, der Ernennung Heydts u. a. und sagt zuletzt, daß zunächst der Regierung eine Umkehr notwendig nicht scheint, woran vielleicht Bismarck nicht die Hauptschuld trägt. Doch sie mögen sehen, wie sie's treiben. Das Entscheidende ist nun geschehen, und nun ist mein ganzes Herz mit den Waffen Preußens. Nicht nötig war es, meine ich, so sorgenvoll diesen Krieg beginnen zu sehen und, was auch sein Ausgang sein möge, die größte Anzahl der Deutschen wird wohl dem gegenwärtigen Regiment in Preußen nicht vergessen, daß ihnen teils das Gefühl für die Größe des Augenblicks verdorben, teils sie ganz darum gebracht sind. Jetzt haben wir nur zu hoffen, daß was auch Unverstand gesündigt haben möge, ein gütiger Himmel alles zum Besten lenken wolle, und die Tapferkeit der Preußen, den, wie man aus dem Resultat der Bundessitzung vom Donnerstag entnehmen muß, verbreiteten Glauben, daß nun der Moment gekommen, Preußen mit Hilfe Österreichs in Stücke zu schlagen, zuschanden machen möge. An die Rolle Sachsens bei diesem Kampfe mag ich gar nicht denken. Es geht mir nahe, das Land, an dem ich mit so vielem hänge, nun am empfindlichsten von diesem Kriege leiden zu sehen; aber es hat, was das Schlimmste ist, das Unglück, das es augenblicklich über sich hereinbrechen sieht, wohl verdient. Wie durfte es geschehen, daß eine solche Politik, wie die der sächsischen Regierung, einen so schwächlichen Widerstand im Lande fand? Vermutlich hast Du von den Landtagsverhandlungen nichts ge-

„Der Krieg und die Bundesreform"

Für Preußen gegen Sachsen!

sehen. Das und jenes ist mir davon zu Gesicht gekommen. Du kannst Dir von dieser Misère kaum eine Vorstellung machen. Der Abgeordnete der Leipziger Universität, Kahnis, mit dessen Wahl sich diese fast zu einem Akt von politischem Charakter aufgeschwungen zu haben schien, setzte allem vielleicht mit der Elendigkeit seiner Phrasen die Krone auf. Und dieses kindische Vertrauen in eine Politik, deren Zweideutigkeit handgreiflich und klassisch bezeugt war am Vorabend der Entscheidung! Könnte ich uns doch schon zur Annexion gratulieren! Für meine Familie bin ich augenblicklich recht besorgt. Nachrichten, die freilich bei der Unterbrechung aller Verbindung mit Dresden noch unzuverlässig sind, bezeichnen Dresden und Umgegend als den nächsten Punkt, wo ein Zusammenstoß erfolgen soll. Gestern erhielt ich noch einen im tiefen Frieden geschriebenen Brief, der 48 Stunden und noch mehr unterwegs gewesen war. Hier merken wir sonst, von allem was augenblicklich in Deutschland vorgeht, nur allzuwenig. Wir sind meist gut preußisch gesinnt; werden übrigens, da dies wohl von Bayerns Auftreten abhängt, nicht so bald unmittelbarer Kriegsschauplatz werden. Für Bayerns Organisation ist aber ein Akt, wie die Verhaftung der preußischen Telegraphenbeamten in Frankfurt, wohl beträchtlich leichter ausgeführt, als die Landarmee in Bewegung zu setzen. Ohnehin kauen sie wohl noch am Bismarckschen Köder etwas. —

Jena, 30. Juni 1866

Treitschke und Roggenbach verlassen Baden

Soeben lese ich in der „Nationalzeitung" eine Depesche, die Zeitverhältnisse machten einen längeren Aufenthalt in Baden für Dich und Roggenbach gefahrdrohend[11]. Wenige Tage her sollte eine süddeutsche Zeitung das Gerücht verbreiten, Du hättest Dein Entlassungsgesuch eingereicht, und auch ohne diese Nachrichten kann ich mir denken, wieviel Widerwärtigkeiten gerade jetzt der Aufenthalt in Freiburg für Dich haben mag. Auf jeden Fall bin ich um Deinetwillen sehr in Sorgen. Ob Dir mein Brief vom 18. Juni zugekommen, ist sehr zweifelhaft. Auf jeden Fall will ich die Beförderung des Gegenwärtigen nicht unnütz gefährden durch Bemerkungen über Politik und Krieg, wie wohl augenblicklich unser stilles Städtchen durch die blutigen Ereignisse, die wenige Stunden von hier vor drei Tagen geschehen sind, ganz unmittelbar in die Aufregung dieser schlimmen Tage mit hereingezogen ist. Ich beschränke mich also auf die Bitte: Vergiß mich nicht, und schreibe

mir, wenn auch nur mit zwei Worten, ob Du gehst und wohin. Was auch Deine Entschlüsse sind, sie mögen Dir glückbringende sein. Ich weiß, was Du jetzt am meisten wünschest. Auch das möge der Himmel uns verleihen!

Herzlich der Deine

Overbeck

Jena, 17. Juli 1866

. . . . Jetzt laß mich aber gleich mit meinen Glückwünschen anfangen: Vor allem zu Deiner Verlobung. Ich habe, seitdem was ich im Frühjahr von Dir erfahren, oft in dieser Sache an Dich gedacht, und es ist mir, wie Du Dir denken kannst, eine rechte Herzensfreude, daß sie nun ihren glücklichen Ausgang gefunden hat, in stürmischer Zeit freilich, aber in glückverheißender, in einer solchen, an welche später allem Ermessen nach auch der Patriot freudig wird zurückdenken können. Sodann meinen Glückwunsch, daß Dein Freiburger Exil, nachdem Du ihm noch Deine Braut abgenommen, ein Ende hat, daß Du endlich dem Staate angehörst, dessen Bürger Du längst im Herzen gewesen bist. Zur Professur in Königsberg gratuliere ich, nicht ohne den Wunsch gleich hinzuzufügen, es möge doch ja Leipzig daraus werden. Dir selbst ohne Zweifel erwünschter, mir eine ungeahnt rasche Erfüllung der fast aufgegebenen Hoffnung, daß wir uns wieder so nahe rücken würden . . . . — Schönen Dank für Deinen politischen Artikel. In einer Zeit, wo auch die nächste Zukunft so unsicher ist, sind klare Gedanken über das Mögliche doppelt willkommen. Allerdings dürfen wir leider wieder einmal nur eine provisorische politische Reorganisation Deutschlands erwarten. Doch die Hauptsache, Österreichs Ausschließung, darf nun als gesichert, namentlich auch nicht durch Napoleon als gefährdet gelten. Es ist ein Schauspiel von lächerlicher Erbärmlichkeit, wie jetzt die österreichischen Zeitungsschreiber sich in euphemistischen Paraphrasen über das Thema ausbreiten: wir haben eine Niederträchtigkeit umsonst begangen! Und was die Annexion Hannovers, Sachsens, Kurhessens betrifft, so mag ich auch nicht an den entsetzlichen Unverstand der Restitution dieser Staaten denken. Schon durch Langensalza und die Preisgebung der sächsischen Armee an Österreich haben diese Krautfürsten ihr Recht verwirkt . . . . Erstaunlich ist mir übrigens die Haltung des Volks in Kurhessen. Hier wenigstens ließ sich anderes erwarten. Doch es hat sich, abgesehen von schlechten Mo-

Treitschkes Verlobung und Staatsdienst in Preußen

Über die Annexion der Mittelstaaten

tiven, alles wie verschworen, um das Urteil des Volks zu verwirren: die schlechte Leitung durch seine liberalen Wortführer und der schillernde Charakter der preußischen Politik, die aus einem noch vor nicht langer Zeit verkündeten Kampfe Preußens im Bunde mit Österreich gegen die Revolution urplötzlich zu einem Kampfe gegen Österreich im Bunde mit der Revolution geworden ist. Hoffentlich aber dauert es nicht allzulange, bis sich wenigstens alle Verständigeren, nicht bloß durch den glänzenden Erfolg dieses Krieges, sondern durch die ganze Art seiner Führung und seine nunmehr ausgesprochenen Zwecke überzeugen lassen von seinem Rechte. Ernstere Besorgnisse für den Liberalismus wären töricht, auch ganz abgesehen davon, daß nun ein gewaltiger Schritt gemacht werden soll zum Ende der politischen Misère unter uns. Unmittelbare Früchte darf sich der Liberalismus von diesem Kriege nicht versprechen. Denn dafür ist er allerdings an ihm viel zu unschuldig. Aber es wird ihm nicht nur der Boden, wo er sich würdig entfalten kann, erst gewonnen; er hat einstweilen viel, schon an dem Bewußtsein, daß die Reaktion in Preußen zur Zeit viel zu tief in ihren liberalen Gegensatz verstrickt ist, um selbst heil davon zu kommen. Am wenigsten kann der so herrliche Erfolg des Krieges ihr unmittelbar zugute kommen. Es ist das Werk und die mit vielem Schmerz verbundene Freude des ganzen Volks, welche zum Besten einer Partei auszubeuten nichts anderes als eine Infamie wäre. Gewiß wir gehen jetzt in Deutschland einer neuen und besseren Zeit entgegen. Mag nur recht bald ein für Preußen ehrenvoller Friede sie beginnen lassen. Mutig vorwärts wird ihn uns wohl am schnellsten bringen. — Hier haben wir vom Kriege noch nichts gesehen. Nur von seiner Komik haben wir neulich einen unmittelbaren Eindruck erhalten, als sechs Mann Preußen das Bierdorf Lichtenhain, Meiningsche Enklave, zwanzig Minuten von uns, etwa eine halbe Stunde im Umkreis, vor ein paar Tagen besetzten. So ruhig es hier aber ist, so empfinden wir alle natürlich den heftig aufregenden, ruhige Arbeit störenden Charakter des Moments, und damit komme ich endlich auf Deine Anfrage. So gern ich gerade unter Deiner Redaktion in die preußischen Jahrbücher eintrete und gerade Dir in Redaktionsnöten behilflich wäre, so bin ich doch nicht imstande, jetzt mich bestimmt zu verpflichten, Dir etwas zu liefern. .... Am Zustandekommen eines Aufsatzes wenigstens verzweifle ich, den ich sonst etwa über den ersten Protestantentag nach dem 1865 erschienenen Bericht

Liberalismus und Reaktio

Mitarbeit an den „Preußischen Jahrbüchern"

schriebe. Eher kann ich an eine Notiz denken. Aber worüber? Pressensé in der Tat lohnt sich nicht. Ich könnte über Renans Apostel etwas zum besten geben, wenn Du nichts dagegen hast, daß ich auch im „Centralblatt" das Buch anzeige; denn von diesem habe ich es vor einiger Zeit mir ausgebeten und erhalten . . . .

Jena, 8. September 1866

Der Einheitsstaat gesichert!

. . . . Die politisch aufregendsten Tage sind fürs nächste vorüber. Ja, kann man nicht jetzt sagen: die Grundzüge der noch vor so kurzer Zeit so peinlich ungewissen deutschen Zukunft sind vor unsern Augen gezogen worden, und zwar nach dem besten Plane, nach dem des Einheitsstaates, auf welchen uns nun wohl alles hintreiben wird, den wir, wer möchte nach allem, was jüngst geschehen, es für ganz unmöglich halten, vielleicht selbst noch erleben. Jedenfalls ist das Gesicherte so groß, daß die durch die Tatsachen klar bewiesene Notwendigkeit, „die deutsche Artischocke blattweise zu verzehren", uns nicht allzu ernstlich bekümmern darf. Ich begreife nicht, daß es so vielen Liberalen der preußischen Kammer so schwer wird, den rechten Ton zu finden. Was auch der gegenwärtige Augenblick für den deutschen Liberalismus Unerquickliches hat, über all dergleichen muß ihm doch weghelfen die Freude am Siege der guten Sache in dem eben ausgefochtenen wunderbaren Kriege und die Überzeugung, daß durch das Geschehene eine so vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit geboten ist, der liberalen Partei eine politische Bedeutung zu erringen, wie sie sie unter uns noch nicht hat. Wie konnte der Gedanke, die Indemnität zu verweigern, noch so ernstliche Vertretung finden? Namentlich die Gneistsche Rede macht einen recht vertrockneten Eindruck[12]. Bismarck ist augenblicklich der Kammer gegenüber eine schwer zu verderbende Rolle zugefallen. Bis jetzt wenigstens hat er sie trefflich verstanden.

Die Zustände im Königreich Sachsen

Ich habe soeben drei Wochen in Dresden zugebracht, aus denen freilich eine hoffnungsvolle politische Stimmung zu retten, nicht immer so leicht war. Ich gestehe, daß ich an die zwingende Natur der Umstände noch nicht recht glauben kann, welche Preußen zu einem so raschen Zugeständnis in der sächsischen Sache bewogen haben und es entschuldigen könnten, daß man das Land in eine so unerträgliche Lage bringen will und eine Situation geschaffen hat, von der es schon heute heißt, sie werde uns vielleicht in nächster Zeit einen neuen Krieg bringen. So allgemein übrigens, nament-

lich wie sich von selbst versteht in Dresden, der Gedanke an Annexion Grauen erregt, so hätte in Sachsen vielleicht am wenigsten die Annexion innere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die Lasten, welche das Land trägt, haben aus der sächsischen Frage schon jetzt ein Rechenexempel gemacht, das manchen Partikularisten bekehren wird, für den idealere Erwägungen nicht existieren. Die Motive der Opposition gegen Preußen, soweit der Stumpfsinn von solchen zu reden gestattet, sind so, daß sie gar nicht laut werden dürfen, und es hat keines von den kleinen deutschen Territorien es dringender nötig, von sich selbst erlöst zu werden, als Sachsen. Kommt es noch zur Restauration (hoffentlich scheitert sie an der die Urteile Deiner Broschüre so streng bestätigenden dynastischen Engherzigkeit, mit welcher von sächsischer Seite die Verhandlungen geführt werden), so werden wir traurige Dinge erleben[13]. Vom Denunziationswesen habe ich selbst widrige Beispiele gehört. Klee, den ich in Dresden besuchte, hegt Besorgnisse in dieser Beziehung auch für sich und die Schule und nicht ohne Grund. Er wollte Dir selbst bald schreiben. Auf seinem Tisch lag Deine Broschüre; sie hat, wie ich Gelegenheit zu erfahren hatte, auch von den jüngern Lehrern der Kreuzschule den und jenen korrumpiert. Sie ist überhaupt doch auch in Dresden recht viel gelesen worden, und ich sah sie an manchem Buchladen. Mit schmerzlicher Teilnahme habe ich die Besorgnisse, die sich für Dich in bezug auf Deinen Vater knüpften, sich bestätigen sehen. Es scheint wieder ein Stück jener unwürdigen Taktik der sächsischen Höflinge gespielt zu haben, über die Du schon früher klagtest, weil man an den Sohn nicht kann, den Vater es entgelten zu lassen[14]. In Leipzig war ich diesmal vier Tage. Busch habe ich noch am Vorabend seiner Abreise nach Hannover gesehen[15]. Daß er für die nächste Zeit Leipzig verläßt, ist ganz gut; denn der Bruch mit Freytag ist ein ganz persönlicher geworden, so daß sie kaum noch miteinander sprachen, was in der Verschwörung oft peinlich sein mußte. Wenn nur Busch in seiner neuen Stellung nicht aus seinem Geleise gerät! Er ist jetzt schon ein übereifriger und blinder Verehrer der preußischen Regierungspolitik geworden; von einer nach wie vor berechtigten Seite der preußischen Opposition wollte er kaum noch etwas wissen. Wir konnten dieses Mal uns darüber durchaus nicht einigen. Jede selbständige Tätigkeit der liberalen Partei sollte mindestens inopportun sein. Ein geschickter Liberalismus ist immer opportun und jetzt, scheint mir, im höchsten Grade.

Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten

. . . . Noch immer aber Du kannst es glauben, würden meine Briefe ein schlechter Maßstab dafür sein, wie oft meine Gedanken bei Dir sind, wie oft ich mir sage: Käme doch einmal die Zeit wieder, da wir an einer Universität zusammen sein könnten. Gerade diesen Lieblingsgedanken freilich sollte ich mir ganz aus dem Kopfe schlagen, so lange Du in Preußen bist. Denn wie ein kritischer Theolog so bald dahin geraten soll, weiß der Himmel. Die neuesten theologischen Berufungen nach Preußen sind geradezu haarsträubend. Uns Jenensern haben sie den Gefallen erwiesen, unsern neuerworbenen Erlanger (—) für Bonn uns abzunehmen, einen Menschen, von dem auch seine hiesigen Freunde, ja seine Anhänger, außerordentliche Borniertheit nicht bestreiten. Mir war auch die Persönlichkeit höchst widerig, und ich bin herzlich froh, daß ihr täglich beleidigender Anblick uns aus den Augen gerückt ist. Doch Du glaubst am Ende, ich trüge mich bereits mit Professor-Gedanken! Wie käme ich dazu? Daß ich noch nichts getan habe, drückt mich freilich nachgerade sehr; doch aus ganz anderen Gründen. Es wäre längst Zeit, daß ich etwas geleistet hätte. Solche Gedanken stören oft die Ruhe, die man sich zur Arbeit wünscht. Auch kreuzen sich Dozentenpflichten und eigene Studien oft in recht fataler Weise. Zum Glück ist mein großes Privatkolleg nicht zustande gekommen. Das Publikum gibt schon genug zu tun . . . . . Um aber endlich wieder etwas mit meinem Namen drucken zu lassen, habe ich es mit einer Kleinigkeit versucht und zur Charakteristik einer gewissen historischen Theologie der Gegenwart einen Göttinger Privatdozenten und den großen Tischendorf, der rätselhafterweise jetzt die Luft sehr unsicher macht, mir auserlesen. Das Ding ist zwei Druckbogen stark geworden und schon unter der Presse. Es wird in der Hilgenfeldschen Zeitschrift erscheinen, und Du kannst die Sache Lipsius ankündigen, der sich bei dem liebenswürdigen Verhältnis, in dem er zu Tischendorf steht, darauf freuen wird. Im Februar muß ich leider eine Rosenvorlesung halten, um endlich die Vertröstung auf die Zukunft, mit der ich mich bis jetzt der in keinem Sinne sehr dankbaren Sache entzogen habe, wahr zu machen. Wahrscheinlich werde ich über die Anfänge des Mönchtums lesen. — Es gehen mir übrigens jetzt so viel andere Gedanken im Kopf herum, daß ich manchmal erschrecke, wie wenig ich dazu komme, mich um die doch so brennenden politischen Dinge zu bekümmern. Wir leben in einer harten

Dozentenpläne und -Pflichten

Zeit und mit harten politischen Pflichten und können in einem Augenblicke, wo ganz Europa mit unzweideutiger Mißgunst auf uns blickt und uns immer mahnt, uns zunächst das Leben zu retten, freilich nicht vor allem daran denken, uns unsern Staat so wohnlich einzurichten, wie es den gemütlichen und geistigen Bedürfnissen der Deutschen recht wäre. Es ginge manches sicherlich nicht wie es geht, wenn wir eben nicht augenblicklich, mit Bismarck zu reden, Rücken an Rücken zu stehen hätten, und zum Schweigen sich bequemen müßte, vor allem wer das Ruder nicht in den Händen hat. Immerhin ist es ein niederschlagender Anblick, mit wie wenig Schwung, mit welcher Gelassenheit die Massen alles geschehen und selbst das deutsche Parlament zusammenkommen lassen. In unserem Wahlkreise bewirbt sich sehr eifrig Watzdorf der Minister, ein wohlmeinender und verständiger Mann, dem ich jedoch meine Stimme schwerlich geben werde, da er offenbar nichts anderes im Sinne hat, als für Beschlüsse zu wirken, welche den kümmerlichen Resten der Kleinstaaterei möglichst günstige Bedingungen ihres Fortexistierens schaffen sollen. Mein Kandidat wird, wenn er als solcher hier wirklich auftritt, der stramme Zentralist Endemann sein . . . .

Die Wahlen zum Bundestag

Jena, 18. Juni 1867

. . . . Vor wenigen Tagen wurde ich auf das Höchste überrascht durch die Anfrage, ob ich einem Rufe nach Gießen als außerordentlicher Professor und Universitätsprediger folgen würde. Ich wollte, alle Lebensfragen lösten sich mir so einfach wie diese. Ich schrieb umgehend und mit abschließender Motivierung mein Nein zurück. Das Predigen habe ich zu lange unterlassen und dazu zu gründlich aufgegeben, als daß ich an Annahme denken könnte. Das Opfer war übrigens so groß nicht, einmal weil ich, soweit die Sache nur mich angeht, ein Verlangen nach einer Professur eigentlich noch gar nicht empfinde, und die Aussicht gerade nach Gießen zu kommen wenig Lockendes hatte. Überhaupt ist dieser Anfang meiner Beförderungsaussichten ominös. Denn leugnen läßt es sich nicht, daß die Präliminarien zu einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Gießen auf der niedrigsten Stufe der akademischen Lose stehen. Gerade das laufende Semester machte es mir übrigens unmittelbar unbegreiflich, wie ich der bloßen Arbeitslast einer Vereinigung von Kanzel und Katheder widerstehen sollte. Ich lese nämlich mehr als bisher, sechs

Der Ruf nach Gießen abgelehnt

Stunden und zwei mir noch neue Vorlesungen. Das Privatum über den Römerbrief, das ich gar nicht zu lesen erwartete, hat einen Zuhörer angezogen und mit ihm habe ich mich denn auf die Sache eingelassen. Ich lasse den Mann, einen biedern Schweizer, zu mir kommen und vertrage mich sehr gut mit ihm[16]. Er steht schon im siebenten Semester, hat Interesse an der Sache und geht ihrer wissenschaftlichen Betrachtung nicht geradezu aus dem Wege, wie heutzutage die Theologen oft schon auf der Universität . . . .

Du wirst aus den Zeitungen erfahren haben, welche Zweifel uns Jenenser neuerdings beunruhigt haben. Das Leben hat uns nun der Norddeutsche Bund noch nicht gekostet, aber manche Veränderung eigener Art bringt er uns doch. Im Herbst zunächst eine Garnison, wahrscheinlich ein Bataillon preußischer Jäger. Aber ein uns noch weit fremdartigeres Element steht unserer Gesellschaft vielleicht bevor. Es sieht nämlich so aus, als sollten wir eine Art Koblenz für die hannöversche Emigration werden infolge der Nähe von Hummelshain, wohin sich die Königin von Hannover nun doch bald zurückziehen wird. Ein Herr von Ompteda mit Familie — der Name klingt welfisch genug — hat sich schon hier eingemietet . . . . Was hast Du zum Londoner Vertrage gesagt? Ich habe zur unbedingten Friedenspartei gehört und das Resultat ist nach meinem Sinne. Ich sehe überhaupt nicht ein, wie Staaten wie die westeuropäischen Großstaaten auf einem würdigen Fuße nebeneinander leben können, ohne gegenseitige Rücksicht. Und ich freue mich, daß wir mit dem guten Beispiel angefangen haben. Wieviel mehr lag aber auch, abgesehen vom Unglück des gerade drohenden Kriegs, an der Sicherung dessen, was wir in Deutschland nun gewonnen haben, als an den verdorbenen Luxemburgern, noch zu guterletzt einer recht eindringlichen Erinnerung an unsere bisherige politische Verkommenheit. —

Dresden, 15. September 1868

. . . . Kurz, ich bin herzlich froh, daß ich bald diese Arbeit abgeschüttelt haben werde. Sie soll mich, hoffe ich, teilweise wenigstens hintennach schadlos halten durch den Spaß, den mir die Angriffe gewisser Leute machen werden, deren Übermut gerade jetzt wieder nicht wenig gewachsen ist, dank der kräftigen Gunst, welche ihnen die verblendete Leitung dieser Angelegenheiten in Preußen zuwendet. Freilich ist die liberale Theologie in den Händen der Heidelberger, die sich ihrer neuerdings beson-

Gegensatz zum Protestantenverein

ders angenommen haben, meiner Überzeugung nach nicht eben sehr wohl aufgehoben. Sie sind mir im schlechten Sinne des Worts zu praktisch, und ihre Wissenschaft dringt wenig in die Prinzipien ein. Mit Rothe vollends haben sie ihre Respektsperson verloren. Vor einiger Zeit habe ich mich aber doch mit diesen Deinen Kollegen zum ersten Male eingelassen. Schenkel, mir aus seinen Büchern übrigens ganz besonders fatal, forderte mich mit auf zur Mitarbeit an seinem Bibellexikon. Dieses ist nach im ganzen zu verständigen Prinzipien angelegt, als daß ich mich ganz zurückziehen möchte .... Ich befinde mich im ganzen in Jena ganz wohl, und insofern besser als Jena selbst, von dem man nicht gerade einen Zustand der Blüte behaupten kann. Ich habe dort gute Freunde und kann meine nächsten Zwecke, wenn überhaupt, so dort ebenso gut erreichen als anderswo. Was mich freilich bisweilen recht verstimmte, war der Gedanke, wie langsam mir die Arbeit von der Hand geht ....

Jena, 15. Juni 1869

.... Was sollte gar aus den Theologen werden, wenn sie sich auf ihr „Fach" ganz zurückzögen und nicht wenigstens auf der Universität sich an das allgemeine Wesen der Wissenschaft erinnern lassen müßten! Deine Erklärung, die ich schon gelesen hatte, war mir aus dem Herzen geschrieben. Den „deutschen Professor" habe ich noch nicht gelesen, wohl aber neulich mit großem Interesse Mohls Aufsatz über die Universitäten in seiner Politik. Bis jetzt ist die Unendlichkeit der Wissenschaft fast nur ein anmutiger Gedanke gewesen mit allen Reizen eines luftigen Ideals. Heutzutage wird bei der unermeßlichen Masse der Arbeiter und Teilung ihrer Aufgaben bitterer Ernst daraus, und sie tritt uns mit der Brutalität einer Tatsache entgegen. Die Unendlichkeit des Objekts geht uns an der Unendlichkeit seiner Betrachtung erst recht auf. Das müssen freilich die Universitäten empfinden, und Mohls Ratschläge lauten alle kleinlaut genug. Was er über die kleinen Universitäten sagt, geht uns Jenensern an den Kragen ... Daß ich von dem Pairschub, den es in diesem Frühjahr hier gegeben hat, noch ausgeschlossen geblieben bin, habe ich, lieber Treitschke, als eine sehr billige Tatsache ertragen. Da das Geld meines Hauptbuchs noch nicht erklungen war, konnte meine Seele füglich nicht in diesen Himmel springen, und ich bin in der Tat ganz allein schuld daran, daß sie noch draußen ist[17]. — Was Du mir über die Heidelberger

Wissenschaft und Professoren

Theologen schreibst, glaube ich gern, und mag auch Schenkel ein „ens sui generis“ sein, so scheinen leider auch die übrigen über keinen andern Leisten geschlagen zu sein. Ich bin etwas gespannt darauf, wie sie die Art aufnehmen werden, in welcher ich in meinem Buche mit ihrem Schoßkinde, dem Rostocker Baumgarten, verfahren bin. Welchen vernünftigen Zweck sie mit dem neulich in Worms in Szene gesetzten Protest verfolgt haben, ist mir gänzlich verborgen. Die römische Einladung versteht sich doch vom katholischen Standpunkt ebenso sehr von selbst, wie von unserm der Papierkorb dafür. Zum Glück wird man in Rom selbst nicht glauben, daß unter den heutigen Protestanten nur zwanzigtausend Seelen verloren sind[18]. —

Jena, 1. Dezember 1869

Ruf nach Basel angenommen

. . . . Heute vor vierzehn Tagen bin ich durch die Präliminarien eines Rufs nach Basel aufs höchste überrascht worden. Nicht nur das ganz Unerwartete störte mich aber hier aus meiner Ruhe. Am Dasein eines Privatdozenten finde ich zu viel Behagen, als daß „befördert“ zu werden mir nicht unter allen Umständen eine zweideutige Freude sein würde. An Jena bin ich im Laufe der Jahre so anhänglich geworden, daß es zu verlassen mir immer außerordentlich leid sein würde. Aber nun soll ich gar aus Deutschland heraus — dabei empfinde ich wirklich, wie es dem Fisch sein muß, der auf den Strand geworfen wird. Dennoch mußte ich mir nach einigen Tagen Bedenkzeit sagen, daß ich mich eigentlich gar nicht bedenken dürfe anzunehmen. In Basel wollen sie nämlich, nachdem längere Zeit dafür agitiert worden ist, in der sonst, alter Sitte der Stadt gemäß, in verschiedenen Schattierungen der Rechtgläubigkeit gefärbten Fakultät eine außerordentliche Professur für kritische Theologie gründen. Der Betreffende soll in diesem Sinne über neues Testament und alte Kirchengeschichte lesen, 3000 Frs. Gehalt erhalten und nach der Wahl des Basler Erziehungsrats ich sein. Dies war es, was mir neulich ein dortiger Professor in einem sehr freundlichen und einladenden Briefe vorlegte. Auch das ist mir ganz recht, mit meinem theologischen Radikalismus unter Gegner versetzt zu werden. Denn bin ich auch theoretisch in diesen Dingen für scharfe und rücksichtslos klare Gegensätze, so doch auch praktisch für den guten Frieden, und je schwerer diese Dinge beisammen zu halten sind, um so froher nehme ich an jedem Versuche teil. Recht ängstlich freilich machte mich, bei einer doch

immerhin heiklen Stellung, meine gänzliche Unbekanntschaft der Basler Verhältnisse im einzelnen. In manchem kam mir der Brief entgegen, manches ergänzten anderweitige Erkundigungen, über das meiste mußte mir freilich der Mut des Entschlusses weghelfen. Die Hauptsache mußte mir doch sein, daß man an mich gedacht, und aus meinen lächerlich spärlichen und bescheidenen bisherigen Leistungen wenigstens meinen theologischen Charakter nicht verkannt. Unter allen diesen Umständen mich zur Übersiedelung zu entschließen, war ich vor allem meinen Eltern schuldig. In Deutschland sind im Augenblick die Verhältnisse für mich von zu trostloser Aussichtslosigkeit, um mich um jeden Preis auf das Warten zu verlegen. Vollends das Hauptbuch wird mir wenig helfen, vielmehr die Pfaffen in- und außerhalb des Protestantenvereins so gegen mich einnehmen, daß mir vermutlich die deutschen Fakultäten zunächst ziemlich alle hermetisch verschlossen sein werden. So mußte ich denn den Baslerruf noch als ein sehr unverhofftes Glück ansehen, und als ich kürzlich mein Jawort schrieb, ließ ich mir ja noch die Hoffnung, einmal nach Deutschland zurückzukehren . . . .

Jena, 8 März 1870

. . . . Meine Übersiedelung nehme ich in der Woche nach Ostern vor . . . . Wiedersehen muß ich Dich auf jeden Fall, endlich nach so langer Frist . . . . So mancherlei mich nach anderer Seite abzog, konnte ich mir nicht versagen, als Dein Buch ankam, den Cavour und die konstitutionelle Monarchie sofort zu lesen[19]. Ob auch ein kühler Monarchist und, wie ich meine, unüberwindlich antipathisch gegen den Krieg gestimmt, habe ich doch namentlich, auch was Du über diese Dinge sagst, mit herzlicher Zustimmung gelesen. Meine Freude habe ich Dir nicht mitgeteilt, aber andern . . . .

Historische und politische Aufsätze Band 2

Basel, 23. März 1870

Pfingsten steht vor der Tür, damit auch hoffentlich die Zeit, wo ich Dich wiedersehen kann, wenn auch leider nicht in der Weise, die ich bei unserer neulichen Besprechung vorausgesetzt hatte. Zu den Eigentümlichkeiten des Ortes — der übrigens auch bessere hat — gehört die Beschränkung der Pfingstferien auf drei Tage — Sonnabend, Sonntag, Montag — und da ich Dienstag und Freitag zu lesen habe, wäre ich in der Tat nur in diesen Tagen frei . . . . Hier bin ich noch kaum aus der Stadt gekommen, herrlich aber ist

schon hier die Natur, und an dem Blick von der Pfalz über den Rhein nach dem Schwarzwald habe ich immer wieder neue Freude. Das Klima hat sich leider seit meiner Ankunft in den Kontrasten der Tropen — und der Polargegenden bewegt. — Fremd fühle ich mich freilich noch recht sehr, aber freundlich bin ich aufgenommen worden, und der Verkehr unter den Kollegen ist sehr behaglich, wenn auch zwischen den Eingeborenen und den Deutschen eine ziemliche Abschließung vorhanden ist . . . . Die Universitätsverhältnisse sind sehr klein, aber bequem. Mit vier Stunden Kolleg in der Woche wäre ich an sich nicht überladen, aber doch bin ich seit meiner Ankunft hier nicht zu Atem gekommen. Leider hatte ich einen Schwanz meines Buches noch mit hierher herüber schleppen müssen. Nun ich diesen erledigt, lastet die Antrittsvorlesung auf mir, die ich mitten unter den andern noch zu machen habe, doch nächste Woche zu halten gedenke. So gern ich mir diese Arbeit ersparte, so liegt mir doch selbst daran, da sie mir dienen soll, meine Stellung in den hiesigen theologischen und kirchlichen Wirrnissen deutlich zu bezeichnen. Meine Spezialkollegen haben mich alle sehr zuvorkommend begrüßt, der Wille zu gutem Einvernehmen ist wohl überall da, auch stehen nur wenige von ihnen auf einem von dem meinen so radikal verschiedenen Standpunkt, daß eigentliche Verständigung kaum zu erwarten ist. Nicht zu den angenehmsten, aber zu den unvermeidlichen Verpflichtungen meiner hiesigen Stellung gehört auch, mich zum hiesigen Reformverein zu stellen, wenn ich auch zunächst schon mit meiner Unbekanntschaft der Lokalverhältnisse zu weit gehende Zudringlichkeiten mir werde leicht vom Leibe halten können[20]. Heute hat mir der Vorstand seinen Besuch angekündigt. Meine Adresse ist Schützengraben 45 . . . .

Das Wirkungsfeld in Basel

Basel, 13. März 1870

Herzlich freue ich mich, daß es bei Dir wieder soweit leidlich geht, weniger über das, was ich Dir sonst zu melden habe. Ernstlich sollte ich eigentlich an die Reise, die Du mir vorschlägst, nicht denken, und wenn ich nicht heute schon Dir bestimmt absage, so geschieht es nur, weil ich mir immer noch nicht die Türe zu Dir zuschlagen will. Noch am selben Abend, als ich Dir zuletzt schrieb, meldete mir der Dekan sehr unerwartet, daß Umstände eine Verschiebung meiner Antrittsvorlesung wünschenswert machten, und wir verlegten sie auf nächsten Dienstag, den einzigen Tag der

Antrittsvorlesung und Pfingstreise

nächsten Woche, der passen wollte und von dem ich nicht erwarten konnte, daß er so unbequem würde. Nun kann ich auf keinen Fall vor Sonnabend früh 6 Uhr hier fort, und muß auf jeden Fall Montag Abend wieder hier sein. Dienstag früh um elf muß ich in der Aula stehen, man ladet hier die ganze Stadt ein, natürlich ist mit der Sache nicht zu spaßen. Ich möchte es daher nicht auf die letzte Möglichkeit von Dienstag 9,55 Min. früh ankommen lassen . . . Denke ich bis Freitag Abend fertig zu sein, so schreibe ich Dir nicht mehr und komme in den „Engel" nach Weißenburg, sonst schreibe ich noch Donnerstag Abend und Du hast den Brief Freitag, oder ich telegraphiere Freitag früh. Hoffentlich auf nächstes Wiedersehen![21]

Basel, 20. Juli 1870.

So ist denn der unselige Krieg ausgebrochen, von dem ich vor allem gewünscht und immer gehofft hatte, die Besinnung der beiden Nachbarvölker werde ihn solange hintanhalten, bis man sich von der Möglichkeit friedlichen Nebeneinanderwohnens durch die Tatsache überzeugt. Kann man aber auch wahnsinniger als die Franzosen in diesen Krieg sich stürzen oder vielmehr gestürzt werden! Ja überraschend stark hat sich bei ihnen selbst die Empfindung der Kalamität ausgesprochen, die für ihre Nation darin liegt, daß gerade dieser Kampf einer so erbärmlichen und dessen unwürdigen Regierung in die Hände fällt. Wir haben in diesen wenigen verhängnisvollen Tagen doch schon einen ungeheuren Erfolg für uns, daß wie durch einen Zauberschlag die Einheit ganz Deutschlands lebendig geworden ist. Mögen auch ein paar süddeutsche Kabinette aus politischer Klugheit oder auch Notwendigkeit gehandelt haben, unzweideutiger ist die Volksstimmung. Nun werden ja die lieblichen Gegenden, die wir neulich zusammen durchwanderten, wohl zu allernächst von den Verwüstungen des Kriegs getroffen werden, und wenn auch eine fortgeschrittene Gesinnung die Greuel der Vorzeit sich nicht wiederholen lassen wird, so wird doch auch dem Franzosen das Gefühl fern bleiben, für wieviel sie auf diesem Boden genug zu tun hätten. Wir hiesigen Deutschen haben schon vorgestern ein Hilfskomitee gewählt, das heute einen Aufruf an alle Deutschen in der Schweiz zu gemeinsamem Wirken erläßt. — Die Verwirrung war hier namentlich Sonnabend und Sonntag unglaublich. Welche Menschenklasse wäre zugänglicher für panischen Schrecken als sorg-

Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

lose Touristen! Und so war denn der badische Bahnhof von fliehenden Scharen überschwemmt. Für einzelne Strecken war der Vorrat von Billeten bald ausverkauft, und zwei bis drei Stunden mußte diese Menge auf Abfahrt ihrer Züge warten. Dazu kamen die außerordentlich energischen und raschen Maßregeln der Schweiz für Wahrung ihrer Neutralität. Schon seit Sonntag ist die Stadt von 6—7000 Mann aus allen Kantonen besetzt, doch ist, was nicht die große Kaserne bezogen hat, bis jetzt alles in einem großen Barackenlager vor der Stadt untergebracht. Die Sympathien für Deutschland sind hier im ganzen nicht groß. Um so häufiger und besser hat man hier Gelegenheit, die unbegreifliche Kopflosigkeit zu schätzen, mit welcher die französischen Staatslenker diesen Krieg vom Zaun gebrochen haben. — Meine Ferienpläne sind natürlich ganz in die Brüche gegangen. Die Alpenreise — gestern sollte ich aufbrechen — ist mir ganz verleidet. In solcher Zeit ist, wenn man nicht sonst handeln kann, Arbeit am gewöhnlichen Tagewerk noch das Beste. Zumal in diesen ersten Tagen der peinlichsten Erwartung möchte ich mir nicht die Möglichkeit, die Ereignisse zu verfolgen, noch verringern, und zur Sparsamkeit hat man nun auch mehr als einen Beweggrund. Zu einer Zeit, wo unter uns Deutschen allen so gute Zuversicht zu unserer Sache herrscht und auch so manche Umstände dazu kommen, um uns bei allem schweren Ernste des Augenblicks guten Mut zu machen, frage ich mich am wenigsten, wie Du denkst.

Treitschkes Herolds- und Rhetorennatur

So hatten sich für Overbeck die für seine Zukunft ausschlaggebenden persönlichen Werdejahre zeitlich gedeckt mit einer unvergleichlich intensiven politischen Reifwerdung seines eigenen Volkes. Dabei leistete ihm die von beiden Seiten gleich innige Freundschaft mit dem hellsichtigen, scharftönenden Türmer und Weckrufer jener weltgeschichtlichen Anbruchsstunde den einem höchsten Glücksfall gleichzuachtenden Dienst, ihn den sonst nur auf bescheidene eigene Überzeugung angewiesenen millionsten Bruchteil einer ungeheuren Gesamtmasse, in einen jedenfalls mittelbaren Zusammenhang mit dem Sturmschritt der Ereignisse zu bringen; denn daß Treitschke in jenen ersten kühnen Kämpferjahren von der ebenso rührenden als klugen Teilnahme des jüngeren und stilleren Freundes gänzlich unberührt geblieben sei, daß er aus diesem warmen Verständnis nicht Mut, aus dieser überschauenden Klar-

Basel 18. Mai 71.

Mein lieber Treitschke,

Verzeih, dass ich Dir so lange nicht geschrieben, Dir auch nicht einmal zu Deiner Erwählung Glück wünschte, was in manchem Sinn besser früher geschehen wäre. Denn ich habe oft mit Bedauern Deiner gedacht bei dem trägen Gange des Reichstags. Schon von Dresden aus hätte ich Dir einmal Nachricht geben, wenn wir dort nicht ebenfalls eine Ablenkung in die Quere gekommen wäre, die mich den Schluss der Ferien ziemlich verleidet und an deren Nachwehen ich auch noch hier eine Zeit lang zu tragen hatte. Eben finde ich nun, da ich von Badenweiler zurückkomme, wo wir zum Feiertag mit einigen Freunden

Brief von Franz Overbeck an Heinrich von Treitschke
vom 18. Mai 1871

Collegen uns begegnet haben, Deinen
Brief vor, mit welchem Du mir gerade
zuvorkommst. Eben habe ich es noch ausge-
sprochen, als sich ein paar Freiburger nach
Dir erkundigten, dass ich Dir heute oder
morgen schreiben wolle. Endlich war ich doch
ungeduldig von Deinen Berliner Erfahrungen
zu hören und auch wegen etwaiger gemein-
schaftlicher Pfingstfeier wollte ich mich
erkundigen. Letztere freilich zweifelnd, nach
dem was die Zeitungen über den Schlussten
min des Reichstags meldeten. Nun giebt
Dein Brief erfreuliche Gewissheit, wenn
Du nur wieder gesund bist. Du weisst
wohl, dass wir hier zu Pfingsten nur von
Sonnabend bis montag frei haben, diese
3 Tage aber sind Dir ganz vorbehalten, und
ich will mich so einrichten, dass es mir nicht
darauf ankommen soll auch erst Dienstag
früh hier wieder einzutreffen um von 11–12
zu lesen. Der Schwarzwald ist jetzt zauberisch

schön. Den Ort der Zusammenkunft bestimmen wir. Basel dürfte wenigstens bei zweifelhaftem Wetter zweckmäßig sein. Wo und wie ich Dich aufsuchen kann, weißt Du ja.

Die paar Ferienwochen in Deutschland waren mir eine wahre Herzenswohlthat. Hier steigerte sich die Stimmung immer mehr zu widriger Gereiztheit von allen Seiten. Viele hat beigetragen sie gerade während der Zeit meiner Abwesenheit sehr zu beruhigen, und für den Deutschen viel behaglicher zu machen. In Jena war ich 4 Tage, in Leipzig 2, wo ich Deine ersten schon wenig erbaulichen parlamentarischen Berichte bei Hirzel las, 8 Wochen in Dresden, überall fand ich Freunde und Angehörige wohlauf, hatte überhaupt überwiegend solche Eindrücke, daß ich mich manchmal beinah wunderte, ich sei in einem Lande, das eben erst einen der größten Kriege durchgekämpft habe.

Viel Glück zur Elsass-Lothringen debatte,
auf die ich ungemein gespannt bin, Vor allem
aber freue ich mich auf Deine Erzählungen
und Dich wiederzusehen. Vielen Dank
für Deine unverdrossene Anfrage, hof-
fentlich geht es Dir wieder gut und
giebst Du mir bald gute Nachricht.

Herzlich grüssend

Dein

Overbeck

heit nicht Anregung geschöpft habe — wer will daran zweifeln! Treitschkes ebenbürtige Herzlichkeit in diesem Jugendbündnis tritt in seinen vierzig von 1860—1870 an Overbeck gerichteten Briefen unverkennbar zutage. Es ist die Frage, ob er sich irgend einem andern seiner damaligen Gesinnungsgenossen so gleichmäßig, in einer ebenso ununterbrochenen Entwicklungslinie anvertraut hat, wie eben Overbeck. Und das beweist fürwahr am schlagendsten, daß auch Overbeck an dem unverbrüchlichen Bestande dieses Jugendverhältnisses nicht ohne Verdienst war. Die Freundestreue, deren ihn Treitschke mit immer wiederkehrender Unmittelbarkeit versichert, wurzelte in jener harmonischen Doppelheit von Overbecks Veranlagung, in dem ihm eigenen Gleichgewicht von Verstandesschärfe und tiefem Gemüt. Für Treitschkes nach außen drängende, auf Erziehung und Wirkung bedachte Rhetorennatur war der Blick in eine solche Freundesseele wie der Blick in einen reinen Spiegel; hätte er sich eine handlichere und zugleich zuverlässigere Kontrolle der von ihm ausgehenden Antriebe und deren Ausprägung im Empfänger überhaupt wünschen können, als sie ihm mit dieser Freundschaft Overbecks in nächster Nähe zur Verfügung stand! Er, der schon weiter war und zwar mehr als nur um die drei Jahre weiter, um die er älter war, machte damals in allen Stücken Overbeck zum Vertrauten seines Herzens. Seine Aussprache in den Briefen ist menschlich von vollkommener Abrundung. Weit entfernt davon, etwa nur vor einem aufmerksamen Zuhörer die Fülle seiner politischen Ansichten abzuwandeln, eröffnet er ihm sein gesamtes persönlichstes Innenleben. Erst herrscht noch gänzlich die burschikose Derbheit studentischer Sitten vor. Dann aber klingt das große Leben hinein, gesteigert durch die nationale Ahnung. Was den germanischen Mann erfüllt, die Liebe zu seinem Lande, die Liebe zum Weibe, die getäuschte und die befriedigte, die Liebe zur eigenen Volksart und die Lust auf den Kampf um sie, das spricht Treitschke dem Freund aus.

Treitschkes Briefe an Overbeck

In gutmütigem Übermut redet er ihn an: „Lieber Kleiner!" Oder: „Du frommer Pfaff!" Er nennt ihn eine menschlich freiere Natur als Lipsius; an ihm hafte nichts von jenem theologischen Geschmäckchen, das jener nicht ganz verleugnen könne. Er bewundert Overbecks „unmenschliche Güte", die auch das Unmögliche möglich mache; er ist gerührt von der Sorge des „lieben Kleinen" um ihn, von der ihm Busch berichtet. In stolzer Erwartung spricht er von der Möglichkeit, das neu zusammentretende

Parlament des Norddeutschen Bundes werde ihn sich in Berlin zu seiner Verfügung halten oder die Annexion des Rautenlandes seine Versetzung nach Leipzig herbeiführen. Der jungen Gattin führte er den „kleinen Jenenserpfaffen" als das leuchtende Vorbild des besten Menschen zu Gemüte und wünschte ihm, er möchte bald selbst erleben, was die Ehe sei: ein stilles, sicheres Glück und zugleich eine fortwährende Schule der Selbsterkenntnis; man müsse sehr klug mit seiner Zeit hauszuhalten wissen, wenn man zugleich tüchtig arbeiten und einer geliebten Frau etwas sein wolle. Zum Basler Ruf gratuliert er: „Natürlich mußt Du gehen, lieber Junge!" In ihrer Laufbahn komme alles darauf an, daß die Kugel nur erst rolle, und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit gelinge es vielleicht, selbst mit den Basler Pfaffen auszukommen. Ein Stier von Uri brauche er nicht zu werden, er kriege ja nicht einmal das schäbige republikanische Bürgerrecht, er müsse die Sache ansehen, wie eine mehrjährige Reise, und am Ende lasse sich auch von der schweizer Art, die bei aller Engherzigkeit grundtüchtig sei, manches lernen. Basels Umgebung sei herrlich und Jacob Burckhardt ein trefflicher Kollege. — Jener Pfingstausflug sodann, der die beiden ahnungslos auf den bald darauf blutgetränkten Schlachtfeldern von Weißenburg lustwandeln und die Zurückeroberung des Elsasses nur wie eine traumferne Volkshoffnung schauen ließ, bildete den Höhepunkt alter Wanderpläne, von denen der eine und andere teils schon ausgeführt worden war, teils in den kommenden Jahren noch seine Verwirklichung finden sollte. Auch die schweizer Voralpen haben die beiden Freunde in mehrtägigen Fußtouren durchstreift, und auf Treitschkes Seite, der zu langen schriftlichen Erörterungen nicht Zeit fand, bildet überhaupt der burschenschaftliche Wandertrieb so eine Art Kitt für die losen Blätter seiner Zuschriften; denn bis zum Ende der siebziger Jahre bildet die Vereinbarung irgend eines solchen Streifzuges den Hauptzweck seiner Briefe an den Jugendgefährten.

Overbecks politische Erziehung

Wie auch immer dieser Freundschaft die Lose noch fallen sollten, ihren eigentlichen Zweck hatte sie nun erfüllt. „Treitschke hat mich, ich muß es wohl sagen, ins Leben eingeführt — das habe ich ihm nie vergessen; mein Führer im Leben ist er im gewissen Sinne nie gewesen, bleiben konnte er es auf jeden Fall nicht." Mit diesen Worten hat Overbeck, an seinem Lebensabend auf sein köstlichstes Jugenderlebnis zurückblickend, selber die Summe dar-

aus gezogen. Nur bei wirklicher eigener Selbständigkeit war es denkbar, einem andern Werdegange in solchem Maße Verständnis entgegenzubringen, ohne in dieser Hingabe sich selbst völlig aufzuzehren. Seit er im Sommer 1859 in Leipzig Treitschkes Erstlings-Kolleg über die Geschichte der politischen Theorien gehört hatte, war Overbeck zum Bewußtsein gekommen, was es auf sich habe, ein Deutscher zu sein. Zu wissen, woran er mit sich selber in dieser Hinsicht war, konnte ihm noch weit weniger gleichgültig sein als einem beliebigen Andern, dessen Voreltern immerzu auf der deutschen Scholle festgesessen hatten. Der Einfluß Treitschkes auf ihn hat ihn endgültig vor den Gefahren des Kosmopolitismus bewahrt. Seinen eher zarten Naturtrieben wurde mit den politischen Instinkten ein kräftiges Herzstück eingesetzt; anstatt nur eines Bündels von vereinzelten, unmittelbar über dem Boden bereits eigenmächtig auseinanderstrebenden Zweigen konnte ein senkrechter Stamm gerade aufsteigen. Das geschah zunächst im Anschlusse an die Schulbegriffe der liberalen Partei. Aber Anfang 1866 ist er so weit, seine bisherige Voreingenommenheit gegen Bismarck, den Junker und Konservativen, an die dämmernde Ahnung der bevorstehenden Reichsgründung umzutauschen. Er spürt aus den ihm im übrigen noch kaum verständlichen, ja oft noch höchst zweifelhaften Maßnahmen des preußischen Staatsmannes die „intelligente Energie" unabweisbar heraus. Das mag ja auf Rechnung Treitschkes gehen, obschon Overbecks Anhängerschaft und Parteinahme für Preußen viel zu durchdacht herauskommt, um irgendwie mechanisch nachgebetet zu sein. Das deutlichste Anzeichen für die vorhandene kräftige Selbstbehauptung auch gegen Treitschke findet sich in dem Briefe an diesen vom 18. Juni 1866, wo er weit gründlicher, als Treitschke es tue, die Größe des Unglücks gewürdigt wissen will, daß „*die Fragen der Einheit und Freiheit auseinander fallen*". Das klingt ja zunächst nun auch nur nach den üblichen Schlagworten jener Zeit, so daß wir unsererseits ohne weiteres eine solche gelegentliche Bemerkung nicht von vornherein mit besonderem Nachdruck hervorheben dürfen. Ein Vorausblick auf Overbecks späteres Leben jedoch berechtigt dazu, bereits diesem kurz vor dem Schlachttag von Königgrätz geltend gemachten Vorbehalt einen thematischen Wert zuzusprechen. Nahm einmal dieser Gedanke eine schärfere Gestalt an in dem Sinne, ein deutsches Reich wäre mit der Opferung seiner Freiheit für Kultur doch zu teuer bezahlt, dann war das Fortbestehen einer

Freundschaft mit Treitschke, sofern sie auf ein lebendiges Wachstum und nicht bloß auf erinnernde Rückblicke angewiesen sein sollte, im Keime getroffen. Dann war aus Overbeck ein politischer Ketzer geworden, mit dem für Treitschke eine unmittelbar lebendige, auf der augenblicklichen Überzeugung fußende Gemeinschaft nicht länger möglich war. Daß es dazu aber wohl einmal kommen mußte, lag nun doch wieder in Overbecks Voraussetzungen begründet. Wohl war sein Patriotismus echt und bodenständig; aber seine Vaterlandsliebe erfüllte sich ihm im Heimatsgefühl, der politische Exponent daran war hingegen in seinen Augen etwas, worüber sich immerhin reden ließ. Treitschke war eben doch schon damals Doktrinär der Reichsidee; sein Glaube, daß mit der Einheit die Freiheit Hand in Hand gehe, unterlag für ihn keinem Zweifel. In Overbeck hingegen keimte bei aller Ehrlichkeit seiner großdeutschen Bürgergefühle das kosmopolitische Bedenken auf, die Nationalität als solche dürfe nicht zum allgemein menschlichen Wertmesser erhoben werden. Die Begeisterung für das Reich kühlte sich bei ihm — das ließ sich mit Sicherheit voraussehen — in dem Maße ab, als damit nicht auch die nahende Verwirklichung des Kulturideals gewährleistet war.

Overbecks religionskritische Ader

Dazu gesellte sich, noch verborgener aber doch nicht weniger gefahrdrohend, ein weiterer Zwiespalt, der religiöse. Overbeck ist damals kaum noch die Befürchtung aufgestiegen, er könne jemals ernstlich mit Treitschke über das Christentum anderer Meinung sein. Wie im Umgang mit diesem sein politisches Bewußtsein erstarkt und herangewachsen war, so genau ebenso sehr seine völlige Unbefangenheit in Glaubensfragen. Er wußte es auch später nicht anders, als daß er durch Treitschke zum Freigeiste geworden war. Auch hierüber sollte das Jahr 1870 zwischen ihnen beiden Klarheit schaffen. Die Kriegserlebnisse, besonders die schmerzlichen Wunden, die sie ihm persönlich schlugen, bewirkten in Treitschke die Umkehr. Er gesteht Overbeck am Jahresende, der Heldentod seines Bruders Rainer, eines von seinen Soldaten grenzenlos geliebten jungen Offiziers, der sich auf dem Krankenbette so tapfer gehalten habe wie auf dem Schlachtfelde, sei ihm unbeschreiblich nahe gegangen. Er bekennt, an dem jungen, schönen Kämpfer, der dann mit dem eisernen Kreuze auf der Bahre lag, habe ihn besonders die feste anspruchslose Frömmigkeit gerührt, die ihn nie verließ. Im Verlaufe der letzten Jahre und nun gar in diesem Kriege habe er erst recht die Bedeutung des

religiösen Lebens verstehen gelernt. An sich forderte natürlich eine solche Empfindung in Overbeck nicht den leisesten Widerspruch heraus; gegen die Religion als einen gutmütigen, den höheren Denkprozeß nicht durchkreuzenden Gemütszustand hat er sich stets harmlos verhalten, und ihre reale Ausprägung hat ihn zeitlebens nicht davon abgeschreckt, einer gottbeflissenen Subjektivität ganz unbefangen nahe zu treten, sobald sonstige Eigenschaften ihm die betreffende Persönlichkeit liebenswert erscheinen ließen. Etwas anders aber verhielt sich die Sache, wenn Treitschkes wiedergeweckte Sympathie für das Christentum sich unbesehen auch auf ihn als Denker übertrug. Der Gegensatz von Glauben und Wissen hatte für Overbeck allerdings die Geltung eines Grundbegriffes erreicht; er galt ihm als ein Erfahrungssatz ersten Ranges. Gefiel sich ein Gelehrter und gar noch unter Inanspruchnahme wissenschaftlicher Eigenschaften und Fertigkeiten in geräuschvollen Aussöhnungs- und Überbrückungsversuchen, so hörte für Overbeck alsgemach der Spaß auf. Mit dem Tage, da sich Treitschke, nunmehr der unbestritten erste akademische Rhetor Deutschlands, ex cathedra zum Christentum bekannte, war es abermals um sein weiteres Einverständnis mit Overbeck geschehen. In dieser Hinsicht bedurfte es auch für Overbeck keines weiteren Anspornes mehr, da er mit sich selbst darüber völlig ins Reine gekommen war, und wer sich seine grundsätzlichen Darlegungen, wie er ihnen einige Jahre später in seiner „Christlichkeit" bindende Gestalt gab, vergegenwärtigt, der wird in der Hauptsache das Echo seiner Treitschke brieflich schon gemachten Andeutungen unschwer heraushören.

Für den Aufschluß, der von diesem vorliegenden Buche allgemein erwartet werden wird, war eine gründliche Auseinanderlegung von Overbecks Bildungswerten im Moment, da er als gereifter Mann sein Lehramt in Basel antrat, unerläßlich. Fassen wir die Ergebnisse zusammen. Der Grundzug seines Wesens bestand damals in einer außerordentlich geschulten und verfeinerten Empfänglichkeit für ein gleich gerichtetes, aber kraftvoller und gebieterischer einherstürmendes Leben. Für ein neues, kühnes Wort, für einen unerhörten, hinreißenden Gesang gab seine Seele einen geradezu idealen Resonanzboden ab; zu nichts schien er besser geschaffen, als an einer großen Verkündigung, gleichsam als natürlicher Unterton dazu, verstärkend mitzuschwingen. Die Freundschaft mit Treitschke war auf dem Punkte angelangt, wo das bereits Erlebte

Overbecks Fähigkeit zur Freundschaft

sich selbst genügte und in Verlegenheit geriet, wenn es an seine Fortsetzung in der Zukunft dachte. Die einer aufsteigenden Berühmtheit bewundernd und neidlos bewiesene Treue hatte sich in ihren tieferen Zwecken heimlich überlebt und war zur Vorschule geworden, um sich an einem neuen, vielleicht höheren Gebilde dieser selben Gattung über ihre Tüchtigkeit auszuweisen. Overbeck war, die Freundschaft im höchsten, gewissermaßen kulturgeschichtlichen Sinne verstanden, als Freund frei geworden. Wie nun, wenn er abermals zum Geleitsmanne einer ihre Zeit erregenden und befruchtenden starken Persönlichkeit ausersehen war?

Es ist bekannt, daß das Schicksal diese Rolle ihm zugedacht hat. Der Mann, an dem er für den Rest seines Lebens seine ausgebildete Begabung für Freundschaft in großartiger und vorbildlicher Weise bewähren sollte, war ein junger deutscher Kollege, mit dem ihn in Basel der alltägliche Zufall Wand an Wand bettete: — Friedrich Nietzsche.

Zweiter Teil

Die Basler Kollegenjahre

Basel als Kulturstadt

Ein alter Ruhm der Schweizerstadt Basel, vielleicht ihr schönster, ist, daß von jeher seltsame, anderswo unmögliche vielumtriebene Fremdlinge in ihr eine Stätte fanden, wo sie ihr Haupt hinlegten. Schon vor Jahrhunderten haben heiße Köpfe und Himmelsstürmer dutzendweise in ihrem Schoße ausgegoren. Für die neue Zeit und die ihr allein maßgebende nüchterne Wirklichkeits-Betrachtung darf man einen Nachhall jener altväterischen Gewohnheit in jener beinahe ehrfürchtigen Zuvorkommenheit entdecken, mit der wohl bis zum heutigen Tage an die Universität berufene, reichsdeutsche Hochschullehrer von der einheimischen, alteingesessenen Bevölkerung aufgenommen werden. In einer Stadt zumal, die keinerlei Uniformen kennt und doch die einer bestimmten Rangklasse schuldigen Reverenzen irgend wohin zu spenden Lust verspürt. Die Basler Gastfreundschaft, die sonst wahrlich nicht so leichten Kaufes feil ist, die aber den auswärtigen Mitgliedern ihres akademischen Lehrkörpers die Türen öffnet, wie sonst nur noch etwa Künstlern von europäischem Ruf, erfährt aus diesem Zusammenhang vielleicht eine tiefere Begründung. Was davon auch heutigentags noch übrig sein mag, sicher ist, daß vor einem Menschenalter diese Ehrung des bürgerlichen Wohlstandes vor den Vertretern der Geisteswelt in voller Blüte stand. Überdies trafen damals noch andere Umstände zusammen, um insbesondere die siebziger Jahre zu einer Zeit der Erfüllung und der Ernte zu gestalten.

Nietzsche selbst machte auf Grund seiner ersten Eindrücke dem Basel jener Tage das Kompliment, es suche „in einem unverhältnismäßig großartigen Sinne und mit einem für größere Staaten geradezu beschämenden Maßstabe die Bildung und Erziehung seiner Bürger zu fördern" — und schloß daran die Vermutung: „daß dort, wo man um so viel mehr für diese Dinge *tut*, man auch über sie um so viel mehr *denkt*". In der Tat, Basel hatte als Stadt eine schwere Selbstprobe wohlbestanden hinter sich und

fühlte nun allerseits kräftige Triebe, über sich selbst hinaus zu wachsen. Soeben vollendete sich das Menschenalter seit seinem großen Unglück, dem verlorenen Bürgerkriege gegen sein rebellisch gewordenes, angestammtes Hinterland und, als Folge davon, der Trennung der Stadt- und Landhälfte in zwei selbständige Halbkantone (1833). An der großen Geschichtstafel gerechnet, hatte es sich da um ein wenig rühmliches Ereignis von kaum mehr als lokaler Tragweite gehandelt; aber der inneren Wirkung nach stand es im kleinen der Bedeutung nicht fern, die im großen etwa die napoleonischen Demütigungen auf Deutschland ausgeübt hatten. Konnte es auch nicht zu einem heldenkräftigen Rückschlag kommen, wie in dem Freiheitskriege, wozu der Natur der Umstände nach keinerlei Anlaß vorlag, so erfolgte doch die innere Erhebung von Schmach und selbstverschuldetem Unglück auf chronischem Wege, durch die charaktervolle Sammlung und Anspannung aller vorhandenen sittlichen Kräfte. Die Stadt hatte in gewissem Sinne eine Bluttaufe empfangen und war gekräftigt daraus hervorgegangen. Viele der alten Stadtgeschlechter hatten in jener Revolution ihre Häupter oder Mitglieder auf schimpfliche und ungesühnte Weise verloren; das Staatsvermögen hatte empfindliche Einbußen erlitten; ehrwürdige uralte Einrichtungen und Ehrenschätze, der Stolz der Bürgerschaft von altersher, waren in ihrem Fortbestande bedroht. Aber das schwergeprüfte Gemeinwesen machte sich aus der Dumpfheit empor. Seine eigene Ratsherrenregierung wendete sich neuen Erkenntnissen zu und führte z. B. eine damals noch so radikale Neuerung wie die Progressivsteuer ein[22]. Der Zunftzwang, die hergebrachte Wirtschaftsordnung hatte sich ausgelebt und sollte nicht länger der Einwanderung fremder Gewerbekräfte Einhalt tun. Das freie Christentum hielt seinen Einzug in die Hochburg altväterischer Rechtgläubigkeit — und gleichsam als Symbol all dieses inneren Wandels wurden zugleich auch äußerlich die alten Stadtmauern niedergelegt, die Festungsgräben aufgefüllt und in blühende Anlagen verwandelt. Theodor Mundt schildert das alte Basel aus eigener Anschauung (Spaziergänge 1839): „In Basel liegt doch noch aller Reichtum und aller Stolz der ganzen Schweiz aufgestapelt, und selbst das aristokratische Bern hat nie mit dem Patriziertum Basels an Gewalt und Glanz wetteifern können. Stolz und ernst wie der Münster von Basel ist anscheinend der Charakter der Einwohner." Hiezu eine Anekdote: „Andreas Heusler und Peter

Merian, die Leiter des geschaffenen Halbkantons Basel-Stadt, galten als die eigentlichen Säulen des schweizerischen Konservativismus und Föderalismus vor 1847. Daher erhielten sie einst auch den Besuch des Generals von Gerlach und des Herrn von Thadden-Trieglaff, die gerade auf einer Schweizerreise begriffen waren. Bei dem (1847) gestürzten Bürgermeister Burckhardt verbrachten sie gemeinsam einen sehr interessanten und anregenden Abend. Indessen erging es den Schweizern mit den Ostelbiern auch diesmal wie im Reformationszeitalter beim Religionsgespräch zu Marburg. Sie hatten einen andern Geist. „Weißt Du", sagte auf dem Nachhausewege Peter Merian zu Heusler, „neben diesen Herren sind wir doch die reinsten Jakobiner!" (Gelzer, Zeitschrift für Kulturgeschichte VII, S. 32.)

Die Universität Basel

Das eigentliche Wahrzeichen der bürgerlichen Tüchtigkeit der Stadt war jedoch, daß sie nach der Dreiunddreißiger Revolution, die hiefür am allerwenigsten Verständnis bei den Gegnern geschaffen hatte, sich ihre berühmte, vierhundert Jahre alte Universität unter dem Aufwand ungewöhnlicher Opferfreude erhalten hatte. Diese Universität, ihrer geistigen Wurzelkraft nach auf die gelehrte und erbliche Veranlagung mehrerer einheimischer Familien begründet, so daß fast jede von ihnen auf ihren „Onkel Professor" stolz sein konnte — bildete insofern im Kreise aller höheren europäischen Bildungsanstalten einen merkwürdigen Einzelfall, als hier eine einzige Stadt eine Hochschule nur sich allein zu Nutz und Frommen auf der Höhe der gerade damals rapid anwachsenden Zeitansprüche hielt. Und mit dem Jahre Siebzig kam nun eine weitere Eigenschaft Basels zu ihrem Rechte, daß sie nämlich trotz allem im Verbande der schweizerischen Eidgenossenschaft verblieben war. Nach dem Bürgerkriege wäre ihre Rückkehr zu der früheren Stellung einer unmittelbaren deutschen Reichsstadt als Ausweg sehr zu erwägen gewesen; der alte Ernst Moritz Arndt verkündete es als etwas Selbstverständliches: „Nun kommt ihr zu Baden"[23]. Nun prägte sich die der Schweiz gehaltene Bundestreue bei der Reichsgründung dahin aus, daß Basel an der Erfüllung des Reichsideals keinen Teil hatte und doch eben damals höchst beachtenswerte Kräfte in den Dienst eines höchsten Kulturideals einstellen konnte.

Basel als Nährboden für individuelle Kultur

Jetzt, da der möglich gewordene Rückblick alle Zweifel zerstreut, ist es leicht, die Probe auf das Exempel zu machen. Wirklich so zu nennende Kulturfortschritte treten dann ein, wenn ein in sich selbst wohlgeordnetes, sich selbst genügendes Gemeinwesen aus sich selbst

das eine oder andere Einzelwesen herausstellt, das dann unter dem Antrieb neuer Gedanken zu der Gesamtheit in Gegensatz tritt, und aus persönlicher Kraft den geweckten Widerspruch einer ganzen Umgebung gebieterisch überwindet. Geschieht das mit Erfolg, so kommt innerhalb des nationalen oder auch nur lokalen Kulturringes der siegreiche Durchbruch zur Universalität zustande. Mit einem Dutzend den Durchschnitt überragender, die Erkenntnis und Fertigkeit ihrer Spezialgebiete fördernder Kapazitäten ist es freilich nicht getan. Nur jene spärlichen und einsamen Wanderer auf dem Weg zu vollkommener menschlicher Größe können hier noch, nach siebenfach gesiebter Auslese, in Betracht kommen. Zu Anfang der siebziger Jahre besaß Basel, als verdienten und vielleicht doch unverdienten Lohn seiner bewiesenen Charakterstärke das Glück, drei solcher universaler Geister sein zu nennen. Der erste war Jakob Burckhardt, der Gelehrte. Er hütete unermeßliche Reichtümer des inneren Schauens, ein Weltfahrer der, immer nur von seiner stillen Studierkammer aus [24], nicht nur rund um den Erdball reiste, sondern auch, im Längsschnitt, der Tiefe zu, den vergangenen Jahrtausenden entlang ging. Der zweite war Arnold Böcklin, der Maler. Auch er ein großer Sammler und Summenzieher, überall dagewesen, überall seine Steuer eintreibend, der Wucht seiner Empfindung nach geradezu ein Prophet des Übermenschen und eben als Künstler ein Erquicker der Sinne, der Zauberer der Meerflut und der glühenden Sonne. Diese beiden waren leibhaftige Söhne der Stadt, der eine Altbürger, der andere Neubürger. Und dazu nun Friedrich Nietzsche, der Philosoph. Er, der fremde Humanist, herbeigerufen wie jene früheren in der Hoffnung, daß er der Stadt neue Ehre einverleibe, und der dann wieder seine Wege zog, weil es ihn überhaupt in keiner Heimat duldete — er, der dritte Allerweltsumfasser, wenn er auch an dem Überschwang der titanenhaften Umarmung zu Grunde ging — er war mit Burckhardt gewaltig im Aufspüren geistiger Dinge und mit Böcklin gewaltig in der Schaukraft sinnenfälliger Wirklichkeit und ihrer Wiedergabe in hundert Farben.

Von ihm haben wir in unserm Buche zu handeln und zwar gewissermaßen im Widerspiel zu handeln, allerdings im letzten Grunde um seiner selbst willen, aber um dahin zu gelangen, zunächst doch in seiner Bezogenheit auf seinen uns als selbständige und freie Persönlichkeit bereits bekannten neuen Freund Overbeck. Bevor wir jedoch in die Schilderung dieses Verkehrs eintreten, sind

am besten gleich hier einige Beziehungen Nietzsches zu einheimischen Baslern zu erwähnen. Es handelt sich in den drei ersten Fällen nicht um selbst die flüchtigste persönliche Bekanntschaft und doch finden sich Spuren davon in der Nietzsche-Literatur. Die eine dieser Beziehungen bezieht sich auf angebliche Begegnungen mit Carl Spitteler. Dieser hat darüber Klarheit geschaffen (Kunstwart 1902, Novemberheft 134): „Immer von neuem werde ich in der besten Absicht als persönlicher Freund oder Schüler Nietzsches herauspräpariert oder als irgend ein Mittelding von beiden. Nun hat das ja gewiß nichts Zurücksetzendes, aber es ist halt nicht wahr. Denn ich habe Nietzsche gar nicht gekannt, niemals dozieren gehört, niemals gesprochen, niemals gesehen. Allerdings wohnte Nietzsche lange Jahre in Basel und ich auch. Aber nicht zur selben Zeit. Ausnahme: Möglich daß mit Hilfe eines Jahres oder anderthalb (1869? 1870?) eine beträchtliche Anzahl Stunden gemeinschaftlicher körperlicher Anwesenheit im Universitätsgebäude Basel ausgerechnet werden kann, allein da hatte ich mit dem Staatsexamen in einer andern Fakultät vollauf zu tun. Genug: Zwar den Namen Nietzsche hörte ich in Basel mitunter aussprechen, ihn selber dagegen bekam ich nie zu Gesicht." Diese authentische Feststellung bedarf freilich einer vielleicht nicht ganz unwichtigen Ergänzung. Spitteler absolvierte innerhalb Overbecks erstem Basler Amtsjahre sein theologisches Kandidatenexamen, und seine vielseitige, darunter auch auf feine Selbstironie abgetönte Begabung veranlaßte ihn, sein obligatorisches curriculum vitae, das er der Konkordatsbehörde einzureichen hatte, mit eigenen Handzeichnungen zu illustrieren. Wenigstens erzählte Overbeck diese Begebenheit mit besonderer Freude, so oft man auf den Namen Spitteler zu reden kam. Auch hat später Overbeck dies Interesse in sich erhalten und zum Beispiel in Basel der Aufführung von Spittelers Drama: „Der Parlamentär" beigewohnt. Bei Overbecks Mitteilsamkeit im Freundeskreise liegt die Annahme sehr nahe, Nietzsche habe bereits in seiner ersten Basler Zeit von Spitteler als von einem jungen vergnüglichen Fabulierer Kenntnis erhalten und zwar durch den Umweg über Overbeck oder dann gleich diesem im Professoren-Sprechzimmer der Universität, wo, wenn ich richtig verstanden habe, Spittelers mit eigenhändigem Zeichnungsschmuck versehener Lebenslauf vorgezeigt worden sein soll.

Spitteler und Nietzsche

Eine andere Beziehung geht auf zwei Stellen im Briefwechsel zwischen Nietzsche und Rohde zurück. Nietzsche schreibt am 19. März

Theodor Plüß und Nietzsche

1874 (Briefe II, S. 444): „Professor Plüß in Schulpforta, mir fremd, ein Historiker, hat meine Mutterstadt Naumburg durch eine begeisterte Rede über die Geburt der Tragödie und die erste Unzeitgemäße aufgeregt —". Darauf antwortet Rohde umgehend am 24. März aus Hamburg (II, S. 453): „Es lebe übrigens der brave Plüß: es scheint, als ob sich einiger Ernst doch noch in philologischen Gemütern erhalten habe. Im übrigen, wie gesagt, verstehe ich dieses Geschlecht immer weniger." — Dr. Theodor Plüß, in Nietzsches Alter und gleich diesem nicht Historiker, sondern klassischer Philologe, begann seinen Lehrerberuf als Gymnasialprofessor in Schulpforta, ehe er am Basler Pädagogium etwa zehn Jahre später die Stellung antrat, die vormals Nietzsche bekleidet hatte. Gleich ihm waren auch sein Vater und seine Brüder an Basler Schulen tätig. In späteren Jahren hat er in Fachkreisen unter anderm durch einen mutigen Streit mit dem Schulhaupte von Wilamowitz von sich reden gemacht — eine äußerlich zufällige abermalige Äußerung eines verwandtschaftlichen Empfindens mit den Jugendidealen Nietzsches und Rohdes. Trotzdem ist es zu einer persönlichen Annäherung an den Kreis seinerseits nicht gekommen, obwohl er mit Overbeck wohl volle zwanzig Jahre zusammen in Basel lebte. Ein vergleichender Blick auf die Wirksamkeit dieses Mannes als Lehrer der alten Sprachen am oberen Gymnasium in Basel kann unser Verständnis für Nietzsches um ein Jahrzehnt frühere Wirksamkeit an der gleichen Stelle vorbereiten. Zu seinem sechzigsten Geburtstag hieß es in einem öffentlichen Glückwunsch („Der Samstag", 3. Juni 1905, S. 359): „Wohl hat er alles in jedem von uns schlummernd Vorhandene mit sanfter Hand angerührt, jedoch sich selbst Einhalt geboten und uns nicht ein einziges Mal überfordert. Niemals hat er, wie es vor ihm Nietzsche getan haben soll, uns Güter vorgespiegelt, die uns damals nur Phantome sein konnten, nie über Philosophie extemporiert, nie uns die kursorische Lektüre deutscher Platonübersetzungen anempfohlen und nie auf irgendeine Weise die Frühreife in uns großgezüchtet. Vielmehr ging es in seinen Stunden streng schulmeisterlich zu, nicht ein Titelchen und Pünktchen hat er uns durchgehen lassen, in den grammatikalischen Chikanen war er peinlicher und genauer als irgend einer der andern, der unsere Gunst durch seine tüpfelnde Gewissenhaftigkeit längst und für immer verscherzt hatte. Ihn hat keiner je einen Pedanten gescholten; wir waren überzeugt, er wußte, wann es uns genug war, und mehr als das, er wußte

Plüß als Gymnasiallehrer

uns zu entschädigen. Wenn er das Buch um den Zeigefinger zusammenklappte und uns nun auf einen kleinen Abstecher mitnahm in ästhetische oder literarische Bereiche, da taten sich uns Türen auf, öffneten sich Ausgänge, und wir merkten: hier hindurch geht es dann einmal weiter. Aber herausgelassen oder gar herausgetrieben hat er selber uns nicht. In dieser seiner Zurückhaltung hat sich seine erzieherische Einsicht vollendet. Sie ist nur denkbar auf der Grundlage eines ungewöhnlichen Charakters. Denn für Plüß lief diese Art des Umgangs mit den Schülern auf Entsagung hinaus. Er, der auch sonst einsam im Leben steht, begnügte sich mit dem Anwurf, mit dem Geleite bis an die Schwelle, mit jener jenseitigen Begegnung, die unsererseits erst nach der Trennung von ihm, aus der reifenden Lebenserfahrung heraus, erfolgen konnte."

Plüß als Ästhetiker

Diese strenge und wohlüberlegte Auffassung seiner erzieherischen Pflicht durch diesen Basler Pädagogen ist für uns nicht der einzige Vergleichspunkt, um ins klare zu kommen, wie sehr sich Nietzsche in Widerspruch mit dem Ideal eines klassischen Philologen und deutschen Schulmannes verwickelte, als er sich mit der ästhetischen Lebensbetrachtung später nicht mehr begnügte und unter die Moralisten ging. In Plüß haben wir das Muster eines fein organisierten Wahrnehmers und Erwägers auf dem Gebiete der Wortkunst, dem selben, das Nietzsche zu erfolgreicher Anspannung schöpferischer Kräfte gelockt hat. Die Verwandtschaft sowohl als die Verschiedenheit tritt lehrreich zu Tage an dem Essay: „Das Gleichnis in erzählender Dichtung." (Ein Problem für Philologen und Schulmänner von Theodor Plüß. Aus der Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Basel 1907). Wir werden sehen, wie Nietzsches philosophischer Aufstieg sich als Aneignung und Überwindung des Positivismus darstellt. Im kleinen haben wir dasselbe in dem ästhetischen Bekenntnis von Theodor Plüß. Nietzsche ruft später das Mysterium zu Hilfe, um nicht in der Ödheit des Materialismus zu vergehen. Zart und reinlich legt uns Plüß im Begriffe des Gleichnisses jenes Empfindungskorrektiv auseinander, mit dem unsere Dichter imstande sind, das Kunstmittel der Sprache geschmeidig zu erhalten und dessen Eintrocknung zu verhüten. (S. 63/64.) „Sehen, Anschauung, Wirklichkeitssinn schätzen wir mit Recht, aber wir überschätzen Sehen und Anschauen gegenüber Empfinden und Vorstellen und die Wirklichkeit gegenüber einer höheren allgemeinen Wahrheit. . . . Nun ist unser wissenschaftlicher Positivismus von Adolf Hilde-

brand in seinem „Problem der Form" verantwortlich gemacht worden für das Absterben eines natürlichen künstlerischen Vorstellungsvermögens. Dabei erinnern wir uns, wie einst Du Bois-Reymond und jüngst Petzold im Namen der „reinen Erfahrung" z. B. alle Centauren, Pane und Najaden, alle geflügelten Genien und Engel aus der Kunst ausgeschlossen haben, oder wie Hippolyte Taine (den wir gerade jetzt wieder gerne anrufen) uns von der größten griechischen Kunst so wenig hat sagen können und die moderne Romantik sich als eine intellektuelle Krankheit verständlich gemacht hat. Wir dürfen es uns also nicht verhehlen, was für eine Gefahr vollends von seiten eines unwissenschaftlichen Positivismus, wie er Leben und Bildung beherrscht, jeder tiefer seelischen, geistig menschlichen, wahrhaft humanen Kultur drohen kann: diese Gefahr in Wissenschaft und Schule zu bekämpfen, wäre ein gerechter Kulturkampf. Allerdings rufen so viele jetzt nach künstlerischer Kultur; aber gerade unsere jetzige aufgeregte Liebe zur bildenden oder zur musikalischen Kunst ist vorläufig nur „die Furcht vor dem Alleinsein", dem Alleinsein in einer ideenleeren positivistischen Welt, und für viele, die am lautesten nach Kunsterziehung rufen, ist Sehen, Anschauung und Wirklichkeitsdarstellung nicht etwa bloß das erste, sondern auch das letzte in ihrer Kunst. Demgegenüber (gilt es) für ein geistigeres und persönlicheres Leben in der Sprache und in der geistigsten, also menschlichsten Kunst, der Wortkunst, einzutreten, für eine Art Junghumanismus zu kämpfen." So gesinnt und geartet hätten wir uns etwa Nietzsche vorzustellen, für den Fall, daß er seine zunächst vorwiegend ästhetische Veranlagung innerhalb der Pfähle des Faches einer strengen Reinkultur unterworfen hätte. Aber schon früh flogen ihm von außen her andere und kräftigere Samentriebe auf seinen Acker und überwucherten in der Folge seine Betätigung als Formenbeobachter und Rhythmenmesser. Seine Vorlesungen über griechische Literaturgeschichte, die Ernst Holzer in einer Auswahl vorgelegt hat (Süddeutsche Monatshefte Juli 1907, S. 94—118) beweisen, wie sehr er als Professor, meinetwegen malgré lui, Fachmann war. „Daß dieser Verschwender an Geist", sagt Holzer (S. 95), „auch in seinen Vorlesungen so manchen Funken versprüht, daß er sein Amt als geistiger Anreger im höchsten Sinne genommen haben wird, das konnte sich jeder Kenner Nietzsches von vornherein denken. Die feinen Gedanken über die Griechen in den späteren Büchern, die Rohde noch entzückten, als er dem Freunde schon innerlich fremd gewor-

Die Überwindung des Positivismus in der Wortkunst

Der Moralist als Ästhetiker malgré lui

den, — der spärliche Ersatz für das geplante, für die fünfziger Jahre aufgesparte „Griechenbuch" — stammen ja in der großen Mehrzahl aus den Basler Jahren. . . . In dem starken Heraustreiben einiger weniger Züge, in seiner Einseitigkeit liegt seine Stärke und seine Schwäche."

Böcklin und Burckhardt

Endlich aber noch ein Wort über Nietzsches Beziehung zu den beiden im universalen Sinne ihm kongenialen Baslern, mit denen er gleichzeitig in Basel lebte. Doch dauerte der gemeinsame Aufenthalt mit Böcklin wohl höchstens ein Jahr; als Nietzsche eben anlangte, brach Böcklin, der im alten, prachtvoll am Rhein gelegenen Johanniterhaus seine schönsten Bilder gemalt hatte, allmählich seine Zelte in der Heimatsstadt ab und zwar auf Nimmerwiedersehen. Die beiden haben sich nicht gekannt; sollten sie sich flüchtig gesehen haben, so sind sie sich sicher nie mit Bewußtsein begegnet. Nietzsches Schätzung Böcklins, dessen Kunst er gelegentlich als eine der deutschen Kultur heilsame Verschweizerung bezeichnet hat — das einzige Mal, daß in Nietzsches Werken von Böcklin die Rede ist — läßt auf eine Bekanntschaft mit den Gemälden in der späteren Zeit schließen, als Böcklin, gleich Gottfried Keller, damals Einwohner Zürichs, seinen Ruhm als großer Schweizer erlebte [25]. Desto reicher entwickelte sich das Verhältnis zu Jakob Burckhardt, ein Umgang, der sich aus der Kollegenstellung ungezwungen ergab. Schon die erste Erwähnung im Brief an Rohde vom Sommer 1869 lautet: „Nähere Beziehungen habe ich von vornherein zu dem geistvollen Sonderling Jakob Burckhardt bekommen; worüber ich mich aufrichtig freue, da wir eine wunderbare Kongruenz unserer ästhetischen Paradoxien entdecken." Indessen blieb es doch nicht nur so bei dem Verkehre unter Kollegen auf gleichem Fuße; Nietzsche hat zu Burckhardts Füßen gesessen und von ihm gelernt. Am 7. November 1870 schreibt er seinem Freund von Gersdorff (Briefe I, S. 175): „Gestern Abend hatte ich einen Genuß, den ich Dir vor allem gegönnt hätte. Jakob Burckhardt hielt eine freie Rede über „historische Größe", und zwar völlig aus unserm Denk- und Gefühlskreise heraus. Dieser ältere, höchst eigenartige Mann ist zwar nicht zu Verfälschungen, aber wohl zu Verschweigungen der Wahrheit geneigt, aber in vertrauten Spaziergängen nennt er Schopenhauer „unsern Philosophen". Ich höre bei ihm ein wöchentlich einstündiges Kolleg über das Studium der Geschichte und glaube der einzige seiner sechzig Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren

Burckhardts Kolleg über das Studium der Geschichte

seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen an einer Vorlesung, dafür ist sie auch derart, daß ich sie, wenn ich älter wäre, halten könnte. In seiner heutigen Vorlesung nahm er Hegels Philosophie der Geschichte vor, in einer des Jubiläums durchaus würdigen Weise." Nun sind unter dem Titel „Weltgeschichtliche Betrachtungen" jene Vorlesungen Burckhardts im Jahre 1905 gedruckt worden, nach der Versicherung des Herausgebers auch zu dem Nebenzweck, „das Verhältnis zwischen den geschichtlichen Grundanschauungen beider Männer" einer Beurteilung an der Hand zuverlässiger Belege zugänglich zu machen, obwohl sich „eine ganz nahe Verwandtschaft der Ansichten" sicher nicht ergeben werde. Gewiß ist eine solche nicht nachzuweisen, ebensowenig aber der Zündungsgehalt jener Abendstunde vom 6. November 1870 zu leugnen, da Nietzsche gemeinsam mit Overbeck in der Museumsaula Burckhardt über die „historische Größe" vortragen hörte. „Unsern Ausgang nehmen wir von unserm Knirpstum, unserer Zerfahrenheit und Zerstreuung. Größe ist, was wir nicht sind (S. 210) .... Vollends ist, wer bloß die Rente eines Bezirks steigen macht, noch kein Wohltäter der Menschheit. Man kann nicht überall Krapp pflanzen, wie im Departement de la Vaucluse, und selbst im Departement de la Vaucluse verdient der bloße Einführer der Krappkultur noch keine Statue (S. 216) .... Die großen Dichter und Künstler bedürfen jedenfalls jener Konzentration des Willens, ohne welche überhaupt keine Größe denkbar ist, und deren magische Nachwirkung uns als zwingende Kraft berührt. Hierin müssen sie wohl oder übel außerordentliche Menschen sein, und wer dies nicht ist, kann bei glänzendster Begabung frühe zugrunde gehen, ja ohne diesen Grad von Charakter bleibt das glänzendste „Talent" ein Lump oder ein Hund. Alle großen Meister haben zuerst viel und immerfort gelernt, wozu bei schon erreichter bedeutender Höhe und bei leichter und glänzender Produktion ein sehr großer Entschluß gehört. Ferner erreichen sie alle ihre späteren Stufen nur in gewaltigem Kampf mit den neuen Aufgaben, die sie sich stellen. Michel Angelo mußte als weltberühmter Sechziger ein großes neues Reich entdecken und in Besitz nehmen, bevor er das Weltgericht schaffen konnte. Man denke auch an die Willenskraft Mozarts in seinen letzten Monaten, von dem sich noch manche Leute einbilden, er sei zeitlebens ein Kind geblieben." (S. 222) .... Die großen

Über die „Historische Größe"

Komponisten gehören zu den unbestrittensten Größen. Zweifelhafter ist schon ihre Unvergänglichkeit. Mozart und Beethoven können einer künftigen Menschheit so unverständlich werden, als uns jetzt die griechische, von den Zeitgenossen so hoch gepriesene Musik sein würde. Sie werden dann auf Kredit groß bleiben, auf die entzückten Aussagen unserer Zeit hin, etwa wie die Maler des Altertums, deren Werke verloren gegangen. (S. 228/29) . . . . Es zeigt sich, scheint es, eine geheimnisvolle Koinzidenz des Egoismus des Individuums, mit dem was man den gemeinen Nutzen oder die Größe, den Ruhm der Gesamtheit nennt. Hiebei meldet sich dann die merkwürdige Dispensation von dem gewöhnlichen Sittengesetz. So tritt denn der „Mann nach dem Herzen Gottes" auf, ein David, Konstantin, Chlodwig, welchem alle Ruchlosigkeit nachgesehen wird, freilich um irgend eines religiösen Verdienstes willen, doch auch ohne dieses. Für einen Richard III. freilich gibt es keine solche Nachsicht, denn alle seine Verbrechen waren nur Vereinfachungen seiner individuellen Situation. Auf den Erfolg kommt hier alles an. Derselbe Mensch, mit derselben Persönlichkeit ausgestattet gedacht, würde für Verbrechen, die nicht zu jenen Resultaten führen würden, keine Nachsicht finden. Erst, weil er Großes vollbracht, findet er dann diese Nachsicht, auch für seine Privatverbrechen. (S. 245/46.) . . . Das Entscheidende, Reifende und allseitig Erziehende ist viel eher der *Machtsinn*, der als unwiderstehlicher Drang das große Individuum an den Tag treibt, auch wohl in der Regel mit einem solchen Urteil über die Menschen verbunden ist, daß nicht mehr auf das zum Ruhm summierte Meinen derselben, sondern auf ihre Unterordnung und Brauchbarkeit gesehen wird. (S. 248.) . . . Nicht jede Zeit findet ihren großen Mann, und nicht jede große Fähigkeit findet ihre Zeit. Vielleicht sind jetzt sehr große Männer vorhanden für Dinge, die nicht vorhanden sind. Jedenfalls kann sich das vorherrschende Pathos unserer Tage, das Besserlebenwollen der Massen, unmöglich zu einer wahrhaft großen Gestalt verdichten. Was wir vor uns sehen, ist eher eine allgemeine Verflachung, und wir dürften das Aufkommen großer Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung sagte, daß die Krisis einmal von ihrem miserabeln Terrain „Besitz und Erwerb" plötzlich auf ein anderes geraten, und daß dann „der Rechte" einmal über Nacht kommen könnte, — worauf dann alles hinterdrein läuft. (S. 251.)"

Egoismus, Machtsinn und Pathos

Burckhardts Realismus und Skeptizismus

Das sind so einige Sätze und Gedanken aus dem Munde des fünfzigjährigen, auf der Höhe seiner Kraft und Weisheit stehenden Jakob Burckhardt, die Nietzsche gehört und gewiß auch behalten hat. Das waren für ihn Worte, im Herzen zu bewahren! Auch als Zuhörer des Publikums „über das Studium der Geschichte" wird Nietzsche unmöglich leer ausgegangen sein. Schon der Burckhardtschen Weltbetrachtung lag jener Realismus zugrunde, als dessen leidenschaftliche Übertreibung man Nietzsches späteren Antiidealismus ansehen darf; denn Burckhardt macht reinen Tisch zwischen einem Historiker seines Schlages und einem gar noch Hegelschen Geschichtsphilosophen; Geschichtsphilosophie sei ein Centaur, da Koordinieren Nicht-Philosophie und Subordinieren Nicht-Geschichte bedeutet. Er verlegt das Zentrum seiner Lebensansicht in die Anschauung des duldenden, strebenden, handelnden Menschen. Er nennt den Menschengeist einen Wühler; der Geist muß die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz verwandeln. Was einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden, genau wie im Leben des einzelnen. Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug für ein andermal, als weise für immer werden. In einer Welt, wo Anfänge und Ende unbekannt sind und die Mitte in beständiger Bewegung ist, hat der wahre Skeptizismus seine Stellung. Wie später Nietzsche, gruppiert auch Burckhardt seine Begriffsreihen gerne triadisch; als die drei großen geschichtlichen Potenzen nennt er Staat, Religion und Kultur, und als die drei philosophischen Kräfte der Historie das Wahre, Gute und Schöne. Dabei steht immer der eine dieser Begriffe den beiden andern unterschiedlich gegenüber; in der Kultur sieht Burckhardt das Bewegte gegenüber den beiden stabilen Größen der Religion und Kultur des Staates; und das Schöne besitzt für ihn eine stärkere Ewigkeitseigenschaft, als das Wahre und Gute, die schneller dem Wechsel unterworfen, zeitlich mannigfacher gefärbt und bedingt sind. Nietzsche hat dann diesen Gesichtspunkt mit der Zeit immer einseitiger ins Gewaltsame gesteigert, so daß er schließlich ausrufen konnte (Wille zur Macht 853 II und IV): „Die Kunst und nichts als die Kunst, sie ist die große Ermöglicherin des Lebens, die große Verführerin zum Leben, das große Stimulans des Lebens. Die Kunst als einzig überlegene Gegenkraft gegen allen Willen zur Verneinung des Lebens, als das Antichristliche, Antibuddhistische, Antinihilistische par excellence!" Auch die anti-

Dreiheitsrhythmus und Abneigung gegen Systematik

amerikanische Gesinnung Burckhardts (S. 8) muß Nietzsche sympathisch berührt haben, ebenso wie der Verzicht auf einen ausgepicht systematischen Gedankengang: „Heil uns!" (S. 4.)

In der Schwesterbiographie ist von Burckhardts Gesinnung zu Nietzsche immer nur in der Annahme einer vollkommenen Freundschaft zwischen beiden die Rede, und durch die überwiegende Mitteilung heiterer Anekdoten und verbindlicher Gelegenheitsbriefe ist der Schwerpunkt im Austausche dieser beiden Männer ungebührlich auf das Harmlose und Idyllische verlegt. Dieses kollegiale Verhältnis hatte von Anfang her an einem verschwiegenen Widerhaken zu laborieren, so sehr es niemals die versöhnlichen Umgangsformen irgendwie außer acht ließ. Wohl ist sich Nietzsche über die innere Gegensätzlichkeit in Burckhardts Denkweise nie vollkommen klar geworden, und Burckhardt hat die Gesinnungsgemeinschaft nur im äußersten Notfall kategorisch abgelehnt; seine bewundernden Äußerungen über Nietzsches phänomenale Begabung entsprangen keinerlei Heuchelei und haben solange für ungezwungen zu gelten, als sie sich auf Nietzsches humanistische Kultur und nicht auf dessen letzte Moralfolgerungen bezogen, deren Exzentrizität Burckhardt unerträglich war. Wieder geht es auf Overbecks Wahrheitsliebe zurück, daß dieses für Nietzsches Leben so bezeichnende Verhältnis für die biographische Bewertung nicht in der willkürlichen und nichtssagenden Beschönigung zu verbleiben braucht, sondern auf seine wahrhaften Konturen zurückgeführt werden kann. Nicht nur hat Overbeck selber die Augen offen gehabt; er hat auch diesem seinem Eindruck wieder gebührend mißtraut und erst durch Erkundigungen bei dritten Beobachtern seine Auffassung bestätigt gefunden. Der erste, der über Burckhardts verhaltenes Benehmen gegen Nietzsche offen urteilte, war Heinrich Gelzer in seinem Essay: „Jakob Burckhardt als Mensch und Lehrer" (Zeitschrift für Kulturgeschichte VII, S. 38/39): „So steht Jakob Burckhardt in einem ganz eigentümlichen Verhältnis zu den beiden großen Heroen des neunzehnten Jahrhunderts und seiner absterbenden Kultur. Bismarck, der staatsmännische Genius, war von ihm nie völlig verstanden und kongenial beurteilt worden. Auch Nietzsche betrachtete er bei aller hohen Anerkennung und trotz liebevollen Eingehens auf seine einsamen Gedankengänge in letzter Linie immer etwas skeptisch, soweit das

Nietzsches Umgang mit Burckhardt keine „Freundschaft"

eben einem jüngern ihn rückhaltlos bewundernden Kollegen gegenüber seine echt französische Höflichkeit zuließ. Als die „Geburt der Tragödie" erschienen war, äußerte er sich mir gegenüber voll Bewunderung, aber mit jener nicht sehr angenehmen Bewunderung, der man es sofort anmerkt, daß sie im Grunde nur schlecht verhüllte beißende Ironie war. So ist es in der Tat auffällig, daß Burckhardt, wie wenige ein echter Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, diesen beiden genialen Trägern und letzten Verteidigern seiner Kultur nicht mit dem Verständnis entgegengekommen ist, wie wir es wohl wünschten."

Peter Gast schreibt ihm am 2. März 1899: „Bald nachdem Wiedemann und ich nach Basel gekommen waren, machte uns Brenner mit einer Äußerung Burckhardts über Nietzsche bekannt, die vielleicht nur von einem Böswilligen erfunden war, die aber, mir wenigstens, nicht zu unwahrscheinlich klang und in deren Lichte ich die geheimen Empfindungen Burckhardts gegen Nietzsche, beim besten Gegenwillen, nun leider fast immer betrachten mußte. Nach dem Erscheinen der Betrachtung über Strauß soll nämlich Burckhardt gesagt haben: „Der Nietzsche! (— —) Er kann ja nicht einmal einen gesunden — —" Soweit Gast. Die ungekürzte Mitteilung des sehr derben Ausspruchs hat hier zu unterbleiben. Angedeutet werden mußte er, weil ohne Erwägung des Burckhardt innewohnenden beißenden Sarkasmus, von dieser sehr gerundeten und vollkräftigen Persönlichkeit sonst nur das einseitige Bild des still und demütig genießenden Weltbeschauers zur Geltung käme.

Burckhardt als Basler

Tatsächlich war Burckhardt bald freiwillig, bald unbewußt, der Schöpfer oder Mittelpunkt einer ganzen Anzahl von Situationen und Bonmots originellster Art. Der Witz und Humor, der dabei zutage trat und durch die lispelnde, mit einem leichten Zungenfehler behaftete, von jedem Weitererzähler geflissentlich nachgeahmte Sprechweise Burckhardts ein eigenstes Gepräge erhielt, suchte seinesgleichen. Burckhardt war, wie überhaupt ein Meister der Sprache, so auch ein Meister des ins Schwarze treffenden Spottes. Führte das schon während einer Vorlesung gelegentlich zu einem Intermezzo etwa der Art, daß er auf die Neubearbeitungen seines Cicerone mit den Worten hinwies: „Meine Herren, ich darf das Buch schon empfehlen, es ist nicht mehr mein Buch" — so stieg ihm doch der Schalk erst dann so recht unvergleichlich in den Nacken, wenn er, auf gut Baseldeutsch, seinen geheimen Beitrag zur allgemeinen städtischen Medisance beisteuerte. „Wer fein Spießruten

Die Baslerische Médisance

laufen will, der muß den Baslern in die Mäuler kommen. Der Witz und das Witzeln, genährt durch die kleinstädtischen Verhältnisse und namentlich an den Familientagen ins Kraut schießend, bewahren den Basler vor der Phrase und namentlich auch davor, daß der einzelne allzusehr vor den andern hervortrete, wodurch in diesen Dingen ganz eigentlich noch die Art der alten Aristokratie erhalten ist," — bemerkt Adolf Frey in seinem Böcklin-Buche (Arnold Böcklin, Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde, Stuttgart 1903, S. 45). Eine unbefangene und freimütige Sammlung aller zur Zeit noch kursierenden Jakob Burckhardt-Anekdoten hätte Anspruch, die von Stadtklatsch, Fastnachtszetteln und Lokalblättchen seit alters bis auf den heutigen Tag geübte, ausgesprochen rheinstädtische Kunst der gewürzten Nachrede in einer klassischen, der Verewigung würdigen Ausprägung festzuhalten. Mit der Erinnerung an die Baslerische Medisance muß der oben erwähnte derbe Witz Burckhardts gewürdigt werden, der auch in dieser Hinsicht nicht besser sein wollte, als seine Basler. Auch Heinrich Gelzer spielt auf diese Gepflogenheit Burckhardts, im intimen Gespräch sich kräftiger Dialektausdrücke zu bedienen, aus Anlaß eines wegwerfenden Urteils Burckhardts über Aristoteles an (S. 44): „Er gebrauchte hier einen kräftigen und drastischen Provinzialismus, den ich anstehe wiederzugeben." Übrigens ist das oben erwähnte Urteil über Nietzsche in Basel stadtbekannt, nur wird es von einigen nicht Jakob Burckhardt, sondern Moritz Heyne, dem Nachfolger Wilhelm Wackernagels, zugeschrieben. Dieser wegen seines Sarkasmus gefürchtete Gelehrte war es auch, der für den Nietzscheschen Freundeskreis den Ausdruck „Gifthütte", wenn nicht erfand, so doch in Umlauf erhielt.

Dann heißt es in jenem von Overbeck erbetenen Gutachten von Peter Gast weiter: „Auch wer Burckhardt und Nietzsche nach dem Kolleg Burckhardts über die griechische Kulturgeschichte, dessen Zuhörer Nietzsche im Sommersemester 1876 war, zusammen über den Münsterplatz nach Hause gehen sah, mußte bemerken, daß Burckhardt Nietzschen gegenüber gern die Rolle des noli me tangere spielte und am liebsten mit ängstlich-zuschpligem Schritt davongelaufen wäre. Die Gründe für die innere Gespanntheit Burckhardts gegen Nietzsche sind gewiß tausendfältig, aber alle einleuchtend. Schon der Umstand, daß man ein Norddeutscher ist, reizt den Süddeutschen zum Widerwillen. Daß Nietzsche auf viele Basler einen Eindruck machte, war Burckhardten vielleicht nicht

Peter Gast über Burckhardt und Nietzsche

ganz gleichgültig. Daß aber, trotzdem Burckhardt ein mit Phantasie und allen Instinkten der Größe ausgerüsteter Mensch war, Nietzsche mit noch ganz anderer Kralle und Schwinge durch das Gebiet flog, in welchem Burckhardt auch vieles mitzureden hatte, das konnte Burckhardt wohl nicht recht vertragen. Im ganzen hat man aber doch zu bewundern, mit welcher Weltklugheit und Selbstüberwindung Burckhardt den Fall Nietzsche, solange Nietzsche selbst noch unter den Zurechnungsfähigen war, gegen uns, und gegen Nietzsche selbst, behandelt hat. Ich staune noch heut, wenn ich bedenke, daß Burckhardt von Wiedemann und mir in den letzten Semestern keine Kollegiengelder annahm, mit der Begründung, er rechne es sich zur Ehre, zwei Nietzschen so befreundete Herren unter seinen Zuhörern zu haben. Das ging entschieden zu weit, war aber in seiner Mischung von Raffinement und Naivität doch köstlich."

Am 6. Dezember 1879 äußerte Gast auf eine Mitteilung Overbecks hin folgendes: „Um den Vortrag Burckhardts über Ruysdael sind die Basler wohl zu beneiden; ich freue mich doch sehr, daß ich den Cicerone in den Händen jedes besseren Besuchers Italiens gefunden habe; Burckhardt ist hier, im gesunden, ungekünstelten Auffassen der Kunst, ein Lehrer von großem Einfluß; was ich früher nicht gewußt habe, weshalb ich die Klage, daß ein Mensch wie Burckhardt von so seltener und durch nichts, von dem vielen Extravaganten, das doch jedenfalls auch durch seinen Kopf gegangen ist, gestörter Unbefangenheit und Tüchtigkeit nicht auf größere Wirkung denke, gern zurücknehme. Jedenfalls ist es jugendlich, über die Zurückhaltung eines so freien Geistes wie Burckhardt unwillig zu werden; die Jugend findet den Unfanatismus eines so potenzierten Menschen unbegreiflich, weil sie noch nicht begreifen kann, daß eben dieser Unfanatismus ein Glied, eine Bedingung der Freigeisterei selbst ist und ein derartiger Mensch schon damit fast genug tut, daß er noch existiert und als solcher nicht zugrunde gegangen ist. —"

Burckhardts „Unfanatismus"

Als nun gar Overbeck an Gast nach Burckhardts Tode das schlichte Gedächtnisheft geschickt hatte, das dem Stadtgebrauch entsprechend die kirchlichen Trostworte mit einer kurzen Lebensbeschreibung, den „Personalien", enthielt und diese von Burckhardt selbst zu diesem Zwecke vorher verfaßt worden waren, gab Gast seiner Verwunderung unverhohlenen Ausdruck: „Der Eindruck davon ist sehr merkwürdig. Die Bescheidenheit, die Bläße der

Farbe, mit der sich Burckhardt hier schildert, stört mich beinahe. Er scheint nicht einmal als Basler Lokalgröße gelten zu wollen, er, der die Figur Constantins in ihrer harten Wirklichkeit der Welt erst wieder gezeigt hat, er, der uns für die gesunde Nonchalance der Renaissance-Menschen erst wieder die Sinne geöffnet hat, er, der als Psycholog sondergleichen jedem Künstler eine Seelenverwandtschaft entgegenbringen konnte, wie sie nur ganz genialen Menschen eigen ist. Dieser Mann degradiert sich zum bloßen Lehrer und beteuert uns, er habe in der mündlichen Belehrung von ihm sicherlich nicht gewachsenen Studenten sein Genüge gefunden. Sollte Burckhardt den mächtigen Geist, der ihn bewegte, wirklich nicht als große, Menschen bezwingende Gewalt empfunden haben? Oder lag ihm soviel an der Liebe seiner Basler, daß er sich nur als ihresgleichen schilderte?"

Burckhardts „Demut"

Schon viel früher hatte Rohde (1874, Briefband II, S. 453 f.) gegen Nietzsche über Burckhardt geäußert: „Er bleibt ein unvergleichlicher Kopf, dem es nur an Stärke der Hoffnung und, vielleicht muß man so sagen, an Fähigkeit zu einer lebenwährenden Illusion gefehlt hat in jüngeren Jahren. Und was Nietzsche selbst betrifft, so stand er wohl so dazu: „Wo sind Historiker, die nicht von allgemeinen Klauseln beherrscht die Dinge ansehen? Ich sehe nur einen, Burckhardt." („Wir Philologen" 254.) Aber Nietzsche hatte sich auch angemerkt: „Die sich Zurückhaltenden, aus Desperation wie Jakob Burckhardt." („Gedanken über Richard Wagner" 368.)

In der Tat offenbart sich der schroffe, unüberbrückbare Gegensatz von Burckhardts und Nietzsches Wesen in ihrem Ausgang, den sie genommen haben: jener übernahm sich in Demut und dieser in Hochmut! Aber die feine Spur der Inkongruenz drückt sich schon den Anfängen auf. Zwei Begriffe stehen hier im Vordergrund: Richard Wagner und die Renaissance. Es war ausgeschlossen, daß Burckhardt sich einem Enthusiasten Wagners rückhaltlos aufschließen konnte: Burckhardt haßte Wagner mit dem verstohlenen Haß der unmaßgeblichen Bescheidenheit. Er war in Zürich mit Wagner persönlich umgegangen; Wagners Auftreten war ihm im Innersten zuwider gewesen. Diese Antipathie hatte ihren sachlichen Rückhalt. Burckhardt war seinem Herzen nach Klassizist, er lebte im Ebenmaß, in der Harmonie — das Barock mit

Burckhardt als Klassizist

seinen Buckeln und Kröpfen konnte es ihm so wenig antun, als Rembrandt mit seiner Vorliebe für die enge Gasse und seinem Armeleutegeruch. Die Leidenschaft war ihm nur erträglich, wo sie durch die Form gebändigt war. Der heiße Atem des Dämonischen erfüllte ihn mit unüberwindlichem Grauen. So blieb ihm gerade das Beste an Wagner unzugänglich: das überschwengliche Geständnis des ungezähmten Sinnen- und Seelendranges. Merkwürdig bleibt aber, daß es Burckhardt dennoch nicht lassen konnte, sich zu Gegenständen geschichtlicher Betrachtung gerade Persönlichkeiten und Zeitübergänge aufzusuchen, die als Ausbund solchen entfesselten Wahnsinns zu gelten haben: das Zeitalter Constantins, vor allem aber die Renaissance. Er hat sich diese Dinge mit angesehen wie einen blutigen Gladiatorenkampf von der sicher vergitterten Loge aus: mit dem ganzen Genuß kunstvoller Sensation, jedoch mit dem äußersten Widerwillen gegen den Ausgang in Scheußlichkeit und wahnwitzige Überhebung. Schlossers These: „Die Macht ist böse an sich" übernahm Burckhardt als einen seiner eigenen Leitgedanken. Man kann sich denken, mit was für einer schreckensvollen, seine edeln Gesichtszüge auf das äußerste und krampfhaft anspannenden Miene er diese Worte ausgesprochen haben muß. Wie anders dagegen Nietzsche! Wenn er von der Macht und ihrer Bosheit sprach, so hat auf seinem Antlitz doch gewiß Neugier und verstohlene Freude aufgeleuchtet. Die eigentlich natürliche Begegnung zwischen Burckhardt und Nietzsche vollzog sich in ihrer Anbetung der Kunst; jene von der Schwester mitgeteilte Ergriffenheit beider beim Brande des Louvre bestätigt das. (Briefe III, 167.)

Die unwandelbare Treue Burckhardts gegen seine Vaterstadt, der er doch nie ganz verzieh, daß sie ihn früher verkannt und nach Zürich hatte auswandern lassen, stellt eine Summe von Entsagung und Selbstbeschränkung dar, in der wir den Schlüssel zu seiner Größe zu sehen haben. Es war nicht der Ehrgeiz, lieber Sindaco als Kardinal, was ihn die Umwerbungen der wissenschaftlichen Welt und gesellschaftlich hoch gestellter, ja selbst fürstlicher Personen überhören, ja schließlich sogar den Lehrstuhl Rankes ausschlagen ließ. Es war wohl weit eher seine Idealisierung des akademischen Lehrberufs, wie er sie mit sich selbst ausgemacht hatte. Diese innere Verbindung von persönlicher Gewissenhaftigkeit und glänzendem Lehrerfolge macht aus ihm eine der bedeutendsten und sympathischsten Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts in dessen

Die „Instinkte der Größe" bei Burckhardt

nicht zu verkennender Eigenschaft als Professorensäkulum. Kaum hat jemand ätzender die Pathologie des deutschen Professorenstandes betrieben, als Burckhardt, nicht aus hämisch kleinlichem Eigendünkel, sondern als Wächter eines heiligen Herdfeuers. Um die Losung „non scholae, sed vitae" in sich zu verkörpern, hat er ruhig das kollegialische Nasenrümpfen über sein mangelndes Spezialistentum in Kauf genommen und es vorgezogen, noch eher Dilettanten groß zu ziehen, wie Fachpharisäer, wenn auf die Zuhörer nur ein Hauch des Geistes überging, den er an der Welt verspürte. Wohl hat er so unvermeidlich mehr zur erwägenden Betrachtung als zur unmittelbaren Anschauung angeleitet und zwar wohl die Hochachtung vor der vorhandenen, bereits geschichtlich abgeschlossenen Kunst, nicht aber das noch höher zu wertende Verständnis für den gegenwärtig sich betätigenden, schöpferischen Kunsttrieb zu erwecken vermocht. Die nachträgliche Frucht seiner Wirksamkeit als akademischer Rhetor, hinter der er seine Betätigung als Schriftsteller hartnäckig vernachlässigte, erscheint daher, ehrlich gestanden, zweifelhaft. Hoffte er, ein Sämann zu sein für das Aufblühen einer künftigen humanistischen Kultur in seiner Vaterstadt, so hat er sich getäuscht. Sein Name wird beschworen, wo es gilt, an Rückständigkeiten festzukleben, und sein Andenken muß dazu herhalten, den Boden Basels für jene Aussaaten neuer Samentriebe, um die sich ab und zu eine jüngere Hand bemüht, möglichst unempfänglich zu machen. Wer seinerzeit noch „Köbi" gehört hat, heißt es, weiß, woran er qua Kunst ist und hat all das neue Zeug nicht nötig!

Die „Instinkte der Größe" bei Nietzsche

Blieb ihm nun aber auch ein Segen auf der eigenen Scholle, wie er ihn sich geträumt haben mag, versagt, und deckte so die Wirklichkeit in seinem Ideal einen Rechnungsfehler auf, — das Ideal selbst ist groß gewesen, und groß war die Art, wie er ihm nachlebte. Da er die sorgfältig zurechtgezimmerte Selbstbeschränktheit über alles liebte, begreift sich das Mißtrauen gegen eine Natur wie Nietzsche, dem die Überwindung einer solchen Selbstbeschränkung über alles ging. Nietzsche brauchte in seiner Basler Zeit zu seinem Umgang durchaus jemanden, der seine ketzerische Gesinnung über den deutschen Professor — wohlverstanden die Gattung als solche, nicht bloß einzelne untaugliche Standesgenossen — teilte. In seinen Briefen aus der ersten Basler Zeit an den damals besten Freund, Rohde, wird er nicht müde, „auf die ganze Universitätsstellung als etwas Nebensächliches, ja oft nur Peinliches hinzusehen" und sogar eine Professur in seinem Lieblings-

fache, der Philosophie, wollte er nur „als etwas Provisorisches" betrachtet wissen. (Briefe II, S. 230.) „Auf die Dauer nämlich sehe auch ich ein, was es mit der Schopenhauerschen Lehre von der Universitätsweisheit auf sich hat. Es ist ein ganz radikales Wahrheitswesen hier nicht möglich. Insbesondere wird etwas wahrhaft Umwälzendes von hier aus nicht seinen Ausgang nehmen können." (Briefe II, S. 214.) Unter dieser Mißempfindung hat Nietzsche gleich mit dem glänzenden Beginn seines Berufes recht zu leiden gehabt. Es brachte ihn persönlich schwer herunter. „Das ist mir nämlich doch eine neue Empfindung, auch so gar niemanden an Ort und Stelle zu haben, dem man das Beste und Schwerste des Lebens sagen könnte. Dazu nicht einmal einen wirklich sympathischen Berufsgenossen. Meine Freundschaft bekommt unter so einsiedlerischen Umständen, so jungen und schweren Jahren, wirklich etwas Pathologisches: „ich bitte Dich, wie ein Kranker bittet: „Komm nach Basel"!" (Briefe II, S. 180.) Wenige Wochen, nachdem Nietzsche diesen Hilferuf ausgestoßen hatte, sollte sich der Wunsch nach einem verständnisvollen Freunde erfüllen. Nicht durch Rohdes Herkunft; den sah er fortan nur noch vorübergehend. Aber in Overbeck lernte er langsam im Laufe der Jahre einen Kollegen kennen, dessen aufrichtige und treuherzige Offenheit die Grenzen des akademischen Lehrberufes nicht nur am eigenen Leibe empfand, sondern Nietzsche auch besonders darin ähnlich geartet war, daß er als Gelehrter über sich selbst hinausstrebte.

Das Haus Schützengraben 45 (jetzt 47) in Basel
(die sogenannte „Baumannshöhle")

Erster Abschnitt des zweiten Teils

Das Kontubernium der Baumannshöhle

(Der Erzieher)

Nietzsche wohnte in Basel, nachdem er erst zwei Monate in einer ungenügenden Wohnung antichambriert hatte, Schützengraben 45 dicht am Spalentor, einem der schönsten mittelalterlichen Stadttore, die heute noch stehen. Er schrieb seinem Freunde Rohde im Februar 1870 (Briefe II, S. 181): „Von Wackernagels Tod hast Du wohl gelesen? Es ist im Plane, daß Scherrer in Wien ihn ersetzen soll. Auch ein neuer Theologe ist im Anzuge, Overbeck aus Jena." Durch die Gefälligkeit eines gemeinschaftlichen Kollegen, der Overbeck schon vor seiner Ankunft in Basel Quartier besorgt hatte, sind Nietzsche und Overbeck Hausgenossen geworden. Da der Wirt „Baumann" hieß und die Lust an geistreichen Namengebungen gleich der des Fabulierens in ihnen rege war, nannten sie ihre Behausung nach einer im Harz gelegenen landschaftlichen Berühmtheit Deutschlands die „Baumannshöhle". Schon im Anfange des darauffolgenden Winters (1870) entwickelte sich die Gewohnheit, die Abendmahlzeit gemeinschaftlich in Overbecks, dem tiefergelegenen und auch geräumigeren Zimmer einzunehmen. Dieses tägliche Zusammensein erhielt sich die fünf Jahre hindurch, während deren die Dachgemeinschaft dauerte, trotz allen sonst auseinandergehenden Verpflichtungen der beiden; diese eine Abendstunde, zu der sich oft genug andere hinzufanden, war eine feste Gewohnheit geworden, und so genügt denn ein flüchtiger Überschlag über diese unendliche Reihe von tausend und abertausend zusammen verlebten Stunden: was hat Nietzsche Overbeck gegeben und was umgekehrt Overbeck Nietzschen? Nur so einfach Overbeck für den ausschließlich empfangenden und rezeptiven Teil zu halten, geht nach allem, was wir von dessen Vorbildung und mitgebrachten Interessen bereits festgestellt haben, nicht an.

Fünf Jahre Hausgenossen

Nietzsche teilte mit ihm einige Eigenschaften der Herkunft. Auch Nietzsche entstammte einem kleinbürgerlichen, mitteldeutschen Haus-

Verwandtschaft und Verschiedenheit der Anlage

halt; und waren seine Vorfahren nicht vielumtriebene Wanderleute gewesen und er selbst, der thüringische Pastorensohn im väterlichen Pfarrhause und dann in der Landesschule groß geworden, so vergnügte ihn dafür zeitweise der Glaube, in seinen Adern treibe das blaue Blut polnischer Edelleute sein heimliches Wesen. Sieben Jahre jünger als Overbeck, war er ihm doch um die Länge eines Jahres in der Kollegenanciennität voraus, und diese Frühreife, dank deren das überhaupt möglich war, — denn so sehr ein Spätling war Overbeck nicht — bereitete ein ebenbürtiges Verhältnis auf gleichem Fuße vor. Wir kennen schon die beiden Güter, die Overbeck in einen intellektuellen Freundschaftsbund als Mitgift seinerseits hinzubrachte: politisch die kritische Fragestellung des Problems vom deutschen Reich und theologisch die kritische Fragestellung des Problems vom Christentum. Nietzsche, bei aller seiner Jugend von vornherein der Reichere, besaß, als er mit jenem in Berührung kam, ein Dreifaches: künstlerisch die frische Freundschaft Richard Wagners, philosophisch den beherrschenden Einfluß Schopenhauers und wissenschaftlich von seinem Berufe her ein gegenständliches Verhältnis zum klassischen Altertum, insbesondere zu den Griechen. Der nun beginnende Austausch zwischen den beiden bedeutete somit ein sich gegenseitig ergänzendes Pentagon von Kulturinteressen, das in seiner Gesamtheit überhaupt keine wichtige Frage allgemeinerer Natur ausschloß. Wohl war Nietzsche schon aus seiner Studentenzeit her durch anregende Beziehungen zu ungewöhnlichen und außerordentlichen Menschen verwöhnt; die aufrichtige Bewunderung seines Lehrers Friedrich Ritschl, des Altmeisters seiner Wissenschaft, die schwärmerische Verbundenheit mit einem Kommilitonen wie Erwin Rohde mögen hier als die weitaus hervorragendsten Beispiele erwähnt sein. Doch waren das eben nur Bestärkungen seiner eigenen Talente, wie auch der persönliche Verkehr mit Wagner nur seinen natürlichen musikalischen Grundtrieb auslöste. Die fleißige Mitarbeit in seinem Fachberufe und die leidenschaftliche Hingabe an seine liebste Erholung rechtfertigten vollauf die Auswahl seines bisherigen Umganges, eine reiche Auswahl und ein gewählter Umgang gewiß; aber über seine ihm angeborene Subjektivität führte ihn das alles nicht hinaus, es führte ihr unablässig Nahrung zu — stärkte sie, aber erweiterte sie nicht. Nicht daß ihm die Berührung mit der zeitgenössischen Politik oder die Fühlung mit dem Christentum gefehlt hätte; er hatte ja bei der preußischen Ka-

none gedient, und all die Pfarrhäuser seiner geistlichen Vorfahren hätten, nebeneinander aufgestellt, allein schon ein ganzes stattliches Dorf ausgemacht. Dennoch konnte von einem näheren Interesse an Politik und Religion kaum die Rede sein; dafür war die junge Feuerseele von der Kunst und vom Griechentum schon bis zum Überfließen ausgefüllt.

Insofern war also die Begegnung mit Overbeck etwas schlechthin Neues für Nietzsche, als es sich nun um das Eingehen einer ausgesprochen gegensätzlichen Beziehung handelte. Solch ein Freundschaftsverhältnis kann nur der Zufall schließen. Wer anders soll denn, sobald die Wahlverwandtschaft nicht mehr im Spiele ist, überhaupt Verschiedengeartete einander nahe bringen? Wird dann aber, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, dennoch ein Lebensbund daraus, so ist dieser zweifellos mit seltenen, außerordentlichen Kraftmitteln ausgestattet. Dann kommt die Goethesche Weisheit zur Geltung, alle wirkliche Größe werde immer aus der Vereinigung von Gegensätzen hervorgehen. Nun besaß Overbeck angesichts von Nietzsches beruflicher Beschäftigung mit dem klassischen Kulturideal und ebenso von dessen Begeisterung für das Wagnersche Kunst-Phänomen ja allerdings die allgemeine Möglichkeit, sein Verständnis dafür zu erweitern und sich am Ende sogar zu eigner Jüngerschaft bekehren zu lassen. Vorbereitet war in ihm beides. Seine kritische Durchforschung des Urchristentums und der alten Kirche hatten ihn bereits der Erkenntnis zugeführt, in dem weltfähig gewordenen, zumal dem morgenländischen Christentum halte er eine Mumie der begrabenen griechischen Kultur in Händen. Was aber das Verständnis für Wagner betraf, das sich bei Overbecks musikalischer Veranlagung wohl hätte zur Parteigängerschaft steigern können, so hinderte ihn daran noch die Erinnerung an den Eindruck von Wagners Persönlichkeit — es waren nun acht Jahre her in Leipzig bei Wagners Schwestergatten Professor Brockhaus. Damals hatte die unmittelbare Anschauung auf ihn nicht „groß" gewirkt; er schrieb den Eltern, Wagner habe „quelque chose de phraseur et de pathétique", wenn er seine Ideen ausspreche; immerhin fiel ihm die große Lebhaftigkeit auf, und als dann Wagner bei seinen Verwandten den Text der „Meistersinger" vorlas, da gab es bei dem kleinen Kandidaten allerdings große Augen. Schon seit Kindesbeinen war ihm zu musizieren noch die liebere Muße gewesen, als eine schöne Lektüre; der Knabe hatte sich immer die jüngeren Schwestern zum Vier-

Das klassische Ideal und Wagner

händigspiel ans Klavier geholt. Aber er ging ganz in den Klassikern auf; Wagners Faustouvertüre, die er als Student hörte, war ihm ein ohrenzerreißendes Baßgeheul; schon in Schumann argwöhnt er einen Viertelszukunftsmusiker und wunderte sich, daß er in der D-moll-Symphonie doch Melodie habe; an Hans von Bülows Spiel kann er sich mit den Freiheiten im Rhythmus nicht befreunden — kurzum, er erlaubte sich, vorsichtig und bescheiden, wie es in seiner Natur lag, auch mit seinen Liebhabereien keine Sprünge.

Die tieferen Wurzeln des Einverständnisses

Darnach kann es uns nicht mehr allzu schwer fallen, in das Keimstadium der anhebenden Freundschaft einen Blick zu tun. Bei beiden ein vorwiegendes Wohlgefallen aneinander, ohne daß es an heimlichem Mißtrauen hätte fehlen dürfen. Nietzsche soll ziemlich erschrocken gewesen sein, wie gänzlich verstaubt der neue Kollege aus Jena anrückte, der ihm wohl sonst auf den ersten Blick sympathisch war. Overbeck wird sich mit Freuden den glänzenden Eigenschaften seines Zimmernachbars ausgeliefert haben und doch vor Nietzsches augenfälliger Neigung zu spielerischer Attitüde und geistreicher Erhabenheit in aller Stille ein wenig auf seiner Hut gewesen sein. Der Altersunterschied von vollen sieben Jahren mag auch nicht unterschätzt werden, und dann ist es für das Zustandekommen einer d a u e r h a f t e n Freundschaft niemals ganz ohne Gefahr, jahrelang unter einem Dache zu wohnen und unzertrennlich auf Schritt und Tritt nebeneinander her zu gehen. Somit muß im Hintergrunde irgend eine große Gemeinsamkeit verborgen gewesen sein, die langsam und unbewußt, aber mit unabweislichem Zwange den bevorstehenden Zusammenschluß bewirkte. Diese stille, noch unausgesprochene Verbrüderung beruhte bei beiden auf der heimlich vorhandenen Abneigung, sich von ihren eben angetretenen akademischen Ämtern restlos ausfüllen zu lassen. Da beide indessen an gewissenhafter Pflichterfüllung einander nichts nachgaben, so mag das Geständnis dieses gemeinsam empfundenen Konfliktes sie am ehesten zueinander in eine erste, tiefere Fühlung gebracht haben. Man erinnert sich, wie Overbeck es als Ergebnis seiner sieben Dozentenjahre aussprach, wenn immer möglich hätte er sich vor der Beförderung zum akademischen Futtertroge retten und zeitlebens auf eigene Faust Privatdozent bleiben mögen. Daraus mag er im gegebenen Augenblick vor Nietzsche am allerwenigsten einen Hehl gemacht haben. Umgekehrt hatte in Nietzsche schon das eine Basler Jahr hinreichend ähnliche Wünsche gezeitigt — man denke an seine Mahnrufe in den Briefen an Rohde —; so entsprang

aus dieser seltsamen Unlust, aus der instinktiven Bangigkeit vor der Gefährdung individueller Vorsätze notwendig ein wärmeres Einvernehmen. Wenn daraus nun Freundschaft wurde, so war sie von ungewöhnlicher Beschaffenheit und desto höher zu stellen, da sie, einer Banalität entsprungen, diesen Ursprung so gänzlich vergessen ließ.

Overbeck über die Freundschaft mit Nietzsche

ir sind zwei Gelehrtennaturen, die über sich hinaus wollen, nur so vermag ich mir unsere innige Freundschaft zu erklären bei so enormer Ungleichmäßigkeit unserer Begabung — wobei ich mir über mein Zurückstehen gar keine Illusion mache — und ebenso großem Unterschiede unseres Temperaments. Auch ist, den ihr in uns gegebenen Voraussetzungen gemäß, die Freundschaft für keinen von beiden Teilen leicht geworden und doch für beide früh dagewesen und durch viele Jahre beständig geblieben und nur der Gewalt der Umstände erlegen. Was jenes in gewissem Sinne mühsame Entstehen betrifft, so weiß ich natürlich, wieviel ich an Nietzsches ganzem Gebaren recht eigentlich zu „überwinden" hatte, und ebenso, wie leicht es doch schließlich stets damit gegangen ist, so daß die Empfindungen verletzenden Kontrastes und innerster Anziehung fast immer nahezu simultan gewesen sind und jene Momente der entfremdenden Kontrastempfindung bei mir stets so flüchtig waren, daß Freundschaft der grundbaßartig sich behauptende Ton unseres Verhältnisses blieb. Auch ist es meinerseits ein einziges Mal dazu gekommen, daß ich gegen Nietzsche meine Stimme „erhob" und ihm Mißvergnügen bekannte. Sonst gebe ich hier, wo mir doch aufs Paradoxeln nichts ankommen kann, nur auf das schlichteste meine Erfahrung wieder, wenn ich sage, daß unsere Freundschaft, welches auch ihre Hemmnisse gewesen sein mögen, stets schattenlos blieb. Mit dieser meiner Erfahrung glaube ich aber in der Hauptsache auch die Nietzsches nur wiedergegeben zu haben. Daß auch bei ihm jene bei mir schon zugestandenen Hemmnisse nicht fehlten, ist mir nicht im geringsten zweifelhaft. Sie gelten mir für völlig und unmittelbar festgestellt durch die zahlreichen Klagen und Anklagen Nietzsches gegen seine Freunde und gelehrten Berufsgenossen, die aus seinen Schriften jedermann, ebenso gut wie mir, bekannt sind. Die Einbildung, unter diese Klagen und Anklagen *nicht* zu fal-

Eine Freundschaft ohne Schatten und Trübung

len, liegt mir so fern, daß ich vielmehr die Überzeugung hege, nicht nur, daß sie ihre Spitzen auch in Nietzsches Absicht gegen mich mit andern kehrten, sondern daß sie meinerseits nicht unverdient und somit in den Tatsachen begründet sind. Daneben steht aber wiederum ebenso fest meine Überzeugung, daß Nietzsche bald nach dem Beginn unserer Beziehungen mir aufrichtig zugetan gewesen und es bis zu den Tagen völliger Umnachtung seines Geistes geblieben ist. Ich entnehme diese Überzeugung ganz und gar nicht der Tatsache, daß Nietzsche auch nicht ein einziges Mal, sei es in unserem mündlichen, sei es in unserem brieflichen Verkehr, mir unfreundlich entgegengetreten ist — worauf niemand, der Nietzsche so nahe gestanden und ihn so gut gekannt hätte wie ich und hiernach wüßte, was bei ihm der „Zaun der Zähne" aller Offenheit ungeachtet bedeutete, Gewicht legen würde, — wohl aber aus den untrüglichen Erfahrungen, die ein durch viele Jahre stetig fortgeführter, drei bis vier Jahre lang täglicher Verkehr bei Nietzsches so höchst expansivem Wesen mir in großer Zahl liefern mußte.

Eine Freundschaft in der Verborgenheit

Meine Freundschaft mit Nietzsche hat mit der Zeit, ohne mein Zutun und gewissermaßen von selbst, den größten „Nutzen" aus ihrer Verborgenheit gezogen. Ich bin im Verkehr mit Nietzsche schon sehr früh sein aufrichtiger und leidenschaftlicher Freund, meinetwegen selbst Bewunderer geworden, freilich niemals, so wenig wie sonst einer seiner Freunde, sein Adept. Auch bin ich nie in die Lage gekommen, ihn vor irgend jemandem als meinen Freund zu verleugnen. Wer mir nur einigermaßen nahestand, wußte zwar nicht, daß ich nicht sein Adept, wohl aber daß ich ihm innig befreundet war. Dies so sehr, daß ich fast sagen kann, das wußte jedermann. Aber wer bei meinen Lebzeiten und meinetwegen nichts davon gewußt hat, ist das Publikum, das kann ich mit nicht geringerer Wahrheit sagen. Und auch schon darum — abgesehen noch von aller Gelassenheit meines Temperaments — konnte es mir gleichgültig sein, als Nietzsche später gegen seine Freunde mit solcher Maßlosigkeit öffentlich loszuziehen begann, keinen von uns nennend, doch mich jedenfalls nicht ausnehmend. Das brauchte mich nicht anzugehen, denn es zerstörte „im Publikum" nur etwas, was ohnehin für mich in diesem gar nicht existierte. Ich hatte dabei Nietzsche nichts „übelzunehmen", und dies anzuerkennen oder vielmehr mit stetiger Unbeirrtheit zu empfinden, wurde mir nicht schwer bei dem Eindruck der Fülle der Eigen-

schaften, zumal der liebenswürdigen, die mir Nietzsche lieb gemacht haben, wie dieser Eindruck sich mir nicht nur aus der Erinnerung an unsern früheren Verkehr, sondern auch durch die Formen unseres Verkehrs, wie sie fortwährten, bis Nietzsche durch Wahnsinn uns Menschen allen verloren ging, stets gegenwärtig erhielt, und ich ließ mir seine öffentliche Kritik unserer Freundschaft bis zuletzt gefallen. War diese doch überdies insofern materiell ganz begründet, als sie mein mangelndes Adeptentum anklagte. Davon mochte das Publikum meinetwegen hören, vom Rest meines persönlichen Verhältnisses zu Nietzsche wußte es bisher überhaupt nichts, was ich als etwas Bestehendes vor ihm zu verteidigen gehabt hätte.

Meine Freundschaft mit Nietzsche! Ich weiß keine andere Bezeichnung für unser Verhältnis und würde mich für verrückt halten, wenn ich dabei durch den Gedanken an die Beziehung zwischen Meister und Schüler nur im entferntesten beirrt würde. Dagegen fragt sich um der Bedeutung des Altersverhältnisses in dieser ganzen Sache willen: war ich nicht, um noch Nietzsches Freund zu werden, zu alt im Verhältnis zu ihm, so alt, daß mir dies noch zu werden im Grunde schon verboten war, in welchem Falle meine Freundschaft für ihn nur ein Symptom meiner allzu langsamen Reifwerdung wäre, einer sich über Gebühr erhaltenden Impressionabilität?

Der Altersunterschied

Ich war, als ich Nietzsche kennen lernte, 33 Jahre alt, sieben Jahre älter als er. Das ließ kaum noch das Zustandekommen einer Freundschaft zwischen uns erwarten; ganz anderer Art waren, schon der Altersverhältnisse wegen, seine Freundschaften mit Gersdorff und Rohde. Dennoch kam es dazu. Vieles, was uns zusammenrückte, lag doch in den Umständen, unter denen wir uns zuerst im Jahre 1870 trafen. So faßten wir sehr bald, über alles was uns trennte weg, zueinander das Zutrauen, das uns gegen alles, was uns noch die Zukunft aneinander erleben ließ, sicherstellte. Dieses noch zu Erlebende war mit Rücksicht auf mich für Nietzsche ungleich weniger als bei mir, nicht nur weil ich schon meines Alters wegen der „Fertigere" war, sondern auch weil der Ehrgeiz bis zum Defekt bei mir mangelte, der in Nietzsche brannte, und dieser letztere Unterschied mag am Ende das Schlimmste gewesen sein, was Nietzsche an mir als etwas für ihn zu Überwindendes empfunden haben mag. Anderseits hat es ihm der bezeichnete Defekt wohl am leichtesten gemacht, jenes schon erwähnte Zutrauen zu mir ohne für uns bedenklichen Verzug zu fassen. Mit mir, der

ich neben ihm stets nur eine sehr still aufwachsende Pflanze blieb, ist Nietzsche nie in die Lage gekommen, sich im Besitz meiner Person durch irgend welche Öffentlichkeit beschränkt zu fühlen. Nur ich erlebte es, mich in dem stillen Besitz seiner Person, dessen ich mich in den ersten Jahren unseres Verkehrs erfreute, mit der Öffentlichkeit gewissermaßen teilen zu müssen, als er zu eigentlichem und zwar, so langsam er ihm selbst zu schreiten schien, doch frühem Ruhme gelangte. Eben das aber hat mich in meinem persönlichen und ursprünglichen Verhältnis nie im geringsten beirrt. Er war und bleib mein Freund und als solcher mein Privatbesitz, den ich gegen alle Ansprüche anderer höchstens nur besonders zu schützen mich aufgefordert fühlte. Nietzsche war mir bald der außerordentlichste Mensch, der mir auf meinem Lebenswege vorgekommen war, und das blieb er mir auch, als die Massen anfingen, über seine Außerordentlichkeit ihre Meinung zu haben. Darum blieb ich auch gegen das Maß meiner Übereinstimmung mit dieser Meinung ganz gleichgültig. Der letzte Beruf, den ich mir aus meiner Freundschaft erwachsen fühlte, war auf jeden Fall, sie (die öffentliche Meinung) in irgend welchem Sinne zu berichtigen oder zu belehren, sei es zur Herabsetzung oder zur Steigerung ihrer Schätzung Nietzsches. Zu solchem Unternehmen habe ich vielmehr nur immer zunehmende Abneigung empfunden. Nietzsche ist mein Dank für alles, was er mich hat erleben lassen, gewiß und unauslöschlich, aber nur ihm und diesem mit ihm selbst Erlebten, und nicht zugleich dem Doppelgänger, den er in den Köpfen anderer haben mag.

In Nietzsches ausgesprochenem Ehrgeiz, in seinem leidenschaftlichen Streben, sich geistig zur Geltung zu bringen, erkannte Overbeck von vornherein das wesentliche Unterscheidungsmerkmal ihrer beiden Naturen. Nietzsches Wirkungskreis in Basel war in dieser Hinsicht um ein nicht zu unterschätzendes Gebiet weiter bemessen. Während es für Overbeck Bedingung war, daß er von jeder Teilnahme an der praktischen Ausprägung seines Lehramtes befreit und somit jeder kirchlichen Wirksamkeit enthoben war, hing mit Nietzsches akademischem Lehramt auch noch dasjenige an den obersten Klassen des humanistischen Gymnasiums zusammen. Er fügte sich damit einer althergebrachten Einrichtung; die hervorragendsten seiner Kollegen, Leute wie Wilhelm Wackernagel und

Nietzsche als Gymnasiallehrer

Jakob Burckhardt, gaben ihm hiefür das Beispiel. Overbeck besaß für diese im engeren Sinne pädagogische Tätigkeit volles Verständnis. Mehr als einen Vorzug in Nietzsches späteren Büchern brachte er mit diesem Umstande in Verbindung und hob bei jeder sich bietenden Gelegenheit hervor, was für ein ausgezeichneter Lehrer Nietzsche gewesen sei. Heute sind seine damaligen Schüler zu denjenigen Männern herangewachsen, die in voller Manneskraft dem bürgerlichen Leben der Stadt in amtlicher Stellung oder privater Wirksamkeit den Stempel aufdrücken. Hält man unter ihnen gelegentlich Umfrage, so scheinen sie einig in der scheuen Nachempfindung, sie hätten da nicht so sehr einem Berufspädagogen zu Füßen gesessen, als etwa einem leibhaftigen Ephorus aus Altgriechenland, der mit einem Sprung über Zeit und Sitten mitten unter sie trat, um ihnen von Homer, Sophokles, Plato und ihren Göttern zu erzählen. Als berichte er aus eigener Anschauung von ganz selbstverständlichen und noch vollauf zu Recht bestehenden Dingen — so wirkte er auf sie. Eine nebensächliche Eigentümlichkeit, die mit seinen empfindlichen Augen zusammenhing, steigerte den geheimnisvollen Nimbus um ihn herum: in seinen Stunden mußten bei auch nur mäßiger Sonnenhelle die Fensterläden vorgezogen werden, damit das grelle, unmittelbare Tageslicht gebrochen und das Schulzimmer von einer wohltuenden Dämmerung erfüllt wurde. Mit Prinzipienreiterei verlor er vor der Klasse so wenig Zeit als möglich; er gab den Gebrauch deutscher Übersetzungen von vornherein frei, wenn nur möglichst viele der griechischen Autoren gelesen wurden. Er konnte plötzlich eine schulgerechte Erörterung mit dem Aufruf und der Frage an irgend einen Schüler unterbrechen, der sich dessen vielleicht gerade am wenigsten versehen hatte: „Nun sagen Sie mir einmal, was ist ein Philosoph!" — Um dann nach der nur wenig erschöpfenden Antwort des aus den Wolken gefallenen Verblüfften die Stunde mit einem hinreißenden Extemporevortrage zu Ende zu führen. Auch in der nur seltenen, dafür desto eindrucksvolleren Anwendung von Verweisen folgte er, frei von jedem Seminarrezepte, der unwillkürlichen Eingebung der Stunde. Einmal hatte er vor den Sommerferien der Klasse anheimgegeben, man solle in der Ilias die Beschreibung vom Schilde des Achill lesen und darüber berichten, aber bloß freiwillig, es sei keine Aufgabe. Beim Wiederbeginn rief er auf Geratewohl auf und fragte: „Haben Sie die Stelle durchgelesen?" Der Betreffende sagte in seiner Verlegen-

heit ja, obschon es nicht wahr war. „Gut, dann beschreiben Sie uns den Schild des Achill!" Nietzsche ließ das Schweigen, das nun erfolgte, unter der wachsenden Aufregung aller Schüler an die zehn Minuten andauern, gerade so lange als er gebraucht hätte, um den Gegenstand zu erledigen, und ging scheinbar aufmerksam zuhörend langsam auf und nieder, wie er zu lehren pflegte. Dann sagte er, ohne weiter ein Wort zu verlieren: „So, nun hat uns M. den Schild des Achill erklärt, jetzt fahren wir weiter." Ein anderer Schüler las unter dem Pultrande ruhig aus der Übersetzung ab. „Wie sonderbar", unterbricht ihn Nietzsche, „Sie haben ja in Ihrem Buch eine ganz andere Lesart." Es kam ihm immer darauf an, die jungen Leute moralisch zu fassen, und so gestaltete er einmal ein öffentliches vor den Behörden und geladenem Publikum abzuhaltendes Examen, ohne Rücksicht auf das Risiko, das er selber dabei lief, zu folgender Kraftprobe einer überdies recht mäßigen Klasse. Er ließ eine unter Philologen als besonders schwer verschrieene Thukydidesstelle aufschlagen. „Haben Sie das schon gelesen?" — „Nein." — „Finden Sie Schwierigkeiten darin?" — „Ja." — „Darin haben andere Leute auch schon Schwierigkeiten gefunden" — und nun ging es durch Dick und Dünn vorwärts. Die methodische Durchsetzlichkeit und das eigentlich Handwerksmäßige in der Geisteserziehung der halbwüchsigen Jüngerschar ließen zu wünschen übrig. Die Anfertigung eines Skriptums wurde unterlassen, nachdem ein erster Versuch nicht nach Wunsch ausgefallen war. Vokabularien oder Klassenhefte wurden nicht geführt. Es wurde drauflos übersetzt, unbekümmert um Formenlehre und Syntax. Von Zeit zu Zeit forderte er zum Meditieren auf, und das erhob alsbald die nüchterne Stimmung ins Ungefähre und Feierliche. Er mündete mit einem Gedankengang gerne in den charakteristischen Anschauungsversuch aus und stellte die Persönlichkeit etwa des Alcibiades oder des Achilles zum Exempel auf, damit seine Schüler durch seine Fragen angespornt nach und nach ihre eigene Intuition vor ihm aufbauen mußten. Im ganzen gilt von Nietzsches Lehrtätigkeit besonders am Pädagogium sein Spruch aus „Jenseits von Gut und Böse" (63): „Wer von Grund aus Lehrer ist, nimmt alle Dinge nur in bezug auf seine Schüler ernst, — sogar sich selbst." Dies ist zu beachten, weil es doch eine Zeit gab, wo Nietzsche sich selbst nur noch in bezug auf sich selbst und sonst niemand andern ernst zu nehmen vermochte. Sein Lehramt konnte also, von den äußeren Hemmun-

gen ganz abgesehen, schon aus rein inneren Gründen in seinem Leben nur eine bloße Vorstufe sein.

Nietzsches Erziehungsphilosophie

Mit der Erfüllung seiner Amtspflichten erschöpfte sich jedoch Nietzsches Verhältnis zur Pädagogik nicht. Seine ganze erste Basler Zeit stand überhaupt im Zeichen seines Erzieherbewußtseins und bestimmte, weit über die Gesichtspunkte des Amtes hinaus, auch seine allgemeinen Absichten, für die europäische Kultur Wirkung zu tun. „Wenn ich über die Zukunft unserer Bildungsanstalten zu reden versprochen habe, so denke ich dabei zunächst gar nicht an die spezielle Zukunft und Weiterentwicklung unserer Baslerischen Institute dieser Art. Gerade das aber muß mein Wunsch, ja meine Voraussetzung sein, mit Zuhörern hier in geistigem Verkehr zu stehen, welche über Erziehung und Bildungsfragen ebenso sehr nachgedacht haben, als sie willens sind, mit der Tat das als Recht Erkannte zu fördern." Diese Worte, die Nietzsche 1871 aufschrieb, bezeichnen einen Gesichtspunkt für Nietzsches erstes Entwicklungslustrum. Er empfindet sein gesamtes zukünftiges Denken und Wollen als erzieherische Fragestellung. Atmend und wirkend in einem lebendigen, auf möglichst humanistischen Abschluß der Bildung hinstrebenden Schulbetriebe, wie es im damaligen Basel die Doppelanstalt des Pädagogiums und der Universität darstellte, fühlte er sich in einem Elemente, dessen Wellenbewegungen ihm damals noch die Funktionen der Kultur überhaupt bedeuten mußten. Unerwartet war aus ihm ein eigentlicher Schulmann geworden. Er hatte sich ja mit der Absicht getragen, nach bestandenem Doktorexamen und längeren Bildungsaufenthalten im Auslande sich an einer deutschen Fakultät zu habilitieren; aber wie leicht hätte eine derartig freiwillige und jederzeit lösbare Bindung an den Lehrberuf gewogen gegen die ihm nun zugefallene Lebensstellung eines etatmäßigen Gymnasial- und Hochschullehrers. Wird aber damit Nietzsches Gedankenwelt unter das Zeichen des Erzieherischen gerückt, daß ihm sein Lehramt zum divinatorischen Prinzip wird, so versteht sich, weil es sich dabei um Nietzsche handelt, von selbst, daß dies bereits aus einem sehr radikalen gesellschaftskritischen Gesichtswinkel heraus erfolgt. Man höre zum Beispiel die Stelle aus dem ersten Vortrage vom 16. Januar 1872 (Taschenausgabe I, S. 299): „Der Bund von Intelligenz und Besitz", den man nach diesen Anschauungen behauptet, gilt geradezu als eine sittliche Anforderung. Jede Bildung ist hier verhaßt, die einsam macht, die über Geld und Erwerb hinaus Ziele steckt,

Sein Lehramt als divinatorisches Prinzip

die viel Zeit verbraucht: man pflegt wohl solche andere Bildungstendenzen als „höheren Egoismus", als „unsittlichen Bildungsepikureismus" abzutun. Nach der hier geltenden Sittlichkeit wird freilich etwas Umgekehrtes verlangt, nämlich eine rasche Bildung, um schnell ein Geld verdienendes Wesen werden zu können, und doch eine so gründliche Bildung, um ein sehr viel Geld verdienendes Wesen werden zu können. Dem Menschen wird nur so viel Kultur gestattet, als im Interesse des Erwerbs ist, aber so viel wird auch von ihm gefordert. Kurz: die Menschheit hat einen notwendigen Anspruch auf Erdenglück — darum ist die Bildung notwendig — aber auch nur darum!" Indem Nietzsche mit einem so hohen und unerbittlichen Ernste der landläufigen Sittlichkeit entgegentritt, ist es ja ohne Zweifel er selbst, seine im höchsten Sinne rechtschaffene und sittenstrenge Persönlichkeit, die uns aus seiner Kritik redet. Die Frage ist nur, wie er, der doch eigentlich seiner Griechen- und Wagnerbegeisterung nach im ästhetischen Fahrwasser segelte, dazu kam, sich an die europäische Menschheit als echter und rechter Schulmeister zu wenden. Noch auffallender als in den Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten tritt das pädagogische Übergewicht in seiner damaligen Geistesrichtung zutage an der dritten unzeitgemäßen Betrachtung und zwar schon an ihrem Titel: „Schopenhauer als Erzieher". Im Jahre 1868 hat er Gedanken über diesen selben Gegenstand zusammengefaßt unter der Überschrift „Schopenhauer als Schriftsteller" (Biographie I, S. 350/51). In Basel wurde der formale und nationale Gesichtspunkt abgelöst durch den pädagogischen. Wäre der Aufsatz in Deutschland geschrieben worden, hätte vielleicht der andere Titelentwurf „Schopenhauer unter den Deutschen" Aufnahme gefunden. Man überlege, was es mit diesem neuen Titel bei näherer Erwägung auf sich hat! Er setzt eine Beziehung, die von Hause aus eben gerade nicht besteht. Wozu hätte sich der Pessimist und Weltverneiner wohl weniger tauglich erachtet als zum Erzieher! Und mit welchem Nachdruck weist ihm Nietzsche diese Rolle zu: „Gewiß, es gibt wohl andere Mittel, sich zu finden; aus der Betäubung, in welcher man gewöhnlich wie in einer trüben Wolke webt, zu sich zu kommen, aber ich weiß kein Besseres, als sich auf seine Erzieher und Bildner zu besinnen. Deine wahren Erzieher und Bildner verraten Dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff Deines Wesens ist, etwas durchaus Unerziehbares und Unbildbares, aber jedenfalls schwer Zugängliches, Ge-

Schopenhauer von Hause aus nicht Erzieher!

bundenes, Gelerntes: Deine Erzieher vermögen nichts zu sein als Deine Befreier. Und so will ich denn heute des einen Lehrers und Zuchtmeisters, dessen ich mich zu rühmen habe, eingedenk sein, Arthur Schopenhauers." — „Ich habe versprochen, nach meinen Erfahrungen Schopenhauer als Erzieher darzustellen und somit ist es bei weitem nicht genug, wenn ich, noch dazu mit unvollkommenem Ausdruck, jenen idealen Menschen hinmale, welcher in und um Schopenhauer, gleichsam als seine platonische Idee waltet. Das Schwerste bleibt noch zurück: zu sagen, wie von diesem Ideale aus ein neuer Kreis von Pflichten zu gewinnen ist und wie man sich mit einem so überschwänglichen Ziele durch eine regelmäßige Tätigkeit in Verbindung setzen kann, kurz, zu beweisen, daß jenes Ideal erzieht." — „Im Grunde entscheidet kaum die Seltenheit und Kraft der Begabung, sondern der Einfluß einer gewissen heroischen Grundstimmung und der Grad einer innerlichen Verwandtschaft und Verwachsenheit mit dem Genius. Denn es gibt Menschen, welche es als ihre Not empfinden, wenn sie diesen mühselig ringen und in Gefahr, sich selbst zu zerstören, sehen, oder wenn seine Werke von der kurzsichtigen Selbstsucht des Staates, dem Flachsinn der Erwerbenden, der trocknen Genügsamkeit der Gelehrten gleichgültig beiseite gestellt werden: und so hoffe ich auch, daß es einige gebe, welche verstehen, was ich mit der Vorführung von Schopenhauers Schicksal sagen will und wozu, nach meiner Vorstellung, Schopenhauer als Erzieher eigentlich erziehen soll." — Halten wir das fest: Nietzsches erwachende Genialität erfaßt das Genie als Pädagog; die Schrift, in der er diesen Gedanken hinreißend zum Ausdruck bringt, schreibt er in Basel als Lehrer an schweizerischen Staatsschulen. Da ist denn doch die althergebrachte Vorliebe des Schweizers für Probleme der Erziehung und Volksbildung hervorzuheben, eine Vorliebe, die der Heimat Pestalozzis und Jean Jacques Rousseaus wohl zu Gesichte steht. Jene Eigenschaften, von denen auch Nietzsches Werk seinen Anfang nahm, haben somit zweifellos als eine nicht zu übersehende Wirkung seines dienstlichen Aufenthaltes auf Schweizerboden zu gelten. Gewiß — Nietzsche besaß überhaupt eine pädagogische Ader und hätte, wäre er anderswo Gymnasiallehrer gewesen, Schopenhauer sowieso als Patron der Erziehung zur Kultur empfinden können. Mag die Schweiz sich immerhin etwas darauf zugute tun, daß das nun gerade in ihrem Schoße geschah — höheres Lob gebührt wohl Nietzsche selbst, dessen kühner Wahr-

Der Genius als Pädagog erfaßt

heitsmut ihn zu der großartigen, nur sprunghaft zu erreichenden Verbindung zwischen Erzieherpflicht und höchstem Kulturziel verlockte, zu der, mit dieser Überzeugungskraft, ein anderer niemals, er selbst freilich anderswo vielleicht auch nicht mit solcher Entschiedenheit gelangt wäre.

Nietzsche in Gesellschaft

Ähnlich originell, wenn auch den Umständen angemessen in ganz anderer Weise als auf die Schüler wirkte Nietzsche auf die Kollegen und die Basler Gesellschaft. Auch sie empfanden etwas Unnahbares in seinem Auftreten, das für einen nicht sehr tiefsichtigen Beobachter nicht ganz frei von Komik war. Dadurch daß Nietzsche, wo er ging und stand, immer in irgend einer Art auf der Suche war, unterlag er bisweilen der Gefahr ins „Gesuchte" zu verfallen. Unter seinen Briefen sind die leichteren, an Fernstehende gerichteten voll geistreicher Wendungen, mit Wortspielen gespickte Kauserien, gleißende Perlenschnüre aus gereihten Verbindlichkeiten und verblüffenden Appercus — genau so muß sich Nietzsche im Gespräche mitgeteilt haben[26]. Er wirkte in der Konversation vornehmlich blendend; aber es konnte vorkommen, daß der Witz seiner Aussage, den man mit vorschnellem Beifall belacht hatte, sich unversehens als Hülle einer kühnen, unheimlichen Wahrheitsvision entpuppte. Einmal erzählte er seiner Tischdame: „Mir hat kürzlich geträumt, meine Hand, die vor mir auf dem Tische lag, bekam plötzlich eine gläserne, durchsichtige Haut; ich sah deutlich in ihr Gebein, in ihr Gewebe, in ihr Muskelspiel hinein. Mit einem Mal sah ich eine dicke Kröte auf meiner Hand sitzen und verspürte zugleich den unwiderstehlichen Zwang, das Tier zu verschlucken. Ich überwand meinen entsetzlichen Widerwillen und würgte sie herunter." Die junge Frau lachte. „Und darüber lachen Sie?" fragte Nietzsche mit furchtbarem Ernste und hielt seine tiefen Augen halb fragend, halb traurig auf seine Nachbarin gerichtet. Da ahnte diese, wenn sie es auch nicht ganz begriff, es habe hier ein Orakel im Gleichnismunde zu ihr gesprochen und Nietzsche ihr durch eine schmale Spalte den Blick in den dunkeln Abgrund seines Innern aufgetan. Ein andermal erbleichte er, der zum strengsten Richter über alles Obskurantentum werden sollte, vor Erstaunen und Entrüstung, daß ihm bekannte ältere Basler noch an das „Spalentier" — ein Lokalgespenst — glaubten und steif behaupteten, es haben brüllen hören.

Nietzsche hielt damals noch sehr auf sein Äußeres. Er war mit einem alten badischen Staatsrate der einzige, der in Basel einen

grauen Zylinder trug. Sommergäste, die mit ihm zu gleicher Zeit im Maderanertal weilten, belustigten die feinen Zeugstiefelchen, mit denen er, immer den Spazierstock zum Tasten vor sich hinsetzend, in der Wildnis des Hochgebirges spazieren lief. Wer sich da nicht schon auskannte, nicht wußte, mit wem er es zu tun bekam, entging der Versuchung nicht leicht, in ihm am Ende gar einen Stutzer oder einen Wichtikus zu wittern. Aber schon damals folgte ihm das neugierige Auge des Publikums nicht, ohne um seine glänzenden Anfänge zu wissen. Der blutjunge deutsche Gelehrte war Gegenstand tuschelnder Unterhaltung. Das war der große Ausbund, raunte man sich zu, der ohne überhaupt Doktor zu sein eines schönen Morgens in seiner Leipziger Studentenbude als außerordentlicher Professor für Basel aufgewacht war. Ja man flüsterte noch mehr: das war der junge Freund Richard Wagners, der Ganymed des neuen deutschen Olympiers, in dessen Idyll Tribschen er ein- und ausging. — — In Basel jedenfalls wird man Nietzsche kaum je anders begegnet sein als mit der Befangenheit des Stolzes, ihn unser zu nennen. Sein täglicher Begleiter auf Spaziergängen und in Gesellschaften war Overbeck, und nichts konnte Nietzsches Überlegenheit besser kennzeichnen, als daß Overbeck sofort von sich aus ins zweite Glied trat, sobald es sich um die menschliche Rangstufe des Freundes handelte. Daß damals Nietzsche allerdings den Anspruch erhob, in Gesellschaft zu „primieren", hat Overbeck bestimmt bestätigt; aber niemand wußte besser als er, wie himmelweit damit Nietzsche von dem faden Dünkel entfernt war, in einem Salon Löwe zu sein und die erste Geige zu spielen.

Damals lebte in Basel das hochbetagte Fräulein Kestner, die Tochter von Werthers Lotte. Nietzsche schreibt Rohde am 25. Juli 1872 (Briefe II, S. 342): „Der heutige Morgen geht darauf Goethe-Inedita zu lesen: ich bin ad hoc von der noch einzig übrig gebliebenen Tochter von Charlotte Kestner eingeladen und habe schon neulich zwei schöne Gedichtchen ‚Reisesegen an Gräfin E.' zu hören bekommen." An Gersdorff schreibt er am 2. August 1872 (Briefe I, S. 219): „Von Fräulein Kestner (der Tochter Lottes) habe ich Goethesche Briefe (originaliter) geschenkt bekommen." Die quecksilbern lebendige und geistig übersprudelnde Greisin konnte es Goethe bis in ihr 94. Jahr nicht verzeihen, daß er „ihre liebe Mutter in so unzarter Weise in die Öffentlichkeit gezogen habe". Bedeutende Persönlichkeiten aus dem Reiche, Bunsen, Abeken, Lepsius, Curtius, pflegten auf der

Durchreise bei Fräulein Kestner einzukehren, und dann stellte sich auch Jakob Burckhardt ein, der sonst jeder Einladung auswich; auch ihr Neffe, der Oberst Charras, der seit der Julirevolution an den französischen Ereignissen lebendigen Anteil genommen und sich seine Verbannung zugezogen hatte, angeblich wegen einer Napoleon III. verabreichten Ohrfeige, lebte in Basel. (H. Gelzer in seinem Burckhardt-Essay S. 46.)

Erinnerungen von Frau Ina von Miaskowski

(Nach dem als Manuskript gedruckten Lebensbild: „August v. Miaskowski" S. 120—124)

Im Juni unseres ersten Jahres in Basel (1874) machten wir mit Bekannten einen Ausflug auf die Frohburg, einen schönen Punkt im Jura. Ich sah dort zum ersten Male die Hochalpenkette und empfand diesen herrlichen Anblick als wirklichen Abschnitt in meinem Leben. Ich war um eine neue, beglückende Vorstellung reicher geworden. Wer in sehr jungen Jahren die Alpen zum ersten Male sieht, kann nie einen so tief gehenden Eindruck empfangen, wie er mir an jenem sonnigen Sonntagsmorgen zuteil wurde. Und noch einen zweiten Gewinn brachte mir dieser Tag, die Bekanntschaft mit Friedrich Nietzsche. Er und seine beiden Freunde Overbeck und Romundt nahmen an dem Ausfluge teil. Nietzsche, der sich beim Wandern zuerst zu meinem Mann gesellte und nachher plaudernd neben mir ging, nahm uns beide aufs wärmste für sich ein. Jener Sonntag legte den Grund zu unserem späteren freundschaftlichen Verkehr. Unvergeßlich blieb mir eine Äußerung, die Nietzsche schon damals mir gegenüber tat. Er unterbrach meine Schilderung unserer Jenaer Zeit mit der Frage: „Ja ist es denn möglich, daß Ihr Herr Gemahl sich nicht von dem bornierten Hochmut der deutschen Professoren abgestoßen fühlt? Die dulden ja keine abweichende Ansicht. Hat jemand aber eine solche, dann suchen sie ihn tot zu machen, indem sie sagen, er sei krank."

Der Dienstags-Verein 1870—75

Im Winter begründeten wir einen kleinen geselligen Verein, der alle vierzehn Tage abends abwechselnd sich zusammenfand. Über eine reizende Aufführung, die wir an einem jener Abende bei uns arrangierten, finde ich in einem Briefe an meine Mutter eine ausführliche Schilderung vor. Wir hatten uns ausgedacht, ein sorgfältig vorbereitetes lebendes Bild aus den Meistersingern mit unsern Kindern zu stellen, namentlich um Nietzsche zu erfreuen, dessen Freundschaft mit Wagner damals auf ihrem Höhepunkte

stand. Ich schrieb darüber: „Um sechs Uhr kleideten wir die Kinder an, die wirklich reizend aussahen. Hannachen als Eva, im richtigen Gretchen-Kostüm aus hellblauem Wollenstoff! Fritz als Hans Sachs in Weste, Hemdsärmeln, Lederschürze, Käppchen auf dem Kopfe und mit einem Backenbart aus blonder Haarunterlagewolle, Kurt als Walter geradezu reizend. Ich hatte prächtigen roten Glanzschirting, der ganz wie Seide aussah, für 1 Fr. 50 gekauft und daraus ein glänzendes Ritterkostüm gemacht: kurzes Wams mit weißen Puffen, am Hals meine breiten echten Spitzen von Schwiegermamma und die dicke Kette von Onkel Paul um die Brust gehängt, auf dem Kopf ein schwarzes Samtbarett mit langer weißer Feder. Als alle Gäste da waren, bat ich Nietzsche, das Meisterlied zu spielen und öffnete die Türe zum Eßzimmer, in der das reizende Bildchen stand. Jedes der Kinder war allerliebst und ganz charakteristisch. Alle waren entzückt und Nietzsche sogar ganz bewegt. Er nahm meine beiden Hände und drückte sie immer wieder, indem er für die reizende Überraschung dankte.

Nach einem dieser Vereinsabende, an dem auch eine junge Freundin von uns teilgenommen hatte, schrieb ich wieder: „Als wir spät heim kamen, meinte Emmy, sie wäre noch nie in einem so harmlos vergnügten Kreise gewesen. Das Komische dabei ist, daß zwei der Haupt-Spaßmacher unter uns, Overbeck und Nietzsche, als arge Pessimisten und Schopenhauerianer in ganz Deutschland bekannt sind! Am Donnerstag darauf kamen am Abend die drei Herren aus Nr. 45 zu uns, und da musizierten wir viel. Nietzsche phantasierte ganz hinreißend, Overbeck hatte schöne vierhändige Schubertsche Sachen mit — kurz wir hatten ordentlich ein kleines Konzert. Dabei gab's nur gebackene Kartoffeln und aufgebratenen Schinken, also wirklich livländische Einfachheit und Ungeniertheit." Ein andermal schrieb ich: „Heute Abend ist der Dienstagsverein. Nietzsche soll schon wieder ein ganz tolles Buch zum Vorlesen verschafft haben (es waren humoristische Novellen von Mark Twain). Beim letztenmal ging es wieder sehr lustig zu, wir lasen, spielten und sprangen bis halb ein Uhr. In vierzehn Tagen, wenn der Abend bei uns ist, wollen wir aber auch einmal was Ernstes vorbringen, wie es sich für Professorsleute schickt. Vormittags war Nietzsche ein Stündchen bei uns und brachte mir ein Buch, das ich gerne lesen wollte, auch hat er mir die Wagnerschen Nibelungen gegeben. Ihr seht, daß ich mir zwei Freunde angelegt habe, die mir sehr nützlich sind."

In jenem Winter kam Nietzsche außerdem jeden Freitag nachmittag, um mich zum Gesang zu begleiten. Er brachte stets viel neue Noten mit, die wir zusammen durchsahen und auch mal einübten; zum Schluß pflegte er uns meist vorzuphantasieren oder Wagnersche Sachen zu spielen. Aus jener Zeit besitze ich noch ein abgeschriebenes Lied von Liszt, in das Nietzsche mir einige Korrekturen hineingeschrieben hatte. Es waren genußreiche Stunden. Späterhin trat Overbeck an die Stelle des Freundes und hat mit mir in liebenswürdigster Treue musiziert. Mein Mann, der natürlich die herzlichste Freude an diesem Verkehr mit den anregenden Freunden hatte, liebte es aber, mich oft mit meinen beiden „Seladons" zu necken. Einmal tat er es auch, als wir gerade zum Nachtische Äpfel aßen. Ich klebte nach einer alten livländischen Sitte mir zwei Apfelkerne an die Stirne, benannte sie nach meinen Seladons und sagte, ich wollte sehen, welcher von ihnen zuerst „abfallen" würde. Unsere Kinder hatten das aufgeschnappt; sie nannten nachher Apfelkerne immer Seladons und betrieben mit Eifer das Spiel mit den an die Stirne gedrückten Kernen.

In Basel herrscht die schöne Sitte, daß die Eingesessenen nach und nach die Neugekommenen aufsuchen oder auch direkt zu sich einladen. Auf diese Weise kamen wir zu vielen Schweizern in Beziehung. In dieser Weise knüpfte der sehr angesehene Ratsherr Sarasin mit uns an, und wir erlebten in diesen reichen Häusern viele interessante, wenn auch manchmal etwas langweilige Gesellschaften. Ich schrieb darüber: „Am Sonntag waren wir bei reichen, uns beinahe ganz fremden Baslern zu einem großartigen Diner geladen, wo wir uns gut amüsierten. Aber es ist merkwürdig, so plötzlich in eine ganz andere Welt hineinzuschneien und geradezu komisch, wenn man beim Eintreten nicht einmal weiß, welches der Hausherr ist. Die Basler sind aber rührend in ihrer Liebenswürdigkeit, die meist drollig steif herauskommt. Ballvergnügen müssen wir fast ganz entbehren, hier wird fast gar nicht in Privathäusern getanzt, die Leute sind in allen möglichen Vorurteilen befangen. Wir flotten Dienstagsvereinler bedauern das alle sehr."

Der Verkehr zwischen den Freunden

Nietzsche hatte also, während er schon mitten am Werke war und die Schwere seiner Lebensaufgabe im voraus ahnte, ja bereits ihre Traglast auf seinen Schultern spürte, es nicht verschmäht, in der Umgebung, der er sich doch eigentlich längst entwachsen fühlen

mußte, nicht nur etwa gezwungen, sondern mit heiterer Teilnahme weiter zu verweilen. Die ungeheuren Emotionen seiner heimlichsten Empfängnisse, die Witterung seiner letzten Bestimmung, die Qual eines Weltschöpfer-Triebes bei gebundenen Händen ließen ihn Zerstreuungen einer ihm im übrigen genehmen Geselligkeit geradezu aufsuchen. Und daß er dann wohl auf Augenblicke unter den Fröhlichen der Fröhlichste war, ein Vortänzer der guten Laune, läßt sich von dem späteren Verherrlicher der Kunst, gut zu tanzen und gut zu lachen, wohl verstehen. Noch überschäumender gab er sich wohl, wenn ihn der goldene Humor ganz unbelauscht, hinter der verschlossenen Türe der Junggesellenwohnung im Kreise seiner Vertrautesten aufsuchte. Was für ein fruchtbarer Gelegenheitsdichter und Knittelverskünstler er sein konnte, geht aus manchen bekannt gewordenen Proben jener Jahre hervor. Einer der gelungensten Huldigungen Nietzsches als Festdichterkomponisten hatte sich Overbeck an seinem fünfunddreißigsten Geburtstage zu erfreuen; sein Hauptkolleg war nicht zustande gekommen, nun tröstete der Zimmernachbar ihn mit einem ad hominem komponierten Kanon.

Der Geburtstagskanon für Overbeck

Ein würdig angerauchtes Pergamen!

(Das Notenblatt ist über der Lampe getrocknet und angebräunt.)

Kirchengeschichtliches Responsorium
zwischen einem Chore von theologischen Studenten
und einem Chore erzürnter Zuschauer.
Zur Festlichkeit des 16. November
1871
für seinen Freund und getreuen Nachbar
Franciscus Overbeck
gesetzt
von
F. N.

Chor fauler, sich rekelnder, theologischer Studenten
(ob Männerchor?)

O! A! Kirchengeschichte hör' ich nicht bei Overbeck,
sondern bei dem alten, quatschigen (—).
(—) weiß uns zu kirren als Studenten,
die um Amt und Brot und Weib studieren.

Trostlied.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
und den alten (—),
der wird sich (plärrend) wunderbar erhalten
trotz allem Prüfungsungemach.
(hier fällt der Chor der entrüsteten Zuschauer ironice ein)
Nämlich wunderbar ungeschlacht, dumm und keck,
ohne nur ein einziges Fünkchen
vom Geiste unseres O— — — — — verbeck,
noch von seinen andern liebenswürdigen Eigenschaften.
(die Schlußnoten zart, zögernd cum gratia ad finem.)

Aber wie die Hausgenossen den gelegentlichen Ausbruch seiner Lustigkeit aus nächster Nähe mit erlebten, waren sie auch die verschwiegenen Zeugen von den nicht ausbleibenden Rückschlägen seiner Selbstbesinnung. Von einem harmlosen Abendspaziergang vor den Toren der Stadt zurückkehrend, konnte er seinen Begleitern Overbeck und Romundt, die sich weiter keine Gedanken gemacht hatten, die Lächerlichkeit ihrer Gepflogenheit vorhalten, daß sie, drei Denker, Gottfried Kellers „gerechten Kammachern" an ehrsamer Selbstgenügsamkeit nicht im geringsten nachständen (Briefe III, 209). Was dem größeren Kreis in Nietzsches gesellschaftlichem Basler Verkehr kaum tiefer zum Bewußtsein kommen konnte, teilte sich Overbeck ganz von selbst in ungezwungener Anschauung mit: er spürte, mehr als die üblichen Werdeschmerzen, die keiner heranreifenden Begabung erspart bleiben, waren hier mystische Leiden im Spiele, etwas von jenem wimmernden und ächzenden Albdruck der Inkubation, wenn der delphische Tempelschläfer im Traum den Besuch des Gottes erduldet. Wie hoch Nietzsche die Nähe eines solchen Verständnisses schätzte, geht aus einer Widmung zu dem letzten gemeinsam verlebten Geburtstag Overbecks hervor; auf seine Komposition „Hymnus auf die Freundschaft", die er von einem Berufskopisten sauber abschreiben ließ, schrieb er: „Herrn Professor Dr. Fr. Overbeck! Am 16. November 1875. Voll von Freude und von inniger Dankbarkeit für Deine Freundschaft."

Vorausblick auf Nietzsches Werk

Nietzsches schriftstellerisches Werk umspannt den Zeitraum zweier Jahrzehnte. Eins gegen das andere gehalten, bilden sie so unterschiedliche und andersartige Hälften, daß kaum mehr von einem Zusammenhange zwischen beiden, viel eher von einem Weitsprung von einem zum andern die Rede zu sein pflegt. Und doch hat nur

dieselbe Seele ein neues Gesicht aufgesetzt. Die Keime zum späteren und letzten Nietzsche stecken schon in der „Geburt der Tragödie", dem Debüt des noch nicht Dreißigjährigen. Sowohl formal, als inhaltlich. Formal: „Wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt!" bekennt er selbst in dem „Versuch der Selbstkritik", mit dem er nach sechzehn Jahren auf den Erstling zurückblickte. Damit gesteht er ein, er habe es damals mit den höchsten Problemen aufgenommen, aber nicht als ihr Gestalter, sondern eben nur als ihr Erwäger, als ihr Raisonneur, der er, freilich ins Höchste gesteigert, selbst im Zarathustra geblieben ist. Inhaltlich liegt bereits der Widerspruch gegen Religion und Moral mit einem Umzug ins Ästhetische verbunden vor, der schließlich „einen Gott, wenn man will, aber gewiß nur einen gänzlich unbedenklichen und unmoralischen Künstlergott" gelten läßt und somit so radikal unreligiös ist, daß er sich nichts daraus macht, sich mit der Marke religiöser Erscheinungsformen dem Mißverständnis auszusetzen, als sei er auf seine Art religiös. Auch das Bekenntnis zum Griechentum ist als solches, allem jugendlich lauten Enthusiasmus zum Trotz, schon hier zweideutig und nichts weniger als sachlich zwingend konzipiert. Nietzsche beklagte als das Schlimme an dem Buche: „daß ich mir überhaupt das grandiose griechische Problem, wie es mir aufgegangen war, durch Einmischung der modernsten Dinge verdarb!" Ferner ist es bedeutsam, wie schon zwei Jahre vor dem Erscheinen das „Unzeitgemäße" gewittert wird und dadurch der Charakter der ganzen Kette bei diesem Anfangsgliede schon sich kundgibt: „Es beginnt nun für mich die Periode des Anstoßes, nachdem ich eine Zeitlang leidliches Wohlgefallen erregt habe, weil ich die alten bekannten Pantoffeln an hatte." Es wäre wohl zu kurz geraten, dächte man dabei an Befürchtungen, zu denen die Parteigängerschaft Schopenhauers und Wagners damals immerhin genügend veranlassen mochte; nein, Nietzsche muß schon damals von der Ahnung durchschauert gewesen sein, daß ihn widermoralische und antichristliche Triebe auf die „grundsätzliche Gegenlehre und Gegenwertung des Lebens" hindrängten, und einmal zum Attentäter „auf zwei Jahrtausende Widernatur und Menschenschändung" werden ließen. Er äußert sich prophetisch (Briefe I, 206): „Jetzt erwarte ich nichts — oder Bosheiten oder Albernheiten. Aber ich rechne auf einen stillen langsamen Gang durch die Jahrhunderte, wie ich Dir mit der größten Überzeugung aus-

spreche. Denn gewisse wenige Dinge sind hier zum erstenmal ausgesprochen: das muß weiter klingen." Diese Sprache der Euphorie redet er nicht erst 1888, sondern schon 1872. Aus alledem muß gefolgert werden: die Substanz Nietzsche ist von allem Anfang konstant. Er ist sich, eben dieser Substanz nach, stets gleich geblieben. Mit Schopenhauer und Wagner hat er die angezogenen Hüllen vom Leibe gestreift, nicht aber festgewachsene Fetzen sich von der Haut gerissen. Auch seine heftigsten innern Umwälzungen sind nicht in dem Sinne Wandlungen gewesen, daß er, ein Renegat, Besessenes verleugnet oder ursprünglich Fremdes als Gebietserweiterung hinzuerobert hätte. Sein spezifisches Gewicht hat sich nicht geändert; er ist, auf seine Schwere hin gewogen, bei seinem ersten Buche genau das wert und genau das nicht wert gewesen, was bei seinem letzten. Ausschließlich die Neuprägung macht es bei ihm aus, die unerschöpfliche Aufarbeitung des vorhandenen Stoffgutes. Nur hinsichtlich der Darbietung wird er immer freier, kühner, verschwenderischer. Der Wesenheit nach beweist er jedoch schon mit seinem Erstling die durchgreifenden Hauptpunkte seiner Beschaffenheit ein für allemal. Erstens: daß er sich nur für einen Halbblutkünstler hält — zweitens: daß es um seine Konfession zum Griechentum von vornherein zweifelhaft bestellt war — drittens: daß sein Haupttrieb auf die radikale Kritik von Religion und Moral abzielte — viertens: daß er von der weltgeschichtlichen Bedeutung seines Lebenszweckes schon von Anfang an vollauf durchdrungen ist.

Overbecks Kompetenz als Gewährsmann für Nietzsche

Daraus ist für uns der Schluß zu ziehen, daß, wer den Nietzsche der siebziger Jahre genau kannte, Nietzsche überhaupt kannte, daß also Overbeck, da er ihm in den Basler Kollegenjahren der ununterbrochen Nächste war, für uns unter den Gewährspersonen, die über Nietzsche zu belehren haben, an erste Stelle tritt. Es ist oberflächlich und ungerecht, Overbecks gelassenere und bedächtigere Veranlagung dahin auszudeuten, als habe er, ängstlicher und furchtsamer Natur, wie er nun einmal gewesen sei, den Hochflügen Zarathustras nicht zu folgen vermocht. Vielmehr kommt das spätere Versagen seines Einverständnisses, war erst für die frühere Zeit das Verständnis festgestellt, uns als Fingerzeig zu Hilfe in unseren eigenen Versuchen, mit Nietzsche ins reine zu kommen. Stutzt und zögert Overbeck mit der Gefolgschaft, so wird es nie sehr schwer halten, weit eher als einem persönlichen Unvermögen die betreffende Ablehnung aus einem allgemeinen und

grundsätzlichen Bedenken vollkommen begreiflich zu finden. Um jedoch später mit ganzer Unbefangenheit und vollem Vertrauen Overbeck als Kritiker des Freundes annehmen zu können, soll seiner Anhänglichkeit und Hingabe an Nietzsche während des gemeinsamen Zusammenlebens nachgespürt werden. Leider sind nachträgliche Zeugnisse für die Zeit des Kontuberniums sehr spärlich. Overbeck hat es hinterher beklagt, damals keine Tagebücher geführt zu haben. So mögen wir um mehr als eine Verschwiegenheit gekommen sein, die uns besser verstehen ließe, wieso bei Nietzsche so viel hundertfältig Verschiedenes sich schließlich unter einem Hute zusammenfand. Dagegen verfügen wir wenigstens über gleichzeitige Belege, die über Overbecks damalige Stellung zu Nietzsche jeden Zweifel ausschließen, vor allem darüber, daß er von ganzem Herzem an Nietzsche geglaubt hat. Rohde fiel es zu, öffentlich für den Freund auf den Plan zu treten. Zu Overbecks ganzer Art paßte es besser, sein Bekenntnis in der Stille abzulegen. Den Umständen nach kam das aber einem mindestens ebenso großen Aufwand an Unerschrockenheit gleich. Overbeck hat nämlich Nietzsche vor Treitschke verteidigt, ja Treitschke für ihn zu gewinnen gesucht und in diesem über Jahre sich hinziehenden Vorhaben gezeigt, daß er genau wußte, was er wollte. Sein großer Altruismus tritt zutage an jenem biographischen Unikum, jener in die Augen springenden Paradoxie, deren Möglichkeit überhaupt nur ausgerechnet bei einer solchen Friedensseele denkbar war, an seinem Doppelverhältnis zu Treitschke und Nietzsche. Aber nicht minder beweist sich die männliche Energie seines Charakters in der Art, in der er, sobald die fortdauernde Freundschaft zu beiden sich mißverständlich gestaltet hätte, säuberlich Klarheit zu schaffen verstand. Durch ihn sind die beiden Antipoden sogar einander zugeführt worden, offenbar im August 1872 — aber wie sich denken läßt, ohne sich irgendwie anzunehmen. Nietzsche zeigte sich zu Entgegenkommen geneigt, da er ja von der Leipziger Studentenzeit her ein Augenmerk auf Treitschke als politische Person besaß und mit Gersdorff im Jahre 1866 sowohl über die Konfiskation des Traktats „Die Zukunft der deutschen Mittelstaaten" als Treitschkes und Roggenbachs unvermutete Popularität korrespondierte und gleich dem damals ihm ja noch unbekannten Overbeck die Annexion Sachsens gewünscht hatte (Briefe I, 38, 47): Treitschke dagegen machte aus seinem Mißfallen gegen Nietzsche keinen Hehl, und in der Folge ist dann auch die Jugendfreundschaft dem

Treitschke und Nietzsche

männlicheren Treubunde zum Opfer gefallen. Overbeck konnte nicht zweifeln, wie er zu handeln hatte. Treitschkes Antipathie streifte an Idiosynkrasie, so heftig war sein Zorn. Nietzsche hatte ihm die erste „Unzeitgemäße" zugesandt, Treitschke erwiderte gar nicht darauf, es sei denn in einem fulminanten Briefe an Overbeck. Dieser antwortete im Ton ruhiger und ließ doch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach Jahr und Tag noch schleudert ihm Treitschke im Schmerz über den Verlust seines einst anhänglichsten Jüngers ins Gesicht (19. Sept. 1881): „Dein Unglück ist dieser verschrobene Nietzsche, der sich so viel mit seiner unzeitgemäßen Gesinnung weiß und doch bis ins Mark angefressen ist von dem zeitgemäßesten aller Laster, dem Größenwahn!" Angesichts der geopferten Freundschaft mit Treitschke fällt die Bezichtigung in sich selbst zusammen, Overbeck habe der Mut gefehlt, sich zu Nietzsche zu bekennen.

Overbeck an Treitschke über Nietzsche

Basel, 23. Juni 1871

Wenn ich mich auch nicht selbst für die Jahrbücher melde, ich bringe dafür einen Ersatzmann, und zwar einen, der, meine ich, mehr als das ist, meinen Kollegen Nietzsche. Ich habe heute, sozusagen, die Vorstellung übernommen. Als Du im Herbst hier warst, lag Nietzsche, der als freiwilliger Krankenpfleger sich an unsere Truppen angeschlossen hatte, selbst krank im Erlanger Lazarett. Du wirst wohl vor $2^1/_2$ Jahren von dem Leipziger Studenten gehört haben, der noch als solcher hierher zum außerordentlichen Professor der Philologie berufen wurde. Dies eben ist Nietzsche, den ein freundlicher Stern zu meinem Hausgenossen gemacht hat. Der tägliche Umgang mit ihm seit vorigem Winter ist das erste, was mich, seit wir beide getrennt sind, an die in Leipzig gemeinschaftlich verlebten Tage erinnert hat. Vor allem wurde er mir immer mehr wert, bei meiner sonstigen ziemlichen Vereinsamung hier, während des Kriegssturms. Da Nietzsche Deutscher ist — aus der Provinz Sachsen — ließ sich diese Hauptsache zusammen erleben. Oft genug freilich waren wir in unseren Gesprächen weit von den gewaltigen Ereignissen des Augenblicks. Nietzsche ist der erste Philologe, der mir begegnet ist, mit dem man als Nichtphilologe über das Altertum reden kann. Er hat eine Auffassung da-

von und eine Begeisterung dafür, wie sie sonst oft heutzutage wie erloschen scheinen. Er ist überhaupt gewiß ein ganz ungewöhnlich begabter Mensch, und ebenso liebenswürdig als geistvoll. Kurz, ich habe ihn liebgewonnen und bewundern gelernt, muß aber nun doch zur eigentlichen Sache kommen. Nietzsche hat einen ästhetischen Aufsatz ausgearbeitet: Musik und Tragödie — hauptsächlich mit Bezug auf die antike Tragödie, doch bis auf die Oper der Neuzeit herabgeführt. Während sich Verhandlungen mit einem Leipziger Buchhändler durch zufällige Umstände in die Länge zogen, kamen zwischen uns verschiedene andere Publikationspläne zur Sprache, auch die Preußischen Jahrbücher, für die ich nun besonders gesprochen. Dafür hat sich auch Nietzsche entschieden, und will Dir das Manuskript einsenden, das er sich von Leipzig zurückschicken läßt, sobald es wieder in seinen Händen ist. Einstweilen stellt er sich Dir vor mit beiliegender Broschüre, die er eben auf eigene Kosten in nur dreißig Exemplaren zur Verteilung unter Freunden hat drucken lassen. Dieser Zweck erklärt den fast mystischen Ton des Ganzen und manches sonst. Stoße Dich insbesondere nicht an etwaigen Mysterien des Anfangs, namentlich an denen des Gegensatzes des Dionysischen und Apollinischen. Gerade dieser Punkt wird in dem Aufsatz: Musik und Tragödie ausführlicher und klarer entwickelt. Ich selbst kenne die griechische Tragödie nicht gründlich genug, um eben alles im Anfang Gesagte zu kosten und habe am durchgängigsten meine Rechnung in den Sokratespartien gefunden, das Ganze aber, das ich freilich zum Teil habe entstehen sehen und oft besprochen, mit freudiger Spannung gelesen. Meinst Du nun, daß etwas der Art, wie es eben auch der Aufsatz über Musik und Tragödie ist, für die Jahrbücher passen würde? Du würdest mir und Nietzsche große Freude machen, wenn Du ihm darüber schriebest . . . .

„Musik und Tragödie" für die preußischen Jahrbücher eingereicht

Basel, 21. Dezember 1871

. . . . Im Herbst wurde ich ordentlicher Professor, und so ist denn erreicht, was ich viele Jahre lang mit einer Gelassenheit, die mich nachträglich manchmal etwas wundert, für gänzlich unmöglich gehalten habe. Zur Zeit gehen die Wogen des kirchlichen Kampfs jetzt hoch in der Stadt. Es handelt sich um Zerschlagung der Landeskirche und Separation der pietistischen Bestandteile. Ich selbst bin in der üblen und glücklichen Lage, zu keiner der drei Parteien, die sich befehden, zu gehören. Die pietistische und die vermittelnde

Overbeck Ordinarius

erheben an mich keine Ansprüche, der Reformer habe ich mich dagegen bisweilen zu erwehren und bin nun wohl mit ihnen ziemlich auseinander. Wissenschaftlich bin ich viel radikaler als diese Leute, praktisch fassen sie die Dinge an fast ohne Ahnung von ihrem schweren Ernst, und machen sich eine Religion von bequemen Phrasen zurecht. In dieses gewisse Ordnung zu bringen, fühle ich nicht Kraft noch Beruf, so halte ich mich zunächst einfach an meine amtliche Tätigkeit. Meine Vorlesung über Kirchengeschichte ist leider nicht zustande gekommen, doch da ich neben den sonst angekündigten noch ein paar Vorträge übernommen habe, von denen ich den einen neulich in der historischen Gesellschaft schon gehalten, so gibt es genug zu tun. An dem Ort lebe ich mich immer besser ein. Unter allen Umständen würde ich ihm unauslöschlich dankbar sein für den wissenschaftlichen Frieden, den er mir gewährt. Am liebsten und engsten ist mein Verkehr mit Nietzsche geworden. Gleich nach Neujahr erscheint der Dir schon bekannte fragmentarische Aufsatz zur vollständigen Abhandlung ergänzt: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Er wird auch Dir gleich zukommen. Ich kann nicht alles mitmachen, am wenigsten was darin über die Wagnersche Oper zu lesen steht, aber überzeugt bin ich, daß die Arbeit eine der gedankenreichsten und tiefsinnigsten ist, die wir in Deutschland seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Ästhetik gelesen. Mit wahrer Herzensfreude lese ich immer die Korrekturbogen mit. Besprochen ist ohnehin in den letzten Monaten alles zwischen uns immer wieder und nach allen Richtungen . . . .

„Die Geburt der Tragödie"

Basel, 8. Juli 1872

. . . . Hier wirst Du, wenn Du im August kommst, leider niemand finden, da mit Ende der Woche fast alles ausfliegt. Höchstens Nietzsche wird hier sein, der die Ferien wahrscheinlich ganz hier zubringt. Es tut mir leid, daß ich ihm nichts Besseres und überhaupt nichts von Deinen Eindrücken melden konnte, wenn ich auch recht wohl begreife, daß Dir mancherlei in seiner Schrift nicht recht, wo nicht abstoßend gewesen ist. Sie hat unleugbar etwas Exzessives, ein ungeheurer Exzeß ist schon für mich die ästhetische Zuspitzung ihrer Metaphysik, aber bei allem was Bedenken erregt, ist doch die Schrift so originell und voll tiefsinniger Gedanken, daß sie namentlich die peinliche Ignorierung, die ihr bisher zuteil geworden ist, gewiß nicht verdient, und für den Verfasser, ich meine die ruhige Entwicklung seiner Gedanken, von

den übelsten Folgen. Von der Anzeige eines Freundes und einem Sendschreiben Wagners abgesehen, die beide hier nichts fördern können, ist eine von dem borniertesten Philologenstandpunkt abgefaßte äußerst grobe Streitschrift eines jungen Dr. v. Wilamowitz-Möllendorf, welcher alles als reinen Wahnsinn behandelt und im Widerspruch weit über das Ziel hinausschießt, die einzige öffentliche Kundgebung über das Buch. Dergleichen kann nur Nietzsches Neigung zum Extravaganten steigern, so lange das Gegengewicht ernster Beachtung, selbst ernsten Widerspruchs, der zum Teil meiner Ansicht nach nicht fehlen kann, vermißt wird, und besonders das bisherige Verhalten seiner Fachgenossen zu seiner Schrift ist mir nur einer der vielen Beweise der ungeheuren Verflachung, welcher heutzutage ganz vornehmlich unsere gelehrte Bildung ausgesetzt ist. Doch bald werde ich da vielerlei mit Dir besprechen können, bin begierig darauf, freue mich außerordentlich auf das Wiedersehen. — Wilamowitz

Basel, 9. März 1873

. . . . Zwei oder drei Tage mit Dir sollen überhaupt meine Osterferien sein, den Rest will ich verbringen, um, zu Dir ganz im Vertrauen gesagt, in den freien Wochen eine Art theologischen Bekenntnisses abzufassen, was von meinem Standpunkt aus ein etwas halsbrechendes Unternehmen ist, zu dem ich mich jedoch zur Zeit angeregt, ja gedrängt fühle, nicht durch Strauß — dessen Werk ich für wenig förderlich halte, abgesehen von seiner Ehrlichkeit, — aber durch eine weit geistvollere Broschüre von Lagarde über Staat, Religion und Kirche, so daß ich im Sinne habe, auf den darin enthaltenen Antrag einer Ausscheidung der konfessionellen theologischen Fakultäten aus ihrem bisherigen Universitätsverband in Form eines Sendschreibens an den Verfasser zu antworten. Da es jedoch dabei, obwohl ich als Verteidiger der theologischen Fakultäten aufzutreten gedenke, nicht ohne einiges Haarsträubende ablaufen wird, so sieht freilich, was für mich etwa dabei herauskommt, bedenklich genug aus, indessen darauf soll es mir nicht ankommen. Das Schlimme ist nur, daß ich durchaus nur die Osterferien dazu habe, da ich im nächsten Sommer die Kirchengeschichte, die ich zurzeit zum ersten Male lese, fortsetze . . . . Ansage der „Christlichkeit"

Basel, 1. September 1873

Heute werden Dir wohl Nietzsches unzeitgemäße Betrachtungen zugekommen sein. In seinem Namen schicke ich ihnen die Meldung

nach, daß er ihnen gern ein paar Worte an Dich zur Begleitung mitgegeben hätte, wenn ihm nicht noch alles Schreiben verboten wäre. Seit drei Monaten laboriert er an einem Augenübel, welches sehr bedenklich anfing und strenge Maßregeln des Arztes hervorrief, jetzt indessen das Schlimmste nicht mehr befürchten läßt. Das zum Unterricht in der Schule Unentbehrliche zu lesen ist sogar wieder gestattet. Das Dir zugesandte Buch beruht auf Aufzeichnungen, die noch gerade vor Torschluß gemacht werden konnten. In seiner jetzigen Fassung mußte es einem Freunde Nietzsches, Referendar von Gersdorff, diktiert werden, der sich gerade hier aufhielt, und, da er hier nichts zu tun hat, als die heißen Monate der im vorigen Winter begonnenen und im nächsten fortzusetzenden Reise nach Italien unterzubringen, auch vollständig Herr seiner Zeit war. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, eine allgemeine von Tag zu Tag fast steigende und unsere Universitäten vorzüglich drückende deutsche Not mit so feuriger und ernster Beredsamkeit ausgesprochen zu wissen, und will auch manches Überscharfe gern in den Kauf nehmen, das ich wohl hier und da schon habe tadeln hören. Ich bin begierig, was Du sagen wirst. Eine recht unliebsame Verwicklung kommt in die Sache dadurch, daß wie wir kürzlich hörten, Strauß tödlich und auf das Traurigste erkrankt ist. Zur Beruhigung hören wir gleichzeitig aus guter Quelle, daß es außer aller Wahrscheinlichkeit steht, daß ihm überhaupt noch etwas Gedrucktes vor die Augen komme. Er ist ja auch im Grunde als Person gar nicht gemeint, und kommt nichts darauf an, daß er selbst das Buch lese. Ich wünschte es unter allen Umständen nicht. Mir ist H. entgangen, dem ich es gegönnt hätte mein Buch zu lesen. Solches Volk fühlt sich wohl durch dergleichen etwas unangenehm gekitzelt, aber erträgt es mit großer Gelassenheit. So bleibt mir wenigstens die Freude, vor Torschluß über den schlechten Kerl die Wahrheit gesagt zu haben. Natürlich sehe ich der durch Dr. B. angekündigten ausführlichen Mitteilung Deiner Meinung mit größter Spannung entgegen. Ich habe noch wenig darüber gehört. Besonders angenehm war mir ein sehr liebenswürdiger Brief von Lagarde, auf welchen ich natürlich gespannt war. Doch sehe ich schon, viel Anstoß erregen meine Schlußvorschläge, wie ich dies nicht anders erwartet habe. Allein noch hat mir niemand, der mir seine Abneigung dagegen aussprach, etwas Gescheites über die Lösung der Aufgabe gesagt, die Qualität der

Nietzsche augenkrank

Die Krankheit von D. F. Strauß

Bildung des Theologen nicht leiden zu lassen unter seiner praktischen Bestimmung, worauf es mir vor allem ankommt. Wenn aber Bildung sein soll, dann natürlich die beste, die zu haben ist. Oder sollen wir uns etwa zur Theologie Leute mit einer ganz besonderen Gehirnorganisation wünschen? An solchen fehlt es uns ja leider bisher nicht. Von den ziemlich zahlreichen auswärtigen Theologen, denen ich ein Exemplar zuschickte, hat mir mit alleiniger Ausnahme des alles verdauenden Salbaders Brockhaus, noch kein einziger etwas zu hören gegeben, und ich habe schon darauf verzichtet. Die hiesigen, die freilich die grobe Tatsache meiner Gegenwart drängt, sind wenigstens nicht sprachlos geworden, und haben es zum Teil sogar sehr freundlich teilweise, und verständiger, als ich hoffte, aufgenommen. —

Basel, 23. Oktober 1873

. . . . Was mir aber noch heute diese Zeilen abdringt, ist, daß ich es nur gestehe, Besorgnis, ernstliche Besorgnis um Deine Meinung über meine Streitschrift und die Nietzsches. Über jene habe ich noch immer Dein Schlußurteil nicht, über diese, die ich Dir im Auftrage des Verfassers übersandte, hast Du noch gar nichts verlauten lassen. Um unserer Freundschaft willen habe ich aber niemanden unter denen, welchen ich meine Schrift zugesandt, um deren Meinung es mir so zu tun wäre, wie um die Deine, und auch mit den Anschauungen des Nietzscheschen Buches fühle ich mich, wie ich Dir sagte, solidarisch. Dein Schweigen weiß ich mir aber nicht zurecht zu legen. Denke ich mir auch etwa, es sage Dir unsere trübe Anschauung von den deutschen Dingen nicht zu, so müßte ich doch gar zu ernstliche Verstimmung voraussetzen, um damit Dein Schweigen zu erklären, und Du begreifst, daß sich in mir alles bäumt, ehe ich mich zu solcher Erklärung entschließe. Wie viele der schönsten Lebenserinnerungen würden mir mit einem Schlage zu schmerzlichen verwandelt, wenn Du hier nichts von mir wissen wolltest! Insbesondere sehe ich, so wie ich Dich und Nietzsche kenne, von letzterem auch seine Meinung über Dich, keinen Grund ein, der Euch feindselig trennte, sobald Ihr Euch nur als Menschen ansähet. Denn davon bin ich doch wieder überzeugt, daß Du über Nietzsches Betrachtungen gar nicht so denkst, wie neulich ein ebenso stumpfsinniger als perfider Artikel der „Grenzboten". Denn das wage ich, ungeachtet der eigentümlichen Lage, in welcher ich das Buch als Freund des Verfassers und über ihn

Der Grenzbotenartikel

also vollständig unterrichtet, gelesen habe, ganz allgemein zu behaupten: Man muß ja ein fühlloses Vieh sein, um aus einem Buch wie den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" nicht die tiefste, ernsteste, ursprünglichste Teilnahme an deutschem Wesen und deutscher Größe, und vielmehr Hohn über diese Dinge herauszuhören. Gerade aus diesem Grenzbotenartikel, den Du freilich vielleicht noch nicht kennst, weht dem Leser in der drückendsten Weise die Stickluft entgegen, welche, wenn wir Deutschen nicht alle Kräfte und Aufmerksamkeit anspannen, mit rasender Schnelligkeit sich aus den nivellierenden Tendenzen unserer gegenwärtigen Scheinbildung zu entwickeln droht. Im Grunde ist, so weit man sich umsieht, bei uns in Deutschland ein einziges Ding recht imstande und unserer würdig, die Armee, sonst überall unzweifelhafter Verfall. Allein von diesen Dingen selbst will ich heute nicht reden, sondern Dir nur sagen, wovon Dir auch ohne Zweifel diese Zeilen ein Zeugnis sein werden, daß ich um Dich sehr unruhig bin, und Dich bitte, mich, wenn auch mit wenigen Worten, wie sie Dir vielleicht Deine Zeit allein erlaubt, wieder zu beruhigen. — Über die inzwischen gemachten Erfahrungen will ich Dir nur mitteilen, daß der Artikel des „Volksfreund" noch immer die einzige öffentliche Äußerung über mein Buch ist, und Clemens Brockhaus noch immer der einzige Theologe in Deutschland, der mir privatim seine Meinung gesagt. Doch dies kann ich mir wohl erklären, denn ich weiß wohl, was ich unternommen habe, und ob alle Theologen der Welt schweigen oder reden, beides gilt mir gleich und wird mich nicht irre machen. Auf einem andern Blatte steht Dein Schweigen und Dein Reden, und eben dies wollte Dir heute in alter und herzlicher Freundschaft schreiben

Dein

Overbeck.

Basel, 14. November 1873

Mein lieber Treitschke!

Allerdings habe ich keine Zeit zu langen Briefen, Du noch weniger dazu, sie zu lesen. Doch drängt es mich seit Deinem letzten Brief unwiderstehlich zu einer Antwort. Mit Dir habe ich unvergeßliche Jahre wie mit keinem andern Menschen geteilt, Du bist mein erster wahrer Freund gewesen, hast als der ältere, erfahrenere und so viel herzhafter angelegte mir zuerst einige Zuversicht zu mir selbst gegeben, und Dir werde ich von allem was ich

bin, denke und tue immer ein Stück verdanken. Entschuldige damit die Unruhe, in die mich Dein Schweigen versetzte, und heute, daß ich noch nicht zufrieden bin und noch weiter nach Verständigung Verlangen, heftiges Verlangen trage. Es handelt sich dabei, ich denke, Du wirst es selbst unfehlbar merken, nicht um Rechthaberei. Hätte ich die Macht, andern zu geben, was ich ihnen wünsche, so wären es nicht meine Meinungen, die ich ihnen gäbe, sondern die Läßlichkeit, mit welcher ich jede andere ertrage. Mich treibt wirklich nur der Drang der Freundschaft, daß ich das meine tue, damit wir uns über jede Meinung hinaus nach wie vor von Herzen verstehen. Übrigens, da ich vor allem mich Dir etwas deutlicher machen will, drängt mein Brief heute durchaus nicht auf rasche Antwort. Lies ihn also wann und in welchen Dosen es Dir paßt. Denn lang wird er, ob er gleich nur wenig von dem sagen wird, was ich alles auf dem Herzen habe. — Es ist mir heute, wie Du Dir schon denken wirst, weit weniger darum zu tun, Dir die anstößigen Punkte in meiner Schrift plausibel zumachen. Scheint Dir der Schluß unverhältnismäßig dürftig, so habe ich selbst angelegentlich den Schein eines theologischen Quacksalbers von mir abgelehnt und mit Worten nicht mehr zu erreichen gesucht, als in solchen Dingen damit zu erreichen ist. Übrigens halte ich die von mir verlangte Unterscheidung für eine strenge Konsequenz meiner von Dir zugegebenen Prämissen. Auch der Wahrheitstrieb verlangt Bändigung, Erziehung und Formung; mit ihm, ebenso wie mit jedem anderen, verträgt sich kein menschliches Dasein, wenn er schrankenlos waltet. Ihr Politiker bezweifelt dies am wenigsten. Dennoch war es gerade die „Übereinstimmung mit sich selbst", die ich dem Theologen wahren wenigstens wollte. Allein genug davon für jetzt und auch nichts weiter über unsere Differenz in bezug auf die „Entwicklungsfähigkeit" des Christentums, ob ich gleich fürchten muß, daß Du Dich mit Deiner Anschauung als Historiker in einen Abgrund von Irrtümern stürzest — über den Schmerzensfreund Nietzsche und was in Deinem Briefe drum und dran hängt, will und muß ich heute vor allem mit Dir reden.

Belanglosigkeit seiner eigenen Schrift

Der „Schmerzensfreund" Nietzsche

Eines schickt sich nicht für alle! und es kann ja wohl sein, daß ich selbst nicht so schreiben könnte wie Nietzsche, ich meine den Ton natürlich, nicht den Stil, der nicht in Rede steht. Aber daß damit die Gesinnung, die seinem Tone zugrunde liegt, etwas zu tun hat, glaube ich nicht; ich weiß dagegen, daß meine Talente diesen Ton bei mir ganz naturgemäß herabstimmen. Du meinst

auch, ich könnte nie Schopenhauerianer werden. Ich kann Dir nur sagen, daß mir dazu nur zweierlei fehlt: gründliche Kenntnis der Schriften des Philosophen und der Beruf, mit meiner Person Schule dafür zu bilden. Auch weiß ich wohl: Du bist ein Gläubiger des Optimismus, aber nicht sein Apologet. Als der letztere wärst Du mein Freund nicht, Deinen Glauben tastete ich nicht an, auch wenn Du mein Freund nicht wärst und ich sonst dazu Neigung hätte. Optimismus und Pessimismus sind so alt wie die Menschenwelt, ihr Streit ist nicht jünger — worin ich meinerseits schon ein Argument für den Pessimismus sehe, — beide sind gleicher Ruchlosigkeit fähig, beide haben sich immer fruchtbar erwiesen, und ich wenigstens bekenne mich zur Meinung der größeren Fruchtbarkeit des Pessimismus. Aber um den Streit beider zu entscheiden, fehlen menschlicher Erkenntnis alle Mittel, und so wird es denn im Handumdrehen zum Pfaffenzank. Überdies genügte ja die laute Art, wie er augenblicklich geführt wird, um einem alle sonst etwa bestehende Lust daran zu nehmen. Also darüber streite ich nicht, und auch nicht gewinnen will ich Dich für Schopenhauer, er bleibe Dir meinetwegen selbst antipathisch — wenn ich Deinen Urteilen über ihn mich widersetze, so geschieht es nur in der warmen Überzeugung, daß Du Dich damit einem ungeheuren Stück Menschenleben verschließest, daß Du im Drange einer nach anderen Seiten gerichteten, wahrhaft riesigen Tätigkeit dieser Sache nur wenig beschauliches Nachdenken hast widmen können und andernfalls auch als Gegner doch ganz anders reden würdest. Mein eigenes Urteil über Schopenhauer hat ja seit meiner ersten flüchtigen Berührung mit seinen Schriften, welche vor dreizehn Jahren stattfand, genug geschwankt. Ich weiß wohl, daß es hier sehr häßliche Dinge zu überwinden gibt, — ich meine an der Person Schopenhauers — und stehe nicht an, Dir hierin viel, sehr viel zuzugeben. Nur wenn Du den Mann „durchaus klein" findest, kann ich Dir nur widersprechen und sagen: ich finde ihn durchaus groß. Er ist ein großer Mensch, groß in seinen Tugenden und Gaben, groß in seinen Fehlern, und daß er in beiden so deutlich vor uns steht, das danken wir der Tugend, die er vor allem und wie kaum einer besaß, seiner Wahrhaftigkeit. Dank dieser ist er unserer Gattung wie wenige gegeben, daß sie sich daran kennen lerne, nicht nur wie sonst wohl bei großen Männern, daß sich ausnahmsweise Gebilde an ihm wiedererkennen. Schopenhauer ist wirklich vom Holze, aus dem sonst auch wohl Geißeln

der Menschheit geschnitten worden sind. Daß ein Wohltäter derselben aus ihm geworden, setzt einen wunderbaren und erhabenen Adel seiner Begabung voraus. Daß er keinen Sinn für Staat und Geschichte hatte, teilt er nur mit einigen der Größten seiner Zunft, und auch den Staat kann man ja jedenfalls zu ernst nehmen. Daß seine Philosophie in ihren Bekennern nie etwas anderes erzeugt als unfruchtbaren Hochmut und r u c h l o s e n Pessimismus, dagegen habe ich meine unzweifelhafteste Erfahrung. Nicht daß ich daran dächte alle „Schopenhauerianer" gegen Dich zu vertreten, — außer Schopenhauer selbst sind die „Schopenhauerianer" die größten Steine des Anstoßes seiner Sache — aber ich kenne Menschen von ungewöhnlicher Herzensgüte und von seltener Kindlichkeit und Treuherzigkeit der Gesinnung, welche sich unbedingt zu Schopenhauer bekennen und sich nicht zu fassen wüßten, wenn sie hörten, daß seine Philosophie „das Göttliche im Menschen erstickte", oder daß ihr „die ganze Welt der Liebe" verschlossen sei. Sie wollen, in mir völlig glaubwürdiger Weise, das Gegenteil erfahren haben. Was mich selbst insbesondere betrifft, so habe ich die zwei Grundgedanken meiner Schrift — Verhältnis von Glauben und Wissen, und Wesen des Christentums — nicht aus Schopenhauer, wohl aber, dank seiner Darstellung, die leuchtende Evidenz, die sie für mich haben. — Soviel über diesen Punkt, über welchen vor allem ein Bekenntnis nötig war, den ich aber in meinem Brief, wie alles andere doch nur streifen kann. — Nun zu Nietzsches und meiner Anschauung von den gegenwärtigen Kulturzuständen in Deutschland. Zuvor aber ein Wort über den „Schmollwinkel", aus dem sie stammen sollen, das ich aber ungesagt ließe, wenn ich nicht wüßte, daß was Du auch gegen mich sagen mögest, es aus getreuem Herzen stammt. Schmollen könnte ich entweder über mein Schicksal überhaupt oder insbesondere über enttäuschende Erfahrungen mit meiner öffentlichen Wirksamkeit. Von letzterem kann nicht die Rede sein. Denn die Erfahrungen sind bis jetzt so günstig als ich sie billigerweise nur wünschen konnte gewesen, in der gegenwärtigen Sache werden die schlimmsten mich nicht überraschen, überdies stehen sie jedenfalls noch bevor. Bleibt also mein sonstiges Los. Wer hat keine Wünsche übrig? und so werde auch ich wohl immer die Unvollkommenheit des Loses empfinden, das mir noch keine Frau beschieden hat und vielleicht auch keine bescheiden wird. Wir sprachen noch neulich mit Nietzsche lange über diesen Punkt, auf jeden Fall liegt er aber

Ein Wohltäter der Menschheit

Basel als akademischer Schmollwinkel

doch gar zu sehr ab vom Gebiet unserer Unzufriedenheit, um heute viel darüber zu sagen. Welches überhaupt meine persönlichen Wünsche sein mögen, davon kann ich Dich auf das Ehrlichste versichern, daß es mir bisher leidlich gelungen ist, diese und meine Ansichten über den Lauf der Dinge auseinanderzuhalten. Da ich gar keinen Ehrgeiz habe, mag es mir auch leichter werden als anderen. Der Ort hier könnte mir heimischer sein — wiewohl auch er seine sehr schätzenswerten Eigentümlichkeiten hat — zurückgesetzt fühle ich mich jedenfalls in meiner hiesigen Professur nicht im geringsten; der Gedanke, es nie zu einer andern zu bringen, hat für mich gar keinen Schrecken. Auch in die Bescheidenheit meiner Subsistenzmittel füge ich mich gern; was daran zur Behaglichkeit und meiner Stellung überhaupt zum Glanze fehlt, werde ich immer für den wohlfeilen Preis meiner Freiheit halten, und darüber, daß es mir vorenthalten wird, niemandem grollen, in der Überzeugung, daß ich hierzu selbst ebenso viel tue, als der üble Wille anderer. Auch Nietzsche, glaube mir, „schmollt" nicht, sonst verstünden wir uns gewiß nicht. Wir wollen uns, das ist nun leider unvermeidlich in dieser Welt, aber nichts für uns mit dem was wir glauben und bekennen. Säheſt Du uns zusammen mit unserem hiesigen Freunde, dem Philosophen Romundt, Du wiesest solchen Gedanken selbst ab, und wir kämen Dir eher wie zwei muntere Seifensieder vor. Wohl wird manchmal Trübsal geblasen, wie Du Dir denken kannst; aber gar manches Mal herzlich gelacht, und es ist wahrlich nicht Selbstzufriedenheit, die uns beglückt, gesetzt es wäre solche Beglückung überhaupt möglich. Wir sind beide zu jung, um Beschauer unseres Nabels zu werden, es fällt uns nicht ein, es zu verschmähen, an deutscher Arbeit teilzunehmen, namentlich nicht an der des „deutschen Idealismus", wenn wir auch über diese „Teilnahme" nach Art und Quantität, uns, wie jedermann erlaubt ist, die Entscheidung selbst vorbehalten; das fördern wollen, was uns heutzutage als der Förderung bedürftig erscheint, und ich zum Beispiel nicht gesonnen bin mich der Eilfertigkeit zu überlassen, die ich für ein Hauptlaster der heutigen Produktion in der Literatur halte, obwohl es selbst mir, dem langsamen Arbeiter nicht schwer fiele, wenn ich auf das Resultat nicht näher zu sähe, als, wie ich allerdings meine, heutzutage selbst unter Gelehrten der Brauch ist. Doch ich sprach von Schmollen: Ich meine Du kannst es im ganzen glauben, daraus stammt meine und Nietzsches Unzufriedenheit nicht. Doch welches

Wir wollen uns, aber nichts für uns

auch ihre Quelle sei, sie könnte ja immer übertrieben sein, und damit komme ich zur Hauptsache. Wie gesagt, ich will mit Dir nicht streiten: Laß meine von Dir bestrittene Meinung über unsere jetzige deutsche Kultur übertrieben sein, wiewohl ich zu jeder Deiner Einwendungen meine Glosse zu machen hätte. Sehe ich die Dinge zu schwarz, so siehst Du sie gewiß zu rosig an. Davon ein Zeugnis nur Deine Berufung auf die Beschlüsse der Lehrer in Berlin über die Unentbehrlichkeit der klassischen Bildung. Ich gestehe, ich hätte lieber, sie hätten ihre Entbehrlichkeit beschlossen. Solcher Beschluß hätte mehr das Präjudiz eigenen Nachdenkens und Fühlens für sich, der jetzige hat so viel Wert, wie wenn jährlich einige Konsistorialräte und Pastoren in Eisenach zusammen kommen und in der Kirche alles in Ordnung finden. Allein fort mit dem Streit: ich meine, wenn ich auch nun so dächte wie Du über die Zustände, so schienen mir die stärksten Mittel nur gerade stark genug, um ihnen abzuhelfen. Welche andern als die Stärksten können der Flut der Barbarei, und zwar der einzig schlimmen, die es gibt, der geleckten, Einhalt tun, die uns bedroht? Wer ist im Grunde zufrieden mit unserer heutigen Bildung in Deutschland! Jeder Biedermann läßt gelegentlich eine sanfte Klage darüber ertönen, selbst Freytag, das Urbild dessen, was ich einen Apologeten des Optimismus nenne. Daß mit solchen Klagen nichts erreicht ist, weißt Du ja mindestens so gut als ich. Es muß, wenn überhaupt, dann stark, meinetwegen zu stark geredet werden, und jeder, dem es ernst um diese Sache bei uns ist, muß sich über einen Mann wie Nietzsche freuen, der hier auch das Starke mit gutem Gewissen sagen kann. Oder wirfst Du ihm vor, nur geredet zu haben? Du berufst Dich auf Dich selbst, ich auch, nur gegen Dich. Soll denn Nietzsche nicht auch sofort seinen Anklagen eine positive Gabe hinzugefügt haben? Was hast denn Du seinerzeit mehr getan, als Du den deutschen Partikularismus bekämpftest? So darf ich fragen, denn Du hast, meine ich, alles getan, was sich mit der Feder tun läßt; aber ist denn Nietzsches Schrift nur voll von leeren Klagen, weist sie nicht auf das Eindringlichste auf die Wege, die sie eingeschlagen sehen möchte, predigt sie nicht durch ihre ganze Form mit dem Beispiel? Steht einmal die ganze Reihe von „Betrachtungen", die Nietzsche im Sinne hat, und zu deren Ausführung ich ihm nur die Gesundheit zu wünschen habe, da, so wird, ich bin es überzeugt, das öffentliche Urteil dies nicht verkennen. Auch meinst Du, Nietzsche verfehle den Ton, er

Die Unzufriedenheit mit der deutschen Kultur

Das Starke mit gutem Gewissen gesagt

verstimme, Du hättest mit unliebsamen Wahrheiten doch den Leser nach Dir gezogen. Seinerzeit ist dies mit manchen guten sächsischen und anderen Partikularisten ganz gewiß nicht der Fall gewesen, und sächsische Beispiele wüßte ich genug. Auch ist dies die natürliche Wirkung jeder ernsten und praktischen, die Höhen der Beschaulichkeit verlassenden Beredsamkeit; zieht sie die einen mächtig an, so stößt sie die anderen nicht minder mächtig zurück. Kennst Du niemand, der an Nietzsches Schrift Freude gehabt hat, so gibt es doch solche Leute, und vielleicht nicht so gar wenige, nur daß sie, ich glaube es ungeschworen, nicht eben an deutschen Universitäten zu finden sind. Nur werde ich mir nicht einreden lassen, daß — wo man einer Schrift wie der Nietzsches gegenüber, welche heiter im besten Sinne des Worts ist und Gaben verrät, die gering zu achten wir in Deutschland augenblicklich weniger als je in der Lage sind, nur Verstimmung empfindet und die Möglichkeit eines im antiken ungebleichten Sinne des Worts liberalen Urteils verliert, — alles in Ordnung ist. Aber Du bist doch ein Mann, der allezeit an der frischen Tat Freude hat, sie menschlich zu beurteilen weiß, und mag Dir dies und jenes daran nicht eben behagen, mit geradem Blick das Bedeutende zu erkennen, sich nicht so leicht hindern läßt. Nietzsche ist kein „unfruchtbarer Einsiedler", glaube es mir, ich weiß es nicht nur durch mich selbst. Keinen besseren Freund kann es geben, das wissen nicht viele natürlich, aber auch nicht ich allein. Namentlich wissen wir, daß er nicht „unfruchtbar" für andre ist; wer in seine Nähe kommt, fühlt sich, wie in der jedes guten und bedeutenden Menschen, gesteigert, und von dem, was seine nächsten Freunde an ihm haben, kann einen Teil, ob auch unter größeren Schwierigkeiten, jeder herzhaft fühlende Mann aus seinen Schriften haben. Ich rede als Freund überschwenglich vielleicht, aber ich bin überzeugt, doch nicht irre. Daß Du Dich nicht auch da freust, wo ich mich freue, das ist, was ich als Dein Freund schwer ertragen kann. Wohl erwartete ich, wie ich Dir schrieb, daß Du an mancherlei Anstoß nehmen könntest, aber daß Du Dich mit Nietzsches Schrift so gar nicht zu befreunden vermagst, das ist mir, offen gesagt, eine schmerzliche Überraschung. Ich weiß es mir nicht anders zu erklären, als daß Du zunächst Dich nicht in Gedankengänge zu finden weißt, welche Dir in den letzten Jahren zumal immer ferner getreten sein mögen, und Dich gleichzeitig ausschließlich in einer Umgebung befunden hast, der sie fremd sind. Euere Entzweiung ist mir manchmal wie ein bäng-

Die Freude an der frischen Tat

liches Symbol. Das ist ja überhaupt ein Unglück in unserer deutschen Geschichte, daß unsere politischen und unsere Kulturbewegungen so vielfach auseinander gegangen sind und ihre Kräfte sich in unseligem Zwiespalt zerrieben haben. Kein Mensch kann gründlicher überzeugt sein als Nietzsche, daß hier nur Eintracht uns Deutschen zum Heil ausschlagen kann. Das kann ich Dir namentlich nicht zugeben, daß es eine so schreiende Ungerechtigkeit sein soll, jetzt nach solchen Umwälzungen vom deutschen Volk „Stil", das Wort im weitesten Sinne verstanden, zu verlangen. Daß der letzte Krieg, soweit er nicht geradezu korrumpierend gewirkt hat, so ganz einseitig unserem politischen Leben und unserer Zivilisation zu gut gekommen ist, daß er sich für unsere Kultur, die aus unseren edleren Trieben stammenden Lebensformen, so unfruchtbar zeigt, ist eine der allerbedenklichsten Tatsachen unserer gegenwärtigen Geschichte. Kriege gehören zu den am unmittelbarsten fließenden Quellen des Segens oder des Verderbens, auf welche ein Volk auf seinen Wegen stoßen kann. Eine gewisse Blüte des Staatslebens rein als solche darf nicht überschätzt werden, und hier möchten wir ja immerhin ernstlich auseinandergehen. Dennoch wollen wir doch zu viel gemeinsam, um uns darüber zu entzweien, und Nietzsche und Du seid Leute, die bei aller Grundverschiedenheit, meiner Überzeugung nach, zusammengehören, so weit dies Euer Altersunterschied gestattet. Ich habe überhaupt Hoffnungen, und so auch die Hoffnung, daß Ihr Euch noch besser verständigt. Für Nietzsches sonstige Anerkennung habe ich namentlich keine Sorge. Es scheint mein Los zu sein, meine besten Freunde durch böse Zeiten durchzuschleppen, — verzeih den unverschämt aktiven Ausdruck, ich habe nicht Zeit noch Raum passende Ausdrücke zu wählen — was mir mit dem einen sehr erfreulich gelungen, wird mir vielleicht auch mit dem andern beschieden, — vielleicht, sage ich, mit Bezug auf meine Lebenszeit; daß bessere Zeiten kommen, ist mir nicht zweifelhaft. — Nun habe ich wenigstens das Allergröbste vom Herzen geschüttet, ein Ende muß doch dieser Brief haben. Ich habe den Deinen nicht mißverstanden, ich traue darauf, daß Du auch den meinen verstehst. Nietzsche habe ich natürlich Deinen Brief nicht gezeigt, und ihm nur das Allerallgemeinste Deiner Meinung mitgeteilt, welches freilich leider Abneigung sein mußte. Er läßt Dich dennoch bestens grüßen und meint, im Reiche der Gedanken sei für mancherlei Platz. — Beiläufig teile ich Dir mit, daß neulich

Vom deutschen Volke Stil verlangen

Nietzsche der „andere" Freund

Schenkel über mich hergefallen ist. Es klang nicht wie Musik, wie Du Dir denken kannst, vielmehr wie ein Kater, dem man auf die Pfoten getreten hat. — Mit Dir sehe ich Deine Übersiedelung nach Berlin für ein großes Opfer an, um so mehr werden Dich meine herzlichsten Wünsche begleiten, namentlich auch Deine Frau und Kinder, deren Opfer am größten ist. Wenn Du mir nicht böse bist, grüße herzlich Deine Frau, aber ich glaube nicht, daß Du es mir bist. Ich jedenfalls bin und bleibe

Dein alter Freund Overbeck.

Basel, 1. November 1873

Mein lieber Treitschke!

Als wir neulich nach gar zu kurzem Zusammensein auseinander gingen, versprach ich Dir bald zu schreiben. In dieser Woche geht unser neues Semester an, ich mag nicht auch noch mit diesem Brief auf dem Herzen hineingehen, wenn ich auch hoffe, daß ihm in nicht gar zu langer Frist ein zweiter nachfolge. Wie anders war es vor freilich nun auch mehr als zehn Jahren, da wir in viel ruhigerer Zeit ungefähr täglich in Stunden, die mir immer zu den liebsten Lebenserinnerungen gehören werden, über alles Schöne und Gute uns verständigten und ich als dankbarer Schüler von Dir mir als Mitgabe fürs Leben das Interesse an staatlichen Dingen eingeben ließ, was ich, im Grunde recht unpolitisches Wesen in mich nur aufzunehmen vermochte. Merkte ich doch schon damals meinen Defekt in dieser Beziehung vor allem daran, wie gleichgültig und erkältend mir die politischen Wahrheiten des Tages waren aus jedem andern Munde als dem Deinen. Jetzt sind die Zeiten viel stürmischer; politische Gesinnung, ja Parteigesinnung soll angeblich mehr als je „Mannespflicht" sein, in solchen Zeiten pflegt, wer überhaupt nicht recht mit kann, vollends und schließlich gern zurückzubleiben, und da bin ich Deinem lebendigen Worte so gut wie ganz entrückt, und gerate am Ende bei Dir selbst, wie bei manchen andern Leuten jedenfalls, in eine Art von Vergessenheit, wenn ich nicht das meine tue, um über alle Berge wieder so gut mit Dir zu reden und Dich zu hören wie vormals. Es mag lächerlich sein, es mit einem Briefe zu wollen: einer braucht es ja jedenfalls nicht zu sein, viele freilich oder doch gar zu viele dürfen es auch nicht sein, da ich wohl weiß, daß ab und zu ein mäßig langer Brief das einzige ist, was Dir mit Arbeit so überhäuftem Manne selbst ein guter Freund zumuten darf.

Wechsel der freundschaftlichen Interessen

Was die Moralität der Briefe in dieser Beziehung zu wünschen gelassen haben mag, welche Du, lieber Freund, in weit auseinanderliegenden Terminen freilich, in den letzten Jahren von mir erhalten hast, wirst Du mir wohl eher verziehen haben, als die Bekenntnisse einer auch Dir ungerechtfertigt erscheinenden Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen in Deutschland, mindestens mit gewissen Seiten derselben, wiewohl es mir offen gestanden, äußerst schwer fällt anzunehmen; auch nach den in den letzten zwei bis drei Jahren gemachten Erfahrungen verhieltest Du Dich immer gleich unbedingt ablehnend gegen alle radikalen Bedenken gegen den Lauf der Dinge im neuen deutschen Reich. Wenn ich sie aussprach, so brauchte ich mich bei Dir, wie Du mir überdies gelegentlich noch besonders zusichertest, nicht des Verdachts der „Reichsfeindlichkeit" oder undeutschen Gesinnung zu Reichsfeindlichkeit
erwehren. Selbst wenn ich öffentlich redete, würde ich schwerlich in ein Zetern geraten, das irgendwie wie ein „finis Germaniae" klänge. Ich vermesse mich gar nicht zu urteilen, wie tief das reicht, was ich allerdings wie eine Verderbnis des deutschen Wesens in den gegenwärtigen Verhältnissen empfinde, und getröste mich selbst mit großer Kaltblütigkeit einer, wenn ich sie auch selbst nicht mehr erlebe, gar nicht sehr fernen Zukunft, wo man in Deutschland über die meisten heute hochgepriesenen und vielbewunderten Dinge sehr viel anders denken wird. Ich sehe Dich selbst im Pufendorf einer neuen Philosophie, anderwärts der Religion rufen und von der letzteren selbst etwas bekennen. Leid tut mir sehr, bei Dir solchen Ruf zu finden, wenn mir doch die Zuversicht eine Art Trost ist, daß jede Hoffnung derart völlig vergeblich ist ohne gänzliche Umkehr der öffentlichen Denkart. Diese Trauben hängen doch zu hoch, um nebenbei dem heutigen Reiche erreichbar zu sein. Was Religion betrifft, so habe ich keine Hoffnung und weiß nichts zu sagen, aber in bezug auf Philosophie weiß ich gewiß, daß Lotze uns diese Göttin nicht enthüllt, wie dies ein Schriftsteller der Jahrbücher neuerdings zu meinen scheint, der sich aber sofort durch den Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzungen als ein wirklicher oder verkappter Theologe verrät. Die Religion aber bringt mich auf Dein Bekenntnis, über Treitschkes Religionsbekenntnis
welches ich Dir nach einer Andeutung in einem neulichen Briefe Klarheit noch schuldig bin. Du erklärst, es nicht begreifen zu können, was mich daran befremdet. Vor allem, daß Du es Dir hast von Schmoller abfordern lassen und daß Du es so abgeben

mochtest. Du lehnst ausdrücklich jeden Kirchenglauben ab, aber was soll ein anderer und zumal ein Gegner mit etwas, was eben, weil es kein Kirchenglaube, nichts allgemein Anerkanntes noch überhaupt Erkennbares ist, nur für den, der es zu haben meint, oder wie die heutige Schulsprache sagt, nur subjektive Bedeutung hat. Das ist bei Deinem Bekenntnis, das seinem Wortlaut nach, auf Zugehörigkeit zu keiner bekannten Religion Anspruch machen kann, um so evidenter der Fall, als es in Deinen Aufsätzen, wenn ich so sagen soll, so vollständig überhängt, als diese Aufsätze sonst durchaus auf Ideen beruhen, die aller Religion, mindestens der christlichen, so vollständig entfremdet sind und die Du selbst nicht als Früchte, die diesem Boden entwachsen wären, wirst ansehen wollen. Man sollte freilich meinen, daß heute, wo wir einen „Kulturkampf" gegen die Kirche führen sollen, jedermann nichts leichter vom Herzen ginge als ein Religionsbekenntnis für oder gegen. Aber daß solche Erwartung weit fehlen würde, wirst Du mir wohl selbst zugeben. Ich gestehe allerdings, in der Geschichte kaum einen zweiten Kampf zu kennen, der bei solcher Höhe des Gegenstandes moralisch für die Kämpfer von tieferer Unfruchtbarkeit und Gleichgültigkeit wäre, als unser sogenannter Kulturkampf. Wen befreit er denn? Wirklich die Katholiken? Doch dies der Kürze halber zugestanden: der Eifer, mit welchem wir Protestanten hineinstürzen, hat für mich sogar etwas Empörendes als eine Art Beschimpfung Luthers. Sollte man meinen, daß Luther zu irgend etwas gut gewesen ist und getan hat, was man dreihundert Jahre nach ihm nicht wieder zu tun braucht, wenn sich heute kaum ein deutscher Professor mit einer historischen oder naturhistorischen Arbeit an ein größeres Publikum wendet, ohne sich bemüßigt zu fühlen, auf die Flüche des Papstes mit ebenso wohlfeilen Protesten gegen seine, heute sogar kaum von jemand ehrlich empfundenen „Sakrilegien" zu antworten. So tief ist unser Protestantenstolz gesunken! Ich sollte meinen, es wäre für uns wichtiger, daß sich der preußische Staat zumal, und nun der Deutsche ein für allemal, die Lust vergehen ließe, Pfaffenpolitik zu treiben, als was der Papst tut und läßt. Das braucht uns weniger anzugehen, für jenes leisten Falk-Bismarck-Gesetze meiner Ansicht nach nicht einmal Gewähr. Doch wenn sie dies selbst täten: es gibt einen Kampf zwischen Staat und Kirche, und ich fürchte, der unsere ist von dieser unangenehmsten Form, wo jedem, der hineingezogen wird, auch schwül werden darf. Beide,

Kulturkampf und Protestantenstolz

Staat und Kirche, erscheinen uns dabei nur wie die zwei Mühlräder, zwischen welchen die menschlichen Individuen zerrieben werden, und auf diese kommt es doch allein an. Durch ihre beschränkte Tyrannei ist aber die öffentliche Meinung durchaus auf dem Wege, die Individuen gegen jede höhere, freiere und wirklich menschliche Ansicht von den Dingen, wie sie allein auf Grund der Erfahrungen unseres Geschlechts gegenwärtig heißen kann, zu versperren und dadurch verdorren zu lassen. Dabei habe ich oft auch noch eine bedenkliche Vorstellung. Steht es wirklich so schlecht mit unserer deutschen Vergangenheit, hat sie wirklich in so kläglicher Weise immer wieder unsere politische Unfähigkeit bewiesen, wie nicht am wenigsten Du es uns vorgeführt hast, so darf man wohl zweifeln, ob gerade in der Politik uns die Palme winkt, und ob wir nicht auch wieder mit unserem gegenwärtigen politischen Fieber übel hereingefallen sind. Doch hier mahnt mich der dritte Bogen an die oben selbst anerkannten Schranken, und doch weiß ich selbst noch nicht, ob es selbst bei Dir nicht einer Anrufung Deiner ganzen Freundschaft bedarf, damit Du dieses wenige hingeworfene Zeug nicht für ein ganz haltloses Geschwätz halteſt, wofür es nicht zu halten gegenwärtig sehr viele hochgebildete Leute sich nicht verzeihen würden. Daß diese Ansichten nicht von gestern die meinen sind, weißt Du, daß sie natürlich hier unverdient einseitig wirken und auch an tausendfältigen täglichen Beobachtungen sich fortspinnen lassen, wirst Du ihnen, denke ich, wie Du mich kennst, anfühlen. Das ist es eben, über solche Dinge schreibt man Bücher, aber keine Briefe. Allein mit dem Bücherschreiben ist es zur Zeit ein eigen Ding. Gehen sie gegen den Strich des Tages, so muß man sich viel zutrauen, wenn man nur meint, gelesen zu werden. Ähnlich ist es natürlich immer gewesen, heute ist es doch gewiß noch mehr als zu mancher andern Zeit der Fall. So nimmt man sich mit dem Bücherschreiben gern Zeit. Aber seine guten alten Freunde will man sich zu aller Zeit erhalten. Das fehlte noch, daß zu allem, was einem sonst der Hader mit den herrschenden Gewalten kostet, auch diese uns noch verloren gingen! Brauche ich Dir zu sagen, wie leid es mir tut, Dich, dem ich so viel Dank schulde, von dessen reichem Wissen und bedeutender politischer Erfahrung ich immer noch, glaube es mir ja, vieles lerne, und der mir ein so verehrter und lieber Freund ist, so unbedingt das Lob dessen verkünden zu hören, was mir vielfach so bedenklich scheint, und wogegen ich Dich viel lieber in mir wohlbekannten Tönen im

Diese Ansichten sind nicht von gestern die meinen

Zorne donnern hörte! Laß Dich nicht ganz von diesem einen Briefe abschrecken, der Dir ja nur zum Teil verständlich sein mag, hoffe auf spätere zur weiteren Verständigung, und schreibe mir bald etwas auf den heutigen. Von mir selbst melde ich Dir nur, daß ich mit ganz guter Gesundheit übermorgen in das Wintersemester eintrete, hoffe auch, daß bei Dir alles wohlauf ist. Grüße aufs beste Deine Frau von mir. Du hast wirklich den Teufel an die Wand gemalt, wenn Du mich bei ihr als einen so argen Ketzer angeschrieben hast. Ich komme mir gegenwärtig bisweilen wirklich wie ein Katharer vor. Wenige neue Freunde zu haben und zu gewinnen, die dies mit mir sind, wenige alte auch unter den Katholiken nicht zu verlieren: gelingt mir dieses, so habe ich immer noch ein leidliches Katharerlos gezogen. Manche dieser Leute wurden früher bald mit Freunden, bald auch allein verbrannt. Wenn ich Dir gestehe, daß ich dieses Los nicht fürchte, wirst Du sehen, daß meine Schwarzseherei sich nicht ins Ungemessene verliert und wirst mir diese kleine mittelalterliche Schlußphantasie auch noch verzeihen.

Ein leidliches „Katharerlos"

Mit tausend freundschaftlichen Grüßen

Dein

Overbeck.

Ganz ins allgemeine ist also festzustellen: Nietzsche hatte in Overbecks Herzen die Stelle eingenommen, die früher Treitschke besaß. Voraussetzung dazu war natürlich die Wechselseitigkeit dieser Freundschaft. Auch Nietzsche hielt große Stücke von Overbeck. Wie Overbeck an Treitschke, so hat Nietzsche an seinen damals besten Freund, Erwin Rohde, seinen neuen Lebensgefährten mit einer sehr warmen Empfehlung vorgestellt. Er schreibt Rohde im Frühjahr 1873: „Overbeck ist der ernsteste, freimütigste und persönlich liebenswürdig-einfachste Mensch und Forscher, den man sich zum Freunde wünschen kann, dabei von jenem Radikalismus, ohne den ich nun schon gar nicht mehr mit jemandem umgehen kann. In den Osterferien wird er ein Dokument dieses Radikalismus, ein öffentliches Sendschreiben an Paul de Lagarde machen. Was im Verlauf eines Jahres von uns zusammen an wichtigen und eingreifenden Dingen besprochen wird, ist der Masse nach sehr groß, und ich empfinde fortwährend dabei, was man entbehrt, wenn man Dich entbehrt. Unser Leben soll noch lange genug sich hinspinnen, um zu sorgen,

Nietzsche über Overbeck an Rohde

daß vieles Gewollte zur Tat wird; aber für uns beide ist es irgendwann einmal necessitas, zusammenzuleben, eben dieser „Taten" halber." — (4. Juli 1874) „Wir, Overbeck und ich, sind doch jetzt in einer fast unheimlichen Vereinzelung, und es gibt hier und da Zeichen von furchtsamer Gesinnung gegen uns." (7. Oktober 1874) „Ich dachte daran, wie unvergleichlich ich eigentlich durch die letzten sieben Jahre hindurch beschenkt worden bin und wie ich nicht genug empfinden kann, was ich an meinen Freunden habe. Eigentlich lebe ich ja durch Euch, ich gehe vorwärts, indem ich mich auf Euch stütze; denn mit meinem Selbstgefühl steht es schwach und Ihr müßt mir die besten Vorbilder sein, denn sowohl Du als Overbeck, Ihr tragt das Lebenslos würdiger und mit weniger Klagen, obschon Du es in manchen Dingen schlechter und beschwerlicher hast als ich. Und am meisten empfinde ich es, wie Ihr mich weit gerade durch liebevolle Gesinnung übertrefft und an Euch weniger denkt." — Charakteristisch für das gewissermaßen dreieckige Verhältnis, in dem für Nietzsches Empfinden die drei umstürzlerisch gesinnten, kühn aufwärts trachtenden Gelehrten zueinander standen, lautet die Briefstelle vom 1. Juni 1874: „Sage einmal, liebster Freund, willst Du nicht auch das Mittelchen gebrauchen, das ich selbst, ebenso Overbeck, gebrauchen? Man ritzt sich die Adern und läßt etwas Blut fließen — unzeitgemäß, wie die andern schreien, die den Aderlaß als ein überwundenes und antiquiertes Heilmittel betrachten. Ich meine: willst Du nicht auch einmal Dein und unser Elend etwas ausschütten und sagen, was Du leidest? Es liegt gewiß etwas Befreiendes darin, den Leuten grob zu sagen, wie Unsereiner sich eigentlich unter ihnen befindet. Beseitigen wir den Bandwurm der Melancholie schriftlich — indem wir die andern zwingen, unsere Schriften zu verschlucken." Was Overbeck für Nietzsche war und wie hoch er von ihm dachte, geht aber am deutlichsten hervor aus der brieflichen Schilderung (6. April 1873, Briefe III, 446), mit der Nietzsche den Freund Fräulein von Meysenbug bekannt macht: „Alles wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der jahrtausendalte Gewohnheiten von sich und andern abstreift und es besser vormacht, zum Nachmachen. In meinem Hause entsteht eben etwas voraussichtlich sehr Rühmliches, eine Charakteristik unsrer heutigen Theologie, hinsichtlich ihrer „Christlichkeit": mein Freund und Gesinnungsbruder Prof. Overbeck, der freieste Theolog, der jetzt nach meinem Wissen lebt und jedenfalls einer der größten Kenner der Kirchengeschichte, arbeitet an dieser Charakteristik und wird, nach

allem, was ich weiß und worin wir einmütig sind, einige erschreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Basel ein bedenkenerregender Ort werden. —"

Die natürliche Folge dieser herzlichen Zuneigung zwischen Nietzsche und Overbeck war die: Nietzsches Freunde wurden Overbecks Freunde. Auch hierin wurde der durch die Freundschaft mit Treitschke einst geschaffene, persönliche Interessenkreis Overbecks vollgültig ersetzt und abgelöst. War Overbeck 10 Jahre früher von Treitschke der Leipziger „Verschwörung" zugeführt worden, in der eine literarische Berühmtheit wie Gustav Freytag aufzuweisen war, so sah sich Overbeck nun in eine Gruppe von Freunden hineingezogen, die sich jugendlich begeistert um Richard Wagner scharten. Overbeck hätte ältere Beziehungen vom Hause Brockhaus her geltend machen können; aber sein damals ihm noch mangelndes Verständnis für die Wagnersche Kunst hielt ihn zurück, wie er denn auch einer Aufforderung Nietzsches, Wagner auf seiner Durchreise im Hotel zu den Drei Königen seine Aufwartung zu machen, nicht Folge leistete; auch hat er nie, wie etwa der beiden befreundete Kollege Prof. Immermann, Nietzsche nach Tribschen begleitet. Erst als sich Wagners Name mit dem von Bayreuth verband und seine von hohen Träumen erfüllten Jünger, Nietzsche an der Spitze, für ein deutsches Kunstwalhall ihren begeisterten Sammelruf anstimmten, machte Overbeck ihre Sache zu der seinen. Im Sinne eines Verständnisses für Wagners allgemeine Ziele und im Sinne bewundernder Anhängerschaft für Wagners wirkliche Großtaten, besonders „Tristan" und die „Meistersinger", ist Overbeck durch Nietzsche zum Wagnerianer geworden. Nun wich er Nietzsches Antrieben, ihn mit dem Hause Wagner in Berührung zu bringen, nicht mehr mit der Begründung aus, er sei für die Wagnersche Musik nicht passioniert genug. In den Neujahrsferien 1873/74 erfolgte Overbecks erster Besuch in Bayreuth, er bekam aber Wagner wenig allein zu sehen und besuchte das im Bau begriffene Theater. Auch im August desselben Jahres waren Wagners sehr belagert; doch wohnte er einer sehr interessanten Szene bei, da nämlich Wagner auf Engagement für den Ring mit der Sängerin Marianne Brandt am Klavier probierte. Im Sommer darauf, 1875, kam es zu einem dritten Besuch mit den reichsten Eindrücken. Er hörte sich Proben an und sah Wagner, der während des Spiels auf der Bühne saß, in seinem Elemente als Regisseur und Inszenierungskünstler. Auch Liszt konnte er sich ganz aus der Nähe ansehen und anhören, einmal

Overbeck und Richard Wagner

Overbeck in Bayreuth

als außer ihm und Wagner niemand zugegen war; die hohe und elegante Gesellschaft im Hause, die Empfänge und gesellschaftlichen Veranstaltungen fanden in ihm keinen Unempfänglichen vor. Von da an gehörte Overbeck in seiner Eigenschaft als Mitglied des Patronatsvereins zu den aufrichtigsten Mitkämpfern für Bayreuth.

Als im Herbst 1872 Rohde mit seiner „Afterphilologie" „in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft" eine Dioskurenlanze für das Wagnersche Werk brach, las der entzückte Freund, dem er so tapfer zu Hilfe geeilt war, seinen Hausgenossen dieses „Sendschreiben eines Philologen an Richard Wagner" vor: „Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — Sie werden nicht müde, einzelnes und allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik „Lessingisch" — nun, Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikate wollen." Richard Wagners Freude an dem Eifer seiner jugendlichen Vorkämpfer bezog sich auch auf Overbeck. Er schreibt Nietzsche am 21. September 1872: „Nun kommen Sie gar mit Ihrem „Strauß", und dazu noch Overbeck mit seiner, der Theologie zu imprimierenden „Christlichkeit"! . . . . . Nun! auch Herr Overbeck muß einmal selbst kommen, um sein Gedicht zu haben." Nach erfolgter Bekanntschaft schreibt er am 27. Februar 1874: „Nur Overbeck hat mich gefreut, weil er noch keine Brille trägt. Grüßen Sie ihn bestens von mir." Und Weihnachten 1874: „Übrigens hat mir Dr. Fuchs Freude gemacht: er zitierte eine Stelle von Overbeck, welche ich so vortrefflich fand, daß ich von neuem seiner Schrift mich wieder zugewendet habe." — Hatte Richard Wagner somit ein ganz gutes Augenmaß für den Wert Overbecks als Religionskritiker, so entspricht dem, daß Overbeck seinerseits in dieser seiner hervorragendsten Eigenschaft sich über Wagner Gedanken machte und auf die Berührungen Wagners mit Religion und Theologie sein Urteil über ihn abstellte. Entstammen seine Aufzeichnungen über Wagner auch seinem späteren Lebensabend, so fußen sie doch auf den persönlichen Eindrücken der siebziger Jahre. Je mehr Wagners Umkehr zum Christentum und die theologisierenden Neigungen seines Alters für die Gesamtauffassung seiner Persönlichkeit als ausschlaggebend zu erachten sind, desto mehr Gewicht wird auch den kritischen Erwägungen Overbecks über Wagner beizumessen sein.

Richard Wagner über Overbeck

Wagners Künstlerschaft

Kaum je hat ein Künstler emphatischer versichert, nur Künstler zu sein und weiter nichts sein zu wollen, als Wagner. Aber echter ist diese Künstlerschaft auch unter seinesgleichen wohl nur selten zu finden gewesen. Nichts scheint mir beredter für diese Echtheit zu sprechen, als die innere Wahrheit, mit welcher er seinem Verzicht auf jeden Nachruhm Ausdruck zu geben weiß. Sollen seine Kunstwerke um der Unfähigkeit der sie umgebenden Welt willen darauf verzichten, seine künstlerischen Absichten zum deutlichen Ausdruck zu dienen, so will er überhaupt von ihnen nichts haben und legt auf ihr ganzes Dasein kein Gewicht. Siehe die Briefe, die er aus Anlaß der ersten Aufführung seines „Lohengrin" in Weimar dahin geschrieben hat. Auch machte sich Wagner bei den strengen Anforderungen, die er selbst als der Kritiker seiner Opern an sie stellte, über die ihnen innewohnenden Hindernisse ihres Effekts keine Illusionen, und war z. B. bereit, auch wo er sich geirrt, noch zu berichtigen — so durch die Konzession, die er Liszt als Dirigenten seines „Lohengrin" macht in Hinsicht auf die Täuschung, der er (Wagner) in bezug auf die wirkliche und unvermeidliche Dauer seiner Oper sich hingegeben hatte.

Wagners Leidenschaft war ohne Zweifel groß und gewaltig, aber wie Nietzsche sehr richtig sagt, bedenklich weit hergeholt. Selbst einem Wagnerschwärmer wie Erwin Rohde steht doch fest, „daß Wagners auf Begründung einer Art von Religion auf Musik gerichtete Bestrebungen aus reiner Illusion hervorgingen, obwohl er selbst seine Meinung auf eine Schopenhauersche Auffassung vom Wesen der Musik stellt. Wagner schreibt einmal an Liszt: „Auch ich glaube an ein Jenseits — liegt es auch über mein Leben hinaus, so liegt aber doch nichts über das hinaus, was ich empfinden, denken, fassen und begreifen kann, denn ich glaube an die Menschen und — bedarf nichts weiter." Das ist natürlich noch aus der Feuerbachschen Zeit Wagners, und klang mindestens sehr verschieden, als Wagner ein blinder Schüler Schopenhauers geworden war. Was Wagner als der Theologe seiner eigenen Kunst, als der Vertreter der Ansprüche, die er ihr gern in der Welt sichern möchte, geschrieben und geleistet hat, hat seine Witwe, Frau Cosima Wagner, in einem von ihr aus der zehnbändigen Ausgabe der Werke ihres Gatten ausgezogenen Bande zusammenstellen lassen. Am vollkommensten ist, was Wagner jemals sein religiöses Be-

Wagner als Theologe seiner eigenen Kunst

kenntnis in der Tat hat nennen können, in der oben wiedergegebenen Stelle aus dem Briefe an Liszt ausgedrückt. Für die Form, welche das Christentum in Wagners Kopf in seiner Schopenhauerschen Periode annahm, allwo es sich ihm aus der humanen Feuerbachschen Religion in einen pessimistischen Buddhismus verwandelte, ist besonders lehrreich der höchst geistreiche und begeisterte Brief an Liszt vom 7. Juni 1855 über Dante, den er diesem schrieb, um ihm den mittelalterlichen Katholizismus zu verleiden. Dieser Brief ist ein vorzüglich lehrreiches Dokument für das Feuer, mit dem Wagner Dichter las, aber auch für die geniale Freiheit, mit der er namentlich mit Religionen umsprang, insbesondere mit dem Christentum umgesprungen ist, bis aus diesem Hexenkessel ihm sein Parsifal hervorgegangen war. Als Frucht einer Beschäftigung mit Dante ist dieser Brief ohne Zweifel einer der interessantesten Dante-Kommentare, welche aus gelehrter und dilettantischer Dantelektüre hervorgegangen sind. Ein verwandtes Interesse hat auch der Brief an Liszt über Calderon . . . An solchen Stellen wird der Briefwechsel zu einem Muster gegenseitiger Mystifikation zweier genialer Künstler. Sie mystifizieren sich über einen nur vermeintlich gemeinschaftlichen Boden ihrer Begeisterung, den sie, wenn es ihn überhaupt gibt, jedenfalls nicht in sich selbst finden. Als Künstler, der er als Genie im Kerne seines Wesens war, hat Wagner mit der Theologie im Grunde nichts zu tun. Hat er sich dennoch etwas damit zu tun gemacht, so jedenfalls nur mit einer Liebhabertheologie, mit einer Theologie, zu der er sich auch die Fundamente selbst geschaffen hat. Läuft das im Grunde auch auf eine Mißhandlung des Christentums hinaus, so ist doch diese Henkerarbeit ebenso interessant als gewissermaßen bewundernswert.

Wagners Selbstmystifikation

Kaum ein anderes Urteil Nietzsches hat den deutschen Bildungsphilister heftiger in Entrüstung versetzt, als das über Luther und die Reformation — Menschliches, Allzumenschliches I, Aphorismus 237 —. Die haben aber auch dieses Mal einen besonders stattlichen Häuptling, der an ihrer Spitze marschiert, Richard Wagner — Bayreuther Blätter 1879, S. 129 f. Und zwar in diesem Falle Ricardo furioso, stesso furioso. Einer der abstoßendsten Charakterzüge Wagners als Kulturapostel seines Volks ist seine zweckvolle Affektation der Deutschtümelei, die kluge Art, wie er diese gelegentlich für seine Zwecke anzuwenden versteht. Das krasseste Beispiel liegt in seiner plumpen, antifranzösischen Satire vom Jahre 1870 vor, dem angeblichen Lustspiel: „Eine Kapitulation"; es fehlt auch nicht

Wagner als deutscher Schulmeister

an andern im Grunde nicht weniger sprechenden, z. B. seine Observationen eines nationalistisch erregten Pedanten über die deutsche und französische Bibelübersetzung bei I. Kor. 14, 11. Macht er auch aus der geringen Sympathie für das genus professorum keinen Hehl, so teilte er doch viel mit ihnen. Den Typus eines dionysisch erregten Schulmeisters stellt er überhaupt wunderbar dar. Seine Musik tut es mir am einleuchtendsten kund in ihrem für mich größten Kunstwerk, den „Meistersingern"; er sah aber auch selbst so aus und eroberte sich mit diesem Aussehen besonders mein bewunderndes Staunen, als ich ihn kennen lernte. Wenn man Richard Wagner vor sich sah, hatte man vielfach so stark den Eindruck des Schulmeisters, daß man sich fragte, ob er nicht geworden, was er geworden, nur weil er sich als Namensvetter am Wagner im Faust gemessen. Er war der Schulmeister, der es partout nicht sein wollte! Was anderes jedoch als sein Genie ließ ihm sein Kunststück gelingen?

Nietzsches Freunde auch diejenigen Overbecks.

Overbeck erzählt bereits in jenen Jahren, da niemand Grund gehabt hätte, an Nietzsches lückenloser Hingabe an Wagners Werk zu zweifeln, habe sich gelegentlich in ihren Zwiegesprächen eine vereinzelte Stunde eingeschlichen, deren Inhalt in Nietzsches Schriften sich erst zu allerletzt, im „Fall Wagner" oder in „Nietzsche contra Wagner" finden ließ. Dennoch hat man es da nur mit einem anachronistischen Voraufleuchten und nicht mit dem leisesten heimlichen Verrat zu tun. Nietzsche und sein Freundeskreis scharte sich um die Fahne von Bayreuth. Es war eine geistsprühende, gefährliche Schar junger Feuerköpfe, die richtige Geniebande im Stile des „Sturm und Drang", des „jungen Deutschland", der Leipziger „Verschwörung" — freilich im äußeren Gehaben weniger burschikos, sondern patent und salonmäßig, hierin also eher die Vorläufer moderner Ästheten. Die Biographie und die Briefbände haben uns mit jenen Freundschaften annähernd bekannt gemacht; es erübrigt, aus Overbecks Hinterlassenschaft einiges ergänzend beizubringen.

Zuerst ist Heinrich Romundts zu gedenken. Er war ein Studienfreund Nietzsches und Rohdes von Leipzig her und als solcher auch auf dem Gruppenbild des Philologischen Vereins vom Winter 1866/67, das den Band des Briefwechsels zwischen Nietzsche und Rohde schmückt, mit abgebildet. Am 7. Juli 1872 schreibt Nietzsche

an Rohde: „Freund Romundt ist, seit mehreren Wochen, hier eingetroffen — als unser definitiver Privatdozent der Philosophie!" Da er zugleich auch Hausgenosse wurde, erweiterte Overbeck die Duzbrüderschaft auch an ihn, und wie er überhaupt diese Beziehung aus Nietzsches Vorleben übernahm, war er auch Mitzeuge der in der Biographie und im zweiten Briefbande breit ausgeführten Episode von einem beabsichtigten Übertritt Romundts zur katholischen Kirche. Da er neben Nietzsche als einziger mit dabei gewesen war, darf sein Zeugnis nicht verschwiegen bleiben. Nach ihm lag keinerlei sachliche Veranlassung vor, durch eine derartige Indiskretion den noch Lebenden öffentlich zu kompromittieren; jeder Mensch hat schließlich Neigungen und Pläne frei, und mehr als einen solchen vorübergehenden Einfall, der nicht von ferne hinterher noch aus irgendwelcher biographischer Notwendigkeit ans Licht gezogen zu werden brauchte, hat man in jenem Vorfall nicht zu sehen. Nietzsche selbst ist durch diese Schleierlüftung kein Dienst erwiesen worden; er erscheint bei diesem Anlaß in einer gewissen despotischen Selbstherrlichkeit der Freundschaft, durch die der gleichaltrige Gefährte fast zur Kreatur herabsinkt. Wohl gereicht es Nietzsche zur Ehre, daß er von früh an in Dingen des Obskurantismus keinen Spaß verstand; aber eine Anwandlung derart beim Freunde, mit dem man Jahr und Tag unter demselben Dache gewohnt hatte, hätte vielleicht doch durch ein milderndes Verständnis ausgeglichen werden können und wäre es auch nur dadurch gewesen, daß man einen geäußerten Vorsatz, solange es dabei blieb, nicht zu tragisch nahm. Statt dessen hat damals Nietzsche förmlich Lärm geschlagen. Schon darin verrät sich die Spur jener Forderung, die später alle seine Freundschaft gleichermaßen gefährdet hat: die Freunde mußten seiner Meinung sein; es ist ihm scheint es immer schon besonders schwer gefallen, eine Freundschaft ausschließlich auf die guten und liebenswerten Eigenschaften des andern abzustellen; wem er Freund war, so hat es den Anschein, der durfte nicht länger seine eigenen Wege gehen; darin, daß er Nietzsches Freundschaft genießen durfte, lag eine Verpflichtung, auch seinen Spuren zu folgen. In diesem Punkte war Overbeck größerer und uneigennützigerer Gesinnung fähig; ihm war es leichter und sozusagen selbstverständlich, innerhalb des einmal abgeschlossenen Freundschaftsringes mit allen Mitgliedern auf völlig gleichem Fuße zu verkehren, während Nietzsche doch deutliche Unterschiede zu machen pflegte: mit Leuten

Nietzsche gegen Romundt

gleichen Ranges wie Overbeck und Rohde unterstrich er das Ebenbürtige im Verkehr; bei den andern, denen es noch nicht im selben Maße hatte gelingen wollen, floß seinerseits, ohne daß er sie irgendwie fallen ließ, doch leicht ein gönnerhafter, herablassender, erziehlicher Ton mit unter. Romundt schreibt Overbeck (28. Dezember 1874) einmal aus Anlaß seines eigenen Geburtstages: „Am liebsten zöge ich meinen alten Menschen jetzt im neuen Jahre ganz aus und eher, als bis der an der Wand hängt, wird es auch gewiß nicht ganz gut, und ihr werdet immer wieder als meine guten Freunde schwer an mir zu tragen haben, wie ihr nun schon so lange mit unendlicher Nachsicht gegen mich getan habt. Ich werde mir indes Mühe geben, den alten Adam künftig so zu verstecken, daß ihr ihn womöglich nicht wieder zu sehen bekommt." — Die Differenz von Romundts Begabung im Vergleich zu der Nietzsches, sowie der Umstand, daß dieser während der Zeit des Kontuberniums es auf keinen grünen Zweig brachte, hielten Overbeck nicht im geringsten davon ab, Romundts kleinerer, aber deswegen nicht weniger selbständigen Denkerpersönlichkeit zeitlebens das in jenen Jahren gegründete treue Interesse zu bewahren und ihr alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er ist Romundts Beschäftigung mit Kant und der Anwendung dieser Studien auf das Gebiet der philosophischen Fortbildung des Protestantismus mit Liebe nachgegangen. Das hinderte ihn freilich nicht bei dem kritischen Gegensatz, in den sich Romundt, damit im Zusammenhange, später zu Nietzsche stellte, unbedingt Nietzsches Partei zu ergreifen.

Romundt an Overbeck

Overbeck über Romundt

Romundt als Kantischer Idealist

Romundt findet Nietzsche insbesondere bei seiner Lehre vom Übermenschen auf keinem andern Wege, als auf dem seines (Romundts) Meisters Kant und der Entdeckung des übersinnlichen „Gottmenschen" in dessen Religionslehre, so daß Romundt in Nietzsches gegen Kant gerichteten Schmähungen nur einen Maßstab dafür findet, wie wenig er Kant verstanden. (Romundt, Kants philosophische Religionslehre, Gotha 1902, S. 57.)

Ein Gesamturteil über Nietzsche als „vielbegabten Dichterdenker" sucht Romundt in seinem Schriftchen „Eine Gesellschaft auf dem Lande", Leipzig 1897, S. 70 f., abzugeben. Warum es nur

so unzureichend ausfällt? Romundt sündigt doch allzustark gegen die von ihm kurz zuvor (S. 64 f.) besprochene Forderung Goethes, bei der Betrachtung eines Dinges es vor allem für sich gelten zu lassen und sich vor aller Vergewaltigung zu hüten — übrigens einer Erbsünde des Idealismus verfallend. Gerade das Praktische des Idealismus des beginnenden Jahrhunderts so betonen, um damit Nietzsche herabzusetzen, möchte das Pferd hinten aufzäumen heißen. Als theoretischer Idealist mag Nietzsche aus vielen Gründen sehr viel zu wünschen übrig lassen, als praktischer, an der Veredlung der eigenen Persönlichkeit arbeitender Idealist ist er am unangreifbarsten. Gerade zu dieser Veredelung hat Nietzsche diesen Idealismus mit bedenklicher Einseitigkeit angewendet. Darin ist ihm jedenfalls am allerwenigsten etwas vorzuwerfen, daß er seinen Idealismus allzuwenig gegen sich gekehrt. Er hat es vielmehr bis zu Selbstzerstörung getan. Darum ist Romundts Kritik so unglücklich wie nur möglich. Nur in seinem Eifer für den Idealismus übersieht er die Stumpfheit der von ihm dafür ausgeteilten Streiche. Der Berauschte ist am taubsten gegen alle Kritik seines Getränks, so verschließt sich Romundt gegen Nietzsches Kritik des Idealismus, da er doch besondern Anlaß hätte, sein Ohr ihr zu öffnen.

Die Konvertitenepisode

Nietzsche schreibt an Baron R. von Seydlitz: „Bin ich doch immer auf Menschenraub aus, wie nur irgend ein Korsar; aber nicht um diese Menschen in die Sklaverei, sondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen.“ So durfte Nietzsche schreiben, und dieser Ausspruch über sich erklärt den Eindruck, den er von Romundts Fall hatte — denn allerdings zum Besten der katholischen Kirche seinem Korsarengewerbe obzuliegen, darauf stand Nietzsches Sinn nicht. Dennoch ist die Darstellung des Falls bei seiner Schwester etwas übertrieben und in dieser Übertriebenheit nicht unbefangen. Sie nimmt an Romundt Rache für sein Eintreten in ihrem Streit mit Frau Lou Andreas zu deren Gunsten, und zieht aus diesem Motiv den ganzen Fall aus seiner ihm sonst natürlichen Verborgenheit ans Licht der Öffentlichkeit hervor. Daß überhaupt jemand den Fall mit Nietzsche erlebt, bezweifle ich, gleich mir hat es jedenfalls niemand getan, auch Frau Förster nicht, und soviel glaube ich ohne jeden Anstand behaupten zu können, daß die ganze Sache dem Strom der Vergessenheit überlassen bleiben mochte und nur Romundt zum Tort daraus herausgefischt worden ist.

Overbecks Dienst an Deussen

Ähnlicher, nur weit flüchtigerer Natur war Overbecks Berührung mit Deussen. Dieser, Nietzsches Mitschüler aus Schulpforta, hat seine „Erinnerungen" an ihn veröffentlicht (Leipzig 1901). Welch entscheidender Anstoß seines Lebens auf Overbecks Vermittlung zurückzuführen ist, erzählt er selbst (S. 80 f.): „Es war im Herbst 1871 zu Marburg, wo ich als Lehrer am Gymnasium wirkte. Überarbeitet und nervös lag ich in unruhigem Halbschlummer, als nachts um 1/2 3 Uhr durch Eilboten ein Brief von Nietzsche gebracht wurde, der den ersten Anstoß zu einer bedeutsamen Wendung meines Lebensgeschickes gab. Eine vornehme und reiche Russin, Madame Kanchine in Genf, suchte einen deutschen Erzieher für ihren eigenen Sohn und wandte sich in dieser Sache an ihre Freundin, die Fürstin Trubetzkoi zu Vevey. Diese wiederum stand in Korrespondenz über theologische Probleme mit Professor Overbeck in Basel, welcher mit Nietzsche dasselbe Haus bewohnte .... Ich nahm in Marburg acht Tage Urlaub, um mich am 21. Oktober zu Vevey den russischen Damen vorzustellen. Auf der Rückreise kam ich am Abend ermüdet in Basel an und eilte zu Nietzsche. Leider war er ausgegangen, und ich traf nur Overbeck, der mich freundlichst festhielt und mich auf Nietzsches baldiges Zurückkommen vertröstete. Spät, nach 11 Uhr, erschien Nietzsche, der bei Jakob Burckhardt zu Gast gewesen war, in animierter Stimmung, feurig, elastisch, selbstbewußt wie ein junger Löwe." Was Deussen in diesem Zusammenhang ferner freimütig mitteilt, ist ein weiteres lehrreiches Beispiel für die immer etwas überhebliche Art, Freunde zu behandeln, die mit ihm nicht ganz auf gleicher Höhe waren. (S. 85 ff.) — Für die Gesinnung, die Deussen Overbeck bewahrte, zeugen die Anfangsworte eines Briefes (5. Juli 1877): „Oftmals muß ich dankbar Ihrer gedenken, da es Ihre Vermittlung war, durch welche mir die vortreffliche Stellung im Hause Kanchine wurde, die nun schon fünf Jahre andauert und mir neben den Mitteln, meinen Lebensplan zu verwirklichen, die köstlichste, wahrhaft unschätzbare Muße gewährt." — Andererseits hat auch Overbeck bei sich bietender Gelegenheit das Andenken an jene Begegnung mit Deussen zu dessen Gunsten in sich lebendig werden lassen. Als ihm ein Jahr vor seinem Tode der Artikel von Jonas Fränkel „Nietzsche und seine Freunde" zu Gesichte kam (in der „Wiener Zeit" vom 13. Februar 1904), sah er sich zu folgender Notiz veranlaßt: „Fränkels Auslassung gegen Deussen als

Biographen Nietzsches ist von einer Unbilligkeit, die niemand begreifen wird, der von den beiden Persönlichkeiten Nietzsches und Deussens und ihren Beziehungen eine Anschauung aus dem Leben hat." Indessen wundert sich Overbeck, wie schon bei Romundt und später bei Rée, auch bei Deussen, daß eigentlich die geringschätzigsten Beurteiler von Nietzsches Philosophie aus den Reihen seiner Freunde hervorgegangen seien: „Deussen will die Philosophie mit dem Zugeständnis, sie sei „sinnig", abtun, und sie soll, wie bei Deussen der Vergleich mit seinem Meister Schopenhauer entscheidet, sonst ernstlich nicht in Betracht kommen."

Auch Deussen ohne eigentliches Verständnis für Nietzsche

Mehr ins Innere von Nietzsches Jugendfreundschaften trat Overbeck mit seinen Beziehungen zu Rohde und dem Freiherrn von Gersdorff. Mit Rohde erwuchs daraus eine eigene, enge Lebensfreundschaft, die diejenige beider zu Nietzsche in gewissem Sinne überwachsen hat. Im Spätsommer 1874 hielt sich Rohde einige Tage in Basel auf, es muß sehr vergnügt und gemütlich zugegangen sein. Er und Overbeck lernten sich da zum ersten Mal näher kennen. Ihr eigener Briefwechsel hat erst kurz vorher begonnen und war von der Auswechslung der gegenseitigen Bildnisse begleitet gewesen. Aus jenen ersten Briefen erfahren wir noch einiges über die Sorge der Freunde um Nietzsches Befinden. Overbeck schreibt Rohde am 6. August 1874 aus Dresden: „Von Nietzschens Gesundheit kann ich Ihnen nur sagen, daß ich schlimmere Perioden damit durchgemacht habe. Ja, ich habe den Eindruck, daß sie, von ihrer natürlichen Zartheit abgesehen, zur Zeit an sich wenig zu wünschen übrig läßt, und ihre Schwankungen an einer Gemütsstimmung hängen, deren Unruhe freilich neuerdings zugenommen hat. Woran aber das hauptsächlich hängt, wissen Sie ja. Die nun erscheinende unzeitgemäße Betrachtung konnte an ihrem Teile auch nur das Gefühl der Isolierung unter unseren Kollegen peinlich steigern. Immer wieder an den Zweigen des Baums zu säbeln, auf welchem man sitzt, ist natürlich nicht gleichmütig zu ertragen. In diesen Ferien hatte ich in Tübingen, wo ich einen alten Universitätsfreund besuchte, die beste Gelegenheit, mich lebendiger, als es in Basel möglich ist, davon zu überzeugen, daß nirgends weniger vielleicht als auf deutschen Universitäten auch nur ein wenig Gerechtigkeit für Bestrebungen, wie die unseres Freundes, zu erwarten ist. Sie sitzen ja ganz an einem Herde solcher Erfahrungen, könnten Sie doch im Herbste gleich bei uns bleiben! Wir sind zwar auch nicht auf Rosen gebettet, aber liegen

Rohdes Besuch in Basel

doch nicht allein. — Seit Dienstag ist Nietzsche in Bayreuth. Es schlägt dies zwar nicht immer in jedem Sinne zur Erholung für ihn aus, doch scheint mir jetzt gerade ein Besuch dort für ihn recht notwendig gewesen zu sein. Ende künftiger Woche hole ich ihn dort ab, erfülle also Ihre guten Wünsche auch für mich. Zuvor halte ich mich ein paar Stunden in Chemnitz auf, um die persönliche Bekanntschaft eines Verlegers zu machen, welcher sich vor einigen Wochen, in einem sehr kritischen Momente, von selbst und ganz unerwartet Nietzschen angeboten hat und nun die Unzeitgemäßen übernimmt. Die Sache ist wieder ein Experiment, da der Mann ein ganz unbekannter Anfänger ist. Hoffentlich gelingt es besser als das mit Fritzsch."

Schmeitzner als neuer Verleger

Es ist hier ein Wort einzuschalten über den Verkehr der Freunde außerhalb ihrer gemeinsamen Wohnung, sei es mit Kollegen oder Gleichgesinnten. Schon damals, wie noch heute, galt es für eine unverbesserliche Kalamität, in Basel für gebildete Junggesellen einen geeigneten Mittagstisch ausfindig zu machen. Am besten bewährte sich noch der „goldene Kopf" an der Schifflände — „der goldene Schädel", wie Gersdorff gelegentlich variierte. Dort aßen Nietzsche und Overbeck längere Zeit gemeinsam mit den Theologen Konrad von Orelli, Julius Kaftan und anderen Kollegen zu Mittag. Von einer kleinen Winkelkneipe zum „Gifthüttli", das selbst als Ort der Zusammenkünfte nicht in Betracht kam, übertrug sich der Name in weniger lokalem, als vielmehr personal-kollektivem Sinn auf die Pessimistengruppe Nietzsche, Overbeck, von Gersdorff und den als sehr gutmütig bekannten Dr. Romundt, die immer beisammen steckten. Für diese vier war in Professorenkreisen der Ausdruck „Gifthütte" damals ziemlich geläufig; Frau Andreas-Salomé erwähnt (S. 8 ihres Buches) diese Bezeichnung. Daß dort ein ziemlich harmloses Gift verspritzt wurde, ergibt sich aus einem Briefe Overbecks an Rohde, bei dessen Besuche offenbar die reichsverblendete, altertümelnde Teutschmichelei à la Felix Dahn hatte dran glauben müssen. Er schrieb ihm zu seinem dreißigsten Geburtstage:

Basel, 6. Oktober 1874

Lieber Rohde!

Nachklang von Rohdes Basler Aufenthalt

Möge Sonno am Tage, welchen Sie Freitag feiern, auf das heiterste emporen und Ihnen, wenn möglich, im neuen Lebensjahr nicht niedern, das wünscht Ihnen mit Wolkes Worten aus

eigenem Herzen der Endesunterzeichnete. Lassen Sie sich auch beifolgenden Stopfer zur Erinnerung an unser Rauchkollegium und überdies als vergessenes Eigentum gefallen, mit dessen Ankunft freilich von Ihrem Herzen schwerlich ein so dicker Stein fallen wird, wie er nach Aussage der Frau Baumann durch die Ankunft des Hausschlüssels bei Ihrer hiesigen Wirtin zu Falle gebracht sein soll. Die unsere läßt sich Ihnen zugleich mit dieser Mitteilung empfehlen. — Nietzsche kommt eben von einem zehntägigen Aufenthalte in Luzern zurück, er hatte eine solche noch so kleine Verpflanzung augenblicklich recht nötig, sie scheint so weit ich sehe wirklich recht gut bekommen zu sein. Seinen letzten Aushängebogen erhielten wir schon vor mehreren Tagen und erwarteten nun ungefähr täglich das Eintreffen des fertigen Opus. Mit mir ging es wie vorausgesagt. Zwei Tage nach Ihrer Abreise kam ich wenigstens aus der Tretmühle heraus, bin jetzt in Erwartung schon des 11. Korrekturbogens, Schmeitzner und der Himmel mögen wissen wie die drei übrigen es gestatten sollen, daß das Ganze schon am 17. Oktober in Leipzig ausgegeben werden soll. Gersdorff kommt erst Anfang der nächsten Woche, Romundt läßt schönstens Glück wünschen, ist in diesen Tagen nach allerlei ernsten Gesprächen, die wir geführt, heiterer, wie wohl er erst in Erwartung vollständiger Aufklärung über seine Verhältnisse ist, um endgültige Entschlüsse zu fassen. Mit dem Gymnasiallehrer wird es auf keinen Fall etwas. (— —). Wir eilen übrigens augenblicklich zum Kopf. — Ihnen brauche ich nicht zu erklären, daß wir sofort nach Ihrer Abreise keine Umstände mit dem Abbrechen des Zelts im Schützenhause machten . . . . Wenn Sie wiederkommen, muß die Zuflucht besser geordnet werden. . .

Ihr freundschaftlich ergebener Fr. O."

Overbeck und Freiherr von Gersdorff

Aus der Freundschaft Nietzsches mit Baron Gersdorff, an der auch Overbeck teilnahm, läßt sich grundsätzlich allerlei ableiten. Nach erfolgter Bekanntschaft schreibt Overbeck nach Hause (24. Mai 1873): „C'est un beau type de gentilhomme reservé et digne quoique fort simple dans ses manières, au fond le meilleur garçon que l'on puisse s'imaginer et dont le premier abord vous laisse l'impression d'un homme, sur lequel on peut se fier absolument." Damit ist ein für Nietzsches Charakterbild maßgebender Gesichtspunkt gekennzeichnet. Seine nächsten Freunde waren gleich ihm Gelehrte, also Stubensitzer, Gehirnexistenzen. Sein früherer Pfortenser Schulkamerad von Gersdorff ist der ein-

zige von vornherein anders Geartete. Wies jenen ihr Beruf von selbst eine mehr indirekte Stellung zum Leben an, etwa so, als hätten sie als seine Erforscher es mit einem zu erkennenden Gegenstande zu tun, so schien, im Unterschied von diesen allen, es Gersdorff vorbehalten zu sein, mitten im Leben als in seinem eigentlichen Elemente zu atmen und mit der Wirklichkeit in einen handelnden und tätigen Kontakt zu treten. Zweifellos ist seine Freundschaft mit Nietzsche vorwiegend aus diesem Sehwinkel heraus einzuschätzen. Nietzsche empfahl ihn an Hans von Bülow mit den Worten (Briefe III, S. 343): „Herr Carl Freiherr von Gersdorff, Ritter des eisernen Kreuzes, Verehrer des Tristan." Gersdorff stand vor den Freunden da wie eine Erfüllung und Verkörperung. Hat auch der Verlauf seines Lebens diesen Erwartungen nicht entsprochen, so ist man damit keineswegs berechtigt, den Einfluß dieser Erwartungen für die Zeit zu unterschätzen, da sie von Nietzsche und seinen Freunden hoffnungsfroh und unenttäuscht gehegt worden sind. In dem jungen Edelmann glaubten sie wirklich die ersehnte Verbindung von Geburts- und Geistesadel unter sich zu haben; instinktiv mußten sie des Glaubens sein, hier seien ihre Kulturhoffnungen über das Bereich der Hirngespinste hinaus bereits in die Erscheinung getreten. Damit hatten ihre zukünftigen Gedanken gewissermaßen vollen Wind in die Segel bekommen, und die ganze Art, wie Gersdorff hilfsbereit und verständnisvoll in jenen Heranbildungs- und Empfängnisjahren Nietzsche zur Seite trat, verbietet es allein schon, in dem zum Teil genialischen und prätentiösen Gehaben Nietzsches und seiner Freunde etwa unklare und bodenlose Schwärmerei zu sehen. Hier wurde vielmehr mit gutem Recht gehofft und mit hellen Augen den neuen Dingen entgegengesehen.

Gersdorff als Tat- und Wirklichkeitsmensch

Gersdorffs Temperament, seine Bonhommie, seine Hilfsbereitschaft, die sich besonders in Abschreiberdiensten dem augenkranken Freunde wohltätig erwies, wären für die erste Hälfte der siebziger Jahre aus Nietzsches Leben nur schwer wegzudenken. Die Sommerferien 1873 verbrachten die beiden zusammen mit Romundt in Segnes in Graubünden: die „Christlichkeit" war eben heraus und vom Zwilling, der „Ersten Unzeitgemäßen", waren dort oben eben die letzten Bogen revidiert worden. Auf einer Gletscherpartie über den Flimser-Stein, die in Sonnenhitze und Schnee volle fünfzehn Stunden dauerte, übertat sich Nietzsche und wurde von Gersdorff auf höchst gefährlichen Pfaden zu Tal ge-

führt. Ein andermal entlud sich Gersdorffs impulsive Natur: „Lieber Herr Professor, Sie können sich meinen Schreck denken, als ich heute, leider etwas spät, Nietzsches kurzen aber unheimlichen Brief erhielt, der von Bologna hierher nachgeschickt wurde. Also jetzt kommt R.s Rache. Das Teufelsvieh drängt sich frech in eine fremde Existenz ein, wird abgewiesen, grob aber nach Gebühr rausgeschmissen und anstatt zur Selbsterkenntnis zu kommen, rächt es sich am Beleidiger und sucht noch der großen Sache nach Kräften zu schaden. Schicken Sie das Biest hierher und ich stürze sie in den ersten besten Kanal, auf daß erfüllet werde, was geschrieben stehet: Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt, es wäre demselbigen Menschen besser, es würde ein Mühlstein usw. usw. Sie wissen als Schriftgelehrter den Schluß besser als ich! . . . . Wo steckt, was macht nun unser armer Freund? Da ich ihn in Leipzig vermute, schreibe ich an Sie, um mich etwas zu erleichtern. Wahrlich man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. . . . Das ist des Lebens Spaß! Man erkauft sich sein bischen Glück teuer. Wie wird Nietzsche denn diese neue Unbilde ertragen und überstehen? Ich weiß, daß gegen Gemütsbewegungen kein Arzt noch Apotheker Mixturen noch Mittel hat, aber was irgend zum Heile und zur Beruhigung geschehen kann, das lassen Sie doch ja geschehen, nötigenfalls mit Zwangsmaßregeln. Hol die Pest das Leipziger Gespenst! Ich wünsche mir fast die Zeiten des Benvenuto Cellini zurück, um nur auf eigene Faust aufräumen zu können. Fango il mondo e noia la vita. Leopardi hat Recht. Es ist ein Glück, daß Sie in Basel sind, und ich bin in diesem Bewußtsein um vieles ruhiger. Aber um Himmels willen ein paar Worte zur Beruhigung. Grüßen Sie den von Furien verfolgten Freund. — Hier in Venedig will ich noch diese ganze Woche bleiben, um abzuwarten: denn ich muß wissen, was los oder wie es abgelaufen ist."

Diese in sichtlicher Bestürzung auf abgerissene Konzeptblätter hingeworfenen Zeilen aus Venedig, den 27. Oktober 1873, spielen auf die höchst seltsame, ja abenteuerliche Begegnung Nietzsches mit Frau Rosalie Nielsen an. Zur Charakteristik dieses phantastischen Erlebnisses sind hier die bereits bekannt gegebenen Erwähnungen dieses Zwischenfalles zusammenzustellen. Rohde schreibt Nietzsche aus Hamburg, den 14. Oktober 1873 über seinen Besuch in Leipzig (Briefe II, 415): „Am Abend Besuch bei Fritzsch. Deine Konjekturen über sein Stillschweigen sind gänzlich verkehrt,

Das Leipziger Gespenst

wie ein scharfsichtiger Kritiker (gezeichnet E. R.) in Basel Dir voraussagte." Darauf diktiert Nietzsche am 18. Oktober 1873 in Basel Romundt für Rohde in die Feder (Briefe II, 418): „Es besteht, wie Overbeck und ich des festesten überzeugt sind, eine unheimliche Machination, um den — — Leipziger Verlag in die Hände der Internationalen zu bringen. . . Unsere Sache, auf die wir hoffen, ist in dem Augenblick vernichtet, wo nur ein Wörtchen davon in der Öffentlichkeit laut wird. Heute Abend wollte ich eigentlich zu einer schleunigen persönlichen Intervention nach Leipzig abreisen. Eine unerwartete Verpflichtung meines Amtes hält mich ab, und so werde ich erst von Bayreuth aus nach Leipzig reisen. Dem scharfsinnigen Kritiker E. R. liegt nicht der ganze Apparatus criticus vor (nämlich Briefe und Aussagen des weiblichen Gespenstes R. N.). Aus dem was wir wissen, ist es auch minder geübten Kritikern möglich, zu einem schrecklich bestimmten Resultat zu kommen, besonders wenn sie sich der berühmten spekulativen Sälenleere R.s bedienen. Bitte teile uns doch mit, ob * * * aus freien Stücken auf die Erwähnung jenes Testamentes kam, in welchem Tone er das Gespenst erwähnte und ob er angelegentlich von seiner Gesundheit sprach. Übrigens bist Du ernstlich vom Diktator und Schreiber gebeten, diesen Brief sofort zu verbrennen." An Gersdorff schreibt Nietzsche von Basel aus am 18. Oktober (Briefe I, 249): „Genug, daß eine ganz unvermutete gräßliche Gefahr dem Bayreuther Unternehmen droht und daß es an mir liegt, die Gegenminen zustande zu bringen. Overbeck und ich sagen immer: wir leben Samarow. Gespenst R. N. natürlich beteiligt." Inzwischen wieder Rohde an Nietzsche aus Kiel, am 23. Oktober (Briefe II, 421): „Noch ein Wort vom Nachtgespenste. . . Von der N. sprach er sehr „minnachtig" (wie man hier sagt): er scheint sie ebenfalls einmal hinausgeworfen zu haben. — Wie gesagt, ich glaube noch nicht an die Geschichte." Am 27. Oktober schreibt Nietzsche an Gersdorff (Briefe I, 252): „Für die neue Auflage der ‚Geburt' ist der Januar fixiert. Gespenst N. ist bei den Russen." Die Weihnachtsferien verbrachte Nietzsche in Naumburg und Leipzig und schreibt nach seiner Rückkehr aus Basel am 18. Januar 1874 an Gersdorff (Briefe I, 262): „Bei Fritzsch dem Trefflichen und Neubewährten habe ich eine Nacht gewohnt und den Eindruck mitgenommen, daß noch alles auf vier Beinen steht. Das weibliche Gespenst hat unsere Phantasie verdorben."

„Wir leben Samarow"

Über die Persönlichkeit des „Gespenstes" stellt uns Herr Dr. Kurt Hezel folgende authentische Angaben zur Verfügung: „Frau Nielsen war, soviel ich weiß, die geschiedene Gattin eines, sei es skandinavischen, sei es holsteinischen Seeoffiziers und von Geburt Holsteinerin oder wohl auch Dänin. Ehe sie sich in Leipzig niederließ, hatte sie sich meines Wissens lange in Italien umhergetrieben, hatte sich dort auch der Bekanntschaft Mazzinis erfreut und war wohl auch in Italien als Revolutionärin und Mazzinianhängerin eine Zeitlang interniert gewesen. Ihr Äußeres war enorm abstoßend und schmuddelig. Dies hinderte selbstverständlich von geistigen Leidenschaften bewegte ältere und jüngere Männer nicht, mit ihr zu verkehren. Ich selbst habe als Student viel in ihrer dürftigen Dachstube gehaust. Zu ihren Freunden zählte auch der Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbene jüngstdeutsche Dichter Hermann Conradi, mit dem mich lange Zeit engste Freundschaft verband. — Frau Rosalie Nielsen war eine glühende Verehrerin Friedrich Nietzsches und stellte insbesondere seine Schrift: „Die Geburt der Tragödie" über alles. Man konnte sie überhaupt in einem gewissen Sinne eine dionysische Person nennen. Aus dieser ihrer Wesenswurzel heraus beschäftigte sie sich auch viel mit der Zigeunermusik, und ich erinnere mich, seinerzeit einen recht guten Aufsatz von ihr über Zigeunermusik in der früher in Leipzig erscheinenden Zeitschrift: „Der Salon" für sie untergebracht zu haben. Ich selbst besitze noch unter meinen studentischen Erinnerungen eine von Frau Nielsen mir dedizierte Photographie eines merkwürdigen Dionysoskopfes (photographierte Plastik). Er könnte eine antike Schöpfung sein, ist aber vermutlich ein modernes Produkt. Wo das Original steht, weiß ich nicht. Die Photographie des Dionysoskopfes wollte Frau Nielsen, wenn ich mich recht erinnere, von Friedrich Nietzsche selbst erhalten haben. Der Dionysoskopf ist charakterisiert durch zwei gänzlich verschiedene Gesichtshälften, die eine Gesichtshälfte und demnach das eine Auge zeigt höchste Intensität aufglühenden Lebensgefühls, während die andere Gesichtshälfte und das andere Auge erloschen scheint. Frau Nielsen verehrte in diesem Dionysoskopf den erschöpfendsten symbolischen Ausdruck des Lebens überhaupt in seiner ewigen Duplizität von höchstem Aufschwung und tiefster Erschlaffung. Sie fand darin auch ein volles Symbol der Kunst und des persönlichen Lebensrhythmus Richard Wagners."

Frau Rosalie Nielsen

Die Begegnung der Frau Nielsen mit Nietzsche

Über ihre Begegnung mit Nietzsche schwieg sich Frau Nielsen in ihrem Leipziger Bekanntenkreise später geflissentlich aus; man raunte sich aber gegenseitig zu, sie habe es vor Jahren verstanden, eine Begegnung zwischen ihr und Nietzsche herbeizuführen, und sie selbst deutete höchstens in geheimnisvoller Weise an, sie sei mit Nietzsche persönlich zusammengekommen, ohne etwas Näheres über das Recontre verlauten zu lassen. Dagegen hat Frau Nielsen sehr viel früher, im Herbst 1875, die betreffende Szene Herrn Professor Hans Vaihinger in Leipzig erzählt. Danach hätte als Ergebnis eines Briefwechsels in einem Hotel zu Freiburg i/B. eine Zusammenkunft stattgefunden. Nietzsche soll sich, entsetzt über den äußeren Habitus der Dame schon nach Sekunden wieder aus dem Zimmer entfernt haben, nachdem er ihr nur die theatralische Phrase ins Gesicht geschleudert hatte: „Scheusal, du hast mich betrogen!" Frau Nielsen fragte Professor Vaihinger, was Nietzsche wohl damit gemeint habe. Von Nietzsches Seite liegt eine geklärte Überlieferung des Vorfalles noch nicht vor. Er hat sie nach Jahren einmal Peter Gast erzählt. Als nächster noch lebender Zeuge wäre wohl Dr. Romundt noch am ehesten in der Lage Aufklärung zu geben. Vor allem darüber, ob die betreffende Szene sich nicht doch in der Baumannshöhle zutrug. Nach Overbecks Andeutungen spielte sie sich in seinem (Overbecks) Zimmer ab; auch wären dem entscheidenden Schlußakt bereits andere Besuche der Verehrerin voraufgegangen. Overbeck hat dann endgültig Nietzsche von diesen enthusiastischen Zudringlichkeiten befreit durch eine energische Rücksprache mit der Dame. Er täuscht sich wahrscheinlich, wenn er von November oder Dezembertagen spricht; der Brief Gersdorffs an Overbeck läßt auf den Oktober 1873 schließen. — Von Gersdorff unternahm es auch Overbeck hinterher zu seinem Buch, bei dessen Herstellung er mit Korrektur gelesen hatte, Stilverbesserungsvorschläge zu übersenden (28. Januar 1874): „Ich habe eine große Lust zu dieser kleinen Übungsarbeit mitgebracht und Freude daran gehabt; die größte freilich war die Freude über die Bemerkung, daß jedes neue Lesen Ihres Buches neue Belehrung und Aufschlüsse gibt und einen Reichtum an Gedanken und Stoff enthält, der zum Weiter- und Nachdenken ernstlich anregt. In diesem Punkte bin ich einzig nur ein Lernender, Bekehrungsbedürftiger. Meine Noten sollen nur nach der Seite der Form als Wünsche auftreten und Bedenken schildern, die gewiß auch andern Laien-

Lesern aufgestoßen sind und manchen genötigt haben, einen Satz zwei- oder dreimal und dann vielleicht hie und da noch zwischen den Zeilen zu lesen. Ich tröste mich, am Dr. Fuchs einen Kollegen in dieser Art von wohlgemeinter Unverschämtheit zu haben, beruhige mich aber völlig mit der Überzeugung, daß auch Sie die kleine Arbeit als eine wohlgemeinte ansehen werden."

Am 18. Februar 1874 schreibt er Overbeck: „Was Sie über die zweite U. B. sagen, klingt ähnlich wie Rohdes Worte darüber; er schreibt folgendes: ‚Das ist wieder ein Donnerwort: es wird in der Jetztzeit wie ein Tuten in eine leere Gießkanne verhallen, aber eine spätere Zeit wird mit Bewunderung zu sehen haben, wie furchtlos und sicher hier der Finger in die schlimmste Wunde der Zeit gelegt wird. Und einige Herzen gibt's denn ja zum Glück auch jetzt schon, in denen der Donner nachdröhnen wird. Was haben wir für einen starken Freund! Ich komme mir neben solch einem tiefen, starken Klange, wie ihn namentlich Kap. 3 laut werden läßt, sehr elend und verhistorisiert vor: und dabei darf man dann eigentlich seine abscheulich schwächliche Allseitigkeit, die einen so leicht einsehen läßt, wo die viel kraftvollere Einseitigkeit über das Ziel hinausschießt, gar nicht zu Worte kommen lassen. Denn wie leicht ist es nicht, zu bemerken, daß N. in vielen Punkten übertreibt — und gerade daran wird sich die Kritik hängen. Aber in der Sache hat er tausendmal Recht, und das soll die verdammte ‚gerechte' historische Art in uns allen eigentlich gar nicht aufkommen. Denn gerade solche strenge Einseitigkeit und Männer, die sie, mit notwendigem Triebe, festhalten, tun uns Not, wenn nicht die unglückselige Wahrheit, daß alle Dinge ihre zwei Seiten haben — eine teuflische Wahrheit, die einen so oft plagt — uns endlich verrückt machen soll. In dieser Wahrheit, so trivial sie ist, d. h. in ihrer zu klaren Erkenntnis, liegt eigentlich der ganze Fluch unserer Verhistorisierung, unserer Glaubenslosigkeit, unserer allweisen Schwachmütigkeit.'" . . . . Nach diesem Zitat aus einem Briefe Rohdes, das zu seinem Vorteil mit dessen etwas reservierter Auslassung an Nietzsche direkt (Briefe II, S. 448 ff.) verglichen werden mag, entwickelt Gersdorff vor Overbeck seinen bekannten Plan, Nietzsche später einmal zu sich aufs Land zu nehmen: „Am besten wäre es schon, der Freund machte es, wie die Pythagoräer mit dem Sprechen und den Bohnen. Fünf Jahre lang nicht lesen und schreiben! Wenn ich selbständig bin, was nach einer Vorbereitungszeit von

„Was haben wir für einen starken Freund!"

Das künftige Junkerasyl

einigen, zwei bis drei Jahren sein kann, steht das Asyl offen. Der Freund kann es dann machen wie jene Spanier, die eines Tages bei einem Bekannten zum Kaffee kamen und dreiunddreißig Jahre blieben .... Daß Romundt aus Judäa auswandert, ist für mich eine Genugtuung. Wie gut ist es, daß er in die Baumannshöhle ziehen kann! Erstens für ihn, zweitens für Sie und Nietzsche aus Gründen der Freundschaft, endlich weil dann unter Nietzsches Stube kein musikalisches Ragout zusammen gemanscht wird. Dann haben wir die drei Männer im feurigen Ofen oder Kellerisch geredet, die drei gerechten Kammacher, die alle denselben Wunsch haben. Welche Drillinge haben wir dann zu erwarten... Heute habe ich eine wunderhübsche Ausgabe von Montaigne bekommen. Sie ist so ausgestattet, wie nur Franzosen und Engländer gewohnt sind. Kleiner, sehr scharfer, bestimmter, gut leserlicher Druck in altfranzösischen Typen, Initialen und kleine Vignetten bei und über jedem Kapitel, sogen. holländisches Papier, daß es eine Freude ist, es zu betasten. Wenn Sie einmal 10 Frs. nicht besser verwerten können, so legen Sie sie hier an. Trotz Fritzsch sind wir in Rebus typographicis doch noch Ruppsäcke und Stümper .... Strauß ist tot. „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Friede seiner Asche! Friede nun auch Ihnen: pace e gioja sia con voi! wie es im Barbier heißt."

Zur Zeit der dritten Unzeitgemäßen befand sich von Gersdorff auf der Schwäbischen Akademie für Landwirtschaft in Hohenheim, um daselbst die agronomische Praxis zu erlernen. Er schreibt von da an Overbecks Geburtstag: „Ich komme nun leider zu spät, will aber meinen herzlichen Dank doch noch mit den allerbesten Wünschen für Ihre Zukunft verbinden und mir in meiner Landbibliothek dereinst neben einer Reihe von Studien einen kräftigen Wälzer denken, auf welchem der Bayreuther Buchbinder oder der noch aufzufindende Buchbinder der Zukunft Ihren Namen unter die Geschichte der alten Kirche mit Goldschrift druckt. Ihrem Rate folgend lese ich in meinen wenigen Mußestunden in Ihrem dritten Aufsatz über die Sklaverei, freue mich auf jeder Seite über die deutsche, freilich außerhalb Basel und Bayreuth kaum noch zu findende Wahrhaftigkeit und freidige Feindschaft gegen die Tafelhänse und Halbmenschen unter den Theologen und lerne etwas Wichtiges. Haben Sie also schönsten Dank und denken Sie an den Anfang des Chorals: „Fahre fort",

Overbecks „Studien zur alten Kirche"

was Ernst Schmeitzner buchhändlerisch mit den Worten: „Wird fortgesetzt" ausdrückt. — Den Brief von Frau Wagner habe ich mit ungeheuerem Erstaunen gelesen; nicht daß ich mich über den Eindruck wunderte, den diese Nr. 3 gemacht hat, sondern daß diese in Frankreich erzogene Frau ihre Empfindungen so wunderbar aussprechen kann, wie es hier geschieht. Für Nietzsche freut mich dieser Beifall des einzig kompetenten Publikums außerordentlich. Das wiegt tausend Auflagen auf, mag das ‚blaue Wunder' auch anders denken. Ich werde den Brief noch ein paar Tage behalten, um mich daran zu erbauen, und ihn dann rekommandiert zurückzuschicken. Einstweilen danken Sie in meinem Namen dem lieben Freunde schönstens." —

Kurz darauf schreibt er damals (undatiert): „Lieber Allerchristlichster, Sie haben mir durch Ihre wohlgetroffene Photographie eine große Freude gemacht, und ich danke Ihnen allerschönstens dafür. Nun habe ich die beiden ‚Käuze' in litteris und in effigie, und sinne darüber nach, wie ich mir einen schön gebundenen Zwilling am besten mit den Bildnissen der Verfasser ausschmücke. Nach dem Ausdruck Ihres Gesichtes, den Sie doch wohl zum kleinen Hartmann gleich mitgebracht haben, denke ich mir, daß der Abend vor der Operation Ihnen weniger Petroleum gekostet hat, als sonst, wann Ihre nächtliche Lampe zwar noch nicht den ganzen Erdball, aber doch den Garten der Baumannshöhle und die christliche Kirche beleuchtete. Ich denke mir, ein heiteres Zusammensein an einem der Orte, wo man Löwenbräu, Leberli, Nierli oder gute Suppen ißt, hat Ihnen die gute Stimmung verschafft. Kurz, ich freue mich über das Bild in allen Beziehungen vom Kopf bis zum Rocke der Zukunft. Das letzte, was ich aus Basel erfahren habe, hat mir Nietzsches beruhigender Brief mitgeteilt. Ich habe ihm nicht darauf geantwortet und bitte Sie, ihm zu sagen, daß ich von Stund an keinen noch so leisen Zweifel mehr hatte. Dasselbe gilt auch von den Wahnfriedlichen, und die Heirats-Überlegungskommission hat einstweilen auf ihre Akten das Decretum ‚reponantur' geschrieben. — Von mir läßt sich nicht viel sagen. Ich bleibe bei meiner neuen Stange und kümmere mich wenig um die Außenwelt, wobei ich mich bis auf die große Einsamkeit recht wohl befinde. Meine Mußestunden sind sine dignitate oft dem Morpheus, gewöhnlich aber cum dignitate den Musen gewidmet. Ich halte am wohltemperierten

Die beiden „Käuze"

Klavier und Wagnerianis fest, von denen der kaum zu erspielende Siegfried mich jedesmal in die Welt versetzt, in der ich ewig leben möchte. Meine Lektüre ist weniger geregelt. Ich muß mich so viel als möglich mit der Kunde der Natur befassen und suche mir aus Schmidts Darstellung der Deszendenzlehre, Schödlers Buch der Natur, und einiger Spezialschriften über die neueste landwirtschaftliche Pflanzenkultur zusammen was mir fehlt; und dessen ist nur zu viel. Meine Übersetzungen sind deshalb für jetzt eingestellt. Was tut's! Wenn ich später auf der eigenen Hitsche sitze, vielleicht unbeweibt, findet sich das alles wieder als Bedürfnis ein. Einstweilen muß ich, wie Lichtenberg empfiehlt, das Gegenwärtige wegarbeiten. Soviel heute. Genießen Sie recht Ihre Ferien und erhalten Sie sich noch recht lange das oben gerühmte Photographie-Gesicht. Es grüßt herzlichst das ganze ‚Dreigetüm' der Baumannshöhle Ihr C. v. Gersdorff." — Am 8. Mai 1875 schrieb Nietzsche an Gersdorff angesichts der bevorstehenden Urlaubsreise Overbecks zu einer Kur nach Karlsbad (Briefe I, S. 317): Übermorgen reist Overbeck ab; er grüßt Dich von Herzen und wird gerne tun, was Du wünschest, auch Dir für eine Karte an Frau von G. sehr dankbar sein." Darauf bezieht sich folgender Brief Gersdorffs an Overbeck (undatiert): „Sie wollen nicht nur Sprudel und Erschenstein, sondern auch meine liebe alte Tante Frau von G. aufsuchen, wie ich von Nietzsche erfahre; meine Tante ist fromm, aber Sie werden finden, daß sie eine der friedfertigsten mildesten Naturen ist, die man sich denken kann, voll von Liebe und Teilnahme für alle Menschen .... Von Hohenheim kann ich des Interessanten nicht viel berichten. Entzückende Blütenfülle der Obstbäume, himmlische Luft, wie im Rheingold nach Rückkehr der Freya, sonst alles im Gang des Stundenplans, belehrend und nützlich. Hauptereignis war zuletzt die Ankunft der „Götterdämmerung", mit der ich nun leider, wie Papageno mit der Zauberflöte, nicht viel anzufangen weiß, da ich das Ding nicht spielen kann. Nur Brocken fallen mir ab .... Seien Sie ein recht strenger Karlsbader Badegast, und heilen Sie den zerfetzten, verkrumpelten, vulkanischen Magen und das arme Leberli Ihnen zum Nutzen, uns zur Freude, den Feinden zum Trutz und ewigen Neide." ....

Einen eigenartigen, ungewöhnlichen Zuwachs erhielt der Freundeskreis durch die Bekanntschaft Nietzsches mit dem Musiker-Philologen Dr. Carl Fuchs, hervorgegangen aus einer zufälligen Be-

gegnung im Hause des Verlegers E. W. Fritzsch und das Jahr darauf in Naumburg erneuert, nachdem Dr. Fuchs auf der Leipziger Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins einen Vortrag über die nicht lange zuvor erschienene „Geburt der Tragödie" gehalten hatte. (Briefe I, XXII.) Obwohl es zu einem Zusammenleben niemals kam — denn von einer geplanten Ansiedelung in beruflicher Absicht hatten ihm sowohl Overbeck als Nietzsche dringend abraten müssen oder jedenfalls dringend versichert, nicht zuraten zu können (Briefe I, S. 263 bis 265) — vermochte Fuchs die räumliche Trennung und den Mangel eines gemeinsamen Vorlebens durch eine merkwürdige Fruchtbarkeit im Briefschreiben wett zu machen. Er schrieb oft, und jedesmal war es eine eigentliche kleine Broschüre. Der Austausch war seinerseits so reichlich, daß er allein auf schriftlichem Wege in die Interessenwelt der Freunde organisch hineinwuchs und sich die nämliche Teilnahme an seinem Lebensschicksal sicherte, als wenn er durch freundschaftliches Miterleben von früher her mit einem von ihnen verbunden gewesen wäre. Der Umfang seiner Episteln war bald sprichwörtlich geworden. Als Nietzsche einen Fuchsischen Brief, der schon mit vier großen Marken versehen war, erst noch mit vollen zwei Franken Strafporto auslösen mußte, stellte er Overbeck die Rechenfrage: „Wie dick und schwer war er?" — — Man gewinnt den Eindruck, als sei Fuchs nach Anbahnung der Beziehungen zu Nietzsche froh gewesen, alsbald in Overbeck eine Art Mittelsperson zu finden, um seinen Verkehr mit Nietzsche, an dem ihm natürlich in erster Linie gelegen blieb, doch manchmal in seiner Unmittelbarkeit zu brechen und durch diesen Nebenkanal überzuleiten. Overbeck hatte, durch Nietzsche veranlaßt, Fuchs die „Christlichkeit" geschickt, worauf Fuchs auch mit ihm in Briefwechsel trat (29. August bis 4. September 1873): „Gestern, als am Geburtstage des großen Goethe, empfing ich Ihr Buch über die Christlichkeit der heutigen Theologie und bin heute soeben mit einer ersten Lesung desselben zu Ende. Indem ich Ihnen für die mich gütig auszeichnende Sendung ehrerbietigst danke, erbitte ich mir von Ihnen die Erlaubnis, zunächst einmal ganz subjektiv, wie ich von dem Buche aufgestanden, Ihnen darauf zu erwidern. Ich bin nämlich zweimal, d. h. zwei voneinander durch ein Triennium getrennte Jahre hindurch Theologe gewesen, obschon ich von Natur und Beruf Musiker bin, das zweite Mal, wie ich es meines Erinnerns in der Vita ausdrückte, zwar Studio veri nec non

Karl Fuchs als Briefschreiber

Fuchs zu Overbecks Christlichkeit

patriis lacrymis commotus — das Motiv des Brotstudiums hat indessen nicht ernstlich auf mich gewirkt, und so kann ich wohl noch von der Zeit reden, an welche Ihr edles Buch mich so lebhaft erinnert hat. . Mit der Klarheit, die Ihr Buch auf den letzten Seiten über die Vereinbarkeit beider Standpunkte [des esoterischen und exoterischen] verbreitet, wäre ich bei der Theologie vielleicht geblieben oder wenigstens denke ich heute, ich hätte mit derselben dabei bleiben können. Noch in letzter Zeit habe ich mich immer am meisten darüber gewundert, wie doch Theologen sich gar nicht in die Gemütslagen derer zu versetzen vermöchten, deren Gefühlsreichtum statt des Gedankens die Form der genialen Erzählung annahm, die offenbar schon an ihrem Ursprunge von dem Gefühl begleitet gewesen ist, daß die darin berichteten Dinge nicht so mit Haut und Haaren passiert sind .... Später ist mir dann das Problem von dem Wesen der geistlichen Musik, von der Gewalt eines Joh. Seb. Bach insbesondere interessant geworden: woher denn diese Macht, schien man sich fragen zu müssen, wenn doch die ‚realen' Grundlagen, auf denen die Religion beruht, von der freien Vernunft zerstört werden? Aber an dieser Gewalt zeigt es sich dann recht handgreiflich, daß die Religion — nicht im mindesten von den historischen aut — aut abhängt; ich war längst aus allem theoretischen Christentum heraus, aber ich fror vom Schauer der Ergriffenheit, wenn rein und ‚Bachisch-dionysisch' gesungen ward: O Haupt voll Blut und Wunden; längst war der Nazarener mir nicht mehr der gekreuzigte Erlöser, aber ich weinte in der Passion, wenn die Henker ihn schlugen und eine Unendlichkeit des Jammers brach herein, wenn der Verräter, Petrus, hinausging „und weinte bitterlich", wie der unsterbliche ‚Kantor' ihn weinen läßt .... Wie oft, da nun doch einmal meine Philosophen, Kant und Schopenhauer, meine Welt von ehedem aus den Angeln gehoben, den Wissensdurst allerdings gelöscht hatten, wie oft habe ich mich nach der Möglichkeit einer anderswie zu übenden Disziplin des Gemütes und des Lebens umgesehen, die man sich aus rein philosophischen Mitteln nun aber nicht gleich so aus freier Hand zu bilden vermochte oder wagte, und jetzt erschrickt man, wenn einem zufällig einmal ein ‚Gott sei Dank' auf die Lippen kommt, weil die Kinder gesund sind oder sonst wofür, weil man an den alten Deus nicht mehr glaubt und vielmehr seine Seligkeit an die Verteidigung des Satzes wagen würde, daß es ‚keine rohere Vor-

Ehemaliger Theologe, nun musikalischer Philosoph

stellung' vom Wesen der Welt gebe, als ihre Entstehung einem sie höchst eigenhändig hervorbringendem Schöpfer zuzuschreiben — „keine größere Blasphemie", wie man das ja denn auch wirklich so empfindet .... Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß die Gedanken, welche die Träger der Gesinnung Ihres Buches sind, meine besonders volle, innerlichst empfundene Sympathie haben; die Worte, daß das Tun jeder Theologie, sofern sie Glauben und Wissen miteinander in Berührung bringt, ein irreligiöses sei, brechen mit einem Schlage den Bann, den diese so vielfach verlogene Wissenschaft den Geistern sonst auferlegt, wenn man eben in Betracht zieht, daß es ein ‚Professor der Theologie' ist, der sie ausspricht; sie würden allein hinreichen, dem Buche das außerordentlichste Verdienst zu sichern. In dieselbe Kategorie gehört für mich, was Sie von den bitteren Früchten jeder Staatsordnung sagen, die an ihr Ziel gelangt ist. Wäre der Zustand eine Kultur, in dem wir leben — welch olympische Feier hätte das Siegesfest vom 2. September werden müssen! Und was wurde es? Ein nach ängstlichem Programm in den engsten Grenzen des politisch Conventionellen abgewickeltes Zeremoniell. Wenn aber erst die Kultur angebrochen ist, die ‚wert ist, gegen das Christentum recht zu behalten', wenn dieser Gedanke, für mich der herrlichste und wertvollste Ihres ganzen Buches, ins Leben tritt, wie ihn Richard Wagner in großartigster Antezipation in Musik gesetzt hat, dann, Herr Professor, wollen wir singen, würde ich sagen, wenn mir nicht einfiele, was mein seliger Vater von einer ersehnten Zukunft zu sagen pflegte: ‚Dann werden die Jungens wohl mit meinen Knochen nach den Birnbäumen werfen.' Freuen wir uns denn bei lebendigem Leibe desto mehr unseres Wagner, für den wir, wie gern! unser Kaiserreich aufbieten wollten! Es lebe die Welt, in welcher er eine organische Stelle hat, denn da wird auch gegen das Christentum Recht behalten! Und wenn Sie das auch nicht haben sagen wollen, so gönnen Sie einem Musiker, der's auch ‚nötig hat', doch die Freude, daß ein Alter in das Lied einstimmen gehört wird, welches unser dionysischer Lockvogel, der Friedrich Nietzsche, so resolut gesungen hat."

Man sieht, wie sehr noch ohne Vorbehalte und wie freimütig und unabhängig Nietzsches Freunde, ohne sich jemals innerlich sklavisch an Wagner verkauft zu haben, aus einer ehrlich empfundenen Übereinstimmung der Ziele heraus mit Wagner ein zu-

künftiges Bündnis zu schließen gedachten — freilich mit dem Wagner, der Recht behalten sollte gegen das Christentum. Die eigenen Zielsetzungen waren vorhanden; man begrüßte in Wagner, den unvermutet dank einer großen Gunst des Schicksals von außen hereingetretenen Erreicher und Erfüller dieser frei von ihm ins Auge gefaßten Ziele. Die Briefe von Fuchs, oft mit Notenbeispielen versehene wahre Abhandlungen, wurden zwischen Nietzsche und Overbeck auch in Zeiten ihrer Trennung ausgetauscht. Mehrere von Overbecks Fuchs-Briefen tragen handschriftliche Bemerkungen aus Nietzsches Feder; „Fuimus, fuimus Troes" heißt es auf den Blättern, in denen Fuchs den Plan seiner Übersiedelung nach Basel darlegt. Aus dem Hotel Piz d'Aela in Bergün, wo im Sommer 1874 Nietzsche mit Romundt hauste, schrieb er auf den zur Einsicht erhaltenen sechzehnseitigen Brief des Dr. Fuchs an Overbeck eigenhändig: „Herzlichsten Gruß von den zwei Bergkühnen, als welche in ihrer Art [wir] die einzigen in diesem Hotel sind. Gespräche über Universitätsphilosophie und Reinlichkeit des Körpers geführt. Heute, Montag, soll die Arbeit losgehen. Deine Getreuen." Später, als die Anhängerschaft an Wagner bei Nietzsche den Charakter des Überschäumens mehr und mehr an einen Zustand gärender Zersetzung auswechselte, wurde auch die junge Bekanntschaft mit Fuchs, da sie sich doch vorwiegend auf dem heißen Boden musikalischer Prinzipienfragen zu bewegen hatte, durch Nietzsches gerade und schroffe Art derb in Mitleidenschaft gezogen; Overbeck wurde zum Schiedsrichter aufgerufen — darüber darf aber nicht vergessen werden, daß der Einklang zu Recht bestand, und Fuchs unter die kleine Schar derer zu rechnen ist, die für Nietzsche eintraten und zum Verständnis seiner philosophischen Intentionen reif waren.

Rée — Berufsphilosoph

Indessen, gerade was das streng philosophische Verständnis anbetrifft — Nietzsches Freunde waren Schopenhauer-Enthusiasten; sattelfeste Fachphilosophen waren sie, Romundt ausgenommen, nicht. Nietzsche selbst macht darin keine Ausnahme. Die Philosophie war ihm damals noch Liebhaberei. Er arbeitete, sofern er fachwissenschaftlich arbeitete, sein altphilologisches Pensum auf, und wenn er das auch mit reichlichen Seitenblicken ins Universale und Metaphysische tat — noch befand er sich unter den Dilettanten. Man kann also nur rein schon in abstrakter Folgerung von der Ausfüllung einer hindernd empfundenen Lücke

reden, sobald der Freundeskreis sich noch ergänzte durch einen Mann, der von Hause aus zum unabhängigen Denker berufen war. Diese, abgesehen von jeder persönlichen Färbung von vornherein grundsätzliche Wichtigkeit ist der letzten freundschaftlichen Bekanntschaft zuzusprechen, die Nietzsche in der ersten Hälfte seiner Basler Zeit noch schloß, seiner Bekanntschaft mit Dr. Paul Rée. Nietzsches Schwester schildert die Anknüpfung mit Rée folgendermaßen (Biographie II, S. 271 f.): „Er kam im Sommer 1874 nach Basel, einen Freund zu besuchen, mit dem auch Fritz befreundet war; bei dieser Gelegenheit lernte ihn mein Bruder kennen, ohne ihm näher zu treten. Übrigens war Dr. Rée vier Jahre jünger als Fritz, blickte mit außerordentlicher Verehrung zu ihm empor und stand zu ihm in dem gleichen Verhältnis, wie eine ganze Anzahl jüngerer Leute, die meinen Bruder in der Nähe oder aus der Ferne bewunderten. Fritz interessierte sich für ihn, wie er sich für alle Bekannte und Freunde seiner Freunde interessierte. Dies Interesse wurde lebhafter und persönlicher, als er durch Zufall ein Büchlein in die Hand bekam, dessen anonymer Verfasser Dr. Rée war; es hieß: ‚Psychologische Beobachtungen aus dem Nachlaß von ***.‘ Die Freude meines Bruders an diesem kleinen Werk ist nur zu erklären, wenn man bedenkt, daß er lange Zeit seine neue Denkungsart in sich verschließen mußte, da er in keiner Freundesbrust einen freudigen und verständnisvollen Widerhall fand.“ Mit Rée konnte Nietzsche „eine Sprache sprechen, die seine Freunde nicht verstanden. Das machte ihn glücklich und blind für den Wert dieses kleinen Buches. Dr. Rée war auch ganz erfüllt von Dankbarkeit über meines Bruders allzugütige Beurteilung seines Erstlingswerkes.“ — Was aus der Overbeckschen Tradition zu diesem Punkte beizubringen ist, verstärkt den Sachverhalt, wie ihn die Biographie beschreibt. In der Tat war den Freunden das Prinzipielle an der Begegnung Nietzsches mit Rée entgangen; erst hinterher haben sie eingesehen, daß hier eine Ergänzung vor sich gegangen war. Welches Gewicht Overbeck jener Vorstellung Rées in der Baumannshöhle beimaß, bekennt folgende Aufzeichnung von seiner Hand: „Von keinem andern Moment in den Jahren, die ich durch täglichen Verkehr mit Nietzsche verbunden zubrachte, bedaure ich das Versäumnis, das ich begangen, indem ich eine gleichzeitige Aufzeichnung über diesen Verkehr unterließ, mehr als von den Anfängen seiner Bekanntschaft mit Paul Rée im Sommer 1874.“ Hier wird bei der Dar-

stellung von Nietzsches Entwicklung zum selbständigen Denker anzuknüpfen sein.

Die innern Wechselbeziehungen zwischen Overbeck und Nietzsche

ir können jedoch von jenen ersten Basler Jahren nicht scheiden, ohne die Früchte des Kontuberniums noch eingehender zu prüfen. Die übliche Behauptung, Overbeck habe unter dem Einfluß Nietzsches seine „Christlichkeit" überhaupt erst konzipiert, fällt ohne weiteres dahin; außerdem hat Overbeck damals im Vorwort die Schrift de Lagardes „Über das Verhältnis des deutschen Staats zu Theologie, Kirche und Religion", in zweiter Linie das Bekenntnis von D. F. Strauß als den unmittelbaren Anlaß bezeichnet, in einer eigenen Schrift Gedanken zusammen zu fassen, die in ihm natürlich älter seien als diese jungen Gelegenheiten, sie zu äußern. Ja, in späterer und später Zeit hat er gelegentlich angedeutet, in sein damaliges Freundschaftsverhältnis mit Nietzsche hätten wohl auch „widernatürlich" Meister- und Schülerbeziehungen mit hineingespielt, was doch so viel heißen will, Nietzsche habe von ihm positive Anregung und Belehrung empfangen. Andererseits wird auch sonst immer deutlicher, wie sehr sich Nietzsche überhaupt nach stofflicher Bereicherung unermüdlich umsah und unbedenklich zugriff, wo er das Gute fand. In einer Anzeige von Jakob Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" fand sich als Seitenhieb die Bemerkung mit eingestreut, nebenbei bemerkt, könne man aus dem genannten Bande auch ersehen, wo Bartel-Nietzsche den Most geholt habe. Eine derart absprechende Betonung einer gedanklichen Abhängigkeit Nietzsches ist, wie wir sahen, in diesem Fall doppelt unangebracht; weder Nietzsche noch die Biographie seiner Schwester haben ein solches Schülerverhältnis zu Burckhardt irgendwie in Abrede gestellt. Schwerer hält es den Einfluß Overbecks stofflich aufzuzeigen. Die Berührungen sind selbstverständlich und, wo sie deutlich ins Auge springen, gleich so innig ineinander überfließend, daß sich die Umrisse des Dein und Mein verwischen. Desto stärker müssen wir die allgemeine Tatsache des unablässigen Austausches unterstreichen und uns im übrigen damit begnügen, einige sinnenfällige Berührungspunkte herauszugreifen.

Auch da mag der blinde Zufall das eine oder andere herbeigeführt haben. Im Jahre 1871 stattete Overbeck im Hotel zu den drei Königen der Prinzessin Trubetzkoi, zu der seine Familie von

Petersburg her Beziehungen unterhielt, und die sich eben auf der Durchreise befand, seinen Besuch ab. Sie empfahl ihm ein religiöses englisches Buch: „Ecce homo" — a survey of the life and work of Jesus Christ, London 1886. Ob wohl Nietzsche damals das Buch auf Overbecks Schreibtisch liegen sah? Ob sich dessen Titel seinem Gedächtnis einprägte? — Die Reihe der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" gerade mit der Polemik gegen Strauß zu eröffnen, geht doch wohl sicher auf die Fragestellung zurück, die Overbeck in seiner ganz ausgesprochenen theologischen Abseitsstellung an dieses Modebuch heranbrachte. Aus der Zusammengehörigkeit dieser Schrift mit Overbecks gleichzeitig entstandener „Streit- und Friedensschrift" hat Nietzsche keinen Hehl gemacht. Overbeck hatte, während Nietzsche in den Osterferien 1873 Bayreuth besuchte, zur Feder gegriffen und den heimgekehrten Freund durch die Mitteilung überrascht, daß er ungefähr fertig sei, Mitte Mai konnte er ihm die seine Niederschrift abschließende Vorrede vorlesen. Nietzsche bestand darauf, beide Hefte seinem Verleger anzuvertrauen. Sie erschienen denn auch gleichzeitig bei Fritzsch in Leipzig. Der eine wie der andere ließ die Zwillinge in einen Band binden und Nietzsche versah beide mit denselben Widmungsversen:

Ecce homo und anderes

Der Zwilling: Strauß-Christlichkeit

„Ein Zwillingspaar aus einem Haus
ging mutig in die Welt hinaus,
Welt-Drachen zu zerreißen.
Zwei-Väterwerk! Ein Wunder war's!
Die Mutter doch des Zwillingspaars
Freundschaft ist sie geheißen!"

Nietzsche schrieb Overbeck überdies noch die Unterschrift dazu: „Der eine Vater dem andern." Dieses beides steht auf der Rückseite des krönenden Deckumschlages zu „Strauß", auf der Vorderseite hat Nietzsche überdies mit eigener Hand geschrieben: Wahlspruch, „Das Leben ist kurz; man muß sich untereinander einen Spaß zu machen suchen." (Goethe.) Wirft man einen Blick auf die ersten Seiten von „David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller", so meldet sich unwillkürlich die Erinnerung an mehr als eine Briefstelle an Treitschke. Overbecks immer wieder zutage tretende Überzeugung scheint hier durch Nietzsche auf einen abschließenden, klassischen Ausdruck gebracht, und inhaltlich ist doch gewiß die vernichtende Kritik der religiösen Prätensionen am „alten und neuen Glauben" auf Overbecks Belehrung zurückzuführen. Auch an der

berühmter gewordenen Kritik des deutschen Philisters als Bannerträger des neuen Reiches mag er Anteil haben; das eigentlich Bleibende freilich, das geflügelte Wort vom Bildungsphilister wurde das erste Kabinettmeisterstückchen der messerscharfen Sprachschneidekunst Nietzsches. In dem Haymschen Buch über die „Romantische Schule" soll das Wort Bildungsphilister vorkommen. Nietzsche hätte es also nicht zuerst oder allein gebildet. Daß er aber von sich aus darauf verfallen ist, darf bei dem von ihm bestimmt erhobenen Anspruch auf die Vaterschaft nicht bezweifelt werden. Hayms „Schopenhauer", der 1864 erschien, hat Nietzsche gekannt (Briefe I. S. 49); das Romantikbuch trägt die Jahreszahl 1870.

Von besonderem Gewicht wäre ein genauer Aufschluß darüber, was Overbeck in seiner Eigenschaft als kritischer Theologe Nietzsche habe sein können. Eine derartige „widernatürliche Meister- und Schülerbeziehung" hat nach Overbecks eigener Aussage tatsächlich bestanden; sie ist aber für uns später in ihrer Fortdauer und in ihren Nachwirkungen durchsichtiger, als in ihrer Entstehungszeit. Jedenfalls ist sie von Anfang an schon von sehr differenzierter und fortgeschrittener Art gewesen; denn die groben Anfangsgründe in der Kritik am Christentum brauchte Nietzsche damals wahrlich nicht mehr nachzuholen, er, der in einem seiner Pförtner Schüleraufsätze bereits April 1862 über das Christentum ein Wörtchen zu reden wußte, das selbst in seinem „Antichrist" nicht übel am Platze wäre (Biographie I, 321): „Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hatte die Menschengeister in eine falsche Stellung zur irdischen Welt gebracht." Man wird sagen dürfen: für die eigene Person kam das Christentum bei Nietzsche überhaupt nicht in Betracht; an seiner Umgebung hätte er es sehr wahrscheinlich gelten lassen, besonders wenn es ihm, wie es bei seinen Angehörigen oder den befreundeten Basler Familien der Fall war, an Leuten, die er aufrichtig schätzte, als ihr Höchstes entgegentrat. Nun aber verkehrte er täglich mit einem Kollegen, der das Christentum als historische Größe zum Gegenstand einer imponierenden Gelehrsamkeit machte, und so wird denn Overbeck rein im allgemeinen als die Ursache zu bezeichnen sein, daß Nietzsche sich fortan zum Christentum nicht gleichgültig verhielt.

Nietzsches Gleichgültigkeit gegen das Christentum

Von einer deutlichen Anlehnung an eine Partie der Overbeckschen „Christlichkeit" könnte bei Nietzsche höchstens an jener Stelle

der „zweiten Unzeitgemäßen" die Rede sein, wo er von dem allgemein beliebten Populariſieren der Wiſſenſchaft handelt und damit ein Hauptthema der Overbeckſchen Schrift aufgreift. Aber gerade dieſes Beiſpiel beweiſt, wie ganz von ſelbſt ſogar ein ſolcher Anklang alsbald Nietzſches Eigentum wird durch die geiſtreiche eigene Ausdeutung, die er den in ihm angeregten Gedanken ſofort verleiht. Weit mehr als durch die Lieferung des einen oder andern Motivs dürfte ſich Overbecks Anteil an Nietzſches wunderbarem Eſſay „Vom Nutzen und Nachteil der Hiſtorie für das Leben" in der Art bekunden, wie er für die eine Art von Hiſtoriker, die Nietzſche von zwei andern unterſcheidet, gewiſſermaßen Modell geſtanden hat. Scheint Nietzſche auf den Begriff einer „antiquariſchen" Hiſtorie etwa durch die Anſchauung geführt worden zu ſein, die ihm gelegentliche Beſuche in der Basler hiſtoriſch-antiquariſchen Geſellſchaft von den Selbſt-Erinnerungsverſuchen des Haus-, Geſchlechts- und Stadtgeiſtes nahelegten, ſo entſprang gewiß dem Umgang mit Overbeck die ſcharf umriſſene Silhouette vom Begriff der „kritiſchen" Hiſtorie: „Ein hiſtoriſches Phänomen, rein und vollſtändig erkannt und in ein Erkenntnisphänomen aufgelöſt, iſt für den, der es erkannt hat, tot: denn er hat in ihm den Wahn, die Ungerechtigkeit, die blinde Leidenſchaft und überhaupt den ganzen irdiſch umdunkelten Horizont jenes Phänomens und zugleich eben darin ſeine geſchichtliche Macht erkannt. Dieſe Macht iſt jetzt für ihn, den Wiſſenden, machtlos geworden: vielleicht noch nicht für ihn, den Lebenden." Ebenſo ſicher iſt dann aber, daß Nietzſche die dritte, am höchſten ſtehende Art der Hiſtorie, die „monumentaliſche", aus ſeinen eigenen Seelentrieben unmittelbar abgeleitet hat; muten uns doch die herrlichen Dinge, die er darüber zu ſagen weiß, wie ein friſch erlauſchtes Geheimnis an. Als Zögling Burckhardts ließ er hierin ſogar dieſen ſeinen Meiſter tief unter ſich zurück[27].

Overbeck als Modell für die „kritiſche" Art der Hiſtorie

Doch zielen dieſe Erwägungen, in wie enger geiſtiger Fühlung er ſich mit Overbeck damals jedenfalls befunden habe, gar nicht ſo ſehr auf beſtimmte Ergebniſſe in dieſer Hinſicht ab, als es ſich darum handelt, Overbeck des weiteren in ſeiner Befähigung zum Gewährsmanne auszuweiſen. Aus Overbecks Feder ſtammen nämlich eine Reihe überraſchender Parallelen, durch die er Nietzſche in eine unwürdige Abhängigkeit von andern Schriftſtellern verſetzt haben ſoll. Tatſächlich handelt es ſich aber nur um die nur ihm mögliche Anwendung jener langjährigen Beobachtungen in

Overbecks pſychologiſches Taktgefühl

Nietzsches Werkstätte auf die fertige Gedankengestalt in seinen Werken. Nur grobe Mißdeutung kann hier Overbeck den Vorwurf des Plagiats in die Schuhe schieben; indem er Vergleichspunkte feststellte, übte er, selbst wenn dabei die eine oder andere Abhängigkeit im Spiele wäre, ein gerechtes Richteramt aus; denn jede auch nur einigermaßen aufhellende Kontaktsetzung dieser Art bedeutet einen wichtigen Beitrag zu Nietzsches psychologischer Struktur. Angesichts der geradezu verwirrenden Polyphonie in Nietzsches Begabung muß man für jeden Hinweis auf einen wirklichen Stützpunkt dankbar sein. Overbeck hatte ausgiebige Gelegenheit gehabt, sein Gehör zur Unterscheidung verborgener Resonanzen zu verfeinern. Er hatte Nietzsche von vornherein jede Empfänglichkeit freigegeben, ohne damit auch schon die Originalität in Frage zu stellen. Solche Aussagen aus seinem Munde fallen deswegen so beträchtlich ins Gewicht, weil sie als Ergebnis seiner langsamen Schulung am Objekte selbst zu gelten haben.

Overbeck über Nietzsches Rezeptivität

Nietzsches Divinationsvermögen bei der Lektüre

Ueberaus charakteristisch für Nietzsches Art, Menschen und Bücher zu kennen, insbesondere ungefähr nichts davon zu wissen und doch ihren Wert richtig zu empfinden, ist ein Brief Nietzsches an Fuchs! Daß er Fuchsens „Zukunft des musikalischen Vortrags" nicht gelesen hat, sagt er selbst geradezu, aber auf Umwegen gibt es sein Brief in seiner Weise noch viel deutlicher zu erkennen und zu verstehen. Nietzsche hat die „Hefte" nicht gelesen, nicht nur, weil es seine Augen ihm verboten, sondern auch, weil er vor den nicht gelesenen Heften sofort auch mit seinen eigenen alten rhythmischen Studien erfüllt war[28]. Mit der Erinnerung daran ist er auch sofort gegen Fuchsens Gedanken verschlossen, so daß er diese, obwohl er sie begeistert begrüßt, geradezu ablehnt. Wie konnte er nun „begeistert begrüßen" und „ablehnen", jedes für sich und beides zugleich, was er nicht kannte? Er *konnte* es eben, und beweist es mir mit unvergleichlicher Beredsamkeit mit seinem Brief. Er gibt zweifellos damit Fuchs „eine Lektion", aber, wie ist diese Lektion ermunternd! Hat das aber nur der Adressat des Briefes verstanden? Sein Vermögen dazu ist mir nicht im mindesten zweifelhaft. Auf jeden Fall frage ich mich aber, was mit der Publikation *solcher* Briefe das große Publikum soll, die selbst die in ur-

sprünglicher Beziehung dazu stehenden Personen kaum verstehen können, jedenfalls nur stets „zwischen den Zeilen" lesend, wie Nietzsche selbst las, mit der ihm so eigentümlichen „Menschenkenntnis" las?

Nietzsche hat stets ein besonderes Interesse für Pascals Persönlichkeit gehabt, und gewiß bestand zwischen ihnen eine große Geistesverwandtschaft. So in Hinsicht auf den passionierten Charakter des Denkens, den Drang nach Wahrheit, den Skeptizismus, den Widerwillen gegen „Autoritäten" bei Pascal. Den größten Unterschied zwischen Pascal und Nietzsche indessen nimmt man jedenfalls beim Punkte ihrer Religiosität wahr. Das Christentum war der Boden, auf dem Pascals Passion im Denken hervorgewachsen war. Nietzsche war vielmehr passioniert irreligiös. Das Gewächs, das so verschieden auffaß, war aber bei beiden dennoch auffallend ähnlich. Auch Pascal ist keineswegs ein Christ wie andere, auch er ist es nur in *seiner* Weise und trägt mit dem Christentum an Ketten, an denen er schüttelt und reißt. Aber bei ihm kommt's, obwohl sein Freiheitsdrang gewiß nicht geringer, vielleicht noch größer ist, doch zu keinem Zerreißen der empfundenen Ketten. Sie werden bei ihm doch eben nicht nur als solche empfunden. Pascal war mit dem Christentum wirklich zusammengewachsen, es war sein Lebenselement, und er beweist vielleicht auch wie sonst niemand, daß dieses Christentum doch nicht das reine Todesprinzip gewesen ist, das Nietzsche daraus gemacht hat. Nietzsche und Pascal

Pascals starke Abneigung gegen allen Schwulst und Prunk im Stil hat Nietzsche geteilt, doch ist das ein Punkt, bei dem zugleich auch besonders deutlich die tiefen Verschiedenheiten, die bei aller Verwandtschaft zwischen Nietzsche und Pascal bestanden, hervortreten. Besagte Abneigung war bei Pascal ungleich tiefer, und jedenfalls verbirgt sie Nietzsches eigener, durch Prunk, Faltenreichtum und kunstvolle Appretierung geradezu besonders charakteristischer Stil weit vollständiger als Pascals gedrungener, ja geradezu ramassierter und jedenfalls in dem genannten Stücke wirklich enthaltsamer Stil. Hier gehen sie wirklich weit auseinander, und wie von Pascal, entfernt sich Nietzsche hier auch von Schopenhauer. Nietzsche ist weit mehr als diese beiden im üblen Sinne Rhetor, und wird in dieser Hinsicht zu seinem Vorteil weit eher etwa mit Lagarde verglichen. Lagarde

Mir ist schon Nietzsche zu „rhetorisch", wie echt und auf *realer* Empfindung ruhend ist aber seine Rhetorik im Vergleich zu der

Lagardes! In der Selbstbespiegelung leisten beide großes, doch wie viel stärker ist dabei das Element der Eitelkeit in Lagardes Selbstbespiegelung! Solcher Geschmacklosigkeit war Nietzsche unfähig, wie Lagarde bei der Verlegung seiner Verherrlichung ins jüngste Gericht in dem gleichnamigen Gedicht. Nietzsche maß sich doch am Lebendigen und Wirklichen, nur Lagarde gerät beim Geschäft buchstäblich in Ekstase und mißt sich selbst mit dem Jenseitigen. So „ernst" wie dieser Schulmeister nahm sich Nietzsche nicht.

Herder und Schiller

Nietzsches Charakteristik Herders („Der Wanderer und sein Schatten", Aph. 118) beleuchtet ihn selbst (und seinen Stil) mit nicht unbedenklicher Grellheit. Mindestens erscheint Herder, dank diesem von Nietzsche selbst gegebenen Winke, vorzüglich geeignet, um über ihn zu orientieren. Denn ist er freilich doch auch wiederum von Herder überaus verschieden, doch vielleicht nur, weil er einem späteren Zeitalter angehört. Doch glaube ich, daß Nietzsche wirklich und außerdem der viel feinere Mensch und Moralist war. Wenn er insbesondere — was nicht einmal an der angeführten Stelle hervortritt — mit Herder die Eigenschaft des moine défroqué teilte, so hat er gerade auch für diesen Typus einen viel feineren und originelleren, ihn steigernden und doch veredelnden Ausdruck gefunden, als Herder es je vermocht hätte. Und doch klingt auch die Zarathustragestalt Nietzsches auffallend an Herders Gedankenwelt an. — Wenn Nietzsche von Schiller sagt, er habe, gleich vielen andern deutschen Künstlern, geglaubt, man dürfe, wenn man Geist habe „über allerlei schwierige Gegenstände auch wohl mit der Feder improvisieren" (ebenda Aph. 123), so trifft das auffallend auf ihn selbst zu. Nur daß man jede Entdeckung derart bei Nietzsche mit der Anerkennung zu begleiten haben wird, daß niemand die Gefahren seiner Travers besser kannte als er. Nietzsche hat denn auch in der Tat „in der Wissenschaft mitzureden" kaum affektiert. Er hat es wenigstens nicht getan, ohne sich nach eigenen Formen dazu umzusehen, welche sein Tun mindestens verhüllten, wenn nicht ganz verdeckten. Selbst sein Stil war dabei mehr ein Spiel, als ein Prunkgewand.

Proudhon

Nietzsche hat in der Energie seines Widerwillens gegen den Idealismus seinesgleichen an Proudhon z. B., für welchen der Idealismus „l'instrument de toutes les séductions, le principe de toutes les mystifications et abominations de la terre" ist. Antipodisch verhält sich aber Nietzsche zu Proudhon durch seinen

Immoralismus. Denn Proudhon ist wohl Antiidealist, aber zugleich nicht minder leidenschaftlicher Moralist, als welcher er den Rousseau z. B. verurteilt als den Mann, „en qui la conscience n'était pas en dominante". Darin vor allem läßt aber Nietzsche an Rousseau denken. Auf jeden Fall ist aber bei jeder Kritik Nietzsches sein Antiidealismus vor allem in Rechnung zu ziehen. Mit einem blassen, noch dazu retrospektiv seufzenden Bekenntnis des Idealismus des vorigen Jahrhunderts ist hier nichts auszurichten. Den Idealismus ausgenommen, ist was Proudhon an Rousseau abstieß, gerade was Nietzsche mit ihm gemein hat, die Eigenschaft des „Artisten", des Philosophen, des Mannes „en qui la conscience n'est pas en dominante". Nietzsche wollte kaum weniger sein als moralischer „Brüllochse", so sehr die conscience bei ihm, wenn man ihn mit dem Durchschnitt der Menschen vergleicht „en dominante" sein mochte, aber sich zu dieser „Domination" bekennen doch nicht, und das hätte für Proudhon zu entrüsteter Abwendung von ihm genügen mögen. Doch so groß der Unterschied der Denkweise beider sein mag, die Züge der größten Verwandtschaft sind ebenso unverkennbar, und die Vergleichung würde überhaupt lohnen. Und zwar aus allgemeinem psychologischem oder auch literar-historischem Interesse, nicht in dem der Kritiker, die darauf aus sind, Nietzsches Schriften ungefähr auf Reminiszenzen seiner Lektüre zurückzuführen. So ausgebreitet diese bei ihm war, doch für seine Kritik eine vorzüglich unsinnige Methode! Spuren seiner Bekanntschaft mit Proudhon fehlen mir überdies jedenfalls vollständig, sowohl in meinen Erinnerungen aus den täglichen Gesprächen der früheren Jahre unseres Verkehrs, als auch aus meiner sonstigen Kenntnis der Menschen und Dinge, die ihn beschäftigt haben. Selbst Nietzsches Aristokratismus und Antisozialismus ist ein zweifelhaftes Unterscheidungsmerkmal. Denn mit Proudhons Demokratismus und Sozialismus hatte es auf jeden Fall auch seine eigentümliche Bewandtnis. Jedenfalls waren beide leidenschaftliche Individualisten, wie denn auch ihre Religionskritik starke Ähnlichkeiten zeigt.

Stirner

Frau El. Förster behauptet unbedenklich Unbekanntschaft Nietzsches mit Stirner. Die ganze Frage ist aber erledigt, nachdem ich aus einem alten Ausleihebuch der Basler Bibliothek im Februar 1899 ermittelt habe, daß Baumgartner am 14. Juli des Jahres 1874 das Stirnersche Werk von dort entliehen hat, d. h. noch im selben Semester, in welchem er nach seinem Abgang vom

Basler Pädagogium als ein Lieblingsschüler Nietzsches sein Studium hier begonnen. Er hatte das ganze Semester zu Nietzsches intimstem Umgang gehört, und hat, wie ich nun von ihm selbst mir habe bestätigen lassen, das Stirnersche Werk damals lediglich auf Nietzsches wärmste Empfehlung kennen lernen. Wenn aber Nietzsche darnach Stirner auf jeden Fall gekannt hat, so bleibt daneben die auffallende Tatsache, daß soviel ich sehe, die Baumgartnersche Einsichtnahme von Stirner im Sommer 1874 die einzige direkte Spur einer Bekanntschaft Nietzsches mit Stirner ist. Nicht nur, daß Nietzsches Werke, soviel bis jetzt konstatiert ist, keine weitere Spur davon enthalten, sondern außer Baumgartner teilen sämtliche mit Nietzsche damals intim verkehrenden Personen Frau Försters gänzliches Nichtwissen von einer Lektüre Stirners durch Nietzsche. Ich selbst, aber auch Köselitz und Romundt[29]. Meine Frau zwar hat Erinnerung an einen Besuch Nietzsches bei uns im Winter 1878/9, bei welchem er von zwei ihn soeben lebhaft beschäftigenden ganz eigentümlichen Käuzen gesprochen habe, Klinger (mit seinen Aphorismen) und Stirner. Doch habe er von letzterem nur mit einer sichtlichen Scheu gesprochen und auch nicht ohne Umstände seinen Namen vorgebracht, übrigens beide Leute auch uns zur Kenntnisnahme empfehlend. An diese Scheu habe ich zwar die lebhafteste Erinnerung, nur daß mir seltsamerweise alles Stirner Betreffende dabei vollkommen entfallen ist, wenigstens der Name.

Mitteilsamkeit und Verschlossenheit bei Nietzsche

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nietzsche sich bei Stirner eigentümlich verhalten hat. Wenn er aber seine große habituelle Mitteilsamkeit bei ihm nicht ungehemmt hat walten lassen, so ist freilich das ganz gewiß nicht geschehen, um irgend einen Einfluß auf ihn zu sekretieren (der im genauen Sinne gar nicht vorhanden ist), sondern weil er von Stirner einen Eindruck empfangen hat, mit dem er im allgemeinen für sich allein fertig zu werden vorziehen mochte. Ich spreche hierbei aus meiner persönlichen Erfahrung von Nietzsches Art, insbesondere von seiner von keinem, der ihn gekannt hat, zu bezweifelnden, ganz ungewöhnlichen Mitteilsamkeit. Eben diese war mit einer ebenso ungewöhnlichen „Verschlossenheit" verbunden. Er war nichts weniger als ein Mensch, der „das Herz auf der Zunge hatte", soviel man von ihm auch von „Herzensgeheimnissen" hörte, die andere für sich zu behalten pflegen. Gerade was ihn lebhaft beschäftigte, behielt er mit unvergleichlicher Energie in seiner Gewalt. Es drängte mit ungewöhnlicher Mächtigkeit aus ihm heraus und konnte doch unter

niemandes Verschluß sicherer stehen. Wie wählerisch er bei aller Fülle seiner Mitteilungen war, davon habe ich vielfältige Erfahrungen gemacht, keine, von der ich einen lebhafteren Eindruck behalten hätte, als die mit seinen zu mir im Jahre 1874/75 getanen Äußerungen über Wagner und seinen Lohengrin gemachte. Sie antizipierten schon damals den „Fall Wagner" und tauchten im Moment für mich, zu eigener größter Überraschung, blitzartig auf, um ebenso und zwar für Jahre zu verschwinden. Denn so lange ließ Nietzsche dergleichen in unserem Verkehr nicht mehr dem Zaun seiner Zähne entfahren, und für die Welt schrieb er 1876 Richard Wagner in Bayreuth. Die Annahmen, die ich hier über sein Verhalten zu Stirner mache, enthalten nur die Voraussetzung, daß der von dessen Werk empfangene Eindruck auf Nietzsche ein starker und besonders beschaffener war. Diese Voraussetzung wird aber, wie ich meine, mir nicht so leicht bestritten werden. Ich behaupte demgemäß, daß Nietzsche Stirner gelesen hat und vermute, daß er mit dem erhaltenen Eindruck besonders haushälterisch verfahren ist. Das mag für Gegner seiner Bücher ohne weiteres die Folgerung begründen, daß er ein Plagiator gewesen ist. Wer ihn selbst bekannt hat, wird hieran nur zu allerletzt denken.

Ueber die Empfänglichkeit Nietzsches in jener ersten Basler Zeit hat sich schon Leo Berg in seinen Charakteristiken (laut Biographie I, S. 54) vernehmen lassen: „Er bietet uns in jenen Tagen den schönsten Typus eines deutschen, von Dankbarkeit und Pietät erfüllten Jünglings, voll glühender Leidenschaftlichkeit für seine Götter und Heroen, Artist durch und durch, der nicht anders verehren kann, als indem er das Verehrte verschönt und vergoldet, das heißt idealisiert, und voll jener geheimen Artisten-Ironie, die jeden Schenkenden insgeheim zum Beschenkten macht, die, indem sie dessen rechte Hand ergreift und sie für das Silberstück inbrünstig küßt, ihr auch schon in die linke ein Goldstück drückt!" Die Richtigkeit dieses Gesichtspunktes im allgemeinen kann man jedoch nur dann gelten lassen, wenn der empirische Befund eines Nächstbeteiligten, wie es Overbeck für den Zeitraum der „Unzeitgemäßen" vor allen andern ist, in keiner Weise verwischt wird. Nach seinem ausführlichen, auf sorgfältige Beobachtungen und Vergleichungen gegründeten Zeugnis wird wohl nicht länger zu leugnen sein, daß Nietzsche eine weitgehende Befruchtung durch

Bereicherung nicht Plagiat

mannigfaltige Vorgänge auf sich zugelassen habe und zwar in einer für ihn charakteristischen, jedenfalls nicht als Plagiat zu bezeichnenden Form. Gerade wenn man der Originalität von Nietzsches Denkerschaft auf den Grund zu kommen wünscht, darf man dem Eingeständnis dieser seiner Abhängigkeiten nicht um der Befürchtung willen ausweichen wollen, seine Ursprünglichkeit werde dadurch ungerecht herabgemindert. Es ist Overbecks Verdienst, diese bisher übersehene, aber durchaus integrierende Art von Nietzsches Rezeptivität aus intimer Beobachtung heraus formuliert zu haben — ein Nachweis, der wahrhaftig am wenigsten dazu angetan ist, Nietzsches Originalität zu schmälern, sie uns vielmehr dort aufsuchen heißt, wo wirklich Nietzsches Stärke lag: in seinem Argwohn gegen die herrschende Moral und in seinem psychologischen Witterungsvermögen.

Nietzsche und Schopenhauer

Nietzsche selbst hat seinem philosophischen Werdegang die Etikette Schopenhauer aufgeklebt. Das gibt uns den Ausgangspunkt. Als erstes gilt es ins Auge zu fassen: seine Herkunft von Schopenhauer und der allmählich sich herausbildende Kontrast zu ihm. Das dritte Stück der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" öffnet uns ja genugsam die Augen darüber, daß Nietzsche diesen seinen „Erzieher" mehr auf seine Anregungskraft als auf seinen Lehrgehalt hin wertete. Er war Schopenhauers Jünger nach dem altgriechischen Brauch der freien Philosophenwahl, des persönlichen Anhangs an einen Meister. Dennoch ist um die genaue begriffliche Analyse des Verhältnisses von Nietzsche zu Schopenhauer nicht herumzukommen. Sie ist schon öfters in verschiedenem Umfange und wechselnder Gründlichkeit unternommen worden. Neuerdings von Georg Simmel in seinem Buche „Schopenhauer und Nietzsche. Ein Vortragszyklus". (Leipzig 1907.) Die Richtlinien seiner Untersuchung sind hier wiederzugeben. Der negative Angelpunkt beider Philosophen ist ihr gegensätzliches Verhältnis zum Christentum und zwar unter dem Gesichtswinkel der Teleologie. Das Christentum hat deshalb der historischen Menschheit zur Erlösung und Erfüllung werden können, weil diese um die Wende unserer Zeit über den sich zusehends verbreiternden Lebensrealitäten den Sinn für das Leben eingebüßt hatte. Das Christentum gab dem Leben den absoluten Zweck zurück, indem es das Heil der Seele und das Reich Gottes den Massen als einen unbedingten Wert, als das definitive Ziel jenseits alles Einzelnen, Fragmentarischen und Sinnlosen anbot. Nun haben sowohl Scho-

Gemeinsamkeit der absoluten Zwecksetzung

penhauer als Nietzsche das Christentum namentlich deshalb so leidenschaftlich bekämpft, weil sie es, kann man sagen, um diese absolute Zwecksetzung, um diesen durchsetzlichen, stoßkräftigen Zweckwillen beneidet haben. Aber dieser Übereinstimmung von Meister und Jünger folgt eine Reihe von Unterschieden auf dem Fuße. Die landläufige Sichtung zwischen Schopenhauer als Pessimisten und Nietzsche als Optimisten mag man als einen groben Überschlag in Kauf nehmen. Die Vergegensätzlichung ist viel durchgreifender und viel zarter verästelt; Simmel hat durch ein Geflecht mit feinen Maschen gesiebt. Wir greifen einige seiner Kontrastpaare auf: Schopenhauer ist ungeschichtlich; ihm ist das Geschichtliche ein einmaliges zufällig individuelles Sich-ereignen, das gegen die zeitlos wertvolle, allgemeine Idee gehalten, nicht mehr in Betracht kommt. Bei Nietzsche dagegen ruht das ganze Denken auf geschichtlichen Vorstellungsformen; der Stufencharakter des geschichtlichen Lebensprozesses, die Relativität seiner einzelnen Stadien hält ihn nicht davon ab, eine unendliche Summe zu ziehen, einen absoluten Wert zu bejahen, eine definitive Antwort zu erfragen. Sodann: für Schopenhauer ist die Überwindung die Vernichtung des empirischen Ich durch das reine Ich, ist die Verneinung des Willens zum Leben; für Nietzsche dagegen ist die Überwindung eine Steigerung, eine Kraftbewährung. Bei Schopenhauer endet es passivisch im Überwundensein, bei Nietzsche aktivisch im Überwinden: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll — aber nicht, weil er zu viel ist, weil er etwas in sich birgt, das ihm abgezüchtet werden muß, sondern weil er zu wenig ist, weil das Positive in ihm so gesteigert werden soll, daß er sich selbst, jedes gegebene Stadium seiner, hinter sich läßt." Für Schopenhauer gipfelt — sozial-altruistisch — alle Sittlichkeit in Mitleid, weil es die innerlich unmittelbare Form der Solidarität aller Menschen sei; Nietzsche — aristokratisch-egoistisch — stößt das Mitleid auf das heftigste von sich und verneint die „Gleichheit vor Gott" — jenen Gedanken, in dem wir vielleicht nur ein ungeheures Übersteigern der Tatsache der Seele zu sehen haben. Endlich ist eine merkwürdige Kreuzung einer verschiedenen Begabung mit einer verschiedenen Gewinnchance das ausschlaggebende Trennungsmerkmal zwischen beiden: mit Nietzsche verglichen ist Schopenhauer unzweifelhaft der größere Philosoph. Er besitzt die geheimnisvolle Beziehung zum Absoluten der Dinge, das entscheidende Tiefenmaß des Hinunterreichens, die Leiden-

schaft für das Ganze der Welt, während Nietzsche, den nicht der metaphysische, sondern der moralistische Trieb bewegt, an ihren Teilen hängen bleibt; ihm geht dieses Sichstrecken des subjektiven Lebens bis zum Boden des Daseins überhaupt ab über seiner ethischen Leidenschaft und über seiner psychologischen Genialität. Dennoch — obwohl unzureichender ausgestattet — der Sieg ist sein, die Sympathie des modernen Menschen entscheidet sich für Nietzsche. Daß das Leben seinem eigenen Sinne nach und in seinen innersten Energien die Möglichkeit und Gewähr dafür besitzt, zu vollkommenern Formen, zu einem Mehr seiner selbst und über jedes Jetzt hinauszuschreiten — dies ist doch wohl der große Trost und die Unverlierbarkeit des modernen Geistes, die durch Nietzsche zum Lichte der gesamten seelischen Landschaft geworden ist. Es gehört zur Tragik der Erscheinung Schopenhauers, daß er mit den besseren Kräften die schlechtere Sache verteidigt.

Nietzsches geringere Begabung und größeres Glück

Es bleibt aber bei dem Geständnis von „Schopenhauer als Erzieher", daß es über alle Gemeinschaft oder Zwietracht der Ansicht und des Bekenntnisses hinaus der pochende Pulsschlag, die Wucht des seelischen Pathos war, was Nietzsche in die Spuren Schopenhauers zwang. Das bestätigt sich auch in dem Bilde, das Schopenhauer in dem Herzen des Nietzsche-Mitjüngers Overbeck zurückgelassen hat.

Overbeck über Schopenhauer

Einklang von Person und Werk bei Schopenhauer

Die Schopenhauers Philosophie überhaupt einen besondern Vorzug an der Tiefe hat, mit welcher sie in seiner Person begründet ist, so gilt das insbesondere von seinem Pessimismus. Das Beste daran ist die Lebendigkeit der Begründung, die er hat, in den vielbesprochenen Widersprüchen, die Schopenhauers eigene Lebensführung mit seinen Theorien zeigt. Er ist kein praktischer Prediger seiner Weltweisheit, weder im Vortrag, noch in einem großen und sehr erheblichen Teil seiner Lebensführung. Und doch ist sie praktisch so eindrucksvoll, weil hinter seinem Buch auch sein Genie redet und er einen so unvergleichlichen Schlüssel zum Weltverständnis, das er darstellte, an sich selbst hatte und eben von diesem Schlüssel bei seiner Darstellung so überwiegenden und einleuchtenden Gebrauch macht. Insofern stellt er seine Philosophie wirklich doppelt dar, durch die Art, wie er sie in seiner Person

hat und wie er sie aus dieser in seinen Werken herausseßt. Er ist wirklich der Kenner des Lebens, das er schildert. Den Widersprüchen seiner Lebensführung und seiner Theorien dankte er z. B., daß er an sich selbst die lebendige und eindringlichste Begründung seines Pessimismus hat. Und so gehen diese Widersprüche überhaupt eben nur so weit, daß sie gerade dazu hinreichen, seinen Beruf zum Philosophen sicher zu stellen, aber nicht dazu, ihn fraglich zu machen. Gegen den oft gehörten Tadel, Schopenhauers Leben und seine Philosophie fielen besonders disharmonisch auseinander, muß vielmehr behauptet werden, daß sie sich in seltener Weise decken und ihre Harmonie nur in vorzüglicher Weise seinen Anspruch begründet, ein Meister der Philosophie zu sein.

Die Reinheit von Schopenhauers philosophischen Instinkten

Von echten, reinen und eigentlichen Philosophen unterscheiden sich auch ganz respektable Popularphilosophen kaum sonstwie häufiger und deutlicher, als durch den Eifer, mit dem sie beflissen sind, den Ansprüchen des sie umgebenden Lebens zu genügen und insbesondere bei der Religion die Philosophie in ein geradezu konkurrierendes Verhältnis zu ihr zu seßen. Womit sie aber nur die Philosophie ohne Nutzen kompromittieren. Die Philosophie hat nichts davon, und das Weltbild, auf dessen möglichst reine Darstellung es die Philosophie absieht, ist nur getrübt durch Verwirrung der ewigen, Religion und Philosophie trennenden Schranken. Auch in diesem Stück erscheint mir Schopenhauer fast unvergleichlich groß als Philosoph. Man hat von religiösen Bedürfnissen bei Schopenhauer gesprochen (z. B. Joh. Volkelt, Artur Schopenhauer, Stuttgart 1900, S. 324 f.) und mag dazu guten Grund haben, doch hat Schopenhauer auch von diesen Bedürfnissen sich nie verleiten lassen, jene Schranken undeutlich zu machen, getreu der Wahrheit, der er als Philosoph durch die Zwiefältigkeit des Abbilds der Welt so unvergleichlich nachzugehen weiß, indem er sie darstellt, nicht nur wie er sie außer sich, sondern auch an und in sich erkennt. In der Menschenwelt bestehen nun einmal Religion und Philosophie nebeneinander, und so auch in Schopenhauer, der aber auch in sich ihr Auseinandersein festzuhalten vermag. Er wird zum Apologeten der Religion in der einzig erlaubten und legitimen Weise, nämlich durch sich selbst, wenn auch nicht durch seine Lehre. Insofern bekennt er sie durch die Tat, aber nicht mit Worten. Auf dieses letztere legt er sogar nicht das geringste Gewicht.

Schopenhauer Nietzsches Atmosphäre

Als Nietzsche später sein Leben von dessen höchster Stufe aus überblickte, erschien ihm sein Verhältnis zu Schopenhauer genau wie das zu Wagner als ein Vorwand, als eine Vordergrundkulisse. Er schreibt im „Ecce homo“ (laut Biographie II, S. 166): „Daß die mit den Namen Schopenhauer und Wagner abgezeichneten Unzeitgemäßen sonderlich zum Verständnis oder auch nur zur psychologischen Fragestellung beider Fälle dienen könnten, möchte ich nicht behaupten, — einzelnes, wie billig, ausgenommen. Im Grunde wollte ich mit diesen Schriften etwas ganz anderes als Psychologie treiben: — ein Problem der Erziehung ohnegleichen, ein neuer Begriff der Selbstzucht, Selbstverteidigung bis zu Härte, ein Weg zur Größe und zu welthistorischen Aufgaben verlangte nach seinem ersten Ausdruck. Ins große gerechnet nahm ich zwei berühmte und ganz und gar noch unfestgestellte Typen beim Schopf, um etwas auszusprechen, um ein paar Formeln, Zeichen, Sprachmittel mehr in der Hand zu haben.“ Das Bekenntnis zu Schopenhauer bezeichnet also ganz im allgemeinen Nietzsches philosophische Atmosphäre, das spezifische Gewicht seiner Moralität als Denker, den Ehrgeiz seiner genialen Veranlagung. Sollen wir uns nun aber deshalb, weil Schopenhauer nicht eigentlich für Nietzsches Gedankenzufuhr, sondern mehr nur als eine Art mystischer und metaphysischer Schrittmacher in Betracht kommt, ein falsches Bild von Nietzsches Ursprünglichkeit in uns aufkommen lassen? Soll die ungerechtfertigte Einschüchterung, man wolle mit der Sammlung der literarischen Berührungspunkte ihn als Plagiator hinstellen, uns von der unumgänglichen Pflicht zurückzuhalten vermögen, Nietzsche allerdings in die Denkerklasse der Eklektiker einzureihen? Sind die großen Namen, zu denen er sich erst selber bekannte, um sich nachher in deren Widerspruch zu verwandeln, die einzigen Abhängigkeitsbeziehungen, die sich ungezwungen nachweisen lassen? Gelingt es nicht, außer diesen später umgebrochenen, ins Gegenteil verlaufenden Verbindungen auch noch positive Zusammenhänge und geradeaus laufende Linien aufzuzeigen?

F. A. Lange „Geschichte des Materialismus“

Dasjenige Werk, durch das sich der Student ins philosophische Denken einführen ließ, ja recht eigentlich Nietzsches philosophiegeschichtliche Lehrbuch war Friedrich Albert Langes Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart (Iserlohn 1866). Er schreibt an Gersdorff (Briefe I, S. 48, Sep-

tember 1866): „Wir haben hier einen höchst aufgeklärten Kantianer und Naturforscher vor uns. Sein Resultat ist in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt: 1. Die Sinnenwelt ist das Produkt unsrer Organisation. 2. Unsre sichtbaren (körperlichen) Organe sind gleich allen andern Teilen der Erscheinungswelt nur Bilder eines unbekannten Gegenstandes. 3. Unsre wirkliche Organisation bleibt uns daher ebenso unbekannt, wie die wirklichen Außendinge. Wir haben stets nur das Produkt von beiden vor uns. Also das wahre Wesen der Dinge, das Ding an sich, ist uns nicht nur unbekannt, sondern es ist auch der Begriff desselben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unsrer Organisation bedingten Gegensatzes, von dem wir nicht wissen, ob er außerhalb unsrer Erfahrung irgend eine Bedeutung hat. Folglich, meint Lange, lasse man die Philosophen frei, vorausgesetzt, daß sie uns hierfüro erbauen. Die Kunst ist frei auch auf dem Gebiet der Begriffe." — Zwei Jahre später schreibt er an denselben Gersdorff (S. 96/97): „An dieser Stelle muß ich nochmals das Verdienst eines Mannes rühmen, von dem ich Dir schon früher einmal geschrieben habe. Wenn Du Lust hast, Dich vollständig über die materialistische Bewegung unsrer Tage, über die Naturwissenschaften mit ihren Darwinschen Theorien, ihren kosmischen Systemen, ihrer belebten camera obscura usw. zu unterrichten, zugleich auch über den ethischen Materialismus, über die Manchestertheorie usw., so weiß ich Dir immer nichts Ausgezeichneteres zu empfehlen als „Die Geschichte des Materialismus" von Friedrich Albert Lange (Iserlohn 1866), ein Buch, das unendlich mehr gibt als der Titel verspricht und das man als einen wahren Schatz wieder und wieder anschauen und durchlesen mag. Bei Deiner Richtung der Studien weiß ich Dir nichts Würdigeres zu nennen. Ich habe mir schlechterdings vorgenommen, mit diesem Manne bekannt zu werden, und will ihm meine Demokritabhandlung als ein Zeichen meiner Dankbarkeit schicken." Er schickt sein Exemplar Rohde, und dieser erwidert darauf (Briefe II, 79/80): „Überhaupt komme ich immer zur Erkenntnis, wie weise jener Sophist war, der trotz alles Gegenredens der „Gesunden" seiner Zeit behauptete, daß der Mensch das Maß der Dinge sei. Nicht wenig hat mich darin das Langesche Buch (das Du allernächstens wieder bekommst) bestärkt, das mich auf der Reise stets in einem erhöhten Gedankenkreis erhalten hat. Ganz gewiß hat er Recht, mit Kants Entdeckung von der Subjektivität

Ein Buch, das unendlich mehr gibt als der Titel verspricht

der Anschauungsformen so bitter Ernst zu machen, und wenn er Recht hat, ist es dann nicht ganz in der Ordnung, daß ein jeder sich eine Weltanschauung wähle, die ihm, d. h. seinem ethischen Bedürfnis, als seinem eigentlichen Wesen, genüge? Nun sagt mir eine Anschauung, die den tiefen, herben Ernst jenes gänzlich Unbekannten stark betont, innerlichst zu, und so ist mir auch durch die wachsende Überzeugung von der subjektiven Phantastik aller Spekulation die Schopenhauersche Lehre durchaus nicht im Werte gesunken: ein Faktum, das gegenteils wieder bestätigt, daß der Wille, das Ethos, stärker, primärer ist als der kühl erwägende Intellekt." Dies klingt bei Rohde wie ein Echo, denn ein halbes Jahr zuvor schon hatte Nietzsche ihm für diesen Gedanken gedankt (Briefe II, 34): „Lieber Freund, ein Wort nach und aus meinem Herzen hast Du geschrieben: der Instinkt ist das beste am Intellekt." Ein besonders instruktives, weil noch vollkommen naives Bekenntnis über seine Veranlagung zum Philosophen hat Nietzsche in einem Briefe an Deussen von Basel aus Ende 1869 niedergelegt. Diese Briefstelle hat später Overbeck geradezu als Schlüsselerklärung für Nietzsches philosophische Beschaffenheit eingeschätzt wissen wollen. Danach empfand sich Nietzsche freilich von vornherein als Agnostiker, so daß seine spätere Entwicklung vorwiegend, ja ausschließlich zum Moralisten vorgedeutet erscheint. Die entscheidenden Worte lauten (bei Deussen, Erinnerungen S. 70): „Eine Philosophie, die wir aus reinem Erkenntnistrieb annehmen, wird uns nie ganz eigen: weil sie nur unser eigen war. Die rechte Philosophie jedes einzelnen ist *ἀνάμνησις*. Daher der große Ruhm auch schlechter Philosophen . . . mit Bewußtsein kann man sich keine neuen Triebfedern schaffen. . . . Die Ästhetik hat noch keinen Dichter gemacht."

Philosophie als Erinnerung, nicht als Erkenntnistrieb

Schopenhauers Einfluß also als rein organischen, zur philosophischen Existenz unentbehrlichen Dunstkreis voraus und abseits genommen — haben wir uns nach den substanziellen Nahrungsstoffen, dank denen Nietzsches Philosophie zu einer eigenen Körperlichkeit gedeihen konnte, anderswo umzusehen. Auf Nietzsches philosophischer Lebenslinie haben zweifellos Kant und Hegel, nicht als Keimpunkte, wohl aber als Vorstationen zu gelten. Die spärliche, aber immerhin vorhandene philosophische Spur in Nietzsches Familie führte auf Hegel zurück; Arnold Ruge, der Führer der Junghegelianer und in den dreißiger Jahren (1832 bis 1841) Privatdozent für Philosophie in Halle, hatte in zweiter

Kant und Hegel als Vorstationen Nietzsches

Ehe eine Nietzsche zur Frau. Die philosophischen Sporen hat sich der angehende Philologe im Frühjahr 1868 mit den Entwürfen zu einer größeren kritischen Untersuchung verdient, betitelt: „Die Teleologie seit Kant". Mit dem Interesse gerade an diesem Problem regt sich in Nietzsches Zweifeln der ausschlaggebend moderne Instinkt: weg mit jeder äußerlichen Zwecksetzung — der innere Drang, die persönliche Notwendigkeit sei die Losung! Dadurch, daß Nietzsche nicht nur in der Gesamterscheinung einer Individualität, sondern sogar in jeder einzelnen Entwicklungsphase, die zur Bildung dieser Individualität führt, den Selbstzweck gutheißt, wurde er zu dem folgerichtigsten aller Individualsten. Dabei ist bezeichnend, wie sehr er von Anfang an gerade in diesem Punkte die Treminologie ungenügend fand (Biographie I, 365): „Individuum ist ein unzureichender Begriff. Was wir vom Leben sehen, ist Form; wie wir sie sehn, Individuum. Was dahinterliegt, ist unerkennbar." Neben dieser ersten unwillkürlichen Regung, mit der er sich Kants erwehrte, geht gleichzeitig nebenher sein Interesse an derjenigen Geistesrichtung, die das Substrat bildet für jede möglichst diesseitige Weltbetrachtung, für jeden möglichst ungeschwächten Wirklichkeitssinn — den Materialismus. Da man aber mit diesem Interesse leicht in zweifelhafte Gesellschaft geraten kann, erkundigte sich Nietzsche, schon damals von einem sicheren Geschmacke geleitet, nach dem Wesen des Materialismus bei dessen klassischem Exempel, bei Demokrit. Seine fragmentarischen Aufzeichnungen „Über Demokrit" stammen aus dem Winter 1867/68 und sind von Bedeutung vor allem als Beleg, wie warm ihm bei diesen Gedankenkreisen ums Herz wurde (Biographie I, 338, 340/41): „Demokrit eine schöne griechische Natur, wie eine Statue scheinbar kalt, doch voll verborgener Wärme. — Wir sind Demokrit noch viele Totenopfer schuldig, um nur einigermaßen wieder gut zu machen, was die Vergangenheit an ihm verschuldet hat. In der Tat hat selten ein bedeutender Schriftsteller so mannigfache und den verschiedensten Beweggründen entsprungene Angriffe erleiden müssen wie Demokrit; Theologen und Metaphysiker haben auf seinen Namen ihren eingewurzelten Groll gegen den Materialismus gehäuft; hielt doch der göttliche Plato seine Schriften für so gefährlich, daß er sie in einem privaten Autodafé zu vernichten dachte, und nur durch die Überlegung gehindert wurde, daß es schon zu spät sei, daß das Gift sich zu weit schon verbreitet habe. Später rächten

Demokrit als Klassiker des Materialismus

sich die Dunkelmänner des Altertums dadurch an ihm, daß sie ihre magische und alchymistische Schriftstellerei unter seiner Firma einschmuggelten und dadurch den Vater aller aufklärenden, rationalistischen Tendenzen in den Ruf eines großen Magus brachten. Dem hereinbrechenden Christentum endlich gelang es, den energischen Plan Platos durchzuführen: und allerdings mußten einem antikosmischen Zeitalter die Schriften Demokrits ebenso wie die Epikurs als das inkarnierte Heidentum erscheinen. Unserer Zeit endlich blieb es aufbehalten, auch die philosophische Größe des Mannes zu leugnen und die Natur eines Sophisten an ihm wiederzuerkennen. Diese Angriffe bewegen sich alle auf einem Boden, der für uns nicht weiter betretbar ist."

Ludwig Feuerbach bei F. A. Lange

Der beste Pfadfinder durch das Labyrinth von Nietzsches philosophischen Voraussetzungen bildet für uns eben jenes Buch, von dem er sich, wie wir sahen, wie von keinem andern, selber hat führen lassen. In jener ersten Ausgabe von F. A. Langes „Geschichte des Materialismus", die er unter seinen Büchern besaß und später seinem Freunde Romundt geschenkt hat, haben besonders jene paar Seiten 285 bis 292 eine sichtbare Spur in seinem Schaffen hinterlassen, wo nämlich Lange sich darüber äußert, wer nach seiner Meinung dem neueren Materialismus am nachhaltigsten zum Weiterleben verholfen habe: dabei kommt er auf Ludwig Feuerbach zu sprechen und dann noch auf Max Stirner. Man lese nun vor allen Dingen jene Zusammenstellung Feuerbachscher Aphorismen bei Lange S. 286 aus der 1849 erschienenen „Philosophie der Zukunft": „Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit sind identisch. Nur ein sinnliches Wesen ist ein wahres, ein wirkliches Wesen, nur die Sinnlichkeit Wahrheit und Wirklichkeit." „Nur durch die Sinne wird ein Gegenstand im wahren Sinne gegeben — nicht durch das Denken für sich selbst." „Wo kein Sinn ist, ist kein Wesen, kein wirklicher Gegenstand." — Wenn die alte Philosophie zu ihrem Ausgangspunkt den Satz hatte: Ich bin ein abstraktes, ein nur denkendes Wesen; so beginnt dagegen die neue Philosophie mit dem Satze: „Ich bin ein wirkliches, ein sinnliches Wesen: der Leib gehört zu meinem Wesen; ja, der Leib in seiner Totalität ist mein Ich, mein Wesen selber." — „Wahr und göttlich ist nur, was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewiß ist, unmittelbar für sich spricht und einnimmt, unmittelbar die Affirmation, daß es ist, nach sich zieht

— das schlechthin Entschiedene, schlechthin Unzweifelhafte, das Sonnenklare. Aber sonnenklar ist nur das Sinnliche; nur, wo die Sinnlichkeit anfängt, hört aller Zweifel und Streit auf. Das Geheimnis des unmittelbaren Wissens ist Sinnlichkeit." Daran knüpft Lange eine nicht zu übersehende Zwischenerwägung von genau einer Seite Umfang, die in dem Satze gipfelt: „Man kann die Sinnlichkeit zum Prinzip machen, und dabei doch in der wesentlichen Grundlage des Systems Aristoteliker, Spinozist und sogar Kantianer sein." Und erhält die folgende Bemerkung Langes im Vorausblick auf Nietzsches Werk nicht geradezu den thematischen Wert eines Leitmotivs? „Man könnte sogar die Vernunftideen samt der ganzen Kant eigentümlichen Begründung der praktischen Philosophie auf das Bewußtsein des Handelnden beibehalten; nur müßte freilich die intellegible Welt unter dem Bilde einer sinnlichen Welt gedacht werden. Statt Kants nüchterner Moral käme dann eine farbenvolle und lebenswarme Religion heraus, deren gedachte Sinnlichkeit zwar nicht die Wirklichkeit und Objektivität der unmittelbaren Sinnlichkeit beanspruchen, wohl aber, gleich Kants Ideen, als eine Vertretung der höheren und allgemeineren Wirklichkeit der intellegiblen Welt gelten könnte." Und könnte nicht Nietzsche geschrieben haben, was Feuerbach schreibt: „Wir fühlen nicht nur Steine und Hölzer, nicht nur Fleisch und Knochen, wir fühlen auch Gefühle, indem wir die Hände oder Lippen eines fühlenden Wesens drücken; wir vernehmen durch die Ohren nicht nur das Rauschen des Wassers und das Säuseln der Blätter, sondern auch die seelenvolle Stimme der Liebe und Weisheit; wir sehen nicht nur Spiegelflächen und Farbengespenster, wir blicken auch in den Blick des Menschen. Nicht nur Äußerliches also, auch Innerliches, nicht nur Fleisch, auch Geist, nicht nur das Ding, auch das Ich ist Gegenstand der Sinne. — Alles ist darum sinnlich wahrnehmbar, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar, wenn auch nicht mit den pöbelhaften, rohen, doch mit den gebildeten Sinnen, wenn auch nicht mit den Augen des Anatomen oder Chemikers, doch mit den Augen des Philosophen." (S. 288/89.)

Die Sinnlichkeit als philosophisches Prinzip

Feuerbach als Antiidealist

Dennoch verbietet gerade die Lektüre des Langeschen Buches, die Grundgedanken bei Nietzsche auf Feuerbachsche Anregungen zurückzuführen; denn Feuerbach ist den individualistischen Ansätzen, die man in ihm finden mag, nicht nachgegangen. Er hat den Begriff des Seins sogar aus der Liebe abgeleitet, er hat den

Tuismus erfunden! — sagt Lange (S. 291); man darf sich dadurch, daß Feuerbach in den theoretischen Egoismus zurückfiel, und sogar die Moral Holbachs gelegentlich anerkannte, nicht irreführen lassen: wäre er sich selbst treu geblieben, er hätte die ganze menschliche Sittlichkeit und das höhere Geistesleben auf Anerkennung des andern gegründet. (S. 292.) Wenn Nietzsche bei Lange sperrgedruckt das Feuerbachsche Zitat las: „Einsamkeit ist Endlichkeit und Beschränktheit, Gemeinschaftlichkeit ist Freiheit und Unendlichkeit" — so mußte ihm eine innere Stimme sagen: mit Feuerbach habe ich trotz allem nichts zu schaffen. Hat er doch bereits 1869 an Rohde geschrieben (Briefe II, 234): „Ich lebe nämlich hier (Leipzig) in der aschgrauen Wolke der Einsamkeit, und dies um so mehr, als ich von vielen Seiten mit geselligen Armen aufgenommen werde und fast Abend für Abend dem traurigen Zwange der Einladungen Folge leiste." (148): „Darin stimmen wir also wieder einmal überein: Wir können die Einsamkeit vertragen, ja wir lieben sie." (179): „Ehre, Preis, Lob und Dank der Einsamkeit, die uns selbst und unsere Freunde erhält!" Damit war schon von selbst die Brücke geschlagen zu jenem andern deutschen Denker, über dessen Vorbildlichkeit für Nietzsche, ja über dessen bloße Bekanntschaft Nietzsches mit ihm der Streit der Meinungen nicht zur Ruhe kommen will. In der Tat, die Frage, ob Nietzsche Stirner gekannt, ob er ihn gelesen, ob er von ihm gelernt hat, ist alles andere als unwichtig. Bei F. A. Lange stand über Stirner im unmittelbaren Anschluß an Feuerbach S. 292 folgendes zu lesen: „Der Mann, welcher in der deutschen Literatur am rücksichtslosesten und konsequentesten den Egoismus gepredigt hat, Max Stirner, befindet sich gegen Feuerbach in entschiedener Opposition. Stirner ging in seinem berüchtigten Werke „Der Einzige und sein Eigentum" (1845) so weit, jede sittliche Idee zu verwerfen. Alles, was irgendwie, sei es als äußere Gewalt, als Glaube, oder als bloßer Begriff sich über das Individuum und seine Willkür stellt, verwirft Stirner als hassenswerte Schranke seiner selbst. Schade, daß nicht zu diesem Buche — dem extremsten, das wir überhaupt kennen — ein zweiter, positiver Teil geschrieben wurde. Es wäre leichter möglich gewesen, als zur Schellingschen Philosophie; denn aus dem schrankenlosen Ich hinaus kann ich als meinen Willen und meine Vorstellung auch jede Art von Idealismus wieder erzeugen. Stirner betont in der Tat den Willen dermaßen, daß

Max Stirner bei F. A. Lange

er als Grundkraft des menschlichen Wesens erscheint. Er kann an Schopenhauer erinnern. — So hat alles seine Kehrseite!" In diesen wenigen Zeilen mußte Nietzsche, so soll man denken, betroffen werden von der Ankündigung einer radikalen Philosophie, die alles auf ein unbegrenztes Ich-Bewußtsein und auf die Grundkraft des Willens abstellte. Da nun Stirner nicht eigentlicher Materialist sei, noch sein Buch weiteren Einfluß erlangt habe, sieht Lange davon ab, näher auf ihn einzugehen. Hat sich nun Nietzsche mit dieser Notiz zufrieden gegeben? Hat er nicht selber nach dem Buche gegriffen?

Nietzsches heimatliches Milieu

Sowohl Herr als Frau Professor Overbeck glauben sich zu dem öffentlichen Zeugnis berufen, Nietzsche habe nicht nur etwa durch Lange um Stirner bloß gewußt, er habe das Buch gelesen und eine nachhaltige Wirkung seines Inhaltes auf sich zugelassen. Der heftige Widerspruch, dem diese Behauptung früher und nun aufs neue („Zukunft" 1907, Nr. 24 vom 16. März) vom Nietzsche-Archiv her ausgesetzt ist, muß auf seine psychologischen Gründe hin untersucht werden. Frau Förster schildert aus eigenster Erfahrung das Milieu, aus dem Nietzsche hervorging (Biographie I, S. 24): „Es herrschte wohl in der Tat ein wenig Kastengeist in unserer, von engen Mauern umschlossenen altertümlichen Stadt, immerhin ein freundlicher und jedenfalls für wissenschaftliche und künstlerische Anregungen sehr empfänglicher Geist. . . . Naumburg war eine streng christliche, konservative und königlich gesinnte Stadt, eine Stütze des Thrones und des Altars, wenigstens galt das im Superlativ von den Kreisen, in denen wir verkehrten." Von Stirner dagegen erzählt uns der Retter seines Andenkens, John Henry Mackay (Max Stirner, sein Leben und sein Werk. Berlin 1898) für die Auffassung der erwähnten Gesellschaftskreise die anstößigsten, unerträglichsten Dinge: Trotzdem Stirner beim Erscheinen seines Buches bereits ein Jahr richtig verheiratet war, versteifte er sich doch auf die Widmung: „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt". Die aus Ehrlichkeit gleichgültig und nüchtern gehaltene Trauung wurde durch den Berliner Stadtklatsch zum blasphemischen Skandal aufgebauscht; als der Geistliche eintrat, wurden die Karten beiseite gelegt, nachdem der eine Trauzeuge, der in Hemdsärmeln dasaß, mit Mühe in seinen „schäbigen Alltagsrock" hineingenötigt worden war; die Braut erschien ohne jeden Hochzeitsschmuck, und es war keine Bibel zur Hand; als die Ringe gewechselt werden sollten, zog der andere

Stirners äußere Existenz

Trauzeuge, Bruno Bauer, um aus der Verlegenheit zu helfen, da keine da waren, seine längliche, gehäkelte Geldbörse aus der Tasche und zog die beiden Messingringe ab, übergab sie dem Prediger und meinte, sie könnten die Ehe ebensogut oder besser zusammenhalten als goldene. Zur Beschaffung größerer Mittel verlegte sich das Ehepaar im Sommer 1845 auf die Eröffnung einer Milchwirtschaft, eine spekulative Idee, die nur eben nicht sorgfältig genug vorbereitet und rationell genug durchgeführt wurde, um den Erfolg zu haben, den später Bolle erzielte. Stirner trennte sich dann nach dreijähriger Ehe von seiner Frau, die ihn nachher, durch schwere und abenteuerliche Schicksale zur bigotten Konvertitin geworden, vollkommen verleugnete — und verarmte gänzlich, so daß er sogar Darlehensgesuche in den Zeitungen veröffentlichte und als ein von den Gläubigern beunruhigter Chambre-Garnist und Wirtshausbesucher bis zu seinem Tode auf keinen grünen Zweig mehr kam; kümmerlich fristete er sein Leben als Agent von zufälligen Vermittelungsgeschäften, bis ihm der giftige Stich einer Fliege im fünfzigsten Jahre den Tod brachte (25. Juni 1856). Wenn nun auch Nietzsche wahrscheinlich an äußerer Bedürfnislosigkeit mit Stirner wetteifern konnte, so läßt sich doch sehr wohl denken, wie wenig ihm, der sich gelegentlich gern als Pharisäer der Legitimität in die Brust warf, ein bis ins Frivole ungeschminkter Lebenszuschnitt zusagen mochte wie der Stirners, der umgekehrt dem entgegengesetzten Hange unterlag, mit seinem Cynismus zu kokettieren. Nietzsche brauchte auch die damals noch kaum bekannten Lebensumstände Stirners gar nicht zu kennen; am Buche konnte er sich klar genug werden, wes Geistes Kind Stirner in diesen Dingen war. Deswegen mag Nietzsche die Bekanntschaft mit Stirner hinterher als ein gesellschaftliches Pudendum erschienen sein, das es ängstlich zu vertuschen galt. Soweit die Beschränkung einer Verwandtschaft zwischen beiden sich in diesen Grenzen hält, mag sie für zulässig gelten; wie aber Fachphilosophen wie A. Riehl und H. Lichtenberger auf dieser äußerlichen Grundlage eine auffallende Berührung in der Gedankenwelt Nietzsches mit der Stirners in Abrede stellen können, bleibt sonderbar. Hier handelt es sich doch nur um Sentiments, nicht um Gründe. Über die psychologischen Anstände, zwischen Nietzsche und Stirner eine seelische Ähnlichkeit vorzuschützen, hat sich Peter Gast in einem Briefe an Overbeck (vom 8. Februar 1899) aufs beste vernehmen lassen: „Von Hoheit entdecke ich in Stirner äußerst wenig. Seine Denkweise wirkt bei der

V

Nietzsche als Pharisäer der Legitimität

Niedrigkeit der Interessensphäre, in der sich seine Selbstsucht bewegt, oft widerlich. Wie anders Nietzsches Betonung des Selbst! Sie gilt nur für Leute wie Beethoven, Rubens, Alexander — für andere nicht. Bei Stirner dagegen bewegen wir uns auf dem flachsten Terrain alltäglicher Interessen: Bürger, Ehegatte, Konkurrenz, tausend Taler, Bratengeruch, Präsident, Provinzialrechte usw."

Außer zu Adolf Baumgartner und Frau Overbeck hat Nietzsche zu niemandem, der ihm sonst nahe stand, Stirners Erwähnung getan. Er hat das Buch seinem Schüler empfohlen, es aber selbst unter seinen Büchern nicht besessen und es auf der Basler Bibliothek nie entliehen. Er muß es im Anschluß an das Studium Langes in den Jahren 1865—69 noch in Bonn oder Leipzig besorgt haben; er kann dann später wieder, zwischen 1874 und 1878, durch Rée in dessen vorübergehenden Besitz gekommen sein. Wer weiß — dum tacet, clamat! Nietzsche tat sich heimlich etwas darauf zu gute, ein großer Verschweiger zu sein und zwar gerade dann, wenn es niemand ahnte; sein Selbstgeständnis in dieser Hinsicht lautet (Biographie II, S. 369): „Ich selber war immer sehr schweigsam über alle meine Hauptsachen, ohne daß es doch so schien." Außerdem bleibt der Neugier ein reizvoller Ausweg offen. Herr Prof. Karl Joël stellte mir den Gesichtspunkt zur Verfügung, daß Hans von Bülow ein begeisterter Anhänger Stirners gewesen sei und in seiner berühmten Protestrede, in der er Ende März 1892 in der Philharmonie die Eroika an Bismarck umwidmete, den Namen Stirner öffentlich aussprach. Weil die Beziehungen Nietzsches zu Stirner nun einmal so sehr Streitfrage geworden sind, daß alle Berührungen, deren man habhaft zu werden vermag, aufzuzeigen als biographische Verpflichtung erscheint, so ist hier der Möglichkeit nachzugehen, inwiefern Hans von Bülow Mittelsperson zwischen Stirner und Nietzsche, die er beide persönlich gekannt hat, hätte gewesen sein können. Am 28. Dezember 1854 schrieb Bülow an Frau Jessie Laussot (Gesammelte Briefe und Schriften von Hans von Bülow, Band 3, S. 316): „Von jenem respektvollen Kultus des Allgemeingeistes, des Ganzen, des Gottes, „l'humanité" einiger pantheistischer französischer Sozialisten und des frühern Feuerbach bin ich, nicht auf Verstandes-, sondern auf Gefühlswegen, allmählich zurückgekommen. Ja, ich gestehe es offen, ich hasse diesen idealen Polizeigott ebenso wie — ohne Vergleich — Voltaire den nazarenischen verfolgt hat. Meines jetzigen Glaubens bin

Hans von Bülow als Verehrer Stirners

ich Individualist, und wenn dies mein Handeln nicht überall bestätigt, so bin ich doch in meinen theoretischen Bewegungen um so schroffer und glaubenseifriger. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß wir den idealistischen Momenten in uns in der Praxis viel eher Rechnung tragen dürfen, als in der Theorie. Ein methodischer Idealismus wird brutal, schwerfällig, quantitativ und hebt sich selbst auf, wo er nicht bloß absurd wird. Ich für meine Person bekenne also in der Theorie nur vor der Fraktion des „Allgemeingeistes" Respekt zu haben, zu der ich selbst gehöre, ohne mich ihr erst angeschlossen und untergeordnet zu haben." Wird hier Stirner nicht mit Namen genannt, so vierzig Jahre später, eben in jener Konzertrede (Band 3, S. 448), wo er die Menschheit als Abstraktion hinstellt — ein Phantom, „das ein deutscher Philosoph, Max Stirner, zertrümmert hat", — ja die Menschheit, mit ihrem Wahne der liberté, égalité, fraternité, diesem bösen Irrtum der Hinz und Kunz. Nun besuchte Bülow Nietzsche im Frühling 1872 flüchtig in Basel und schwärmte für die „Geburt der Tragödie", besonders für die dort vertretene Auffassung Wagners als eines Fortsetzers des griechischen Dramas. An Hillebrand schreibt er im Jahre 1874: „Nietzsches dritte Predigt sei too thin, wie der Yankee sagt, wenn auch nicht übel" (Band 6, S. 232). An Frau Caussot schreibt er im Jahre 1878, 22. Mai (Band 6, S. 504): „Gott, was ist der Mensch abhängig von „Menschlichem, Nebenmenschlichem, Mockmenschlichem"! A propos, das Buch von Nietzsche ist doch gut, stellenweise sogar sehr gut. Möge mein neuliches voreiliges Urteil — der Titel scheine gerechtfertigt — Dich von der Bekanntschaft damit nicht abschrecken." Ganz in der letzten Zeit hat Bülow mit Nietzsche besonders auch als Kritiker von Wagner und Bayreuth gerechnet (Biographie II, 851, 577); früher aber, jedenfalls noch in den siebziger Jahren, wollte Bülow Nietzsche, wie Rohde auch, nicht aus dem Kreise Wagner-Schopenhauer heraustreten sehen. Es ist also kaum anzunehmen, daß Bülow bei jener einen Begegnung im Jahr 1872 bei Nietzsche für Stirner Propaganda gemacht habe. Da aber Bülow damals Nietzsche anfragte, „ob er mir seine Übersetzung von Leopardi, das Resultat seiner italienischen Mußestunden widmen dürfe" (Briefe II, 305), so wäre ja auch nicht ausgeschlossen, daß Bülow Nietzsche von Stirner erzählt hat als seinem eigenen ganz privaten Eigentum, und das wäre dann allerdings bei dem Respekt Nietzsches vor Bülows Intelligenz ein Sporn mehr gewesen. Es muß aber nach wie vor

Bülows Besuch bei Nietzsche

als äußerste Wahrscheinlichkeit gelten, daß Nietzsche Stirner bereits als Student gelesen hatte. Ein nicht zu übersehendes Zeugnis dafür hat ein Schweizer, der in den neunziger Jahren verstorbene Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, Théophile Droz, in der ersten Novembernummer des Jahrgangs 1894 der „Semaine litéraire" abgelegt. Es heißt da (in der Übersetzung von Pfenninger, „Zürcher Post", 9. November 1900): „Es sind 28 Jahre her, daß ich Nietzsche kennen lernte, als wir zu Bonn gleichzeitig die Vorlesungen von Ritschl und Otto Jahn besuchten. Schon damals hatte er um sich einen kleinen Kreis junger Leute, die er durch seine paradoxen Ideen und sein wunderbares Talent, die langen und oft langweiligen Abhandlungen unserer Lehrer in prächtige Aphorismen zusammenzufassen, an sich zog. Es ist möglich, daß ein Buch, von dem man dazumal als von einer Neuheit sprach, auf den Geist Nietzsches einen bestimmenden Einfluß übte. Es war „Der Einzige und sein Eigentum" von Max Stirner, ein Evangelium des rücksichtslosesten Individualismus, des geistigen und gesellschaftlichen Anarchismus ohne Schranken."

Nietzsche und die französischen Moralisten

Die Anknüpfung mit den französischen Moralisten fällt auch vor die Basler Zeit. Am 24. November 1868 schrieb ihm Rohde über de La Rochefoucauld (Briefe II, 99/100): „Dieser Tage las ich La Rochefoucaulds Réflexions et maximes; auch ein Pessimist, aber kein ethisch anregender; er kitzelt nur den Witz mit den tausend, stets pikant garnierten Wendungen der einen Behauptung, daß der Egoismus alles bestimme. Auch das Mitleid sogar: und hier faßt man den schwachen Punkt des Mannes. Wie die im jüdischen Theismus aufgenährte und befangene Mehrzahl, kennt auch er zwischen den Individuen keinen andern Zusammenhang, als den die Drähte der Puppen in der Hand des Alten da oben finden, der sich zum Scherz dieses klägliche Schauspiel der Welt und der Menschengeschichte aufführt. Da ist denn freilich die Möglichkeit jeder auf die Einheit des Alls basierten Empfindungen unerklärlich: denn allerdings können wir nur Homogenes lieben, und diesem Standpunkt ist eben jede Puppe absolut nur sich homogen. — So machte das opus einen widerlichen Eindruck auf mich." Dieses abschätzige Urteil Rohdes, das als nicht zu übersehende Spur auf seinen späteren Skeptizismus deutet, scheint auf Nietzsche fast als Anregung gewirkt zu haben; jedenfalls teilte er es nicht. Er wünschte sich 1869 und 1870 La Rochefoucauld, Vauvenargues und La

Bruyère von seiner Schwester zu Weihnachten; Frau Wagner schenkte ihm die schöne Ausgabe von Montaigne; etwa ein Jahr später besaß er auch Stendhals Promenades dans Rome (Biographie II, 20). Mitte der siebziger Jahre bezeichnete Frau Cosima Wagner der Schwester Nietzsche als einen perfekten Kenner dieser alten Franzosen (Biographie II, 271). Er hat wohl ihr Studium durch die ersten Basler Jahre nebenher mitgehen lassen. Rasch ging das, da er sie sich im Urtext aneignete, nicht; denn Nietzsche hat niemals eine lebende fremde Sprache auch nur annähernd beherrscht; darüber darf man sich durch die geistreich eingestreuten englischen, italienischen und französischen Brocken nicht täuschen lassen. Die spielende Erlernung einer andern als der Muttersprache ist überhaupt niemals Sache tief veranlagter, auf den Grund gehender Naturen; es ist nicht zufällig, daß Kinder und Oberkellner in dieser Leichtigkeit hervorstechen. In Basel hat Nietzsche mit einem Theologie-Studenten, dem Sohne eines Hauses, in dem er viel verkehrte, Französisch getrieben; dabei ging es noch recht anfängermäßig zu; das Wörterbuch mußte nicht nur ausnahmsweise herhalten. Nietzsche hat es sogar im Französischen nie so weit gebracht, daß er einen Text glatt herunterlesen oder gar einem vorgelesenen mühelos folgen konnte. Von ihm wichtigen Stücken bat er sich gerne für ihn angefertigte Übersetzungen der Freunde aus. Overbeck, der bis zu seinem vierzehnten Jahre nur Französisch gesprochen hatte, übertrug ihm gelegentlich aus dem Stegreif französische Sachen mündlich; Frau Overbeck, Gersdorff, Frau Marie Baumgartner und andere griffen für ihn zur Feder. Entwürfe, daß sich Nietzsche in einer lebenden fremden Sprache etwa zur Beantwortung von Briefen versucht hätte, liegen meines Wissens öffentlich nicht vor. Er selbst schreibt an Hans von Bülow (2. Januar 1875, Briefe III, 362/63): „Ich selber nämlich verstehe gar zu wenig Italienisch und bin überhaupt, obschon Philologe, doch leider gar kein Sprachmensch; die deutsche Sprache wird mir sauer genug." Unter den Zuschriften an Overbeck ist eine Postkarte in vortrefflichem Latein abgefaßt.

Seine mäßige Begabung für fremde Sprachen

Endlich ist daran zu erinnern, daß sich Nietzsche natürlich nicht nur durch Denker hat befruchten lassen. Vor allem ist da Hölderlins zu gedenken. Er schreibt Rohde am 3. September 1869 (Briefe I, 165/66): „Immer wenn ich mich zum Briefschreiben an Dich niedersetze, fällt mir das Wort Hölderlins, meines Lieblings aus der Gymnasialzeit, ein „denn liebend gibt der Sterbliche vom

Nietzsche und Hölderlin

Besten!" Mit siebzehn Jahren schreibt er zu Schulpforta einen deutschen Aufsatz, der dem eigenen Lieblingsdichter zu gelten hatte und für uns heute mehr als einen wertvollen Fingerzeig enthält (Biographie I, 309—312): „Unklares Gerede, mitunter Tollhäuslergedanken, heftige Aussprüche gegen Deutschland, Vergötterung der Heidenwelt, bald Naturalismus, bald Pantheismus, bald Polytheismus, wirr durcheinander" — das faßt er als den gegen Hölderlin sich richtenden Tadel zusammen und verlegt Hölderlins Bedeutung über die auch von den Gegnern unangefochtene metrische Kunst hinaus vor allem in den Gedankengehalt seiner nichtlyrischen Bruchstücke: „So kennst Du denn also nicht den Empedokles, dieses so bedeutungsvolle dramatische Fragment, in dessen schwermütigen Tönen die Zukunft des unglücklichen Dichters, das Grab eines jahrelangen Irrsinns, hindurchklingt, aber nicht, wie Du meinst, in unklarem Gerede, sondern in der reinsten sophokleischen Sprache und in einer unendlichen Fülle von tiefsinnigen Gedanken . . auch im Hyperion schleudert er scharfe und schneidende Worte gegen das deutsche „Barbarentum". Dennoch ist dieser Abscheu vor der Wirklichkeit mit der größten Vaterlandsliebe vereinbar, die Hölderlin auch wirklich in hohem Grade besaß. Aber er haßte in dem Deutschen den bloßen Fachmenschen, den Philister. — In dem nicht vollendeten Trauerspiel „Empedokles" entfaltet uns der Dichter seine eigene Natur. Empedokles' Tod ist ein Tod aus Götterstolz, aus Menschenverachtung, aus Erdensattheit und Pantheismus. Das ganze Werk hat mich immer beim Lesen ganz besonders erschüttert; es lebt eine göttliche Hoheit in diesem Empedokles. Im Hyperion hingegen, ob er gleich von verklärendem Schimmer umflossen scheint, ist alles unbefriedigt und unerfüllt; die Gestalten, die der Dichter hervorzaubert, sind „Luftbilder, die in Tönen, Heimweh weckend, uns umklingen, uns entzücken, aber auch unbefriedigte Sehnsucht erwecken". Nirgends aber auch offenbart sich die Sehnsucht nach Griechenland in reineren Klängen als hier; nirgends auch tritt die Seelenverwandtschaft Hölderlins mit Schiller und Hegel, seinem vertrauten Freund, deutlicher hervor." So wie Hölderlin den sizilischen Dichterphilosophen sah, „allein und ohne Götter", „nichts anderes denn seine Seele fühlend", dabei „leicht zerstörber", so war — sagt Adolf Bartels (Geschichte der Deutschen Literatur, Leipzig 1902, Band II, 81) — Nietzsche wirklich. Am meisten in die Augen springt wohl die Verwandtschaft zwischen Hölderlin und Nietzsche mit jener Anklage

Hölderlins Anklage gegen die Deutschen

gegen die Deutschen aus dem Hyperion, auf die Nietzsche in der oben angeführten Stelle (Biographie I, 311) hindeutet: „Es ist ein herbes Wort und dennoch sag ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinanderliegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?"

An mehr nebensächlichen Anklängen an andere Dichter und Denker ist des weiteren kein Mangel, sobald man im allgemeinen Nietzsches Begriff vom Übermenschen auf die Spur zu kommen sucht. Das Wort selbst übernahm er von Goethe; der Gedanke jedoch lag geradezu in der Luft. Wilhelm Jordan, der Freund Stirners, fühlte sich als Weltanschauungsdichter und hatte bereits in seinem dreibändigen Mysterium „Demiurgos" (1854), ohne noch Darwins Werk über die Entstehung der Arten zu kennen, einzelne Züge der Entwicklungslehre, die La Marck noch nicht gekannt hatte, vorweg genommen, vor allem die Einsicht, der stärkste Ansporn zur Entwicklung seien Kampf und Not. Im Jahre 1860 öffnet ihm Darwins unterdessen erschienenes Buch die Augen über die Richtigkeit seiner Ahnung; der Drang nach Selbstbehauptung führt über Lebensfreude, Kraftbewußtsein und Weltbehagen hinaus sogar zur Verherrlichung des Schmerzes:

Wilhelm Jordan als Entwicklungsdichter

Und am Rand der Vernichtung noch ruhig genießend,
Das Leben zu lieben mit all seinem Leide.

Alexander Tille ist den Spuren der Entwicklungstheorie innerhalb Jordans Dichtung nachgegangen in seinem Buche „Von Darwin bis Nietzsche" (Leipzig 1895, S. 154—162). Jordans „Andachten" sind 1879 erschienen; in ihnen finden wir Verse wie diese:

„Die Erlösung Gottes auf Erden."
Ja, Gott ward, die Welt vom Bösen
Loszuringen, Fleisch und Bein;
Doch der Mensch muß Gott erlösen
Und aus Neid und Not befrein.

oder:

Wer neues denkt, ein Wort dafür gestaltet,
Hat eine Windung mehr hineingefaltet
Ins Schädelmark, wenn seines Volkes Mund
Nachsprechen lernt den nachgedachten Fund.

Erzücht' ein Kraut, verbesser' ein Gerät,
Du hebst damit der Menschen Majestät:
Um ein Geringes mehre, was wir haben,
Du hilfst sie steigern, göttlicher begaben.

Der Übermensch bei Jordan

Aber bereits in den Nibelungen jubelt Krimhild im Bewußtsein, den furchtlosesten Gatten ihr eigen zu nennen:

„Wir erzeugen in Züchten die Erben der Zukunft,
Das Maß der Menschheit mit unserer Minne
Steigernd und stärkend, daß demutsvoll staunend
Vor unseren Enkeln sich beuge der Erdkreis.
Sie sollen noch herrschen mit wachsender Hoheit
Und edler Güte, wann die Götter vergangen."

Jordan hat sich nicht gescheut, zu Anfang der neunziger Jahre Nietzsche des Diebstahls an seinen eigenen Gedanken zu beschuldigen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung: „Seine stärksten Drucker hat er unverkennbar m i r gestohlen!"

Aristokratismus und Sensualismus

Ein weiterer Berührungspunkt wäre die Übereinstimmung Nietzsches mit Renan in Hinsicht auf den ihnen gemeinsamen Gegensatz zur Demokratie. Zu wiederholten Malen hat der französische Denker die Meinung ausgesprochen, daß die Menschheit durch das Aufkommen einer unwissenden und barbarischen Volksherrschaft in ihrem Wachstum plötzlich aufgehalten werden könnte, und die Befreiung von dem jetzigen verhängnisvollen Ideal erhofft durch einen antinihilistischen Messias, der der Erde ihre Bestimmung und dem Menschen seine Hoffnungen zurückgibt. Zur Zeit der Kantstudien, die er als Student im Frühjahr 1868 in Leipzig betrieb, hat er sich auch die Lektüre von Czolbes beiden Schriften vorgemerkt „Neue Darstellung des Sensualismus" und „Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntnis" (Biographie I, 367). Dort fand Nietzsche den Gedanken vertreten, übersinnlich und unklar seien ein und dasselbe; nur aus sinnlichen Wahrnehmungen dürfen deutlich vorstellbare oder anschauliche Begriffe, Urteile und Schlüsse gebildet werden, und jeder Schluß auf etwas nicht Vorstellbares ist abzuweisen; die Zufriedenheit mit der natürlichen Welt hat den tiefsten Grund der neuen Weltanschauung zu bilden; sie ist geradezu moralische Verpflichtung oder Ehrensache. Auch mit Eduard von Hartmann hat sich Nietzsche schon vor 1870 beschäftigt; sehr lehrreich, weil ein Beweis, daß Nietzsche auch aus ihm unangenehmen Büchern Nutzen zu ziehen pflegte, ist der Austausch über Hartmann zwischen ihm und Rohde; Rohde schreibt ihm von Rom,

5. November 1869 (Briefe II, S. 176): „Hast Du etwa E. von Hartmanns ‚Philosophie des Unbewußten' gelesen? Plündert Schopenhauer, schimpft aber auf ihn: setzt dem Willen, tuend als gebäre er ihn soeben, zwei blinde Augen ein, einen unbewußten Intellekt, womit das Ganze zu einer Art Maulwurf wird. Lange schauerliche Wüsten scholastischer Leere durchziehen das Buch; hat man aber den Ärger über die Frechheit gegenüber Sch. allmählich verwunden, so liest man vieles mit großem Anteil. Dumm ist die sogenannte naturwissenschaftliche Methode darin." Darauf antwortete Nietzsche wenige Tage später (Basel, 11. November 1869, Briefe II, S. 178): „Über Hartmann mit Dir einmündig und einmütig. Doch lese ich ihn viel, weil er die schönsten Kenntnisse hat und mitunter in das uralte Nornenlied vom fluchwürdigen Dasein kräftig einzustimmen weiß. Es ist ein ganz gebrechlicher kontrakter Mann — mit etwas Bosheit, scheint mir; hie und da auch kleinlich, und jedenfalls undankbar. Und das ist für mich ein Halt in der Ethik und der ethischen Beurteilung von Menschen und Tieren." — Ganz ähnlich steht es mit Nietzsches Studium der Schriften von Eugen Dühring, besonders des Buches „Wert des Lebens", das den Begriff des modernen Europäers enthält. In dem Bedürfnis, seine philosophischen Grundanschauungen zu revidieren, nimmt er sich vor (Biographie II, S. 193), „Dühring als den Versuch einer Beseitigung Schopenhauers durchzustudieren, um zu sehen, was ich an Schopenhauer habe, was nicht. Hinterdrein noch einmal Schopenhauer zu lesen." Er exzerpiert Dührings Buch auf nicht weniger als dreißig Folioseiten und unterbricht dabei den Gedankengang des Autors durch Zwischenrufe und Ausführungen. Dies geschah im Herbst 1875; Dühring war also einer von denen, die er gründlich vornahm. Vorgemerkt war er schon seit 1868, wo die Jüngerschaft zu Schopenhauer ihn nach Geistesverwandten umsehen ließ; er schrieb damals an von Gersdorff (Briefe I, S. 97): „Übrigens gehört auch Spielhagen zu denen, mit welchen ich ein persönliches Verhältnis wünsche. Nun, vielleicht gibt sich in Berlin einmal eine Annäherung. Ich wundere mich, daß Du nicht einmal dem ausgezeichneten Manne einen Besuch abstattest. Wir müssen uns unsre philosophischen Freunde etwas zusammensuchen. Auch Bahnsen, der Verfasser der ‚charakteriologischen Studien' steht auf der Liste. Da ist ja auch Eugen Dühring in Berlin, der immer schöne Kollegien gelesen hat, z. B. über Schopenhauer und Byron, über Pessimismus usw.

Dührings moderner Europäer

Endlich ist dort wohl auch Frauenstädt, der Protagonist des Kultus, aufzutreiben." — Übrigens hat Nietzsche auch auf die eine oder andere aufgestöberte Beziehung Zeit und Mühe verwendet, ohne entsprechend zu empfangen. So hat er mit Overbeck sich öfter über den moralphilosophischen Scholastiker African von Spir unterhalten, der als pensionierter russischer Marineoffizier dreiundfünfzigjährig 1890 in Genf verstorben ist. Das Studium dieses Schriftstellers scheint ihm ähnlich wie der Austausch mit seinem Freunde Romundt dazu gedient zu haben, sich für seinen Wegzug von aller Metaphysik vor Übereilungen zu bewahren; es liegt hier im kleinen auch wieder eine jener geistigen Rückversicherungen vor, die für Nietzsches intellektuelle Gewissenhaftigkeit zeugen. Mitte April 1875 verbrachte Nietzsche einen Abend „mit Herrn Cook, dem Freunde Proudhons: es war toll — — viel Geheimnisvolles". (Briefe I, S. 313.) — Eine derartige zufällige Begegnung wird für Nietzsche gleich irgendwie zum starken Impulse. Alles persönlich Vermittelte erweckte ihm ein günstiges Vorurteil, selbst wenn das Erlebnis an sich unliebsam war: „Der treffliche Emerson, welchen ich mit in Bergün hatte, ist mir samt meiner vollen Reisetasche gestohlen worden: das schöne Exemplar vom Ringe des Nibelungen mit Wagners Widmung war auch dabei."

Metaphysische Rückendeckung und Gelegenheitsbekanntschaften

Mit allem dem mag soviel als erwiesen gelten, wie notwendig uns ein von fachkundiger Hand geschriebenes Buch über Nietzsches philosophische Bildung wäre. Einen methodischen Anlauf dazu, allerdings nur in dem unausreichenden Rahmen einer Skizze, nimmt August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, S. 24—28) und betont besonders das Verhältnis einmal zu den griechischen Philosophen und sodann zu den Kritikern der Aufklärungszeit, besonders auch zu Lichtenberg, von dem er z. B. noch im vierten Zarathustra Einzelzüge zum „Eselsfest" entlehnt hat. Der vollständige Mangel auch nur eines Versuches, Nietzsches Voraussetzungen als Denker systematisch zu untersuchen, reicht allein schon hin, um den Erinnerungen der Schwester die Anerkennung als Biographie zu versagen. Es soll so aussehen, als hätte er es eigentlich überhaupt nicht nötig gehabt, sich von irgendwoher beschenken zu lassen, während Nietzsche doch gerade als Philosoph der rechte Gelehrte geblieben ist in seinem unermüdlichen Fleiße, nur ja nichts zu übersehen. Die beinahe zahllosen Beeinflussungen, die er auf sich zugelassen hat, von allen Seiten ins Licht zu setzen und besonders auch die verschiedenen Abstufungen

und Artunterschiede an dieser Abhängigkeit herauszustellen, wäre eine dankbare Aufgabe. Ein unersättlicher Empfänger, der aber dann zum unermüdlichen Schöpfer wird— das ist das Geheimnis. Anders sind weder Kant noch Goethe noch Schopenhauer groß geworden. Die größten Genies sind auch die größten Freibeuter — das ist nun einmal nicht anders. Irgendwoher hat es jeder. Es kommt einzig und allein auf die Intensität der Aneignung an — daß das Fremde vom Eigenen so verschlungen werde, bis man mit Goethe sagen kann: Was in meinem Buche steht, ist mein!

Der Inbegriff von Nietzsches Lebenswerk

Es gilt zum Schluß zu kommen mit Nietzsches Werdezeit. So reich er sich auch hat beleihen lassen, ein Kern ist da, der stammt von ihm selber, ein Anfang und ein Inbegriff, über den er, stofflich gemessen, niemals hinausgekommen ist. Stellen wir aus seinem ersten Buche, der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", das Wichtigste zusammen, so haben wir ein Bild von seiner eigenen philosophischen Physiognomie. Nietzsche ist Philosoph unter dem Vorbehalt, daß er vor allen Dingen Mensch, das heißt ein Kind des Schicksals ist; deshalb richtet er zu der Philosophie als theoretischer Erkenntnis ihren Gegensatz auf, die tragische Erkenntnis. Die Theorie, sagt er sich, stößt an der Peripherie des Wissens an die Grenze, hinter der die Heimat des Mythus anhebt. Alles, was wir jetzt Kultur, Bildung, Zivilisation nennen, wird einmal vor dem untrüglichen Richter zu erscheinen haben, der den Griechen Dionysos hieß. Dabei darf von diesem Fundamente aller Existenz, von dem dionysischen Untergrunde der Welt, genau nur so viel dem menschlichen Individuum ins Bewußtsein treten, als von dem apollinischen Element in ihm, der bändigenden Verklärungskraft wieder überwunden werden kann. Dionysos ist das Prinzip der Subjektivität, die Vergötterung dieses Prinzips, die Erhebung zur allgemeinen Geltung. Aber so gut der Revolutionär seine Machtbegierde durch den Staatsstreich vollendet, so gut kann sich das Subjektive mit seiner eigenen Empfindungssubstanz so anfüllen, daß es objektiv wird. Dionysos ist eine erhabene Ausflucht, instinktiv hervorgegangen aus dem nur lyrischen Vergnügen bei dem Schöpferdrang, eine universal geschlossene, nicht mehr individuelle befangene Welt aus sich heraus zu setzen. Der Lyriker ist zuerst als dionysischer Künstler mit dem Ureinen eins geworden. Das Ich des Lyrikers tönt also aus dem Abgrund des

Die dionysische Künstlerschaft des Lyrikers

Seins: seine „Subjektivität" ist eine Eingebung der neueren Ästhetik. Im Grunde ist das ästhetische Phänomen einfach; man habe nur die Fähigkeit, fortwährend ein lebendiges Spiel zu sehen und immerfort von Geisterscharen umringt zu leben; man fühle nur den Trieb, sich selbst zu verwandeln und aus andern Leibern und Seelen herauszureden, so ist man Dramatiker. Der subjektive Künstler ist ein schlechter Künstler, da die Höhe der Kunst Besiegung des Subjektiven, Erlösung von „Ich" und Stillschweigen jedes individuellen Willens bedeutet. Der „Lyriker" als Künstler ist daher das Problem, das die Ästhetik vor allem zu lösen hätte: wie nämlich derjenige, der nach der Erfahrung aller Zeiten immer „ich" sagt und die ganze chromatische Tonleiter seiner Leidenschaften und Begehrungen vor uns absingt — wie gerade dieser Archilochus durch den Schrei seines Hasses und Hohnes, durch die trunkenen Aussprüche seiner Begierden als Künstler bestehen kann neben Homer. Darin liegt das Antihomerische des Lyrikers, daß er die Sprache aufs stärkste anspannt, um der Wirkung der Musik möglichst nahe zu kommen. Ob das griechische Vorbild von uns nachgestaltet werden kann, daran hängt die Möglichkeit einer neuen deutschen Kultur. Glaube niemand, daß der deutsche Geist seine mythische Heimat auf immer verloren habe, wenn er so deutlich noch die Vogelstimmen versteht, die von jener Heimat erzählen. Das tragische Mysterium liegt in den Verwandlungen des Dionysos beschlossen: „Diesem kommenden dritten Dionysos erscholl der brausende Jubelgesang der Epopten". Und die ewige Trauer der Demeter weicht der Freude, als man ihr sagt, daß sie den Dionysos noch einmal gebären könne. Für Nietzsche konnte eben die tragische Auffassung einer schimmernden Serenität nicht entbehren. Er sagt in einem der Entwürfe (Nachlaßband IX, S. 167) zum Abschnitt „die homerische Heiterkeit": „Homer ist nicht heiter, Homer ist wahr. Die Tragödie erreicht mitunter die satte Heiterkeit."

Die Geburt der Tragödie das Programm

Entwirft man sich ein Bild von dem Philosophen, der die oben ausgesprochene Gesinnung in sich verkörpert, so kann man auf den Kopf zusagen, es ist Nietzsche, wie wir ihn aus seinem Gesamtwerke kennen, der ganze Nietzsche ohne irgend eine Lücke von Belang, denn sogar die ewige Wiederkunft ist hier schon in einem ersten Anklange vorhanden. Und doch ist die obige Zusammenstellung ausschließlich aus Gedanken von Nietzsches erstem Buche meistens in wörtlicher Anlehnung erfolgt. Diese bereits ange-

deutete Tatsache, daß Nietzsches Anfang zugleich ein lückenloses Programm für das nachfolgende Werk, muß noch einmal mit allem Nachdruck festgestellt werden, da nur bei ihrer vollen Würdigung der Ansatz zu einem richtigen Verständnis Nietzsches mit Sicherheit und ohne Fehlgriff zu vollziehen ist. Es ist deshalb von Wert, hier an den deutlichen Fingerzeig zu erinnern, den der erste Herausgeber des Archivs, Fritz Kögel, in seiner Einleitung zu den Nachlaßbänden erteilt hat; er sagt da in der ersten Ausgabe des IX. Bandes (Naumburg 1896, S. 31 und 32): „Die sogenannte erste Periode ist kein Anfang. Die „Geburt der Tragödie", das Erstlingswerk, mit dem Nietzsche am Beginn seines 28. Lebensjahres hervortritt, ist das Endglied einer langen Entwicklung und eine langsam gereifte Frucht. Nietzsche ist eine polyphone Natur, in der verschiedenartige, scheinbar feindliche Begabungen sich zusammengefunden haben. Und so wachsen Wissenschaft, Kunst und Philosophie immer inniger in ihm zusammen, bis sie in der „Geburt der Tragödie" einen Centauren hervorbringen, das heißt: ein Werk, das einer einzelnen einseitigen Begabung unerreichbar gewesen wäre. Diese Polyphonie verschiedener in kühner und reicher Harmonie zusammenklingender Begabungen ist eine Grundtatsache nicht bloß für die erste Zeit, sondern für Nietzsches ganze Entwicklung. Es ist wieder der Künstler, der Philosoph und der wissenschaftliche Mensch, inzwischen in mehreren Verwandlungen umgeformt, die gemeinsam einen andern noch seltsameren Centauren höchster Art, den ‚Zarathustra', hervorbringen." Der Grundgedanke, den hier Kögel vertritt, ist nicht anzufechten; indessen liegt die Sache doch nicht so einfach. Bei Nietzsche ist auch sein Anfang nichts weniger als primitiv, sondern sehr kompliziert. Es ist deshalb die Kritik eines Gelehrtenurteils, wie sie August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller S. 72) gibt, hier ebenfalls noch anzuführen: „Die Geburt der Tragödie, die zeitlich aber nicht sachlich vor die unzeitgemäßen Betrachtungen gehört, hat einer von denen, die Bücher über Nietzsche schreiben, als ein vollendet gestaltetes Bauwerk bezeichnet. Er kann weder sie noch die Vorarbeiten und nachgelassenen Entwürfe zu ihr genau gelesen haben. Nietzsche hatte zunächst eine rein historische Untersuchung über das attische Drama vor, dessen ungewisse Entstehung, mächtige Entwicklung und rascher Untergang ihn auf das lebhafteste interessierten; dann aber fand oder glaubte er zu finden, daß Schopenhauers und Wagners ästhetische Ideen

Licht über diese Fragen verbreiteten; daraufhin versuchte er eine philosophische Ausdeutung der historischen Phänomene, kam dabei auf eigen metaphysisch-ästhetische Wege, die ihn von der anfänglichen Absicht weit fortführten, und dachte an ein allgemeines Werk über die Tragödie, in dem das Historische nur beispielsweise vorkommen sollte; er kam vom Problem des Tragischen auf das Problem des tragischen Menschen und wollte seine Gedanken über dasselbe in einem Drama verkörpern; dann aber näherte er sich wieder dem Historischen, wollte es aber als Folie einer Verherrlichung der Wagnerschen Kunst verwenden, und so ging es fort. Was nach all diesem Versuchen und Planen schließlich fertig gemacht und herausgegeben wurde, ist ein Torso, weiter nichts. Keine der Absichten ist vollständig durchgeführt worden. Noch während der letzten Redaktion nahm der Autor wichtige Partien heraus; an mehreren Stellen stößt man auf die Spuren großer Zusammenhänge, die im Nebel bleiben und eine einheitliche Gestaltung des Werkes nicht haben zustande kommen lassen. Dies seltsame Erstlingswerk wies ins Ungeheure und vermochte das Nächste nicht zu beherrschen und zur vollen Klarheit zu bringen. Erst später sah Nietzsche deutlich, welch großen Entdeckungen er damals auf der Spur war; in der Vorrede des Jahres 1886 und in einer wertvolleren Selbstkritik über dies Buch aus dem Jahre 1888 deutet er darauf hin." Nietzsche war mit dreißig Jahren substanziell fertig; eine Grenzerweiterung, einen Gebietszuwachs hat das Reich, das er damals besaß, überhaupt nicht mehr erfahren. Sein erster Schritt in die Öffentlichkeit ist mit der Thronbesteigung eines jungen Fürsten zu vergleichen, der nach seiner Herrschermacht bereits genau soviel zu gebieten hat, als nach einer zwanzigjährigen Regierung, und doch wird er dann erst eigentlich von seiner Herrschaft Besitz ergriffen haben, wenn er seine Herrschaft nach allen Seiten hin geübt hat und sich in der Beschaffenheit seines Gebietes auskennt."

Nietzsches Frühreife und ihre Überwindung

Für einen so nahen und einsichtigen Freund, wie Overbeck es ihm in jenen Jahren der Zimmernachbarschaft gewesen ist, konnte denn auch niemals ein Zweifel an der genialischen Veranlagung Nietzsches aufkommen; die Besorgnisse und Befürchtungen richteten sich einzig darauf, ob der fürstlich ausgestattete Götterliebling vermögen werde, seines Reichtums Herr zu werden. Ist Nietzsche auch, laut dem nachdrücklichen Zeugnis seiner Schwester, durchaus kein Wunderkind gewesen, da er nach regelmäßigem Schul-

gang ziemlich spät, gerade mit zwanzig Jahren, zur Universität abging (Biographie II, S. 899), — so bilden doch die darauffolgenden persönlichen und akademischen Erfolge seiner zwanziger Jahre, die ebenbürtige Freundschaft mit dem um reichlich ein Menschenalter älteren Wagner und die Bestallung mit einem philologischen Lehrauftrag von der Kollegbank weg ohne Doktorexamen eine so fabelhafte Ausnahme, daß eine außergewöhnliche Frühreife unmöglich in Abrede gestellt werden kann. Overbeck, der wie niemand sonst Zeuge war von dem zauberhaften Aufspringen verborgener Quellen, kennt eine Sorge um Nietzsche nur in der einen Hinsicht, daß er sich allerdings oft genug zur bangen Frage veranlaßt sah: wird er es durchhalten? Da ist schon jetzt die Versicherung am Platze: Nietzsche hat Overbeck nicht enttäuscht, er hat ihn vielmehr über Erwarten für seine Hoffnungen belohnt. Er erweckte seine Bewunderung und Ehrfurcht vor seinen Gaben vor allem durch die Weise ihrer Anwendung, durch das, was er mit Hilfe dieser Gaben aus sich gemacht hat. Overbeck hat gesagt: „An Nietzsche wird immer besonders bewundernswert sein die heroische Art, wie er seine Frühreife überwunden hat." Wie ein Echo darauf tönt Nietzsches eigenes, späteres Geständnis (Sprüche und Sentenzen, S. 245): „Das Recht zu meinen eigenen Werten — woher nahm ich das? Aus den Rechten aller alten Werte und den Grenzen dieser Werte!"

Zweiter Abschnitt des zweiten Teils

Nietzsches Loslösung vom Lehramte

(Der Denker)

Unter den vordeutenden Stellen aus der „Geburt der Tragödie", durch die wir uns soeben Nietzsches künftige Geistesgestalt haben vorwegspiegeln lassen, haben wir eine uns bis hieher aufgespart, in der Nietzsche auf ganz besonders hellsichtige Art sein im Schopenhauerschen Sinne so zu nennendes Principium individuationis wachruft: „Apollo", heißt es da (S. 36 der ersten Ausgabe), „zeigt uns mit erhabenen Gebärden, wie die ganze Welt der Qual nötig ist, damit durch sie der einzelne zur Erzeugung der erlösenden Vision gedrängt werde und dann, ins Anschauen derselben versunken, ruhig auf seinem schwankenden Kahne, inmitten des Meeres, sitze." Weit mehr als durch alle menschlichen Einflüsse seiner Freunde und seiner Gegner ist Nietzsche der geworden, der er ist und bleiben wird durch eine unpersönliche blinde Schicksalsmacht: *seine Krankheit*. Soviel er selbst darüber nachgegrübelt hat und soviel seither darüber öffentlich verhandelt worden ist und wohl noch werden wird, so scheint es doch wohl bei dem Urteil hervorragender Ärzte bleiben zu sollen, eine genaue Krankengeschichte Nietzsches zu schreiben werde niemandem gelingen, da die Anfänge des Leidens nicht völlig klargestellt seien. (Biographie II, S. 922.) Dieses Halbdunkel, in das vielleicht der hauptsächlichste Erreger von Nietzsches Entwicklung nun also auf immerdar versponnen bleiben muß, trägt noch dazu bei, den fatalistischen, schicksalsmäßigen Charakter seiner gestörten Gesundheit zu steigern. Deshalb können auch genaue diagnostische Befunde desto eher entbehrt werden, weil sie ja doch hinter der Bedeutung, die Nietzsche seinen Leiden beimaß, als unwesentlich zurückzutreten hätten. An seiner Krankheit, mehr als sonst an einem Widerstande, hat Nietzsche sich sein Schicksal zurechtgelegt.

Nietzsches Krankheit

Von Anfang an erschien auch solchen, die ohne nähere Ahnung und Kenntnis von Nietzsches Seelenkämpfen mit ihm nur den

Zusammenhang zwischen Gesundheit und Geist

nachbarlichen und kollegialen Alltagsverkehr pflegten, seine schwache Gesundheit in einem Zusammenhang zu stehen mit geistigen Anfechtungen. Für eine Darstellung, wie die vorliegende erschien es wünschenswert, auch an unscheinbaren biographischen Kleinigkeiten nicht achtlos vorüber zu gehen; gerade in Basel konnte sich, weil es der einzige einigermaßen bleibende Aufenthalt Nietzsches unter Menschen gewesen ist, ein konstantes Bild von Nietzsche als einem Leidenden ausprägen. Es ist dabei festzustellen, daß nicht die leiseste peinliche Spur haften geblieben ist: Nietzsche litt an Migräne und an den Augen; er ging umher — mühsam, schlecht aussehend, mit einer blauen Schutzbrille; man wußte, daß er das Tageslicht nicht ertragen könne und schloß für ihn die Fensterläden; man wußte, daß ihm lautes Sprechen unerträglich war und unterhielt sich mit ihm lieber nur flüsternd; man wunderte sich, daß ein so überfeinerter Empfinder plötzlich eine Vorliebe für abstoßende Dinge verraten konnte, etwa für große dicke Kröten, die verschlucken zu müssen er gelegentlich träumte, ja die er selber zu fangen und anzufassen vermochte; man kam vielleicht auch dahinter, daß die tadellose Exaktheit in seiner Kleidung weniger auf ein harmloses Wohlgefallen an sich selbst zurückzuführen sei, als daß darin sich eine aus einem geheimen, quälenden Ekel entspringende Befleckungsfurcht äußere. Aber selbst derartige Absonderlichkeiten fielen nie aus dem Rahmen heraus, schwollen nie zu etwas Auffallendem an. Nietzsche war zart und kränklich: also umgab man ihn mit Teilnahme und Schonung, erkundigte sich nach ihm, half ihm wo zu helfen war und ließ sich seine Pflege angelegen sein. Nach dieser Hinsicht war Nietzsche in Basel aufs beste aufgehoben; er war, auch wenn seine Schwester nicht zugegen war, doch immer im Bereiche nicht nur freundschaftlicher Zuvorkommenheit, sondern auch sanfter Frauenhilfe. Seine medizinischen Spezialkollegen hielten sich ihm zu eingehender und hingebender Verfügung bereit. Der Augenkliniker Schieß überwachte seine Kurzsichtigkeit und Sehschwäche (Biographie II, S. 199, 274, 905): Nietzsche vermerkt einmal eine Besserung mit den Worten: „Vielleicht dank einer Stirnsalbe, die Schieß verordnet hat. Auch schnupfe ich un peu.“ Der Oberarzt für innere Krankheiten, Immermann, „kurierte auf so etwas wie ein Magengeschwür, und ich erwarte immer Bluterbrechen. Ich mußte vierzehn Tage lang Höllensteinauflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt gibt er mir täglich zweimal außerordentlich große Dosen von Chinin“ —

Nietzsches Pflege in Basel

dann sagte er zu Nietzsche, „er experimentiere nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts besserte; helfe dies nichts, würde etwas Neues versucht. Da es mir nun immer schlecht geht und zumal die Säurenbildung gräßlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zartesten Fleisches, sich in Säure verwandelt, so bin ich wenigstens bereits überzeugt, daß die Nervenhypothese falsch ist; der Kopfschmerz bei Migräne ist übrigens halbseitig, meiner nicht wie Du weißt. Die Quälerei in und über beiden Augen ist groß. Gott helfe Immermann, dann wird er auch mir helfen. Inzwischen — dubito." Dies sind zwei verschiedene Aussagen mit nicht einmal einer Monatsfrist als Abstand voneinander. (Briefe I, S. 322 und 326, Juni und 7. Juli 1875.) Ein halbes Jahr später lautet Nietzsches Selbstdiagnose: „Ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich an einem ernsten Gehirnleiden mich zu quälen habe, und daß Magen und Augen nur durch diese Zentralwirkung so zu leiden hatten. Nun werden mehrstündige Eiskappen, Übergießungen auf dem Kopf frühmorgens, auf Immermanns Rat angewendet, und es geht nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und schmerzhafter Zerquältheit, wieder etwas besser." (Briefe I, S. 363.) Nur im Hinblick auf Nietzsches Ende ist hier beizufügen, daß damals der Professor der Psychiatrie als Beistand niemals in Betracht kam; die Diagnose auf clavis oder globus hystericus stand nicht in Frage, und die Therapie durch Hypnose entwickelte sich ja wohl erst in den neunziger Jahren. Nietzsche war insofern ein etwas selbstgefährlicher Patient, als er, wie aus seinen Schriften hervorgeht, „ernstlich nach einer ärztlichen Auffassung der menschlichen Dinge rang" (Möbius 72), und nun diese seine Wißbegierde rücksichtslos auf sich selber anwendete; seiner geistigen Selbstzerfleischung entspricht die unheilvolle Leidenschaft, an sich selbst, ärztlicher als der Arzt, zu kurieren und herumzudoktern. Overbeck schreibt zu jenem kritischen Sommer 1875: „Wie sehr haben mich Nietzsches damalige Medikastereien beunruhigt! Gerade zu Wyl, von dem ich mir übrigens immer nur erzählen ließ, vermochte ich, dem selbst im Frühjahr 1875 eine offenbar glücklich angebrachte Karlsbader Kur für eine Reihe von Jahren ernstlich half, nicht das geringste Vertrauen zu fassen. Auf Nietzsches Ofen standen in Basel allerhand Mixturen, mit denen er sich selbst behandelte." Den Verlauf der äußeren Symptome in der Basler Zeit hat J. P. Möbius unter sorgfältiger Zusammenstellung der in Betracht fallenden Zeugnisse und Selbst-

Nietzsches „Medikastereien"

aussagen dargestellt in dem jedenfalls verdienstlichen Kapitel über Nietzsches Migräne, das sich von den Folgerungen seiner Hypothese über die progressive Paralyse Nietzsches noch freihält (Möbius, „Über das Pathologische bei Nietzsche", 1902, S. 39—50).

Da dafür zu halten war, Beobachtungen des kranken Nietzsche durch einen unbefangenen Laien könnten eine natürliche, unübertriebene Auffassung von Nietzsches Krankheit fördern, bat ich Herrn Prof. Julius Piccard, mir seine aus nächster Nähe empfangenen Eindrücke zu überlassen und gebe nun seine Aufzeichnung um so lieber in der Fassung wieder, in der sie mir überreicht wird, als sich damit für ihren Verfasser unwillkürlich eine Ehrenrettung Overbecks verband.

Nietzsche als Leidender

Erinnerungen von Prof. Julius Piccard

Ich bin anfangs 1869 nach Basel berufen worden und Ende desselben Jahres dahin gezogen; ich gehöre somit zu den wenigen noch lebenden ersten Kollegen Nietzsches und Overbecks; dazu wohnte ich die ersten Jahre in drei verschiedenen Wohnungen des Schützengrabens in unmittelbarer Nähe der beiden. Als Chemiker verfolgte ich zwar andere Ziele als der Philologe und der Theologe; doch in mindestens einem Punkte empfanden Nietzsche und ich gegenseitige Sympathie im eigentlichen Sinne des Wortes: wir waren beide leidend. Darum war er in Gesundheitsfragen mit mir weniger zurückhaltend als mit gesunden Freunden, die ihn in dieser Beziehung weniger gut verstehen konnten. Unterm 25. März 1871 schrieb er mir von Lugano: „Lieber und werter Herr Kollege, Sie haben mich durch Ihren Brief wahrhaft überrascht: wie selten habe ich ein so reines Zeichen der Teilnahme erhalten! Der ganze Tag nahm ein freundliches Gesicht an, der mit dem Empfang dieses Briefes begonnen war. Seien Sie überzeugt, daß ich so einen Zug, wie diesen, nie vergessen kann. — Zugleich war es der erste Tag, den ich mit dem trefflichen Heusler zusammen in Lugano verlebte. Durch ihn bin ich wieder über die Baseler Zustände unterrichtet, ja wir bekommen jetzt täglich die Baseler Zeitung hierher. Ich hoffe in der Mitte des nächsten Monats wieder dort einzutreffen und mit Beginn des Mai in die alte berufsmäßige Tätigkeit einzutreten. Daß Sie selbst dieses ganze lange Winterhalbjahr ohne längere Störungen ausgehalten haben, da-

zu in einem, wie mir scheint, nicht ganz ungefährlichen Klima — hat mich sehr gefreut und gibt mir die besten Hoffnungen für die völlige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit. Der Sommer ist in Basel recht erträglich und warm; ich kann heute das Wort „Wärme" nicht ohne Sehnsucht schreiben. Denn der schöne See ist ganz mit kaltem dichtem Nebel überhängt, und graues Mißvergnügen breitet sich über das Hotel und seine sehr vom Wetter abhängigen Bewohner . . . ."

Basels „nicht ganz ungefährliches" Klima

Der rücksichtsloseste aller Philosophen war als Mensch von einer rührenden Herzensgüte und Feinfühligkeit. Es hieße aber blind sein, nicht einzusehen, daß diese Feinfühligkeit damals schon etwas ins Krankhafte überging. Ungefähr um dieselbe Zeit waren wir beide — die einzigen Fremden — an einem Familienabend beim Ratsherrn Vischer-Bilfinger eingeladen. Nietzsche trug am Klavier ein von ihm komponiertes Stück vor, das etwas befremdend ausfiel. Auf dem Heimweg fragte er mich, was man davon gehalten. Ich antwortete verbindlich, fragte jedoch nach der Bedeutung eines wiederholten Staccato, das mir und wohl andern etwas eigentümlich erschienen war. „Aber, Piccard! Sie haben nicht verstanden, daß dies die Sterne am Himmel während eines Nachtspaziergangs waren?" und der arme Mann wurde so traurig, daß er mich tief dauerte. Man wird sich eines ähnlichen Vorganges bei Wagner in Klein-Tribschen erinnern.

Ein anderes Mal, an dem jährlichen Rektoratsbankett, hatte jemand einen Toast auf die Akademische Gesellschaft gebracht und nebenbei bemerkt, daß — da nicht jedermann Fachgelehrter sein könne — es notwendig auch Bildungsphilister geben müsse. Das kurz vorher von Nietzsche geprägte Schlagwort war vollkommen in seinem Sinne angebracht. Er stand auf und ging. Als ich ihm bald darauf nach Hause folgte, lag er auf dem Ruhebett ganz außer sich; im dunklen Zimmer hatten seine Augen einen unheimlichen Glanz. Als ich ihn beruhigen wollte, starrte er mich an: „Aber Piccard, haben Sie denn nicht gehört, wie sie sich alle über mich lustig gemacht haben?" Es klang wie ein Anflug von Verfolgungswahn.

Nietzsches Empfindlichkeit

Etwas später, als er zu einem Aufenthalt in Montreux dorthin verreiste, empfahl ich ihm sehr, von dort aus einen Abstecher nach Lausanne zu machen und namentlich die Kathedrale zu besichtigen. Er versprach es mir und hielt sein Versprechen, aber wie? Aus seiner Beschreibung habe ich den Weg wieder

konstruiert, den er in etwa zwei Stunden gemacht: vom Bahnhof ging er östlich um die Stadt herum, am Zuchthaus vorbei nach dem Dorf Chailly, und kehrte immer irrend, über die Vuachère schließlich nach dem Bahnhof zurück, knapp zur Abfahrt seines Zuges, ohne auch nur eine Spur der eigentlichen Stadt, geschweige denn die Kathedrale gesehen zu haben. „Aber warum haben Sie niemanden nach dem Weg gefragt?" Kindlich beschämt erwiderte er mir: „Wissen Sie, Piccard, man hätte mich ausgelacht!" Dieselbe übergroße Sensibilität, die sich mit der Zeit nur gesteigert hat!

„Man hätte mich ausgelacht!"

Zum letztenmal, im Frühjahr 1883, nachdem er Basel längst verlassen, besuchte ich ihn mit meiner Frau in Genua. Er war immer der gute, liebenswürdige, treuherzige Mensch von ehedem, aber noch leidender. Er saß einsam in einem leeren Zimmer, in dessen Mitte sein Koffer aufgeschlagen lag. Seine letzte Reise nach Sizilien sei jämmerlich gewesen, klagte er traurig und resigniert; gegenwärtig lege er sein jährliches Ei, damit meinte er ein Buch; aber, fügte er noch trauriger hinzu: „S i e werden es totschweigen", unter dem schmerzlich ausgestoßenen s i e meinte er offenbar seine Feinde. Große Bewunderung und tiefes Mitleid empfand ich für den mutigen Kämpfer und das unglückliche Opfer einer Idee.

Eigentliche Feinde hatte er keine, der gute arme Nietzsche; freilich Freunde hatte er bald keine mehr, er, der so viele gehabt hatte. Die treuesten hatte er nach und nach, wie J. J. Rousseau, durch seine Sonderlichkeiten abgestoßen, zuletzt Rohde, sogar Fräulein von Meysenbug.

Nicht doch, einer war ihm trotz allem treu geblieben, der nach dem traurigen Zusammenbruch sofort nach Turin eilte, um zu retten, was noch zu retten war; einer, der während der qual- und jammervollen Reise nach Basel nicht eine Minute von seiner Seite wich und alles Menschenmögliche leistete.

Und dieser eine? das ist gerade derjenige, gegen welchen die Pfeile der Neu-Nietzscheaner sich richten, heute wo beide Freunde im Tode vereint sind. Das ist der treue Overbeck, der mit schwarzem Undank belohnt wird. Hätte das Nietzsche erlebt, der durch seine Herzensgüte, durch sein kindliches Gemüt, durch seine absolute Wahrheitsliebe wahrhaft groß war, so wäre es ihm, der so viele Enttäuschungen erlebte, die schmerzlichste aller Enttäuschungen gewesen.

„Der treue Overbeck!"

Auch wer nicht in der Lage ist, Nietzsches Lebenswerk sachliche Sympathie entgegenzubringen, muß aus rein menschlicher Ehrenhaftigkeit bekennen: der Kampf, den er focht, war heldenmütig. Das Gehirn ist am Zerspringen, die Schläfe pocht heiß und heftig, er wankt und schwankt; aber er richtet sich wieder auf, um einen neuen Gedanken zu verfolgen, bis er ihn gefaßt, geknetet und geknechtet in eine Form gepreßt, die so schön ist als der Gedanke selbst. Er schreit vor Lust und Schmerz, er leidet wie ein Märtyrer, der auf dem Scheiterhaufen die Flamme immer höher lodern sieht, bis sie ihn erreicht. Er empfindet himmlisches Glück und Höllenqual zugleich. Er geht hoffnungslos und doch willig in den Tod für eine Idee, von der er selbst zweifelt, ob sie ihn und seine Mitmenschen erlösen kann. Es ist von ergreifender Tragik.

Die Krankheit hat Nietzsche gehindert — ist die begreifliche Folgerung aller Fernstehenden. Jedoch ist gewissermaßen das Gegenteil wahr. In diesem Punkte waren die Freunde unter sich einig. Die Krankheit hat Nietzsche als Denker wohl gelähmt, aber auch aufgestachelt und angefeuert. Peter Gast, der von jetzt ab als weiterer Gewährsmann hinzutritt, hat dies in bemerkenswerter Weise ausgesprochen (Vorrede zur 2. Auflage von „Menschliches Allzumenschliches" 1894 S. XI): „Sein Grundwille drängte zu unausgesetztem Wachstum, zur Höherentwicklung und Machtausbreitung: — die Verhältnisse aber, in die sich Nietzsche aus anerzogener Selbstverkennung begeben hatte, sein Amt, seine Philologie, seine Herold-Stellung zu Schopenhauer und Wagner, waren Hemmungen seines Wachstums. Auf die Dauer wäre dieser Zustand unhaltbar gewesen. Es mußte zur Entscheidung kommen, *wer* unterliegen solle: ob der Weltenrichter in Nietzsche, oder der Dienende in ihm. Hier übernahm nun die *Natur*, was Nietzsche damals mit Bewußtsein schwerlich selbst getan haben würde: sie bereitete den Weg zu seiner *Befreiung*. Das Mittel hiezu war grausam genug: sie machte Nietzsche krank und immer kränker. Das Gefühl des Ungenügens, des Sich-unnütz-Vergeudens verdüsterte ihn, ergriff allmählich sein ganzes Nervensystem und rief endlich jene häufig auftretenden Kopfschmerzen hervor, derentwegen er den schon erwähnten Urlaub auf ein Jahr nehmen mußte und derentwegen er schließlich zum Aufgeben seiner Professur (Ostern 1879) sich genötigt

Die Krankheit als Befreiung

sah. — Wenn Nietzsche den Menschen seines Ranges die Befreiung vom Herkömmlichen, die Loslösung aus falschen Stellungen, kurz den eigenen Weg zu gehen lehrt, so tut er dies als einer, der die tiefsten, um nicht zu sagen die schlimmsten Erfahrungen auf diesem Gebiete hat, — aber auch die erprobtesten Erfahrungen." Doch läßt sich Peter Gast zu der Behauptung verleiten, Nietzsche sei im Laufe der Jahre genesen. Dem ist nicht so; Nietzsche ist nicht gesund, sondern doch wohl zunehmend kränker geworden. Das Rätsel ist, daß er manchmal zu gesunden schien.

Nietzsches Vitalität

Nietzsche hat sich in doppelter Hinsicht auf sein Kranksein etwas zugute getan: Nicht nur habe die Krankheit ihm die Augen geöffnet für die Hintergründe des Lebens, sie habe ihm auch seinen Glauben bestärkt an die gesunde Herzwurzel seiner Vitalität. Er selbst beschreibt das unvergleichlich in einem von seiner Schwester mitgeteilten Ausschnitt des Ecce homo (Biographie II, 907): „Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirnschmerz samt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, besaß ich die Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffiniert, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als Décadence-Symptom betrachte, z. B. im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatieren können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: ‚Nein! an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös.' Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesamterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat . . ."

Das Pathologische bei Nietzsche

Nun ist also Nietzsches Krankheit von ärztlicher und sogar spezialistischer Seite zum Gegenstand einer monographischen Behandlung gemacht worden durch Paul Julius Möbius „Über das Pathologische bei Nietzsche" (Wiesbaden 1902 als XVII.

Heft der Löwenfeld-Kurellaschen Sammlung „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens"). Frau Förster-Nietzsche hat (Biographie II, 898) diese anscheinend fachmännische Darstellung als einen „jämmerlichen, wahrhaft dilettantischen Versuch" bezeichnet, der „nichts als Verwirrung gestiftet" habe; „denn er gründet sich nicht auf die Zeugnisse von Ärzten und Freunden, die meinen Bruder wirklich bis zu diesem traurigen Ereignis gekannt und behandelt haben, sondern auf unbewiesene Hypothesen und auf Nachrichten, die aus einem wahren Morast von Neid, Bosheit und Unwissenheit zu stammen scheinen". An dieser Kritik ist von vornherein soviel zuzugeben, daß Möbius allerdings nicht streng innerhalb der Grenzen seiner psychiatrischen Fachkenntnisse geblieben ist, sondern sich auf Folgerungen und Schlüsse allgemeiner Art hinauswagte, aus denen eine schwer zu verhehlende, tief gewurzelte Antipathie gegen Nietzsche spricht. Overbeck ist an der Möbiusschen Schrift nicht nur als aufmerksamer Leser beteiligt gewesen, sondern auch als angebliche Quelle und zwar in einem Punkte, gegen den besonders nachdrücklich sich sicherzustellen ihm vor allem gelegen sein mußte[30]. Wenn er nun freilich auch nicht in der Lage war, Möbius unbedingten Beifall zu spenden, so konnte ihn doch nichts davon abhalten, die von Möbius dargebotenen Gesichtspunkte einer ärztlichen Betrachtungsweise ernst zu nehmen und die Erinnerung an eigene mannigfache Eindrücke mit dem Maßstabe des Fachmannes zu messen. Im folgenden sind einige Gedanken aus der Möbiusschen Untersuchung herausgegriffen und in das Licht gerückt, in dem sie dem Urteile Overbecks erschienen sind.

Anfangs kommt Möbius (S. 11) auf Nietzsches slavische Abkunft zu sprechen und erinnert an Heinrich von Treitschke, dessen Natur in manchen Beziehungen an die Nietzsches gemahne, wozu Overbeck aus reiflichster Erfahrung anmerkt: „Weit überwog die Verschiedenheit." Wenn Möbius dann (S. 13) Nietzsche einen „unglücklichen genialen Menschen" nennt, so nahm er damit Overbeck das Wort von den Lippen oder sprach ihm vielmehr aus der Seele; hat doch Overbeck selbst die Quintessenz seines Nietzscheerlebnisses nicht anders zusammenzufassen gewußt, als daß er Nietzsche „einen außerordentlichen, auch im Tragen von Unglück außerordentlichen Menschen" hieß („Christlichkeit", Einleitung zur 2. Auflage, Leipzig 1903, S. 13). In dem Brief an Möbius nach Empfang des Buches hebt er, trotz den zu erheben-

Nietzsche der unglückliche geniale Mensch

den unmißverständlichen Vorbehalten den „überraschenden Einklang" zwischen manchem Punkte in Möbius' Auffassungen des Nietzscheschen Naturells mit seiner eigenen großenteils auf ganz anderem Wege gewonnenen Freundeserfahrung hervor und fährt dann (14. Juli 1902) fort: „Was ich schon 1879 wußte — in welchem Jahre die ursprünglichen Bedingungen meines intimen Verkehres mit Nietzsche durch örtliches Auseinandergehen ihr Ende fanden — von Nietzsches Belastung mit Krankheit nicht nur, sondern auch von den grellen Kontrasten, die seine geistige Konstitution bildeten, machte für mich aus ihm einen sozusagen „unmöglichen" Menschen, dessen Amlebenbleiben mir nur durch den wahrhaft heldenhaften Kampf verständlich war, den er selbst gegen die Natur zu führen hatte. Er war für mich das „unglückliche Genie", als das Sie ihn am allgemeinsten charakterisieren zu können meinen, dies nun aber nicht in dem Sinne nur, in dem Abnormität und disharmonische oder ungleichmäßige Entwicklung ursprünglicher Anlagen Genies gemeinhin zum Unglück gereichen, sondern so, daß das Unglück dabei den Charakter einer völligen über das Menschenmaß hinausgehenden Heillosigkeit annimmt, die das Individuum hoffnungslos niederschlägt, und zwar war mir Nietzsche zur bezeichneten Zeit so gegenwärtig, weniger auf Grund eigener Beobachtung des an und mit ihm Erlebten, als vor allem auf Grund der Beleuchtung, die er mit der ihm eigenen Hellsichtigkeit über sich auf dieses Erlebte selbst werfen konnte. Denn sprach er selbst von seinen Gaben und Defekten, so konnte es leicht geschehen, daß man in einen Abgrund oder in ein unentwirrbares Labyrinth zu schauen meinte und die Gefahren, die man ohnehin für ihn aus der Maßlosigkeit oder wie Sie auch sagen „Wütigkeit" seines Naturells besorgt erwachsen sah, vollends desperat erschienen. Das sind Eindrücke, die Sie in mir wieder aufgeregt haben, wenn ich, von Ihnen über die Erscheinungsform der Paralyse, die Nietzsche den Rest gegeben hat, belehrt, nun in Nietzsche vollends vor allem den namenlos unglücklichen Menschen vor mir sehe, dem in einem ihm auferlegten und für ihn ohnehin fast unbestehbaren Kampfe die unentbehrlichen Waffen dafür, die er besaß und auch anzuwenden nicht unterließ, gewaltsam geraubt wurden und dem nun gar nichts übrig blieb, als zu erliegen. Was half alles, was er auf dem Wege zu seinem Ziele schon erlitten hatte, als er paralytisch wurde! Er litt nicht weniger — und wenn die Hypothese der Herkunft seiner Migräne aus

Die „Wütigkeit" seines Naturells

seiner Paralyse adoptiert wird, noch vielmehr, doch nun auch jeder Aussicht beraubt, zum erstrebten Ziele zu gelangen. Bei dieser Erwägung verwirrt sich mir das Verständnis für die von Ihnen gemachte Unterscheidung einer in Nietzsche selbst begründeten, doch nur fakultativen Annäherung an den Wahnsinn und einer „exogenen" Herkunft des über ihn schließlich Herr gewordenen Wahnsinns. Ist diese Unterscheidung auch wirklich streng noch aufrecht zu erhalten, wenn das, was als Gefahr schon von Anfang an dasteht, am Ende unzweideutig eingetroffen ist?"

Der Hang zur Depression

Des weiteren war Overbeck der Meinung, daß man den gewiß nicht zu leugnenden Hang zur Depression und das Überwiegen der Traurigkeit in Nietzsches Temperament doch nicht so einseitig auffassen dürfe, wie dies bei Möbius (S. 17) der Fall sei. Wie dort von Nietzsches Mangel an Humor die Rede sei, fand Overbeck sehr verständnislos. Man darf Nietzsches Trostlosigkeit und seine Selbstbezeichnung als „profondement triste" nicht übertreiben. Zugegeben, daß es einen frieren kann, wenn Nietzsche, immer hoch gespannt und feierlich, zur Ausnahme einmal den Prophetenmantel abwirft und heiter sein will. Daß er „wenig" Humor besessen habe, darf man schon nicht sagen; denn die Quantität war hier wohl nicht so sehr im Spiel als das Unglückliche in der Mischung des Temperaments. „In früheren Jahren war Nietzsche gern gründlich heiter", erklärt Overbeck, „wie haben wir uns an Mark Twain amüsiert!" Und wie könnte ein humorloser Mensch sich über seine eigene körperliche Misère mit solcher Überlegenheit hinwegsetzen, wie Nietzsche das (in den von Möbius, S. 42 f. zusammengestellten Äußerungen) unbestreitbar gelang! Zu der Aufzählung von Nietzsches Begabungslücken (bei Möbius, S. 17—21) bestätigt Overbeck gewisse Mängel in Nietzsches sonst so hoch entwickeltem Sprachsinn: „Nietzsche hatte in der Tat, was er auch als Stilist gewesen sein mag, auffallend geringes Sprachtalent. Seine Sprechweise war auch ganz und gar nicht durch die Form fesselnd und interessant, höchstens durch den Kontrast der formalen Schlichtheit mit dem Inhalt." Overbeck fand es auch richtig, daß Möbius (S. 19) von dem frühreifen verschwiegenen Knaben sprach und in Nietzsche einen Philosophen mit vorwiegend moralistischer Begabung erblickte. Daß aber in den Basler Jahren, als die Kulturphantasien ihm die Hauptsache sind, bei Nietzsche alles auf das Praktische hinausgelaufen sei, kann Overbeck nicht unbedingt bestätigen; wie wäre sonst das Studium Spirs und das Verhältnis

Die Lücken in seiner Begabung

zu Romundt zu erklären, wenn nicht aus dem ehrlichen Bestreben, auch in der Erkenntnislehre sattelfest zu werden. Die schwächste Seite von Nietzsches Philosophie scheint Overbeck berührt mit dem Möbiusschen Satz (S. 20): „Zu den Philosophen ersten Ranges wird man ihn nicht rechnen können, schon deshalb nicht, weil er meist aus zweiter Hand philosophiert, das heißt die Meinungen anderer bestreitet, statt sich direkt an die Wirklichkeit zu wenden." Aber auch Möbius kann nicht umhin anzuerkennen, „daß Nietzsche ein wirklicher Philosoph war, das heißt einer, den die Natur, nicht irgend eine Behörde oder sonst etwas dazu gemacht hatte".

Nach der Begabung bespricht Möbius Nietzsches Charakter. Dabei freute sich Overbeck als seiner Erfahrung entsprechend besonders über die Abfertigung Theobald Zieglers, der (Friedrich Nietzsche, Berlin 1900, S. 164) Nietzsche Grausamkeit und Perversität zutraut; hiergegen richtet sich Möbius (S. 22): „Ein gewisser Grad von Grausamkeit gehört zum normalen Menschen, denn dieser ist von Haus aus ein gewalttätiges, höchst gefährliches Tier. Vollkommenes Fehlen von Grausamkeit ergibt eine Weichheit, die abnorm ist. Nietzsche hatte sicher eher zu wenig als zu viel gegenüber dem Normalquantum der Grausamkeit. Das Wenige, was er hatte, verbrauchte er als Schriftsteller in der Polemik. Daß seine Verherrlichung der Kraftmenschen, des Raubtiers im Menschen, der blonden Bestie und so weiter auf eigene Grausamkeit deute, glaube ich ganz und gar nicht. Im Gegenteile, er pries, was ihm fehlte, wie zum Beispiel auch C. F. Meyer die Gewaltmenschen verherrlichte und das Gegenteil davon war. Daß er dabei übertrieb, oft geradezu in widerlicher Weise übertrieb, das lag nun einmal an seiner Neigung zum Superlativ überhaupt, zum anderen an dem Wunsche, die Leute aufzureizen, durch krasse Aussprüche zu ärgern. Auch das, was manche Leute von Nietzsches sadistischen Neigungen erzählt haben, halte ich für ganz verfehlt: gelegentliche Phantasiesprünge, hinter denen nichts steckt."

Nietzsche weder grausam noch pervers

Nietzsches „fester Wille" verdiente im Gegensatz zur Zartheit seiner seelischen Veranlagung noch stärker hervorgehoben zu werden; Overbeck bezeugt: „Nietzsche hat mir abwechselnd den Eindruck des willensstärksten Menschen und eines ungewöhnlich willensschwachen gemacht." Daß Nietzsche stolz, beifallslieb, eitel war — sein maßloser Ehrgeiz, der Drang überall etwas Besonderes zu sein, der Stachel des Wettkampfs, das alles galt auch Overbeck als die Grundmotive seines Handelns. Ebenso sah er

Nietzsches Ehrgeiz

in der Maßlosigkeit das eigentlich Krankhafte in Nietzsches geistiger Beschaffenheit, ja sein eigentliches Stigma, erzeugt durch den nicht zu schlichtenden Widerstreit seiner Gefühlsüberschwänglichkeit mit seinem Drang zur Kritik. Zum Beispiel konnte der Vierundzwanzigjährige an Deussen schreiben: „Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können, wie steht es mit Dir?" Hiezu merkt Overbeck an: „Dergleichen hat jedermann, der mit Nietzsche dauernd und intim verkehrte, mehrfach zu erleben gar nicht umhin gekonnt, und doch kaum je und unwiederbringlich nur einen komischen Eindruck davongetragen; dieser Eindruck schwand selbst fast auf komische Weise." Wohl hat die Kritik in Nietzsche den Empfindungsüberschwang mehrfach lahm zu legen vermocht; im ganzen aber war das Auszeichnende an ihm sein unbeschränktes Idealisierungsvermögen, der Trieb zur Überschätzung über alle Grenzen hinaus. Und wenn Deussen (Erinnerungen, S. 80) Nietzsche eine im tiefsten Innern unruhige bestandlose Natur nennt, die es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben, so darf als die deutliche Kehrseite davon Nietzsches leidenschaftliche Bewunderung für das „Tenax propositi" des Horaz nicht übersehen werden.

In Nietzsches Bild gehört sein Bedürfnis nach Freundschaft. „Was Möbius (S. 26 f.) über Nietzsches Verhältnis zu Männer- und Frauenverkehr sagte", meint Overbeck, „würde er gewiß nur entschiedener ausgesprochen haben, wenn er ihn gekannt hätte. Nietzsche ist kein Weiberfeind gewesen; Damenverkehr war ihm ganz angenehm; mittlerer, nicht durch Freundschaft oder ein Pietätsverhältnis gehobener Männerverkehr war ihm zuwider." Sicher war Nietzsche unsinnlich veranlagt; die geistigen Triebe überwogen bei weitem[31]. Dies prägt sich in seiner Begabung aus: die Stimmungskünste Musik und Poesie waren seine Welt, während er für Plastik, Mechanik und gar Mathematik schlecht begabt war. Den Zwiespalt zwischen dichterischer und philosophischer Anlage hat er furchtbar schwer in sich empfunden; er war zeitweise davon wie zerrissen. Aber nur komme man nicht mit der Modekrankheit und heiße ihn einen Neurastheniker! Nietzsche war gar nicht nervenschwach. Er war höchst impressionabel, hatte aber, sobald es darauf ankam, Nerven wie Stricke. Sein Temperament bestand am ehesten in einer sanguinisch-cholerischen Mischung; freilich vermochte ihn das nicht vor der Melancholie zu retten bei den Talenten, wie er sie nun einmal ins Leben mitnahm.

Nietzsches unsinnliche Veranlagung

Es war überhaupt sehr Entgegengesetztes in ihm nicht etwa lose vertreten, sondern widerspenstig eingefleischt. Der Pessimismus machte ihn nicht traurig, und der Optimismus machte ihn nicht froh. Der primäre pathologische Zustand Nietzsches war also eine leichte Form der Entartung, was wir Nervosität und die Franzosen einen „dégénéré supérieur" nennen. Es handelt sich alles in allem um jenen Typus der décadence, die Nietzsche an sich selbst mit einer nicht genug zu bewundernden Kraft der Autopsie studiert hat. Es wäre hier für einen wirklich kongenialen Darsteller des Pathologischen bei Nietzsche der Moment gewesen, die Einsicht von dem starken und gesunden Restbestande in Nietzsches Natur zum Ausgang einer einheitlichen Auffassung von Nietzsches Charakter zu machen. Eine Erscheinung wie die seine ist ja des-

Das Ehrlichkeitsmißtrauen gegen sich selbst

halb so einzigartig und schlechthin beispiellos, weil Nietzsche in seinem unbarmherzigen Ehrlichkeitsmißtrauen kaum einen Trieb in sich unbeargwöhnt läßt, sondern gleich den Gegentrieb großzüchtet, nur um ja vor sich selbst als rechtschaffen und wahrhaftig dazustehen. Wie furchtbar gefährlich ein solches Verfahren ist, beweist sein eigenes Schicksal; denn diese unaufhörlichen Subtraktionen mußten ja mit Null enden. Nur ist nun bei Nietzsche das Verblüffende und Unvergleichliche, daß trotz seiner annullierenden, nihilistischen Prozeduren er selber zwar zerbrach und unterging, sich aber nach dem Bankerott als den Besitzer unangetasteter geheimer Kapitalvermögen entpuppte, durch den alle vorhandenen Schäden und Einbußen von vornherein gedeckt werden konnten. Dieser unveräußerliche Rückversicherungsfond, dieser letzte und hinterste Reichtum war Nietzsches eigentlichstes Gut. Nur wenn man diesen seinen unangefressenen Gesundheitskern aus aller Fäulnis und allen Verfallssymptomen herausschält, ist die Basis zur wissenschaftlichen Ergründung seiner Pathologie einwandfrei gegeben. Möbius hatte hier die schönste Gelegenheit, seiner in manchen Einzelheiten sich bewährenden Weisheit die Krone aufzusetzen und gerecht zu sein.

Statt dessen hat er auf einen höheren Wert seiner Arbeit verzichtet und dem common sense seinen Zoll bezahlt. Was er (S. 34 f.) gegen Nietzsches Zusammenhang mit dem modernen „irreligiösen Individualismus" oder „aristokratischen Anarchismus" sagt, hat ja soweit für richtig zu gelten, nur ist bei einer derartigen Feststellung wünschenswert, daß sie mit Gelassenheit erfolge. Das Geheimnis von Nietzsches Krankheit ist einfach, soweit nicht beson-

deres Unglück und äußerer Zufall ins Spiel kam. Je frischer er sich fühlte, um so leidenschaftlicher widmete er sich seiner Arbeit, und je mehr er arbeitete, desto mehr förderte er die Wiederkehr der Anfälle. Dies ist Möbius' eigene Aussage und bei ihr hätte er stehen bleiben sollen (S. 48). Aber er begnügt sich nicht mit dem Standpunkt des Pathologen, der nur nach der Gesundheit des natürlichen, sinnlichen Denkorganismus fragt; er fühlt sich eben nun einmal als Zeitdoktor und spürt, da er sich vor allem in dieser Orakeleigenschaft für befragt hält, die Verpflichtung, den Individualismus an Nietzsche als „Zeitkrankheit" herauszupräparieren. Da es dabei um seine vorurteilslose Ruhe geschehen ist, ist es auch um seine Autorität geschehen. Das Schlimme an dem Buche von Möbius ist seine Zweideutigkeit. Wohl betrachtet er im richtigen Ansatz der beiden Hälften zuerst den „ursprünglichen Nietzsche" (S. 1—36) und dann erst die Krankheit (S. 39—106) — verwirrt und widerspricht sich jedoch alsbald selbst, indem er die Sache eben doch auf den Kopf stellt, weil schon der ursprüngliche Nietzsche auch der Kranke ist, statt, wie es einzig der Wahrheit entspricht, der Gesunde. So sehr läßt Möbius sich durch ein populäres philosophisches Vorurteil das Konzept seiner medizinischen Betrachtungsweise verrücken, daß bei ihm bisweilen Nietzsches Schicksal sich im letzten Grunde gar nicht aus Krankheit, sondern aus seinem Rationalismus, aus seiner Preisgebung aller Metaphysik zu ergeben scheint (S. 21, 33, 72, 73 und 84). Also nicht der Bazill, sondern die Irrlehre hat Nietzsches Wahnsinn verschuldet! Man sieht: der Herr Doktor fällt aus der Rolle und vertauscht den Sezierkittel mit dem Talar!

Der Zirkel zwischen Arbeit und Schmerzanfall

Darüber dürfen auch die gelegentlichen Anwandlungen von Milde und Toleranz bei Möbius nicht täuschen, wenn er zum Beispiel (S. 104) gegen die kriminalistische Einschätzung anstößiger Stellen Einsprache erhebt. Zu Recht besteht leider, daß Möbius über Nietzsche zuguterletzt als Pfaffe urteilt. Und wäre es nur um des einen Satzes willen (S. 68): „Gewissermaßen ist es ein Trost, daß der häßlichste Zug im Bilde Nietzsches, seine gassenjungenhaften Schmähungen christlicher Lehren und Einrichtungen, ganz der Gehirnkrankheit schuld gegeben werden kann. Gewiß kann man ein Gegner des Christentums sein, aber niemand wird das, was seinen Eltern und der Mehrzahl der ehrenhaften Leute heilig war, mit Kot bewerfen, wenn er nicht ein Lump oder ein Gehirnkranker ist." Hinter diese Stelle hat Overbeck geschrieben:

Nietzsche gegen das Christentum zur Verzweiflung getrieben

„Ein seltsam fanatischer Satz! Niemand braucht sich vom Christentum mißhandeln zu lassen, und ein gegen das Christentum zur Verzweiflung Getriebener — als sein Opfer — ist als sein Beschimpfer stets gerechtfertigt und unterliegt keineswegs unausweichlich der Verurteilung als Lump oder Gehirnkranker. Das Urteil gegen das Christentum ist theoretisch freigegeben, nicht aber praktisch, nämlich nur so, daß eine gewisse Form des Urteils vorbehalten und ausgenommen wird." Und nun gar der Schlußsatz von Möbius' Arbeit (S. 106): „Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, daß das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid mißtrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker!" Wäre statt dieser Predigt des Mißtrauens es nicht richtiger gewesen, das gebildete Publikum in demjenigen seiner Instinkte zu bestärken, der seine Wahrheitsliebe auf Nietzsche hinwiese? Da Möbius in seinem Urteil so sehr über die Grenzen seines Faches hinausgreift, sollte er eigentlich nicht mehr als Fachmann aufgerufen werden dürfen, wie dies zum Beispiel W. Weygandt tut (Münchner medizinische Wochenschrift 1904, zweite Hälfte, S. 2305): „Jedes Lob des großartigen Buchs ist überflüssig. Freuen sollten wir uns dieses Besitzes und vor allem als Ärzte Protest einlegen gegen die Anmaßung von Laien, die immer noch Nietzsches Krankheit als Folge des übermäßigen Gebrauchs von Arzneimitteln ansahen." Dies ist vor allem gegen die Kundgebungen von Nietzsches Schwester gerichtet, die am ausführlichsten in der Biographie II, XXXVI. Kapitel, S. 898—924, jenen unbestreitbaren Grundstock von Gesundheit in Nietzsches Natur übertreibt, Nietzsches Krankheit nach Art der Naturheiltheorie auf Medizinsiechtum hinausspielen und die Diagnose der Irrenärzte auf „eine atypische Form der Paralyse" als absurd hinstellen will, weil eine Paralyse, die durchaus nicht die Kennzeichen dieser Krankheit trug, dann also nicht Paralyse gewesen sein könne (S. 922): „Ein durch Überanstrengung der Augen und Kopfnerven übermüdeter Geist konnte starken Schlafmitteln gegenüber nicht mehr den früheren Widerstand leisten und wurde deshalb durch deren Gebrauch gelähmt (S. 924)."

„Die atypische Paralyse"

Mit Vorsicht ist auch jene Partie im Buche von Frau Lou Andreas-Salomé (Friedrich Nietzsche in seinen Werken, Wien 1894) aufzunehmen, die sich als Rückblick auf Nietzsches sogenannte erste Periode darbietet (S. 87): „Mit seiner innern und äußern Loslösung von dem Wagnertum und der Philosophie Schopenhauers fällt Nietzsches schwerstes körperliches Leiden zusammen. So lebte

er damals, körperlich wie geistig, unter Stürmen und Schmerzen, die ihn in die Nähe ‚leiblichen wie seelischen Todes' brachten. Seine Krankheit war zum Ausbruch gekommen in den Jahren gesteigertster Produktivität, allzu vielseitiger und aufreibender Beschäftigung mit wissenschaftlichen Untersuchungen, philosophischen Problemen, mit der geistigen Bewegung der Gegenwart, der Kunst Wagners und mit der Musik selbst. Wenn er sich am gegesundesten und rüstigsten, in der Vollkraft seiner Leistungsfähigkeit fühlte, dann kam er stets der Krankheit am nächsten; und die Zeiten unfreiwilliger Muße und Ruhe waren es, die ihm immer wieder Erholung brachten und die Katastrophe noch aufhielten." Danach sieht es aus, als hätte die zunehmende Verschlechterung in Nietzsches Gesundheitszustand in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre seelische Ursachen gehabt, als wäre sie auf Rückschläge etwa gar der Reue oder Zerknirschung zurückzuführen, die für Nietzsche seine allmähliche Abkehr von den Jugendautoritäten zur Folge gehabt hätte. Dies widerspricht dem wahren Sachverhalt durchaus. Overbeck nennt diese Darstellung (in einer Anmerkung zu der oben erwähnten Stelle): „Reflexionen und Konstruktionen, die Nietzsches Geist ganz zuwider sind und an sich die Vorstellung eigentlich intimen Verkehrs und Gedankenaustausches mit ihm ausschließen."

Die nichtseelische Ursache der Krankheit

Frau Andreas irrt aber nur in der Akzentgebung, sozusagen im jambischen statt im trochäischen Tonfall der beiden Silben, die Nietzsches Wesen ausmachen und die doch auch sie erkennt und genau auseinander hält: Gesundheit und Krankheit. Sie betont diese, während unbedingt der eigentliche Sinn in Nietzsches Leben auf jener ruht; sie spricht von dem pathologischen Zuge seiner „Übergesundheit", die regelmäßig in Krankheitszustände auszumünden pflegte; und doch muß sie selber zugeben (S. 88): „Aus ihnen rang er sich aber mit der zähen Kraft seiner ungeheuern Natur stets wieder zur Gesundheit durch." Damit wird selbst Frau Andreas zur Zeugin dafür, daß Nietzsche in der grundbildenden Wurzelschicht seines Wesens von unangetasteter Gesundheit geblieben ist. Soweit sind wir nun doch schon, die Psyche Nietzsches als pathologisches Problem, als das sie durch sein Ende im Wahnsinn auch dem ersten besten Philister erscheint, zwar gelten zu lassen, aber doch auch nicht mehr zu überschätzen. Für jede ernste, in die Tiefe dringende Erfassung Nietzsches schrumpft dieses scheinbare Haupt- und Staatsfaktum seines Lebens, daß er

Der unangetastete Gesundheitsrest

verrückt wurde, beinahe zu etwas Belanglosem zusammen. Treffender kann man das nicht sagen, als August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, Jena 1906, S. 104—106): „Psychologisch interessant macht den pathologischen Fall weniger das Ende, das Nietzsche genommen hat, als der künstlerische und philosophische (formale und sachliche) Charakter, den seine Erzeugnisse haben, und zwar alle, nicht nur die letzten. Nietzsches Psyche zeigt von Anfang an pathologische Züge, neben Zügen von Stärke und Größe. Eine eingehende Analyse seiner abnormen Erscheinungen zu geben, ihre Wirkung auf Richtung und Art seines Denkens und damit auf Gehalt und Form seiner Arbeit zu untersuchen, wäre von höchstem Wert für die Beurteilung Nietzsches sowohl wie anderer verwandter Erscheinungen. Die imperatorischen Urteile, die Möbius über den Philosophen und den Künstler fällt, würde man gern entbehren, sie zeigen deutlicher als wünschenswert ist, daß er seinem Patienten nicht gewachsen ist. Alle Hauptmomente seines Charakters, die in den letzten Jahren sichtbar werden, sind von Hause aus vorhanden, freilich unentwickelt und undeutlich; aber solange die ganze Persönlichkeit unfertig und von pädagogischen Einflüssen abhängig ist, wie sollen ihre Eigentümlichkeiten klar hervortreten? Nietzsche hat erst im Jahre 1881 oder 1882 die Schule verlassen und sich selbständig gemacht; kein Wunder, daß sich erst von dieser Zeit ab sein Charakter rückhaltlos offenbart. Ich warte darauf, daß ein Arzt diese Frage prüft, der den modernen Dingen näher steht, als Möbius, der zu übersehen vermag, was die Entartung ohne jede Mitwirkung einer Psychose hervorbringen kann. Erfreulicherweise mehren sich die Anzeichen, daß die Psychiatrie der weiteren und unvergleichlich wichtigeren Aufgabe inne wird, die ihr gestellt ist. Sie soll versuchen, die Beziehungen zwischen der Kultur (als dem Inbegriff alles höheren Strebens der Menschheit) und der Entartung (als dem Inbegriff aller lebenswidrigen Erscheinungen) aufzuzeigen. Man hüte sich, voreilige Schlüsse zu ziehen, und zu glauben, daß mit einer Diagnose: epileptisch oder: hysterisch, alles getan sei. Gerade Nietzsche ist ein Typus, den man sich nicht entgehen lassen dürfte. Bei ihm tritt besonders klar hervor, daß gewisse Entartungsformen mit außerordentlichen Leistungen in einer Art von Wechselwirkung zu stehen scheinen, daß Degeneration nicht nur nimmt und verringert, sondern auch gibt und erhöht, so daß sie wertvoll, ja für die Kultur vielleicht un-

Nietzsche als Beispiel der Entartung ohne Psychose

entbehrlich wäre." Eine solche Auffassung nähme dann auch dem höhnischen Hinweis bei Möbius (S. 50) allen verletzenden Stachel, Dionysos sei eigentlich der Gott der Hysterie: „Les nerveux se recherchent! Den Patron der Hysterie also wählte sich Nietzsche, ohne es zu ahnen, zu seinem Heiligen."

Der Übergang vom Erzieher zum Denker

Seine Krankheit war es also, was Nietzsche zu einem äußersten Grade von Selbstbesinnung betrieb. Die erste Äußerung dieses inneren Wandels war der entschlossene Bruch mit dem Erzieherideal, in dessen Bann sich nicht nur seine amtliche, sondern auch seine freie schriftstellerische Tätigkeit bisher vollzogen hatte. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß die Leidenschaft auch des selbständigen und unabhängigen Pädagogen stets gebunden sein werde an den Hinweis auf Vorbilder und Muster; darin aber empfand er eine unüberwindliche Schranke der persönlichen Freiheit. Wer als Herold zur Verehrung und Nacheiferung einer großen Persönlichkeit auffordert, macht aus sich einen Parteigänger und begibt sich damit des Rechtes auf Entfaltung seiner eigenen schöpferischen Fähigkeiten. Da heißt es denn zur rechten Zeit halt machen. Mag man sich immerhin einem Philosophen, einem Dichter ans Herz werfen, eine zeitlang Frondienste tun und sich selbst verleugnen, dann gilt es, *seine* Farben, *seine* Pinsel, *seine* Leinwand zu finden, damit man zwar noch lange nicht Meister in der Lebenskunst, aber wenigstens Herr in der eigenen Werkstatt werde. (Der Wanderer und sein Schatten. Aph. 266 und 267): „*Es gibt keine Erzieher.* — Nur von Selbst-Erziehung sollte man als Denker reden. Die Jugend-Erziehung durch andere ist entweder ein Experiment an einem noch Unerkannten, Unerkennbaren vollzogen, oder eine grundsätzliche Nivellierung, um das neue Wesen, welches es auch sei, den Gewohnheiten und Sitten, welche herrschen, gemäß zu machen: in beiden Fällen also etwas, das des Denkers unwürdig ist, das Werk der Eltern und Lehrer, welche einer der verwegenen Ehrlichen nos ennemis naturels genannt hat. — Eines Tages, wenn man längst, nach der Meinung der Welt, erzogen ist, entdeckt man sich selber: da beginnt die Aufgabe des Denkers; jetzt ist es Zeit, ihn zu Hilfe zu rufen — nicht als einen Erzieher, sondern als einen Selbst-Erzogenen, der Erfahrung hat."

Die Entfremdung von Wagner

Das erste belangreiche Ergebnis seiner kritischen Klarsichtigkeit war die Entfremdung von Wagner. Fast zwei Jahre, vom August 1874 bis zum Juli 1876 hatten sich Wagner und Nietzsche nicht wiedergesehen; nach den häufigen, intimen Begegnungen der früheren fünf Jahre schon etwas wie ein Vorbote, um so mehr als in der Zwischenzeit, im August 1875, alle Freunde aus Nietzsches Kreis sich in Bayreuth einfanden. Overbeck hatte, wegen eines Magenübels für das Sommersemester beurlaubt, in Karlsbad die Kur gebraucht und Gersdorff ihm dahin gemeldet: „Zum 22. Mai hatte ich an Wagner geschrieben, und bekam vor kurzem ganz wider Erwarten einen wunderbar herzlichen und humoristischen Brief; auf der Außenseite des Bogens stand: ‚An Herrn Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim.‘ Es geht in Bayreuth ziemlich gut, den Kindern ‚übermütig gut‘, wie Wagner sich ausdrückt. Zu Siegfrieds gestrigem Geburtstag, dem Tage, da es sechs Jahre her sind, daß Nietzsche zum erstenmal in Tribschen wohnte, schickte ich einen ganz kleinen Kugelhopf an das Geburtstagskind. Wie wir uns in Bayreuth wohl vorkommen werden, wenn's im mystischen Abgrund zu tönen anfängt! Ich habe gar keine Vorstellung von so etwas: denn wenn man sich die Menschen ansieht, die rings herum leben, wenn man die Zeitungen liest und erfährt, was die Mächtigen der Erde sich für Feste geben und für triviales Zeug schwatzen (selbst wenn einer dabei ist, der Gedichte macht wie der schwedische Oskar), dann möchte man Bayreuth für eine Fata Morgana halten.“ Am 23. November 1875 schreibt er wieder: „Wenn ich ans nächste Jahr denke, so lasse ich mir einstweilen an der Vorstellung genügen, wie Sie rüstig und ohne Belästigung von den Strahlen der Hundstags-Sonne den Theaterberg mit uns erklimmen, vor dem mystischen Abgrunde sitzen und im Licht höherer Vollkommenheit das noch einmal erleben, wovon uns so herrliche Ahnungen aufgingen. Zugleich sehe ich neben Wagners großem Schreibtisch an der Stelle, wo damals Schurés Buch lag, die zweite Abteilung Ihrer Studien liegen, von neugierigen Händen betastet. Und Wagner wird Ihnen freundlich auf die Schulter klopfen und sich freuen, daß die Theologie so brav aushält. Rohde und Nietzsche daneben und ich dahinter — das sind so die besten, freilich etwas ausschweifenden Wünsche. Leider muß ich sagen ausschweifend: denn was soll aus den beiden Freunden werden, wenn es mit ihnen beim alten

bleibt? Nietzsches letzter Brief hat mich sehr bekümmert: denn er drückte seine große Abspannung selbst in der Handschrift aus und das am Anfang des Semesters und noch dazu eines Wintersemesters! Könnte ich ihm nur einen Teil der Muße verschaffen, die ein Hohenheimer Direktor hat oder ein Lehrer, der hier jahraus jahrein denselben Gegenstand in vier- bis sechsstündigem Kolleg vorträgt. Ich fürchte das Septennat wird nicht innegehalten werden können, wenn nicht große Erleichterungen im Amte beschafft werden .... (Schopenhauer im deutschen Reichstag neben Hartmann als Atheist denunziert! Zu viel Ehre!)." — Des weiteren schreibt Gersdorff an Overbeck Mitte Januar 1876, der damals soeben das Rektorat der Universität angetreten hatte: „Sie hatten mir über Nietzsche nichts Erfreuliches geschrieben, und obgleich kurz zuvor von ihm ein ruhiger und deshalb beruhigender Brief an mich angekommen war, so glaubte ich doch Ihren Angaben und sehe leider, daß ich darin nicht unrecht tat. Denn was ich heute von ihm selbst erfahre, ist im höchsten Grade beunruhigend und unheimlich. Er ist selbst von dem Unheimlichen seines Leidens überzeugt und hat die ernstesten Befürchtungen. Nun weiß ich, wie sehr der Arme, Weltgeplagte unter den Stimmungen leidet, die ihn beherrschen und wie sehr deutlich dann sein brieflicher Ausdruck diese Stimmungen wiedergibt; allein in diesem Falle kommt es mir nach den gemachten Schilderungen vor, als ob sein Leiden doch ernstester Art wäre, und ich bitte Sie herzlichst, mir Ihre Meinung und womöglich auch die seiner Schwester, die ihn als Pflegerin doch genau beobachten kann, sowie endlich die Immermanns mitzuteilen. — Daß Nietzsche das Pädagogium für jetzt los ist, freut mich und sehe ich darin Ihren wohltätigen Einfluß und dringenden Zuspruch endlich zu einer Wirkung gekommen. Aber was ist damit im ganzen geholfen! Völliges Pausieren und Ausruhen auf sechs Monate erscheint mir unter solchen Umständen als das einzig Richtige, und ich kann immer nicht begreifen, warum nicht ernstlich daran gedacht wird. Die Behörde in Basel wird doch soviel Einsicht haben, ihm den Urlaub nicht zu verweigern, sie weiß doch, wie gewissenhaft er seinen Amtspflichten obliegt. Also es ist nur Nietzsche selbst, den man gründlichst zu bearbeiten hätte, daß er endlich einmal an sich denkt. Aber Sie wissen ja das alles besser als ich, und ich weiß, daß Sie es nicht an Zureden und guten Rat fehlen lassen. Was nützt mir meine gute Gesundheit, wenn ich dem Armen damit nicht helfen kann, was

Gersdorff über Nietzsches Befinden

„Sechs Monate ausruhen"

sind alle Pläne und Sorgen für die Zukunft wert, solange ich diese Sorge um unsern Freund nicht los werde. —"

Der Osterurlaub 1876 am Genfersee

Bereits ein halbes Jahr zuvor hatte Nietzsche die gemeinsame Wohnung am Schützengraben verlassen und mit seiner Schwester zusammen unweit davon eine eigene Haushaltung eingerichtet, hauptsächlich in der Erwägung, auf diese Weise die für ihn so wichtige diätmäßige Ernährung sorgfältig durchführen zu können. Schon im Sommer 1875 hatten die Geschwister aus Anlaß von Overbecks Vakanz zusammen gewirtschaftet, indem er in Overbecks Zimmer übersiedelte und Fräulein Nietzsche die Räumlichkeiten des Bruders bezog. Nun war also bereits fast ein Jahr lang an ausgesuchter Pflege das Mögliche geschehen, und Nietzsches Befinden hatte sich eigentlich nur verschlimmert, zum Teil in Depressionszustände von noch nicht dagewesener Heftigkeit. Zum Glück konnte es von Gersdorff möglich machen, Nietzsches Wunsch zu entsprechen und die Osterferien mit diesem am Genfersee zuzubringen. Auf der Rückreise über Basel traf er Overbeck, der sich kurz zuvor verlobt hatte, nicht zu Hause und hinterließ ihm folgendes Billet: „Baumannshöhle, im Zimmer des rector magnificus. Mittwoch, den 29. März, abends. Mein lieber Overbeck, durch Frau Baumann wurde ich auf das freundlichste in Ihrem und ihrem Hause aufgenommen und fand als Willkomm Ihren Brief vor. Haben Sie herzlichsten Dank für diesen Ihren freundlichen Gruß. Könnte ich Ihnen nur Besseres von unserem armen Freunde sagen! Aber leider hat sich wenig verändert. Seine Kräfte waren in manchen Tagen so erstarkt, daß er fünf Stunden gehen konnte, aber plötzlich traten, wenn auch viel seltener als früher, die leidigen Kopfschmerzen ein. Sie hingen wohl auch mit dem Wetter zusammen und pflegen dem Föhn zu folgen, aber es mögen noch viele andere Ursachen mitwirken, von denen jedenfalls das denkende, grübelnde, oft leider Grillen fangende Gehirn die Hauptursache ist. Nietzsche wird nicht wie neugeboren zurückkommen; ein so altes Übel kann durch einen kurzen Aufenthalt an einem andern Ort nicht gehoben werden, und wenn er auch noch vierzehn Tage irgendwo anders hingeht, so wird es schwerlich viel besser werden. Meine Überzeugung ist die, daß er im nächsten Semester sich mit Universität und Pädagogium zugleich eine unerträgliche Last aufbürdet, die er über lang oder kurz ganz wie zu Weihnachten sich wird abnehmen lassen müssen. Heute, als ich abreiste, fehlte nicht viel, so wäre Nietzsche mit mir zurückgekehrt:

denn das scheußliche Wetter, dem kein Mensch traut, verhinderte die Fremden, die unsere zweisame Pension besuchen wollten, zu kommen, und Nietzsche selbst fürchtet mit Recht nichts mehr als die Einsamkeit und seine Gedanken. Ich riet ihm, nach Genf zu gehen, wo er Senger kennt, diesem zu schreiben und es dort unter Menschen einige Zeit zu versuchen. Aber leider verhinderten Kopfschmerzen ihn zu reisen, und ich habe ihn mit Bekümmernis allein als Gefangenen bei Chillon zurücklassen müssen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß er eines Tages und zwar bald nach Basel zurückkehrt. Und was dann! Es ist wirklich trostlos: Ein Arzt ohne Kopf und ein Kopf ohne Arzt; der sich seine Heilmethode selber zurechtlegen muß, ohne daß etwas dabei herauskommt. Und Bayreuth: Die Wahrscheinlichkeit nimmt ab, daß Nietzsche dahin wird kommen können. Über die drei Wochen, die wir zusammen verlebten, dürfen Sie beruhigt sein. Mehrere und lustigere Gesellschaft hätte auch nichts gebessert. Gute Lektüre, gute Gespräche, gutes Essen und viel Spaziergänge bei jedem Wetter — das war unser Leben. Soviel heute. Genießen Sie das Glück bräutlicher Ferien und seien Sie herzlichst bedankt und gegrüßt von Ihrem C. v. Gersdorff." — In diesem Sommer 1876 kam auch endlich die vierte Unzeitgemäße Betrachtung zustande, die er schon im Herbst zuvor fast fertiggestellt hatte, aber in dem schon aufklaffenden innern Zwiespalt nicht zu veröffentlichen gedachte. Freundliche Erkundigungen Wagners, der natürlich von diesem Vorhaben Nietzsches nichts ahnte, ließen die Erinnerungen an alte Zeiten und damit verbunden ein warmes Glücksgefühl wieder lebendig werden, so daß er die Veröffentlichung als Festschrift für die bevorstehende Bühnenweihe dann doch beschloß.

„Der Gefangene von Chillon"

Im Wintersemester 1875/76 hatten sich in Basel zwei junge Musiker immatrikuliert, um bei Nietzsche und damit in Verbindung auch bei Jakob Burckhardt und Overbeck Vorlesungen zu hören, Heinrich Köselitz und Paul Widemann, beide aus Overbecks Adoptivheimat, dem Königreich Sachsen stammend. Aus der Lektüre seiner Schriften waren sie Nietzsches Verehrer geworden; der Verleger Schmeitzner, mit Widemann befreundet, war mittelbar die Ursache für die Anknüpfung dieser in Nietzsches späterem Leben so bedeutungsvollen Beziehung. Mit Widemann blieb es beim respektvollen Zuhörerverhältnis; bei Gast wuchs jedoch bald die Jüngerschaft daraus hervor. In einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" vom 6. und 7. August 1907 hat Ludwig von

Peter Gast und Paul Widemann

Scheffler, ein Schüler Jakob Burckhardts, einen vorzüglichen Beitrag zur Kenntnis Nietzsches und seines Schülers Peter Gast gegeben: „Ich befand mich eines Tages (1876) vor dem kleinen Auditorium, welches einige in der Nähe stehende Studenten auf mein Befragen mir als dasjenige Nietzsches bezeichneten. Es lag ein sonderbarer Ton in ihrer Aussprache des an Zischlauten reichen Namens. Etwas wie Befremden über meine Frage, wie Spott, wie leiser Hohn. Das reizte mich. Die Zeit des Kollegiums hatte überdies begonnen. Ich trat ein. Ein Stübchen eher, denn ein Hörsaal, und anstatt der Zuhörer ein junger Mann gegen das Fenster gelehnt, dessen Tracht keinen Berufsstudenten verriet. Das dunkle Habit vielmehr der Leipziger Konservatoristen! Der schwarze Rock mit den langen, langen Schößen! . . . Ich war gespannt, das Gesicht zu der eigentümlichen Gestalt zu erblicken. Allein, der Jüngling kehrte mir nach wie vor den Rücken, ganz in das Schauspiel vor ihm vertieft. Ich muß hinzufügen, daß der Rhein in jenem Frühjahr mit einer seiner furchtbarsten Überschwemmungen wütete. Seine Fluten wirbelten in den dem Ufer naheliegenden Straßen! Unzählige Trümmerstücke wälzte er in seinem Strome mit fort. Und nicht nur die alte, malerische Brücke, die einzige damals noch, geriet durch den beständigen Anprall ins Schwanken, auch das Universitätsgebäude, so unmittelbar aus dem Flusse aufsteigend, stand in Gefahr, den Grund zu verlieren. So war der junge Mann durch die aufregende Fensteraussicht ganz gefesselt, als ich ihn mit einem lauten Räuspern aus seinem Alleinsein weckte." Es war Heinrich Köselitz, Peter Gast, wie er sich auf Nietzsches Rat umnannte: „Ein anderer Richard Wagner! Nur jung, ‚en beau' wie man sagt. Nicht nur der Schnitt des Wangenbartes ahmte korrekt den ‚Meister' nach, auch Nase, Stirne, Kinn waren wie auf den Kopf des großen Musikers geformt." Nur fehlt diesem Porträt das es von Wagner unterscheidende Merkmal: die wallende Künstlermähne. Auch die geistige Silhouette an Peter Gasts Jüngergestalt kommt bei Scheffler scharf geschnitten zur Geltung: „Vor allem wollte mir das mangelnde Nationalgefühl (mein Vater war als einer der Heerführer aus dem großen Kriege heimgekehrt!) und der oft ans Kleinliche grenzende Haß gegen alles Kirchliche an Köselitz nicht behagen. Ich war jung und trug noch jene Lyrik der Stimmung im Innern, die sich an der Geschichte, an den schönen altertümlichen Bauten des ‚goldenen Basel' er-

Peter Gast als Hörer des Platokollegs

Peter Gast's geistige Silhouette

wärmte. Es tat mir wohl, im altehrwürdigen Münster mein Auge an den herrlichen Wölbungen auf und ab gleiten zu lassen, und ich genoß den Zauber der Stunde, wenn abends, im anstoßenden Kreuzgange, mein Blick auf den schimmernden Rhein und den warmdunklen Schwarzwald darüber sich verlor. Überraschte mich Köselitz einmal bei solchem Wandeln, so war ich sicher, nichts als Schimpfen und Schelten auf diese ‚pfäffische Kunst' zu hören. Schon die ‚rote Inquisitionsfarbe!' des Münsters (seine herrlichen, im Purpur oft erglühenden Sandsteinquadern!) stach meinem Begleiter unangenehm in die Augen. Den ‚nüchternen' Hallenbau im Innern fand er wert, der Tempel der ‚Geistig Armen' zu sein. Überhaupt sah er nichts als Abstraktes, Philisterhaftes in dem gotischen Wesen. . . . Ich hatte für solche Angriffe nur erstaunte große Augen. Sollte das ‚Ecrasez l'infâme!' dieses ‚Nieder mit der Kirche!' wirklich solche Früchte im Nietzscheschen Dunstkreise gezeitigt haben?! Daß dem nicht so war, daß Nietzsche im persönlichen Verkehr wenigstens niemals solcher Agitation sich bediente, sollte ich bald bei erfreulicher Gelegenheit erfahren. Denn der Professor lud mich zu sich ein. Ja, einmal bin ich bei Nietzsche zum Nachmittagstee gewesen!"

Gast als Parteigänger Bayreuths

Peter Gast war damals noch päpstlicher als der Papst und konnte später ein so scharfsichtiger Beurteiler des Wagnerschen Epigonentums wohl nur werden, weil er im Ungestüm seiner Jugend so rückhaltlos mit dabei gewesen war. In Basel trug er geradezu seine Haut feil für seine damalige Überzeugung. Overbeck, der die amtliche Seite der Sache als Prorektor mit erlebte, kam gelegentlich auf den temperamentvollen, aber unüberlegten Geniestreich zu reden, an den von Scheffler mit den Worten erinnert: „War es doch auch mir schon zu Ohren gekommen, daß Peter Gast als immatrikulierter Student einen offiziellen Verweis wegen einer musikalischen Zeitungskritik vom Rektor der Universität erhalten hatte. Selmar Bagge [der Direktor der Basler Musikschule], war darin von ihm [wohl im Musikalischen Wochenblatt] wegen seines ‚rückständigen' Geschmackes heftig angegriffen worden! Und nun zog der Groll über die erfahrene Zurechtweisung noch einmal wie eine Wetterwolke in den Worten des jungen ‚Wagerianers' an uns vorüber. Selbstverständlich, daß sich Köselitz hierbei der Zustimmung Nietzsches sicher wußte. Aber gerade dessen Haltung

hierbei bewunderte ich. Ein Schütteln mit dem Kopfe, eine beschwichtigende Handbewegung war alles, womit er den Redeeifer seines Jüngers zu dämpfen suchte. Erst als Köselitz zu persönlich wurde und mit dem gehaßten ‚Bache' (so sprach er in unserer Mundart den Namen des braven Gothaners konsequent aus!) auch einige einflußreiche Patrizier für das ‚niedrige Niveau' des Basler Kunstverständnisses verantwortlich machte, griff er mit längeren Sätzen ein. Er wandte sich dabei zu mir und gab mir das Ganze wie eine liebenswürdige Erklärung, daß der Pietismus der Basler Gesellschaft (vor dreißig Jahren!) allerdings daran schuld sei, wenn die Konzerte hier noch stets einen streng konservativen Charakter trügen. Freilich sei die Musik andererseits das einzige künstlerische Interesse, welches dieser konventionellen Strenggläubigkeit übrig geblieben. Ins Theater die Töchter des Hauses zu schicken, war verpönt! Dafür sei jedoch erst kürzlich ein Konzertsaal gebaut worden, wie er zweckentsprechender, prächtiger in ganz Deutschland nicht zu finden. Aber nur ‚klassische Musik' käme darin zu Gehör. . . . ‚Doch warum sprechen wir von etwas, das wir (er lächelt zu Köselitz hinüber) doch nicht ändern können. Erzählen Sie uns lieber von der bildenden Kunst. . . . Was macht Burckhardt auf Sie für einen Eindruck?' — Im Urteile über Musik und ihre Pflege im damaligen Basel überschaute Nietzsche seinen Musikjünger dank dem ihm eigenen weltmännischen Zuge, während Köselitz entweder schwieg oder dann eine eigene Meinung aussprach. Auch andere Leute hat Peter Gast in Basel durch sein keckes Absprechen über die einheimische Architektur und Musikalität verblüfft, wobei die Betreffenden freilich manchmal zweifelten, ob es ihm damit wirklich ernst war und er sie nicht vielmehr auf schalkhafte Weise prüfen wollte. Sein Auftreten und seine Erscheinung weckten ungeteilte Sympathie. In seinen Augen lag eine träumerische Lebenskraft; er besaß eine etwas unbehilfliche aber sehr anziehende Art, zu grüßen; die Ausatmung, die dabei erfolgte, hatte etwas gesund Derbes. Nietzsche war durchaus nicht der einzige, der damals an Peter Gast geglaubt hat. Und gerade deshalb ist es als eine weitere unter den mancherlei merkwürdigen Fügungen in Nietzsches Leben zu betrachten, daß er damals diesen feinfühligen und hochintelligenten Jüngling dauernd an sich zu fesseln vermochte. Frau Förster-Nietzsche nennt (Biographie II, S. 239) „mit Rührung und Dankbarkeit den Namen Peter Gasts,

Gasts Adeptennatur

des einzigen persönlichen Jüngers meines Bruders, der ihm in seiner schlimmsten Vereinsamung in treuer Verehrung zur Seite gestanden hat und auf den steilsten Pfaden der Erkenntnis mit wärmster Begeisterung gefolgt ist".

Wie bisher Baron Gersdorff an schreiberischer Handreichung ab und zu Dienste geleistet hatte, kam fortan Köselitz für diesen dem Augenkranken unentbehrlichen Beistand auf. — Zuerst schrieb er die vierte Unzeitgemäße ins Reine. Professor Schieß fand den Zustand von Nietzsches Sehkraft noch schlimmer als früher und erklärte die Notwendigkeit, sich nach einem ständigen Schreiber umzusehen. Die Aufopferung des jungen Musikers mußte um so willkommener sein, als er über eine prachtvolle Handschrift verfügte. Als Lohn für seine Hingabe wurde ihm freilich auch das Glück zu teil, von nun an als ebenbürtiges Mitglied diesem geistvollen Kreise angehören zu dürfen. Die Freunde taten ihr möglichstes, um sich für ihn noch in den Besitz vakanter Patronatscheine zu setzen und ihm so den Besuch der ersten Bayreuther Spiele zu ermöglichen. Nachdem schon mit Rohde korrespondiert worden war, schreibt Gersdorff an Overbeck die Zusage: „Wollen Sie dem trefflichen jungen Manne dies mitteilen. Was die Wohnung betrifft, so sagen Sie, bitte, Herrn Köselitz, daß es sich ganz von selbst verstände, daß er in dem von mir gemieteten zweiten Zimmer als mein Gast wohnen könne und daß ich ihn bäte, das ohne Scheu anzunehmen. Was ich neuestens über Bayreuth weiß, entstammt der lithographierten Korrespondenz, welche allerhand gute Dinge in ziemlich trivialen Worten erzählt und sich besonders mit der Maschinerie befaßt. Überhaupt dürfte es sich empfehlen, wenn die Zeitungskorrespondenten Techniker vom Fach wären, sich mehr um die Gasflammen, Dampfmaschinen, Kondensatoren, kurz um den ganzen Brantischen Zauberapparat und gar nicht um das Dramatische und Musikalische kümmerten. Dann würde weniger Unsinn geschrieben."

Gast mit Nietzsches Freunden in Bayreuth

Für Gersdorffs joviale Liebenswürdigkeit spricht auch die Aufmerksamkeit, die er sich zu Overbecks Hochzeit ausgedacht hatte, nach seiner eigenen Beschreibung „ein buntes Hochzeitskinkerlitzchen, dessen Urheber Sie unschwer erraten werden. Möchte es Ihnen als ein kleines Monumentum amicitiae (hoffentlich steuerfrei und unversehrt) so freundlich entgegenlachen, wie mir die Erinnerungen und die guten ernst-heiteren Tage und Stunden, die ich mit Ihnen in Basel und Bayreuth verlebte, und die in dilettanten-

Ein Freundschafts-Angebinde

hafter Form und Farbe allegorisch angedeutet auf dem Rande des Tellerchens gepinselt zu sehen sind. Sie werden in harmlosen Anspielungen verstehen, die jede Lunette in bezug auf den Namen enthält, dessen Anfangsbuchstaben schwarz auf gelb in den Täfelchen verzeichnet sind. Das Ganze ist der Kreis Ihrer Freunde, links der Zwillingsbruder im Kampf mit dem Weltdrachen, der geflügelte Engelskopf als Sinnbild der Idee für Wagner, für mich Henne und Fruchtschalen (ins Gemeine übersetzt Leutnant der Landwehr und Landwirt), Romundt als Unkenphilosoph und in den beiden Bestien noch deutlicher in seiner verzweifelten Stimmung illustriert und Rohde mit einem Semperischen Bildchen als klassischer Philologe verzeichnet. Treitschke durfte nicht fehlen, wenn er uns auch fremd ist. Ich fand kein anderes Symbol als den freilich heraldisch unrichtig gefärbten Reichsadler, der sich zwar ein wenig fremdartig unter so unpolitischen Dingen ausnimmt, aber in der Farbe wenigstens zu dem ihm gegenüberstehenden Symbol der Liebe paßt." Nietzsche gratuliert Gersdorff zum Overbeckschen Kunstwerk, „an dem ich eine Freude gehabt habe, wie ich sie mir kaum zutraute. Durch Geist, Witz und Zartheit des Gedankens hast Du alles, was Overbeck sonst bekommen hat, aus dem Felde geschlagen, davon bin ich überzeugt. Es ist eine ganz vornehme Schenkung, eine Art Adelsdiplom der Freundschaft." (Briefe I, S. 381.)

Nietzsches letzter Aufenthalt in Bayreuth

Unterdessen ging den Freunden Numero IV zu. „Endlich einmal wieder ein Festtag!" quittiert Gersdorff den Empfang. „Wie ein Verschmachtender stürzte ich den ganzen Trank dieser ergreifenden Weiherede auf einmal herunter. Es wird einem wohl und wehe dabei zumute. Auf Wiedersehen in Walhalla! Und daß keiner fehle!" Inwiefern die anbrechenden Festtage den Teilnehmern des Nietzscheschen Kreises Erfüllung und wie weit Enttäuschung brachten, findet man im 15. Kapitel der Biographie anschaulich geschildert. Als an ein schönes Beispiel, wie Nietzsche unliebsame Situationen erst scheinbar willenlos erduldete und dann aber plötzlich mit einem kühnen Freiheitsimpulse durchbrach, soll hier nur an seinen zehntägigen Abstecher in den Böhmerwald mitten aus der Bayreuther Verpflichtung heraus erinnert sein. Dort in den Wäldern von Klingenbrunn schrieb er die „Pflugschar" auf, das erste Behältnis seines innern Umschlages, die Keimschrift, aus der um Jahre später „Menschliches, Allzumenschliches" hervorgegangen ist. Als er, mit der gesteigerten Empfind-

lichkeit des Produktiven, in die geräuschvolle Umgebung zurückkehrte, fing er mit dem mißtrauischen Eifer des noch nicht als solchen erkannten Neuerers und Abtrünnigen seine eigenen Anhänger auf die Stichhaltigkeit ihrer Treue zu sichten an. Einen der ihm ergebenen Musiker nahm er in ein peinliches Verhör und überhäufte ihn mit unleidlichen Vorwürfen. „Sie sind klug", so etwa beschuldigte er ihn, „offenbar sehr klug, und besonders scheint Ihnen das Bestreben eigen zu sein, andere Menschen unversehens zu Brücken für Ihre Zwecke zu machen. Wenn Sie dabei Glück haben, beweist das noch gar nicht das Gegenteil. Erinnern Sie sich bloß an die Eidechsen bei Chamfort — les lézards qui à ramper n'ont gagné que de perdre leur queue! In dieser Klugheit sind Sie denn auch so klug, eine Gesinnung zu haben und ehrlich zu sein und hangen denn auch mit solcher Gesinnung an der Sache Wagners, weil sie du jour ist. Sie werden niemals in den Kreis der näheren Freunde Wagners Einlaß erhalten, denn dieses Mißtrauen geht Ihnen überall nach. Liszt ist empört über Sie, desgleichen Hans von Bülow." — Der also Überraschte versuchte zunächst die mit untergelaufenen notorischen Mißverständnisse zu beseitigen; im übrigen hielt ihn die instinktive Rücksicht auf Nietzsches Gesundheitszustand von einer persönlich heftigen Erwiderung ab. Er rief aber Zeugen auf und machte geltend, daß er niemals nach etwas anderem getrachtet habe als harmlos, das heißt: vor Not und materieller Gefahr geschützt leben, um in solchem Leben seine höheren Fähigkeiten betätigen zu können, und nur die viel höhere und wohl auch nicht unheilige Angst, vielleicht ohne Betätigung seines Besseren und Besten durchs Leben gehen zu müssen, habe ihn bisweilen in Unruhe und Fieber versetzt, aber keineswegs die Sucht nach persönlichen Vorteilen. Darauf versetzte Nietzsche, wer zu ihm halte, wisse sich frei auch von solchem äußeren, wenn auch berechtigten Ehrgeiz: „Wir wollen eigentlich nichts mehr, meine Stellung ist in bezug auf Ehre keine, die zum Neide verlockt." Das bezog sich darauf, daß der Musiker im Begriffe stand, sich an einem deutschen Fürstenhofe ein Hof- oder Kammerprädikat zu erspielen, um nicht im Kleinverdienst und Stundengeben zu ersticken. Er hielt das Nietzsche entgegen: „Solange ich als Metier mein Instrument spielen muß, habe ich diese Art Ehre durchaus nötig. Das ist nicht wahr, daß Ihre Stellung und die Ihres Freundes Overbeck nichts Neidliches hat. Ordentlicher Professor an einer Universität zu sein, ist in aller Augen,

Wagners Sache „du jour"

„Ordentlicher Professor an der Universität"

auch in meinen, immerhin das höchste Lehramt, das eine Nation zu vergeben hat. Ein Universitätslehrer kann sich mit dem Gefühl trösten, daß er nützt und einem wirklichen Bedürfnis dient. Ich aber lebe in dem Gefühl, einer Lüge zu dienen, der modernen Lüge des Unterrichts an Dilettanten, wobei nach meiner Überzeugung für die Musik blutwenig herauskommt. Und darüber geht dann verlustig, was man Wahres und vielleicht Großes wirken könnte. Gerät man darüber in Angst und streckt seine Hände wähnend und tastend bald nach der, bald nach jener Himmelsgegend, da mag es auch wohl so aussehen, als lasse man die Richtung, die man einschlägt, nicht von der Magnetnadel, sondern von der Windfahne bestimmen. Soll ich nun statt eines Künstlers von Ruf bloß ein provinzialer Musiklehrer sein, so ist das für einen Mann wie ich bin, nicht auszuhalten, diese soziale Stellung ist zu scheußlich und untergeordnet." — Daraufhin zuckte Nietzsche die Achseln: „In den Tagen von Bayreuth sollte man von Rechts wegen das private Saitenspiel zerschlagen. In dieser Zeit noch Virtuose!" — „Zugegeben, ein parfümierter Salonheld!" erwiderte der andere, „bei mir aber bitte ich nicht zu vergessen, daß ich Beethoven spielen kann, und der ist auch nach Bayreuth nicht überflüssig. So gehen Sie doch und raten Wilhelmi, er solle seine Geige an den Nagel hängen, wenn er in Bayreuth seine Stimme brav und schön gestrichen hat. Ich habe der Sache Wagner gar nicht in dem Sinne treu zu sein, wie man einer Sache treu bleibt, der man einmal beigetreten ist; ich bin völlig von innen heraus und mit natürlicher Notwendigkeit in diese Sache hineingewachsen, und wenn ich dem Zwange unterlegen bin, in letzter Zeit mich dafür nicht rühren zu können, so müßte ich doch alles, was ich von Natur bin, auf den Kopf stellen können, um ihr fremd oder untreu zu werden." — — — Dieses übrigens vorübergehende Zerwürfnis Nietzsches mit einem seiner Verehrer war hier zu erzählen, weil es zweierlei lehrreiche Einblicke in seinen Charakter eröffnet. Er konnte zweifellos zu weit gehen und sich zu einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen. Aber sein Irrtum war von einer höchst merkwürdigen Art, eine Sünde der vollendeten Vornehmheit. Im Augenblick, wo er innerlich Wagner den Rücken kehrt, ereifert er sich gegen einen seiner Freunde aus dem Argwohn heraus, jener werde Wagner untreu werden. Wo der Plebejer unwillkürlich sich über den Bundesgenossen des eigenen Abfalls gefreut hätte, wacht Nietzsches Seele noch mit eifersüchtiger

Treue an Wagners Tür, durch die ihn sein Verstand und seine ehrliche Erkenntnis bereits über die Schwelle hinausgeführt hatte.

Nietzsches Gerechtigkeit gegen Wagner

Noch mehr als aus der Gelegenheitsschrift „Richard Wagner in Bayreuth" kommt Nietzsches Respekt und Verständnis für Wagner an den Tag in den nachgelassenen „Gedanken über Richard Wagner, Musik und Bayreuth" aus den Jahren 1874—1878. Alle Kritik an Wagners Stil und Tendenz lassen Nietzsche doch nicht blind sein an Wagners Größe, die ihm besonders im rhythmischen Sinn zu liegen schien. (Taschenausgabe Bd. 4, S. 432): „Die Anlage jedes Wagnerschen Dramas ist von einer Einfachheit, die noch größer ist als die der antiken Tragödie; und dabei ist die dramatische Spannung die höchste. Dies liegt in der Wirkung der großen Formen, ihrer Gegensätze, ihrer einfachen Bindungen, das ist das Antike an dem Bau dieser Dramen. Die Spannung beruht auf den Höhenverhältnissen der Leidenschaften, niemals auf dem Effekt des neuen und überraschenden Schauspiels. Ich wünschte mir den Grad von rhythmischer Augenbegabung, um über das ganze Nibelungenwerk in gleicher Weise hinschauen zu können, wie es in einzelnen Werken mir mitunter gelingt." Der Rückschlag in Nietzsche gegen Wagner machte sich, ohne diese Anerkennung der künstlerisch konstruktiven Vorzüge in Abrede zu stellen, vor allem auf psychologischem Gebiete geltend, und da nun die ungeheure Enttäuschung: „Ich will es nur gestehen: ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christentum völlig verleidet werden." (Nachlaß 1878, S. 31.) War somit Nietzsche an Wagners Kunst schließlich gescheitert, um für sich selbst frei und weise zu werden, so bleibt auch an diesem Abfall bewunderungswürdig die Art, wie er damals und bis zuletzt gerecht zu bleiben sich bemühte und dies zu sein bei aller Strenge oft inmitten der Leidenschaft fertig brachte. „Mir ist sehr lieb," sagte er zum Freiherrn von Seydlitz am 17. Juni 1878, als dieser ihm von einem Besuche in Wahnfried berichtete, „mir ist sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde Wagner Gutes und Freundliches erweist: denn ich bin immer weniger imstande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Dies tut mir wehe genug. . . Wüßte er übrigens was ich alles gegen seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen seiner ärgsten Feinde — was ich bekanntlich nicht bin. Ich beziehe mich dabei auf meine

Ansichten über Moral und Kunst, die das Härteste sind, was mir der Wahrheitssinn bis jetzt abgerungen hat."

Keinerlei „Bruch" mit Wagner

Zu einem äußeren Bruch mit Wagner kam es damals nicht. Vielmehr bewegten sich für die nächste Zukunft die Pläne in gleicher Richtung; beide hatten einen Winteraufenthalt in Süd-Italien ins Auge gefaßt, und es war mit der Möglichkeit zu rechnen, an einem schönen ruhigen Orte einen ungestörten Austausch vor sich zu haben. Wagner schrieb an Nietzsche zu Anfang des Festspielsommers (Biographie II, S. 238): „Ist dieser Unsinn vorüber, so gedenke ich mich ellenlang auszustrecken, vermutlich in Italien, wo ich mich mit Weib und Kind auf einem amerikanischen Marsche zu wälzen beschlossen habe." Und Nietzsche schreibt an Gersdorff genau zur selben Zeit (26. Mai 1876, Briefe I, S. 236): „Daß ich vorhabe vom Oktober an auf ein Jahr nach Italien zu gehen, einer Einladung der besten Freundin der Welt, Fräulein von Meysenbug, folgend. Noch habe ich nicht die definitive Erlaubnis der Behörden dazu, aber sie wird mir wahrscheinlich zu teil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein so kleines Gemeinwesen nicht zu belasten) auf meinen ganzen Gehalt für diese Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubst nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke!" — Schon um die Osterzeit hatte er sich gegen Rohde enthusiastisch über Fräulein von Meysenbug geäußert (Briefe II, S. 519): „Kennst Du Longfellows Gedicht ‚Excelsior'? Und hast Du die eben erschienenen drei Bände ‚Memoiren einer Idealistin' gelesen? Ich bitte Dich sehr darum, es zu tun. Es ist das Leben unserer herrlichen Freundin Fräulein von Meysenbug, ein Spiegel für jeden tüchtigen Menschen, in den man ebenso beschämt als ermutigt blickt: ich las lange Zeit nichts, was mich so innerlich umdrehte und der Gesundheit näher brachte. Wir haben ja Verschiedenes diesen Winter zu tragen gehabt, aber was mir so wohltat, wird auch Dir wohltun, bei aller Verschiedenheit der Naturen und der Leiden. Overbeck hat es seiner Braut vorgelesen: nach jeder Sitzung, erzählte er, seien sie in neue Begeisterung und Ergriffenheit ausgebrochen. Es ist etwas von der höchsten caritas darin."

Der Winter in Sorrent

So kam es zu dem Winter in Sorrent. Der eine der Begleiter war Rée. Er schrieb an Overbeck von seinem väterlichen Gute Stibbe bei Tütz in Westpreußen am 21. Juni 1876: „Lieber Herr Professor! Sie müssen mir erlauben, Sie durch einen Brief zu inkommodieren, obgleich wohl Kunst und Leben sie gerade in die-

ser Zeit aufs höchste beschäftigen mögen, — die Kunst durch die Proben in Bayreuth, und das Leben durch ihre bevorstehende Verheiratung. Ich will also kurz sein. Schon vor ziemlich langer Zeit schrieb ich an Nietzsche, und da er bis heute nicht geantwortet hat, so fürchte ich, daß er krank sein möchte, oder, wie ich hoffe, durch Bayreuth beschäftigt. Bitte, haben Sie die Güte, mir mitzuteilen, wie es bei Ihnen steht. Ich selbst rücke mit meiner Arbeit nur langsam vor; der Teufel mag wissen, was schließlich daraus wird!" Diese Anfrage an Overbeck war wohl der erste Anstoß zur Übereinkunft für den Sorrentiner Winter. Nietzsches anderer Gefährte wurde ein blutjunger Student der Rechte, Albert Brenner aus Basel, „ein sehr fähiger und früh gereifter (weil früh leidender) Schüler", wie ihn Nietzsche schon das Jahr zuvor nannte. (Briefe I, S. 341.) Dessen Privatbriefe bilden eine wertvolle Quelle für jene Zeit.

Eine Nichtenttäuschung in Nietzsches Leben

Es geht aus diesen spontanen Zeugnissen hervor, daß Nietzsche seinen Traum von einem klösterlichen Zusammenleben, wenn auch nur ein halbes Jahr lang, verwirklicht sah. Von dieser Zeit an hat er einen Rang- und Gradunterschied gemacht zwischen philosophischen und sozusagen profanen Geistern; von dieser Zeit an datiert auch bei ihm der Ansatz zu einer neuen Kastenordnung, die, selber noch weit entfernt von dem Kontrast zwischen Herren- und Sklavenmoral, doch schon zwischen Zwangsarbeit und Freiarbeit unterschied und dem sozialistischen Begriff des idealen Arbeiters den individualistischen des idealen Müßiggängers entgegenstellte. (Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 282—291.) Es beweist gar nichts gegen das vollkommene Gelingen der Tage in Sorrent, wenn Nietzsches Schwester nun hinterher einschränkende und bedauernde Äußerungen über jene Zeit aus seinem Munde bekannt gibt (Briefe III, S. 528—533). Es liegt hier eine der wenigen festen Erfahrungen in Nietzsches Leben vor, die nicht gleichbedeutend war mit einer Enttäuschung und gescheiterten Hoffnung. Wohl war für ihn selbst ein Erlebnis, das ihm gestattet hätte wunschlos zu sein, durch die Intensität seiner darüber hinausstürmenden Empfindung alsbald ausgelaugt, um, soviel Mark daran war, in Erkenntnisstoff umgesetzt zu werden; Nietzsche kam es da auf die eine oder andere Undankbarkeit nicht an, da er ja nie sich zufriedengeben durfte, unendlich und grenzenlos wie sein Sinn gerichtet war. Aber er, den das Gefühl der Einsamkeit später beinahe oder vielleicht auch mehr als nur

beinahe umbrachte, hat doch die Möglichkeit einer „Vereinigung freier Geister" einmal ausprobieren können — eine Seltenheit, wenn man bedenkt, wie wenig sonst das Leben seine weltfremden Pläne bestätigte.

Albert Brenner über den Winter in Sorrent 1876/1877

Mitteilungen aus Briefen an seine Familie[32]

Genua, Freitag abends, 20. Oktober 1876

Meine Lieben!

Reise über Genua, Livorno und Neapel

Heute um vier Uhr bin ich müde hier angekommen, habe aber dennoch ein bißchen herumspaziert in den abendlichen italiänischen Gassen und durch sie mein Heimweh gemildert. Von Turin aus fuhr ich mit einer liebenswürdigen jungen Bürgerfamilie aus Genua, und mit zwei edlen jungen Soldaten. Ich bin froh, gleich solche gute Italiänerseelen getroffen zu haben.

Ich traf also Nietzschen in Genf im Hotel de la Poste. Abends 9 Uhr reisten wir weg: Rée kam nicht mit. Er reiste erst diesen Morgen fort und kommt hierher nachts zwölf.

Morgen werden wir per Schiff nach Neapel, wenn die See nicht gar zu hoch geht.

Heute morgen (Samstag)

Gestern war ich so müde, daß es nicht mehr mit Schreiben ging. . . . Heute werden wir wohl wegreisen, wenn Nietzsche nicht noch zu sehr Kopfweh hat . . .

Postkarte mit Poststempel von Livorno, 24. Okt. 1876:

Nur in Eile. Bin in Livorno mit Schiff gelandet; fahren weiter nach Neapel. Schwerer Kopf und müde vom Schaukeln.

Neapel, 26. Okt. 1876

Meine Lieben!

Von Livorno habe ich eine Karte in aller Eile mit Bleistift geschrieben. Ob sie wohl angekommen ist? Die Seefahrt von Genua bis Neapel lief prachtvoll und billig ab. Denkt Euch, nur 45 Frs. 2. Kl. von Genua—Neapel, sehr gutes Essen mit einbegriffen. Am letzten Tage war etwas Sturm. Einer und eine nach den andern

verschwanden vom Mittagstische; zuletzt blieben nur noch der Kapitän, Steuermann, ein Italiäner und ich. Auch Nietzsche hielt lange aus. Ich habe kein bißchen Seekrankheit empfunden; nur hatte ich Schwindel, als ich beim Essen aufrecht sitzen mußte und das Schiff auf und ab ging. Um 1 Uhr gestern nachts (Mittwoch) kamen wir im Hafen an, und waren töricht genug noch nach Neapel zu wollen, statt im Schiffe zu bleiben. So kamen wir denn in eine enge Barke, die 4 Hafenleute ruderten. Es war so ziemlich stichdunkel, nirgends ein Laut mehr, nur hie und da einige unverständliche Worte der verdächtigen Ruderer. Ich fing an Gespenster zu sehen und hielt meinen Dolch gezückt unter dem Bravomantel, den Zylinder auf dem Haupte, dessen Eleganz ich in die Tiefe des Hafens verwünschte. An einem ganz abgelegenen Häfchen, wo kaum mehr Licht schien, landeten wir. Einige Strandsoldaten kamen, die Räubern gleich sahen und ein Trinkgeld verlangten. Sodann teilten sich die 4 Ruderer in unsere zwei Gepäcke und zogen die öde Straße entlang nach dem Chiatamone, pension allemande, wohin wir wollten. Nietzsche, Rée und ich mußten die Gepäckträger beaufsichtigen: sie liefen in einer Distanz von etwa 20 bis 30 Schritte entfernt voneinander. Ich dachte kaum, daß sie uns richtig führten, sondern daß wir in irgend eine abgelegene boutique entführt würden — ich hatte aber dabei wirklich mehr Neugier als Angst, auch stille Ergebung — da aber mein Mantel etwas räuberartig flatterte, wir alle auch doch etwas hohläugig und hergenommen, also immerhin unheimlich aussahen, so kamen wir glücklich an.

Frl. v. Meysenbug ist hier. Sie hat für alles aufs beste mit vieler Anstrengung gesorgt. Morgen gehen wir nach Sorrent, das wir nun doch wählten. Sie läßt Euch aufs herzlichste und angelegentlichste grüßen; das Wiedersehen war sehr schön. . . .

Fräulein von Meysenbug

Wir sind etwas in Neapel herumgefahren. . . .

In Genua mußten wir 3 Nächte bleiben. Ich habe aber nichts von Genua gesehen: wir waren alle ganz erbärmlich müde . . .

Sorrento, 1. Nov. 1876

Meine Lieben!

Vor wenigen Tagen sind wir alle hier eingezogen. Ich schrieb Euch nicht sogleich am ersten Tage, da ich mich doch zuerst auch umsehen wollte. — Wir haben noch an demselben Abend, da ich Euch den Brief von Neapel aus sandte, eine Wagenfahrt um

ganz Neapel herum beim prächtigsten Abendscheine gemacht! und da allerdings ward Neapel ein Wunder. — Den andern Tag fuhren wir bis Castellamare bei sehr schönem Wetter, und von dort mit einem Wagen in $1^1/_2$ Stunden nach Sorrent immer der Straße entlang, welche gerade über dem Meere läuft und vor der Sonne bis Mittag durch die hohen, überhängenden Felsen geschützt ist.

Hier fanden wir das von Frl. v. Meysenbug gemietete Haus. Wir wohnen etwas abseits von Sorrent, in dem Teile, in welchem nur Gärten und Villen und Gärtnerhäuser liegen. Dieser ganze Teil ist wie ein Kloster. Die Gassen sind eng und werden durch zu beiden Seiten fortlaufende doppelt mannshohe Mauern gebildet, über welche sich Orangenbäume, Zypressen, Feigenbäume und Traubengirlanden erheben und den blauen Streif Himmel recht schön einfassen. Da die wenigen Häuser meistens innerhalb der Mauern liegen, so kommt man sich wie in einem Labyrinthe vor. Es sind richtige Mauleselgänge.

Sorrent selbst ist eine Viertelstunde lang. Mitten in der Stadt bei der „Piazza" liegt eine Brücke, die über eine tiefe romantische Schlucht führt. Eine kleine Marine liegt unten in dem Städtchen. Es scheint auch Aristokratie hier zu wohnen. Das wird man wohl alles nach und nach sehen.

Villa Rubinacci

Wir selbst wohnen in einer „Villa Rubinacci". Die eine Seite geht auf das volle Meer, Insel Ischia, Neapel und Vesuv. Dies alles kann man den ganzen Tag in jeder Beleuchtung sehen. Auf der andern Seite sehen wir in eben einen solchen engen Maleselweg. Ein kleiner Orangenhain trennt uns vom Meere: vom Haine aus muß man noch beinahe senkrecht hinuntersteigen, da Sorrent auf einem Felsen liegt.

. . . Heute ist gerade Festtag und zugleich der erste Herbsttag, obschon noch alles grün ist und bleibt und noch keine Strohteppiche gelegt sind. Meine Fenster sind offen, während ich dies schreibe.

Wir haben zwei große Terrassen, die auf das Meer und die Berge gehen. Das Haus ist jedoch nicht nur verhältnismäßig, sondern überhaupt billig; nicht elegant: solche Villen haben z. B. nicht so gute Tapeten wie wir zu Hause, den Boden von glaciertem Stein und Terrassen hat jedes Bauernhaus.

Um 8 Uhr trinken Nietzsche, Dr. Rée und ich den Kaffee. Um 1 Uhr essen wir und dann wieder um 7 Uhr und gehen zeitig zu Bette. Bis zum Städtchen haben wir eine kleine Viertelstunde;

ich gehe alle Tage 2—3 mal hin: dadurch sieht man einen nicht immer für einen Fremden an, es bildet sich eine Art Vertraulichkeit und Heimischsein . . .

Sorrento, 11. Nov. 1876

. . . . Wagners sind vor 4 Tagen nach Rom gereist; wir waren etwa ein halbdutzendmal bei ihnen zu Gaste. Sie waren also alle hier mit ihren Kindern. Wagner war sehr vergnügt, spielte mit seinen Kindern und freute sich der schönen Gegend. Zusammensein mit Wagner

. . . Hier ist es nun auch kalt. Doch gehe ich jeden Morgen ans Meer, und nachmittags wenigstens 2—3 Stunden spazieren mit Nietzsche. Nietzsche befindet sich nicht besonders gut. Viel Kopfweh und Unwohlsein. Doch diktiert er mir jeden Tag eine Stunde. . . .

Einstweilen ist hier noch alles ausgestorben. Was Bedeutenderes ist, ist nach Neapel und kommt im Januar oder Februar wieder zurück. Doch mache ich mich in Sorrent bekannt: die Sprache hier ist für den Anfang etwas schwierig. . . .

Sorrento, Sonntag. November 1876

Meine Lieben!

Ich komme eben von einem Ausfluge auf die Felshöhen von Sorrent zurück. Um 5 Uhr geht hier die Sonne fort. Die letzten Tage, so etwa acht Tage, regnete es mit Ausnahme weniger Stunden jeden Tag. Die Goldorangen werden immer goldener. Vor drei Tagen sind unsere Koffer, alle und alles in gutem Zustande, hier angekommen. Daß es so lange dauerte, schadete nichts. Wir haben dadurch gesehen, daß man immer viel zu viel mitnimmt auf Reisen und mit sehr wenigem auskommen kann.

Die Lebensweise ist noch immer dieselbe: Morgens $7^1/_2$ Frühstück, 9—10 diktiert Nietzsche (aber keine neue Schrift), 10—11 Spaziergang, 11—12 Pandekten. Bis 3 Uhr Mittagessen mit Siesta. Bis 5 Uhr spazieren, oder wenn es regnet, arbeiten. . . . Die klösterliche Lebensweise

Sorrent, 4. Dezember 1876

. . . Um eines beneide ich Euch in Basel, nämlich um Eure Uhren. Vor allem geht hier in Sorrent keine einzige und die Sorrentiner selbst sind zu träge, ihre Taschenuhren aufzuziehen. Wenn wir vier endlich einmal unsere Uhren nach einer Zeit gerichtet

haben — etwa nachdem ein Bote expreß in Neapel nachgeschaut hat —, so zeigt des andern Tags jede unserer Uhren wenigstens 10 Minuten Unterschied von den andern, so daß es unmöglich ist, klug zu werden, wessen Uhr vor oder nach geht.

In Pandekten und Institutionen rücke ich täglich mit vermehrtem Interesse weiter.

Jetzt ziehen Pfifferari herum mit ihren Dudelsäcken. Sie werden in jedes Haus gebeten, um vor dem Marienbilde des Hauses eine Messe zu spielen, wofür sie Geld und Speise bekommen. Nachts stehen dann alle auf der Piazza vor das öffentliche Muttergottesbild und pfeifen ihr gratis eine Dankmesse. Wenn dennoch einer der Umstehenden ihnen etwas gibt, so nehmen sie das für eine ganz besondere Gnade des Himmels an und weisen sie nicht ab.

Wir leben hier wie in einem Kloster.

Nietzsches, Dr. Rées und mein Zimmer stoßen aneinander. Jeden Morgen gegen $6^1/_2$ Uhr stehe ich auf. Dies verdanke ich Nietzschen, der mich auftreibt. Freilich würde ich es einem von Euch Dreien ebenso gut zu verdanken haben, aber da ich Euch fern bin, so ist es doch gut, wenn so jemand da ist. Das macht wohl auch viel aus, daß ich mich gesünder fühle und daß wir zu Dreien aufstehen, spazieren gehen und frühstücken. Zusammen geht alles viel besser, und in einer Kaserne hält man wohl aus, was allein zu tun unerträglich wäre. . . .

Nietzsches gutes Beispiel

Sorrento, 19. Dezember 1876

. . . . Letzte Woche machten Nietzsche und ich jeden Vormittag einen Lauf von 3 Stunden, und zwar keinen geringern, als über die hohen Berge hinter Sorrent an den Golf von Salerno. Die Landschaft ist dort ganz anders: Sonnenschein, das Meer blauer, mildere Lüfte, weiße und rote maurische Häuser, ägyptische Menschen und

„Falter fliegen im Sonnenstrahl".

Heute ist es warm. Ich habe noch keinen Tag die Fenster geschlossen gehabt. Wir waren von dem Laufen doch etwas sehr angestrengt und unterlassen es jetzt, da die Häuser anfangen zu kalt zu werden.

Sonst arbeite ich täglich mein Pensum ab. . . .

Letzten Mittwoch war ich an einem schönen Kirchenfest im nächsten Dorfe für alle schwangeren Frauen. Sogar von Neapel

kamen sie in ihren Karossen. Den ganzen Tag hindurch war herrliche Kirchenmusik und Gesang: 8—11 und 2—6. Das hinderte natürlich nicht, daß in den Seitengängen gepredigt wurde und die Menge aus- und einströmte. . . .

Hier ist alles Bettler und Dieb. Die Wäscherin, wenn ich ihr nicht wie ein Polizeidiener auf die Finger sehe, betrügt mich, wo sie kann, und ist teurer wie in Rom.

Abends liest Dr. Rée vor. Er hat bereits Vorlesungen über Geschichte (nachgeschriebene) von Jak. Burckhardt und Thukydides gelesen. Jetzt lesen wir Platos Gesetze, von denen ich manches für mein Jus lernen kann. . . . Rée's Abendvorlesungen

Sorrent, 27. Dez., Mittwoch 1876

. . . . Ihr wißt, daß am 21. Dez. mein Geburtstag war. Nun habe ich das Amt, jeden Mittag zu verkünden, am Tische: „Heute ist (z. B.) Montag, der 23. Nov. 1876." Ich verkündete also auch am 21. Dez. Jahr und Datum, ohne daran zu denken, daß mein Geburtstag sei. Nach dem Essen klopft es. Frl. v. M. schließt die Fensterläden, daß es stichdunkel wird. Wir alle sind erstaunt und fragen: „Was ist? Mein Gott!" Da öffnet sich aber die Türe, ein Lichtstrahl fällt auf uns, in welchem Trina hereintritt, eine von brennenden Kerzen umkränzte Torte leicht und elastisch auf der einen Hand vor sich her tragend. — Nun war alles klar! Für uns drei Herren war es eine Überraschung. Wir zählten die Kerzen: es waren 20 (zwanzig). Der Kuchen war sehr gut. — Das war doch sehr hübsch von Frl. v. Meysenbug.

Die Situation hier hat eigentlich viel Komisches. Wir drei haben unsere Zimmer also nebeneinander. Aber wenn die andern hinaus wollen, müssen sie durch mein Zimmer, wenn ich aber auf den Abtritt will, muß ich durch die der beiden andern. Jedes von den Zimmern hat wenigstens 4 (vier) Türen, die schlecht schließen.

Morgens $6^1/_4$ Uhr ist es noch ganz still im und um das Haus; nur die Türen zittern im Winde. $6^1/_2$ Uhr läutet es in der Kapelle neben uns in kläglichem Jammertone. Bald darauf ruft eine Stimme: Die Morgenstunde

„Freund Brenner!"

Keine Antwort. Totenstille. Die Jammerglocke wimmert von neuem. Stille. Nach einigen Minuten:

„Freund Brenner!"

Kleine Stille. Dann als Antwort „oh, oh, oh — — —" Wieder Stille. Noch einmal laut:

„Freund Brenner!"

Peinliche Stille. „Was!? Ja! ich stehe auf!!"

Zu gleicher Zeit knallt es im dritten Zimmer von einem Streichhölzchen: Dr. Rée sieht auf die Uhr und verkündet laut die Zeit. Bald hört man in Nietzsches Zimmer das Platschen von Wassergüssen, und in den andern zwei Zimmern antwortet es in langen, aufeinanderfolgenden Echos.

Nach einer halben Stunden kommt der Barbier zu Dr. Rée und Nietzsche. Wir erwarten täglich, daß er einen Erstickungsanfall bekommt; denn jeder Versuch, seiner Redseligkeit nur ein bißchen zu genügen, scheitert an der gänzlichen Sprachunkenntnis seiner Kunden. Er kann sich durch nichts Luft machen, als die Worte buon'giorno und bell'tempo oggi, ah, cattivo tempo. Diese drei Worte sagt er denn auch unverhältnismäßig oft hintereinander. So z. B. wenn er Rée bei der Nase nimmt, um die Oberlippe zu rasieren, fällt ihm eine Geschichte bei, die er erzählen möchte; zu gleicher Zeit fällt ihm aber bei, daß er nicht verstanden wird. Die verhaltene Geschichte würgt ihn, er wird rot im Gesichte und befreit sich durch drei- oder viermaliges „buon' giorno", indem er weiter rasiert usw. usw. So vergeht die erste halbe Stunde jedes Morgens auf die nämliche Weise.

Weihnachten

Am Christabend steigen wir drei nichts ahnend in den zweiten Stock, den Salon, zur gewohnten Lesestunde. Wie wir die Türe öffnen, ist das Zimmer in einen Garten verwandelt, in welchem Lampions hängen. Und nun finden wir gar auf einem Tische Geschenke. Rée erhielt einen sehr schön geschnitzten Spiegel — Nietzsche eine feine seidene Sorrentiner Hauskappe und einen Fächer — und ich einen schönen seidenen Regenschirm mit [einem] Verse.

Heute ist es kalt. Die Bettler sind alle in ihren warmen Höhlen und die „Piazza" steht entvölkert, ein Spielfeld des Windes. Ich ging aber doch in die Berge und gelangte auf abschüssigen, steinigen Pfaden in ein kleines, einsames Felsental. Zu beiden Seiten stehen schroffe, rötliche Felsen, zwischen welchen ein Wasser in unzähligen kleinen Fällen über Felsblöcke stürzt. Auf den Felsen stehen zarte Olivenbäume, welche ein Sonnenstrahl gerade glitzern machte. Wölkchen jagten eilig über den Streifen blauen Himmels. Dürre Blätter flogen wie Vögel im Winde zwischen den

Felswänden hin und her. Und nun hörte ich gar noch einen Mädchenschrei von oben, und ein feines blau-weißes Tuch flatterte hinunter, von Winden sorgsam über das Wasser getragen und gerade zu meinen Füßen. Ich legte es an sichtbarer Stelle nieder und einen Stein darauf, damit es nicht fortfliege . . . .

Sorrent, 30. Januar 1877

. . . . Nun zur Beantwortung Deiner Fragen: Das Menu

Morgens 8. Uhr. Dr. Rée, Nietzsche und ich zum Frühstück, bestehend aus

Kaffee und Milch, weiches Ei, Brot und Butter.

Mittags 1 Uhr. Alle vier zu

1. Suppe.
2. Zwischenplatte aus Klößen oder Koteletten oder Fisch oder Makkaroni oder Hirn und Leber immer mit Salat.
3. Rind- oder Kalbsbraten oder Hühner, Gans . . . . [unleserlich], Huhn, Truthahn mit Kartoffeln und Rüben oder Blumenkohl.
4. Feigen und Äpfel.
5. Ausnahmsweise jeden Donnerstag und Sonntag noch ein Kuchen.

Nachts 7 Uhr.

Fleischbrühe mit Ei, Schinken, Risotto oder Polenta mit Fleisch, zuck. Pfannkuchen aus Reis oder Gries oder Mehl oder Gelatine oder Orangensalat an Malagasauce. Dann Tee.

Hie und da auch zu besonderer Feier:

Punsch.

Diese Dinge kehren also täglich zu bestimmter Stunde wieder.

Thermometer gibt es hier nicht. Aber ich glaube, wenn es ganz kalt ist, so ist es 4° über 0.

An Weihnacht hatten wir keinen Tannenbaum, aber drei bekränzte Orangenbäume mit Lichtern.

So geht alles hier in den Mauleselwegen seinen stillen Gang . . . Die Lektüre des neuen Testamentes
Wenn mir Tante Lotti ein deutsches altes Neues Testament (nicht Alt und Neues Testament) unter Kreuzband schicken könnte, wäre ich froh . . . .

Sorrent, 4. März 1877

Meine Lieben, ich schreibe diesen Brief mit eiskalten Fingern und Nase, die einzigen, welche unbedeckt sind. Es ist in den letzten zwei Tagen unerhört kalt geworden: Wind, Schnee, Sturm, Eis.

Doch wird morgen schon nichts mehr von allem da sein. Das Wetter ändert rasch. Aber ihr solltet die Sorrentiner sehen! Ich versichere Euch, wir Nordländer werden uns nie einen so recht vollen Begriff von dem Bilde eines frierenden Menschen machen können, ohne einen Italiäner im Winter gesehen zu haben. Es schauert alles an ihm, das Gesicht zittert so, daß man nichts erkennen kann und die Augen gleichsam im Gesichte herumlaufen und ein bärtiges Gesicht ganz Bart wird, wie ein Kreisel mit roten Pünktchen, rasch gedreht, ganz rot erscheint. Die Bettler lassen sich nicht mehr von den anständigen Menschen unterscheiden: alle stehen gleich da, zitternd und mitleiderregend und murmeln etwas mit dem Munde, wahrscheinlich um den Zähnen warm zu machen. Der Wind ist so scharf, daß die Landschaft meinen Augen wie ein gemaltes Eisblumenbild erscheint . . . .

Wir sitzen um das Kamin und ich habe das Geschäft, mit einem großen Fächer die Rauchwolken zurückzudrängen, wenn gerade ein Windstoß sich in das Kaminloch verirrt.

Die Erbauung der Ungläubigen

Dr. Rée liest nun schon das fünfte Geschichtsbuch (Rankes Geschichte der Päpste) vor. Im Neuen Testament sind wir schon bald mit Matthäus fertig. Wir sind immer von neuem gerührt. Das Neue Testament hat wohl selten Ungläubigen so viel Freude und Erbauung gegeben. Wir wundern uns auch über den trefflichen Unterricht, den man in der Religion erhält: denn für uns alle kommt nichts Neues darin vor. So wird es wohl allen andern auch gehen.

Ich habe schon etwas vorausgelesen und vergleiche einzelne Kapitel der verschiedenen Evangelisten miteinander. Ich möchte Euch fragen, ob Ihr nicht auch findet, daß S. Lucas weitaus am besten erzählt, Matthäus am kindlichsten und Johannes die Erzählung beinahe ganz sein läßt und nur die Lehre gibt; oder aber, wenn er erzählt, so klingt es wie ein Gedicht. Z. B. hat kein anderer ein so ausführliches Gebet am Ölberg wie Johannes. Dann sind schon die Anfänge der Evangelisten charakteristisch. Markus fällt mir bis dahin nicht besonders auf.

. . . . Letzthin waren wir in Pompei, das nur $1^1/_2$ Stunden entfernt ist. Man bedauert, daß die Häuser nicht mehr so hübsch bemalt und mit Säulen verziert sind wie damals. Die Malereien sind außerordentlich hübsch; ungefähr so wie man jetzt malt: vollendete Technik. Die Pinselstriche Böcklins (und z. B. die Komposition der Fresken im Museum) haben uns sehr ähnlich geschie-

Die pompeianischen Wandgemälde und Böcklin

nen. Noch vieles schön erhalten. Keine so schaurige Stimmung wie in einer deutschen Ruine, mehr elegisch. In einem dunklen Keller noch das Gerippe eines Toten, bei dem viele Geldtruhen gefunden wurden. Wohl ein Geizhals. Machte Eindruck.

Auf der Höhe in einer Halle noch eine alte Gewandstatue einer Priesterin, welche melancholisch über die Trümmerstadt auf das Meer schaut.

Die Landschaft hier gleichsam nur in Bildern, d. h. man sieht sie nur stückweise, entweder von zwei alten Säulen eingerahmt, oder durch irgend eine Öffnung eines alten Hauses, was natürlich immer überraschend und nachdrücklicher wirkt.

. . . Dies nur stückweise, wenn Ihr Euch ein ungefähres Bild machen könnt oder etwas von jener Stimmung Euch überkommt, die einen dort fortwährend begleitet, so wäre es mir lieb.

Auf dem Heimwege gräulicher Sturm; die Wellen bespritzten uns; wir mußten den Wagen aus dem Kot heben und stoßen. Wir waren alle wie die toten Pompeianer in unsere grauen Schale wie in Lava eingehüllt. Dann hallten wieder in Zimmern oder auf den Altanen die abgemessenen Schläge deutlicher und nachdenkend auf und ab gehender Menschen, bis die Kälte kam . . . .

[In dem folgenden, vom 21. März 1877 datierten Briefe teilt Brenner seinem Onkel mit, er habe einige Novellen geschrieben, bittet aber, diese Nachricht streng geheim zu halten.] Brenners Novelle in der „Deutschen Rundschau"

. . . . Zudem habe ich unter falschem Namen geschrieben und außer Frau Gonzaga [Marchesa Guerrieri-Gonzaga] und denen hier, welchen ich einiges vorgelesen habe und denen es außerordentlich gefallen hat, weiß Gott Lob und Dank niemand etwas von dieser Literarerei . . . .

Ich werde in 12—14 Tagen nach Rom müssen . . . .

Dr. Rée reist auch mit mir weg. Bald wohl auch Nietzsche. Die Kompagnie löst sich auf . . . .

Sorrent, 2. April 1877

. . . . Also Nachricht von Rodenberg selbst, der also die Novelle „Das Bild" von A. Nilson in die „Rundschau" aufnimmt. Es ist eines der ersten Blätter, und ich kann von Glück sagen, daß es dort gleich ist aufgenommen worden. [Im 10. Heft des 3. Jahrganges der „Deutschen Rundschau" [Juli 1877] ist die Novelle unter dem geänderten Titel „Das flammende Herz" erschienen.]

Er [Rodenberg] spricht von Übersetzung: ich habe nämlich die ganze Geschichte im Tone der Spanier geschrieben, auch alles so eingekleidet, daß es wie eine Übersetzung klingt. Aber es ist natürlich alles meine eigene Erfindung. Man kann in ganz Spanien umsonst darnach suchen. Doch wissen er und Homberger [H. Homberger, s. Z. in Rom, damals Mitredakteur der Preußischen gelehrten Jahrbücher in Berlin. Wie aus einer Bemerkung im vorhergehenden Briefe Brenners ersichtlich, hatte sich H. für dessen literarische Tätigkeit sehr interessiert] es jetzt natürlich, daß es eine vollkommene Originalarbeit ist . . . .

Nietzsche als Bruder vom gemeinsamen Leben

Die Hoffnungen, die Nietzsche auf den Aufenthalt in Sorrent gesetzt hatte, waren in Erfüllung gegangen. „Wir alle haben ein Haus zusammen und alle höheren Interessen überdies gemeinsam: Es wird eine Art Kloster für freiere Geister", hat er im Herbst kurz vor der Abreise an seinen neuen Bayreuther Freund, den Freiherrn Reinhold von Seydlitz geschrieben und fortgefahren: „Dann kehre ich nach Basel zurück, es sei denn, daß ich irgendwo mein Kloster, ich meine die ‚Schule der Erzieher' (wo diese sich selbst erziehen) in höherem Stile aufbaue." (Briefe I, S. 385.) — Der Traum von dem außerchristlichen Freigeisterkloster, der gleich bei seinem ersten Erscheinen während eines Sommeraufenthaltes in Flims auch seine greifbarste Gestalt angenommen hatte (Biographie II, S. 117 f.), verwirklichte sich aber später nie mehr; desto wichtiger waren die Tage von Sorrent für Nietzsche, weil er dort in zwangloser Weise und ohne vorbedachte Organisation eben doch so etwas wie eine freie Brüderschaft vom gemeinsamen Leben zur Wirklichkeit werden sah. Rée schreibt darüber an Overbeck (Sorrento, 10. Februar 1877): „. . . . Zuvor einiges über Sorrent und seine Bewohner, da Nietzsche, wie er mir sagte, ziemlich lange nicht nach Basel geschrieben hat. Der Aufenthalt hier, mit seiner See- und Gebirgsluft, seiner Ruhe, seiner Abwesenheit geistiger Tätigkeit hat Nietzsche *sehr* wohl getan. Seit Ende Dezember bis heute sind nur zwei schlimme Tage gewesen, sonst recht gute, oder wenigstens keine schlechten. Allerdings ist das Leben auch sehr gut eingerichtet: viel Schlaf, etwas Vorlesen, gutes Essen, Spazierengehen wechseln miteinander ab. In der letzten Zeit hat freilich das eine Auge, welches bis jetzt noch erträglich sah, plötzlich eine Veränderung zum schlechten erlitten.

Doch meint Nietzsche selbst, daß es ein vorübergehender Zustand sei, was auch die Meinung Schieß's ist, dem er deshalb geschrieben hatte. Hoffen wir! Die Temperatur ist hier so milde, daß ich seit drei Wochen Meerbäder nehme, und man durch wollenes Unterzeug sich mehr gegen die Hitze, als gegen die Kälte zu schützen sucht. Wir alle leiden schon jetzt in Antezipation der Sehnsucht, welche uns ergreifen wird, wenn Deutschlands trüber Himmel wieder über uns hängt. Jedenfalls kein schlimmer Zustand, dessen Nichtsein man fürchtet! . . . ." Ende März reisten Rée und Brenner nordwärts, dagegen hatte sich Baron von Seydlitz mit seiner Frau in der Nähe niedergelassen und war Nietzsche sehr nahe gekommen, wie sich aus den zahlreichen und sehr herzlichen Briefen ergibt, die der damals sonst sehr Schreibkarge in den Jahren 1877/78 an ihn gerichtet hat.

Was war nun die Frucht von Sorrent für Nietzsche? Wir wissen es: „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister." Overbeck war offenbar der einzige von Nietzsches bisher nächsten Freunden, der nach der Lektüre nicht befremdet und bestürzt war. Burckhardts Lob über „das souveräne Buch" war sicher mit Ironie vermischt und wollte verstanden sein: „Das Buch, das sich souverän vorkommt" (Möbius, S. 52). Von den zwei Seelen, die in Nietzsches Brust wohnten, hatte bis jetzt das Theologenblut, das zum Dithyrambus drängte, überwogen. Dieses war es auch gewesen, was Nietzsches ersten Berufsjahren den Stempel eines universalen Erzieherwillens aufgedrückt hatte. Nun kam auf einmal das Gegenteil von Gläubigkeit, nun kam die Kritik bei ihm ans Ruder, und auch der Form nach wurde das langatmige, von einem gewissen Kanzelton getragene Pathos plötzlich abgelöst durch den Sekkostil des Aphorismus. Wer aber darin eine so tiefgreifende Wandlung sah, von getäuschten Hoffnungen sprach und den Verfasser der ersten fünf Schriften nicht wiederzuerkennen meinte, nun — der bewies eben nur, daß er sich bis dahin noch gar nicht die Mühe gegeben hatte, Nietzsche, den ganzen Nietzsche sich rund herum anzusehen. Nur Overbeck war nicht überrascht; er hatte es nicht anders erwartet, als daß nun auch das Kritikerblut in Nietzsche sich regen würde, das ihm, dem zünftigen Theologen, von jeher ungemein sympathischer gewesen war, als eben Nietzsches Pfarrertemperament. Er gehörte also gar nicht mit zu den Erschreckten; ganz abgesehen davon, daß er durch seinen täglichen Umgang mit Nietzsche während fünf Jah-

Nietzsches angebliche Sinnesänderung

ren viel zu gut auf den Umschlag vorbereitet war, brachte ihm „Menschliches, Allzumenschliches" Nietzsche persönlich näher; die Neigung, als Denker möglichst reinen Tisch zu machen, kann, so verstohlen sie auch vorhanden war, für einen halbwegs einsichtigen Gefährten von Anfang an nicht zu verkennen gewesen sein. Schon in Nietzsches Studentenpapieren finden sich Gedanken vom rücksichtslosesten Radikalismus (Biographie I, S. 351): „Das Ding, was die Philosophen Charakter nennen, ist eine unheilbare Krankheit. Eine imperative Ethik ist eine solche, welche mit Krankheitssymptomen zu tun hat. An dieser Grenze wird die praktische Ethik häßlich, ja konsequente Menschenquälerei." Der konsequente, vor nichts zurückschreckende Radikalismus ist es denn sicher auch gewesen, was ihm insgeheim an Stirner so sehr imponierte. Schon vor Basel wußte er genau, daß energisches Weiterfragen das naive Zutrauen zersetzte (Biographie I, S. 340): „Grenzenlos wie früher das Vertrauen, ist jetzt das Mißtrauen, und sittlich erscheint jetzt der Zweifel, wie es früher der Glaube war. Durch die Skepsis untergraben wir die Tradition, durch die Konsequenzen der Skepsis treiben wir die versteckte Wahrheit aus ihrer Höhle, und finden vielleicht, daß die Tradition recht hatte, obwohl sie auf tönernen Füßen stand. Ein Hegelianer also würde etwa sagen, daß wir die Wahrheit durch die Negation der Negation zu ermitteln suchen." So denkt und schreibt Nietzsche bereits 1867 bis 1868; sein Skeptizismus ist also zu der Zeit, da er an seiner Besinnung in die Erscheinung tritt, seit mindestens einem Jahrzehnt in ihm vorbereitet.

Sein ursprünglicher Drang zum Radikalismus

Es war daher nicht von ungefähr, daß ihm der Verkehr mit Rée von nun an so viel wert wurde. Es war zwischen beiden ein Austausch auf gleichem Fuße. Rée schrieb Nietzsche als Widmung in sein Buch über den Ursprung der moralischen Empfindungen: „Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter". Nietzsche hinwiederum überreichte Rée „Menschliches, Allzumenschliches" mit dem Geständnis: „Ihnen gehört's, — den andern wird's geschenkt!" und fügte sogar hinzu: „Alle meine Freunde sind jetzt einmütig, daß mein Buch von Ihnen geschrieben sei und herstamme: weshalb ich zu dieser neuen Vaterschaft gratuliere! Es lebe der Réealismus!" (L. Andreas-Salomé, S. 119.) Es muß in diesem Zusammenhange die doch etwas gar zu systematisch betriebene Diskreditierung Rées durch Nietzsches Schwester festgestellt werden; sie schreibt in den Erläuterungen zum Briefwechsel

„Es lebe der Réealismus!"

mit Fräulein von Meysenbug (1905, S. 529): „Besonders fiel ihm Dr. Paul Rée, trotz seiner wahrhaft rührenden Liebenswürdigkeit gegen ihn, auf die Dauer etwas schwer. Daß zum Beispiel Rée öfter annahm, er wäre mit ihm gleicher Ansicht, und dies auch ganz unbefangen gegen Malvida aussprach, machte ihn zuweilen ungeduldig, oder, wie er sich ausdrückte, ‚es verdroß ihn' . . . . Schon die Annahme, daß Rée glaubte, in einem Teil der Meinungen mit meinem Bruder übereinzustimmen, stellte die Höflichkeit des letzteren auf eine allzustarke Probe, noch dazu Malvida dieser Ansicht Glauben zu schenken schien. Daß Rée nicht begriff, daß ein Gedanke, von meinem Bruder ausgesprochen, ganz andere Hintergründe und unendlich weitere Horizonte hatte, als wenn er, den Worten nach, etwas Ähnliches behauptete, wirkte manchmal geradezu peinlich auf das zarte Empfinden meines Bruders." Soll hier auf Grund angeblicher Aussagen von Nietzsche selbst jede Gesinnungsverwandtschaft Nietzsches mit Rée in Abrede gestellt werden, so ist Frau Förster in der Einleitung zum dritten Bande der Taschenausgabe um ein weiteres Mittel nicht verlegen, Einflüsse Rées auf Nietzsche überhaupt auf ein Hirngespinnst von Nietzsches Umgebung zurückzuführen (S. XXXIX): „Der Grund zu dieser seltsamen Idee ist ein rührend menschlicher: wir fanden nämlich die neuen Ansichten im ‚Menschlichen, Allzumenschlichen' eigentlich unsympathisch (alles Neue ist unbequem). Daß nun ein so geliebtes Wesen nicht von selbst auf so unangenehme Dinge gekommen sei, schien uns ein tröstlicher Gedanke, und so gaben wir im stillen Dr. Rée die Schuld — gerade wie man es täglich auf der Straße beobachten kann. Wenn ein Kind irgend etwas Unrechtes getan hat, so bricht die gereizte Mutter wie eine Löwin hervor und beschuldigt den bösen Nachbarsjungen der Verführung dazu. So wurde der arme Dr. Rée, der das wirklich nicht verdient hatte, zum ‚bösen Nachbarsjungen'. Auch Richard Wagner trug zu dieser Verwirrung bei; er hatte von Anfang an eine Abneigung gegen Dr. Rée gehabt und schon in Sorrent zu meinem Bruder warnend gesagt: ‚An dem werden Sie nichts Gutes erleben.' Nun fand er seine Ahnung bestätigt und sprach dies auch anderen gegenüber aus. So bemächtigten sich die Antisemiten dieses Gedankens: Dr. Rée wurde zum bösen semitischen Prinzip, das den arischen treuherzigen Schwärmer Nietzsche zu spitzfindigen Reden verführt hatte." In der Tat hat man Nietzsche in Bayreuth den freundschaftlichen Umgang und

Die Antipathie von Nietzsches Umgebung gegen Rée

wissenschaftlichen Austausch mit einem Juden als solchen schwer verdacht. Einige Jahre später wurde dies Overbeck durch Peter Gast ausdrücklich bestätigt (aus Venedig, den 12. Mai 1880): „Wie weit diese (antisemitischen) Insinuationen gehen können, bezeugt auch die Auslegung des Verhältnisses zwischen Nietzsche und Rée von seiten Richard Wagners, um welche Auslegung Sie, verehrter Herr Professor, wohl wissen? Diese Art kleinstädtischer Naivität hätte ich Wagnern wahrhaftig nicht zugetraut. Schmeitzner hat vor einem oder zwei Jahren Wagners Ansicht von ihm selbst in Bayreuth gehört; Schmeitzner schrieb mir damals, daß Wagner, in der Manier der deutschen Reformations-Polemiker, zu ihm sagte: „Es gibt Wanzen, es gibt Läuse. Gut, sie sind da. Aber die brennt man aus. Die Leute, die das nicht tun, sind Schweine! (wörtlich)." Die Tatsache der antisemitischen Antipathie des Wagnerschen Kreises gegen Rée sucht nun Frau Förster dahin zu drehen, als hätte es Rée nur dieser ihm angedichteten Eigenschaft des willkommenen Sündenbockes zuzuschreiben, wenn ihm überhaupt ein Einfluß auf Nietzsches Entwicklung zugesprochen wird. Ohne das konfessionelle Kainszeichen hätte überhaupt in Nietzsches Biographie kein Hahn nach dem Dr Rée zu krähen; jetzt verdankte er es wenigstens seinem Judentume, daß man ihm immerhin eine verderbliche Wirkung auf Nietzsche in die Schuhe schiebe!

Durch derartige Winkelzüge wird vor allem der unwahre Schein geschaffen, als sei mit einer Anerkennung der Befruchtung Nietzsches durch Rée notwendig auch Blindheit gegen die durchgreifenden Talentunterschiede bei den beiden Freunden verbunden. Frau Andreas, in ihrer Eigenschaft als gemeinsame Freundin, hat mit jeder nur wünschenswerten Deutlichkeit die vergleichende Charakteristik durchgeführt (auf S. 120—122 ihres Buches): „Bei der Frage nach dem Wert schied sich die geistige Eigenart der Freunde. So hörte der eine da auf, wo der andere anfing. Rée, als Denker von schroffer Einseitigkeit, ließ sich durch solche Fragen nicht beeinflussen; ihm ging der künstlerische, philosophische, religiöse Geistesreichtum Nietzsches ganz ab, dagegen war er von beiden der schärfere Kopf . . . . Während für Nietzsche die leidenschaftliche Verschmelzung des Gedankenlebens mit dem gesamten Innenleben charakteristisch war, bildete einen Grundzug von Rées geistigem Wesen die schroffe und bis zum äußersten gehende Scheidung von Denken und Empfinden. Nietzsches Genialität ent-

Die Frage nach dem Wert

sprang dem lebensvollen Feuer hinter seinen Gedanken, welche sie in einem so herrlichen Lichte ausstrahlen ließ, wie sie es auf dem Wege der logischen Einsicht allein nicht hätten gewinnen können; Rées Geistesstärke beruhte auf der kalten Unbeeinflußbarkeit des Logischen durch das Psychische, auf der Schärfe und klaren Strenge seines wissenschaftlichen Denkens. Seine Gefahr lag in der Einseitigkeit und Abgeschlossenheit dieses Denkens, in einem Mangel an jener weitgehenden und feinen Witterung, die mehr Verständnis als Verstand verlangt; Nietzsches Gefahr lag gerade in seiner unbegrenzten Anempfindungsfähigkeit und der Abhängigkeit seiner Verstandeseinsichten von allen Regungen und Erregungen seines Gemüts. Selbst da, wo seine jeweilige Denkweise momentan mit geheimen Wünschen und Herzenstrieben in Widerspruch zu geraten schien, schöpfte er doch seine höchste Erkenntniskraft aus dem wilden Kampf und Widerstreit mit solchen Wünschen und Trieben. Rées Geistesart hingegen schien selbst dann noch jede Beteiligung des Gemütslebens an Erkenntnisfragen auszuschließen, wenn einmal das Erkenntnisresultat seinem individuellen Empfinden entsprach. Denn der Denker in ihm blickte überlegen und fremd auf den Menschen in ihm herab und saugte demselben dadurch gewissermaßen einen Teil seiner Energie aus, und mit der Energie den Egoismus. An dessen Stelle gab es in diesem Charakter nichts als eine tiefe, lautere, unbegrenzte Güte des Wesens, deren Äußerungen in einem interessanten und ergreifenden Gegensatz standen zu der kalten Nüchternheit und Härte seines Denkens. Nietzsche aber besaß umgekehrt jene hochfliegende Selbstliebe, die sich selbst so lange in ihre Erkenntnisideale hinein verlegt, bis sie sich fast mit ihnen verwechselt und der Welt mit der Begeisterung des Apostels und Bekehrers gegenübertritt. — So lag hinter aller theoretischer Übereinstimmung der Freunde eine um so tiefere Verschiedenheit des Empfindens unter der Gedankenhülle verborgen. Was durchaus der natürliche Ausdruck der geistigen Eigenart des einen war, war für den andern der volle Gegensatz der seinigen; aber eben darum beiden dasselbe Ideal. Nietzsche schätzte und überschätzte an Rée, was ihm selbst am schwersten fiel, weil eben für ihn in einem solchen Selbstzwang wieder die innere Bedeutung seiner Wandlung lag: „Mein lieber Freund und Vollender!" nennt er ihn deshalb in einem Briefe, „wie sollte ich es auch aushalten, ohne von Zeit zu Zeit meine eigene Natur gleichsam in einem gereinigten Metall und

„Mein lieber Freund und Vollender"

in einer erhöhtern Form zu sehen, — ich, der ich selber Bruchstück — — — bin und durch selten, selten gute Minuten in das bessere Land hinausschaue, wo die ganzen und vollständigen Naturen wandeln!" — Aber diese von sich selbst absehende Hingebung ist nur der Weg, auf dem er sich innerhalb einer neuen Weltanschauung zu einem eigenen neuen Selbst durchringt."

Dieses erste Wort über die innere Beziehung Nietzsches zu Rée wird wohl auch für das letzte zu gelten haben. Nietzsche war nach der Enttäuschung von Bayreuth im Sommer 1876 wirklich wieder zum Anfänger geworden. Mit seinem großartigen Erzieherenthusiasmus war es nichts gewesen; er mußte von vorne anfangen und tat es nun nicht mehr als Herold und Autoritätenverkündiger; er schritt über die Vorbilder hinaus und wurde „Selbstkenner — Selbsthenker". Als was für ein Ferment erwies sich da der intime Umgang mit Rée! Es war eine stärkste Dose Gegengift gegen sein ganzes bisheriges Denken und Wollen. Gierig setzte er diesen Giftbecher an die durstenden Lippen, im Vertrauen auf den Reichtum seiner Natur, der ihn alsbald wieder mit Gegeninstinkten vor der Vergiftung schützte. Sein Umzug vom Erzieher zum Kritiker war nur scheinbar ein Umsturz ins Extrem; die notwendige Rückendeckung stellte sich ganz von selber ein. Der Beweis dafür ist erbracht durch jene Mitteilung Brenners, die vier Freigeister in Sorrent hätten das Neue Testament in ihrer Abendlektüre einem ernsthaften und eingehenden Studium unterzogen. Die Nachwirkung dieser Beschäftigung in Nietzsche war nachhaltig. Als er nach Ablauf seines Urlaubs in Basel den ersten Besuch bei Overbeck machte, sagte er zu Frau Professor Overbeck und zwar mit einem eigentümlichen Gesichtsausdruck: „Wissen Sie, was wir in Sorrent getrieben haben? Wir haben das Neue Testament studiert." Die Bibel war in den Plan der regelmäßigen Lektüre für die letzten Monate aufgenommen und zwar nicht etwa kühl und gegenständlich bekrittelt, vielmehr mit Pietät und Rührung genossen worden. Man mag das bei feingebildeten Menschen für selbstverständlich halten und weiter nichts dahinter glauben finden zu müssen. Tatsächlich aber ist dieses flüchtige Zeugnis ja nicht zu übersehen; ohne es irgendwie zu übertreiben, besitzen wir in ihm nun eine Handhabe zu Folgerungen von nicht zu unterschätzender Tragweite. Ließe man sich einseitig aus Peter Gasts Einleitung zu „Menschliches, Allzumenschliches" (2. Auflage, 1894) zu der Annahme bestimmen, Nietzsche habe in Sorrent, zum

„Selbstkenner — Selbsthenker!"

ersten Mal sein eigener Herr und Meister, stürmisch den Typus „Freigeist" ohne Rest umfangen, so hätte man damit den innern Trieb von Nietzsches philosophierendem Wesen verkannt. Dieser Trieb war gewiß nicht irgendwie zweideutig oder wankelmütig im Sinne einer nicht ganz lauteren Wahrhaftigkeit, aber er war auch nicht einheitlich geschlossen im Sinne eines ausschließlichen rücksichtslosen Bekenntnisses. Das wäre gegen die allumfassende Beschaffenheit von Nietzsches Denkweise gewesen, auf die er sich nicht wenig zugute tat: Nur ja ein Ding nicht nach der Seite beurteilen, mit der es ihn zufällig gerade anschaute, sondern dann rund darum herum gehen und nicht ruhen, bis man alle Gegenseiten ebenso in Augenschein genommen hat — das war Nietzsches eigentliche Erkenntnismethode; für ihn hatte nicht jedes Ding zwei Seiten, sondern drei, vier und fünf. So wurde er der Seelenziselierer und psychologische Filigrankünstler, als der er unvergleichlich ist. Und wenn er sich so gerne als den großen Jasager hinstellt, so hat er dazu gewiß alles Recht; aber auch bei seinem lauten Ja klingen die Ober- und Untertöne des Gegenteiles mit hinein. Darf es uns daher verwundern, daß gerade in der Zeit, wo er als Freigeist Posto faßte, er sich insgeheim mit dem Christentum in Kontakt setzte? Das ist ein Gesichtspunkt, der in dieser Periode noch kein durchgreifendes Motiv seiner Beurteilung zu bilden hat, der aber hier schon ins Auge zu fassen ist, weil er für die Zarathustra-Zeit zu ausschlagender Bedeutung erwächst.

Die Bibel als Rückendeckung

Nietzsches Stellung zur Religion ist an und für sich klar; aber eben diese Klarheit ist bei ihm, in Übereinstimmung mit seinem eigenen vielspältigen, von Hall und Widerhall erfüllten Wesen, etwas sehr Kompliziertes. Man muß die Bestandteile einzeln vorweisen, bis man das Ganze beisammen hat. Nietzsche als Religionsfeind ist schon wieder eine Folgerung, eine abgeleitete Stufe; für eine gerechte Einschätzung dessen, der sich schließlich gewaltsam zum „Antichristen" steigerte, ist seine ursprüngliche Gleichgültigkeit gegen die Religion der neutralste Ausgangspunkt. Vielleicht läßt sich auch diese natürliche Indifferenz nicht klipp und klar behaupten, seine Schwester jedenfalls bestreitet sie für die Knabenzeit — aber der Wahrheit am nächsten wird man wohl mit der Behauptung kommen, von sich aus hätte sich seine Leidenschaft weder für noch wider die Religion in Kämpfe verstrickt. Erst als er bei den andern die Religion als eine Hemmung für die ihm wichtigen Botschaften vorfand, begann er in ihr etwas zu

Nietzsche als „Religionsfeind"

sehen, das ihm ein Leides antue. Nur auf diesem gebrochenen, mittelbaren Wege ist er zum feindlichen Aufmarsch gegen die Religion gedrängt worden. Niemand hat dafür einen offeneren Blick besessen, als Overbeck. Er, seinem Berufe nach der sachliche Zergliederer des historischen Christentums, das auch Nietzsches Konflikte mit der Religion überhaupt herbeiführen sollte!

Overbeck über Nietzsches Atheismus

Der menschenmögliche Atheismus

Nietzsche hat gesagt: Gott ist tot! und das ist etwas anderes als: Gott ist nicht! d. h. er kann nicht sein, ist nicht, wird nicht sein und ist nie gewesen! Vielmehr: Er ist gewesen! Und dies ist wenigstens der allein menschenmögliche Atheismus, die einzig für Menschen mögliche, ihnen allein zugängliche Form des Atheismus. Die andere Form wäre die übermenschliche, und wie Nietzsche zu dieser stand, steht dahin und hängt vollkommen an der Zweideutigkeit seines Übermenschenbegriffes. Ein Bekenntnis Nietzsches zu dieser übermenschlichen Form des Atheismus gibt es auf jeden Fall nicht, und von ihr läßt sich allerdings behaupten, daß es sie gar nicht geben kann, wenigstens nicht in seinen zurechnungsfähigen Tagen. Mit dieser Ausführung will ich aber meinerseits nichts weiter tun, als einen Tatbestand konstatieren und Sophisten überlassen auf Grund dieses Tatbestandes zu ergotieren und sich damit auf den Boden des absoluten Streits, ob Gott ist oder nicht, zu versetzen. Ich selbst meine in der Sache nur: Gottes Dasein, wie es mit ihm steht, geht uns Menschen nichts an! und wüßte nur mit der atheistischen Formel Nietzsches überhaupt etwas anzufangen, die ich eben die menschenmögliche genannt habe. Unter uns Menschen kann es sich, das Vorurteil einer Religion natürlich vorbehalten, immer nur um die Frage selbst handeln: ob Gott ist! nicht um ihren Inhalt —: Ist uns die Frage gegeben? — nicht: Ist uns Gott gegeben? wovon jenes ebenso augenscheinlich ist wie dieses nicht ist. Aus meinem persönlichen Verhältnis mit Nietzsche kann ich nur soviel sagen: Nie hatte ich von ihm den Eindruck, als ob er etwas darüber zu sagen hatte, ob Gott sei oder nicht, aber es steht für mich auch dahin, ob er selbst jemals etwas darüber zu sagen gemeint hat.

Nietzsches religiöse Gleichgültigkeit

Um bei Nietzsche ein in irgend einer Periode seines Lebens dagewesenes ernstes Verhältnis zum Christentum anzunehmen, gibt

es nächst dem Zeugnis seiner Schwester keinen andern Anlaß, als die gewaltsame Art, mit der er sich schließlich davon lossagt, und das ist freilich ein weit ernsteres Indizium als jenes Zeugnis. Denn es erinnert in der Tat an das Zerreißen der Ketten des einmal gefesselt gewesenen Sklaven. Und doch kann ich auch besagte Lossagung nur für ein trügerisches Symptom einer in Nietzsche jemals lebendig gewesenen Religiosität halten. Zu deutlich sprechen die großen sein Leben beherrschenden Züge dagegen. Ernstlich religiös ist er stets ebensowenig wie ich gewesen, nur daß sich bei mir der Konflikt mit der Religion, meinem ganzen, ungleich gelasseneren, meinetwegen indolenteren Temperament gemäß, weit ruhiger, meinetwegen uninteressanter abgespielt hat. „Ich bin nicht eine Stunde meines Lebens Christ gewesen: ich betrachte alles, was ich als Christentum gesehen habe, als eine verächtliche Zweideutigkeit des Wortes, eine wirkliche Feigheit vor allen Mächten, die sonst herrschen." (Wille zur Macht, Aph. 164.) Eine charakteristische Nietzschesche Übertreibung, die niemand ernst nehmen wird, der Nietzsche zu lesen versteht, sich auf den Unterschied der Sprachen versteht, die er in seinen verschiedenen Perioden gesprochen hat. So erschien er sich selbst in seinem Verhältnis zum Christentum in einer letzten Periode seiner Auseinandersetzung damit, und in dieser ist er so subjektiv wahr, wie nur etwas sein kann. Unwahr wird es nur, wenn es so verstanden wird, daß er stets derselbe dezidierte Unchrist gewesen ist, der er zuletzt war. Eben das war er nicht, mag er auch nie ein ernster Christ gewesen sein.

Die Kritik am Christentum

So unvollkommen die Form ist, in der Nietzsches Meinungen in der hinterlassenen Gestalt seines „Der Wille zur Macht" ist, sind doch namentlich seine Ausführungen zur Geschichte des Christentums (Aph. 99) insbesondere zur historischen Auffassung des Urchristentums (Aph. 100) nicht nur für das bessere Verständnis seiner Meinungen sehr förderlich, sondern überhaupt für das historische Verständnis des Christentums sehr bedeutend. Seine Auffassung des Christentums als „Reaktion der kleinen Leute" (Aph. 115) weiß Nietzsche sehr tief zu begründen aus seiner Auffassung des Urchristentums als der Denkweise der in der großen römischen Welt gedrückten kleinen Gemeinschaften der jüdischen Diaspora, wonach das Urchristentum „ein Mittel (irdisch oder menschlich) glücklich zu sein" gewesen ist, wie es eben für diese Kreise paßte (Aph. 102.) Dabei ist es sehr interessant zu beob-

achten, mit wem sich Nietzsche hier gegenwärtig begegnet. Mit gewissen Koryphäen der modernen Theologie wie Harnack, nur daß diese eben anbeten, was Nietzsche verabscheut. Auch sind die Nietzscheschen Ausführungen und ihr historisches Ernstmachen mit der jüdischen Herkunft des Christentums sehr wichtig für die Rektifikation der Schopenhauerschen Verirrungen bei seiner Verbuddhisierung des Christentums. Das Erfreulichste und Gesundeste am Antichristentum Nietzsches ist die Gründlichkeit und Unumwundenheit der Empfindung, wie tief die Neuzeit den Forderungen des Urchristentums entfremdet ist, in der er z. B. auf den evangelischen „Rat" zu „werden wie die Kinder" ausrufen kann „o wie fern wir von dieser psychologischen Naivetät sind". (Aph. 120.) In seiner Kritik des Gegenwartchristentums unterscheidet Nietzsche ein doppeltes Christentum, ein „noch nötiges" (nämlich zum Brechen der „Wüstheit" und „Roheit" unter Menschen) und ein „nicht nötiges, sondern schädliches", wobei es, um seiner Herkunft aus Dekadentenkreisen zu genügen, die Dekadents aller Art unter Menschen der Gegenwart an sich zieht und verführt. (Aph. 140.) [Aphorismennummern zitiert nach dem XV. Bande Klein-Oktav.]

Kultur, nicht Religion

Nietzsche hat darum mit der Religion nichts zu tun, weil er mit der Kultur so viel zu tun hat, welche der viel weitere, die Religion als eine der menschlichen Kulturmächte in sich schließende Begriff ist. Nietzsche sieht bei seinem auf das Ganze der Kultur gerichteten Blick auf das einzelne darin nicht, und eben darum auch auf die Religion nicht, mag er scheinbar noch so viel sich mit ihr zu tun machen, von ihr reden. Sie ist ihm an sich Nebensache, vollständig Nebensache und ist als solche besonders hervorragend, unter den vielen Einzelbegriffen der großen Begriffskreise in der Welt, groß oder klein, nicht um Nietzsches willen, sondern lediglich nach einer Schätzung, zu der man den Maßstab sonstwoher, nicht von Nietzsche, entnimmt. Die Religion an und für sich übersieht Nietzsche, sie geht ihn gar nichts an. Gerade weil Nietzsche, wie er schon oft genannt worden ist, Kulturreformator ist (wie etwa Rousseau), ist er nur in so uneigentlichem Sinne Religionsreformator. Die Kultur erkennt Nietzsche im Ringen mit dem Nihilismus als ein Seiendes noch an, ganz und gar nicht die Religion, zu deren Vernichtung er sich ausdrücklich bekennt. Nur ein Geschlecht, das sich gegen die Religion indifferent verhält, wie z. B. das jetzige kultivierte Menschengeschlecht, das die

Religion ebensogut brauchen als ganz entbehren kann, kann Nietzsche als Religionsreformator akzeptieren. Denn in seiner Hand ist Religion nur ein Spielwerk. So hat er es denn auch insbesondere mit dem Christentum gehalten. Und da unsere Gegenwart selbst es überhaupt hier nicht anders hält, konnte auch seine Bedeutung als Kulturreformator sich so weit in die Kreise der Theologen erstrecken.

Nietzsche und die Theologie

Von Kaftan höre ich, er sei jetzt so weit mit Nietzsche, daß er ihn für einen der besten Erzieher zur Theologie erklärt. Für das Parasitenwesen der Theologie ist sein Urteil allerdings charakteristisch [33]). So hat es die Theologie stets gemacht und sich weiter geholfen, indem sie sich an das ihr Fremdartige heranwarf und davon lebte, so insbesondere an die Wissenschaft. An der hat sie überhaupt ihre Parasitentalente entwickelt, und immer bewiesen, daß sie auch mit dem dezidiertest Irreligiösen auskommt. Wählerisch darf ja der Parasit überhaupt nicht sein, er muß verzehren, was ihm vorgesetzt wird, es kommt ihm nur auf einen gedeckten Tisch an. Und an diesem kommt es ihm gar nicht darauf an, ob ihm, was ihm vorgesetzt wird, schmeckt, sondern nur darauf, ob es andern schmeckt, wie er es aber verträgt und wie es ihm bekömmt. Die Kirche hat aber auch hier einen guten Magen, sie hat schon manches vertragen und mag in dieser Hinsicht wohl auch nicht so bald dazu gebracht werden, an sich zu verzweifeln, ebensowenig wie der „Teufel in der Not". Mit einer Speise wie Nietzsche mag sie denn auch nach wie vor nach nichts weiter fragen, als nach ihrer allgemeinen Beliebtheit. Besteht diese, so kann es niemanden, der sie kennt, erstaunen, sie sich mit an den Tisch setzen zu sehen. „Herrschen — und nicht mehr Knecht eines Gottes sein — dies Mittel blieb zurück, die Menschen zu veredeln" — dieses Wort Nietzsches (XII, S. 375) sollte billigerweise allen Theologen den Geschmack an Nietzsche verderben, zumal den „modernen", welche Religion und Christentum mit Vorliebe unter dem Gesichtspunkt des Machtmittels, des Mittels zur Weltherrschaft betrachten und schätzen, allerdings in schroffstem Widerspruch zu dem innersten Geist des Christentums.

Ein Theologe Nietzsches Freund

Es wird immer seine Schwierigkeiten haben, die Persönlichkeit eines wissenschaftlichen Theologen, die aus ihrer ehemaligen religiösen Gebundenheit in die völlige Freiheit des Geistes hinausgetreten ist, auf ihr Kulturvolumen abzuschätzen. Nietzsche selbst

spricht gelegentlich von Rätselgestalten unter den Geistlichen; für andere vorurteilsfreie Leute schließt es eine besondere Art von Lob in sich, wenn sie von einem verpfuschten Theologen reden, und es bleibt ein geistreiches Wort, daß es eine eigene Sache um gewesene Theologen sei, weil sie immer wieder an den verlassenen Käfig zurückeilten, um von außen seine Stäbe zu betasten. Darin ist der geistliche Beruf mit dem Soldatenberuf vergleichbar; beide stellen an sich etwas wie einen Gegensatz zu einem freien künstlerischen Erleben dar; bei beiden liegt der Hauptakzent in der gehorsamen Bildung des Willens, in einer Beschneidung der persönlichen Freiheit. Dies scheint identisch zu sein mit dem Verzicht auf die höhere Teilnahme an individuellen Entwicklungsmöglichkeiten. Wenn nur dann beide nicht sichtbar den Segen einer straffen Zucht zur Schau trügen! Jeder Kenner jedenfalls des königlich preußischen Offizierkorps weiß, was für intellektuelle Kräfte in ihm in Friedenszeiten brach liegen. Desgleichen findet sich in der evangelischen Geistlichkeit jenseits ihrer Handwerksübung ein Ausbund seelischer und gemütlicher Fähigkeiten aufgestapelt, die auch bei ausgedehnter dogmatischer Weitherzigkeit doch nie völlig frei und für künstlerische oder philosophische Betätigung verwendbar werden. Kamaschendienst und Kanzelpredigt stellen Grenzen dar mit einem schließlichen Entweder-oder für jeden rückhaltlos ehrlichen Versuch eines individuellen Sichauslebens. Deshalb ist die Verwunderung unerläßlich über Nietzsches intime Freundschaft für einen Theologen von Beruf, und es bedarf daher näherer Erwägung über Overbecks wirkliche Gesinnung; wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, genauer nachzuspüren, weß Geistes Kind er eigentlich war. Nietzsches Schwester spricht von einer völligen Verschiedenheit der beiden Naturen und von Overbecks Unfähigkeit, Nietzsches Problemen dasjenige Interesse entgegenzubringen, das dieser von seinen wirklichen Freunden verlangt. (Biographie II, S. 828.)

Theologie als Wissenschaft

Dem ist zunächst eine summarische Überschau über Overbecks Stellung in seiner Wissenschaft entgegenzusetzen. Die Theologie nimmt im Betrieb der deutschen Universitäten bis auf den heutigen Tag die Ehre der ältesten und ehrwürdigsten Fakultät vorweg, und wenn auch die Studenten der andern Gebiete am Biertisch ihren theologischen Kommilitonen die Unwissenschaftlichkeit ihres Studiums vorzuhalten pflegen und im Lehrkörper selbst ein ähnliches Scheelsehen der weltlichen Professoren auf die hoch-

würdigen Kollegen, als seien diese für die heutigen Ansprüche nicht voll zu nehmen, an der Mode sein dürfte, so ist doch auch heute noch die faktische Gleichberechtigung der theologischen Fakultäten nicht im mindesten eingeschränkt, ja gerade heute scheint die historische Gelehrsamkeit ihrer Vertreter ihnen den alten Vortritt aufs neue und zwar auf Grund anerkannter Verdienstlichkeit gesichert zu haben; man braucht nur an Namen von wissenschaftlichem Weltruf wie Julius Wellhausen und Adolf Harnack zu erinnern. Die Theologie hatte eben in der Aufklärung mit der allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung Schritt gehalten; jetzt vor hundert Jahren hat ein umfassender, enzyklopädistischer Geist — Schleiermacher — ihr Ansehen auf eine so angestaunte Höhe erhoben, wie nur sonst eine der Berühmtheiten von der neugegründeten Universität Berlin ihr eigenes Wissensgebiet. Dann hat, jetzt vor siebzig Jahren, ums Jahr 1835 der kritische Gärungsprozeß die drei historischen Disziplinen des Alten Testaments, des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte aus der dogmatischen Zweckmäßigkeit des theologischen Lehrganzen herausgetrieben und einen unbequemen Gegensatz zwischen der methodischen Kritik und den praktischen Bedürfnissen der Kirchendiener und der Gemeinde herbeigeführt. Dieser Zwiespalt erhielt um die Mitte des Jahrhunderts feste Form durch den Einfluß der sogenannten Tübinger Schule. Über ihr Bestehen war Nietzsche natürlich schon vor der Bekanntschaft mit Overbeck unterrichtet und wäre es nur aus seinem philosophischen Leibbuche, Langes Geschichte des Materialismus, S. 292 f. gewesen. Ihr Haupt Chr. F. Baur starb am 2. Dezember 1860, dem Tage, da Overbecks Studienzeit mit seinem Kandidatenexamen ihren Abschluß fand. Overbeck ist sein persönlicher Schüler nie gewesen und hat ihn nie auch nur gesehen. Dennoch hatte er, wenn man auf die früher beliebte, jetzt freilich bereits etwas altmodisch anmutende Einrangierung Gewicht legt, in ihm gewissermaßen den jüngsten „Tübinger" zu erblicken, insofern die rein historische Auffassung des Urchristentums eine Hauptthese jener Schule war. Alle andern Vertreter haben sich jedoch grundsätzlich gehütet, die Anwendbarkeit der kritischen Forschung auf die praktischen Bedürfnisse über ihrem Wissensdrang aus den Augen zu verlieren.

Einzig in Overbecks Auffassung finden wir den Willen zur völligen Profanierung der in der bisherigen theologischen Gelehrsamkeit enthaltenen rein wissenschaftlichen Motive mit

kühnem Mute und lückenlos verkörpert. „So verstand ich die Sache überhaupt nicht", bekennt er in seinem Rückblick auf seinen Werdegang, „als ob es sich für jeden Adepten der Schule nur darum handle, die einzelnen Hauptthesen der Baurschen Konstruktion des Urchristentums möglichst heil durch die Welt zu bringen. Dafür schätzte ich doch den Schutz, den mir die Historiker grundsätzlich des Meisters selbst gegen ein so grobes Mißverständnis gewährten, zu hoch. In aller Schüchternheit zwar, immerhin doch auch in aller Bestimmtheit, hatte ich schon angefangen, mich zu fragen, ob jene Konstruktion auch nur in allen Fundamenten werde fortbestehen können .... Was von Begeisterung aus bloßen Büchern zu schöpfen ist, hatte ich zu Baur gefaßt, für meinen Gelehrtenberuf hatte ich an ihm ein Ideal. Aber ich dankte ihm noch mehr: eine nicht nur in meinen Lehrberuf einschlagende, sondern selbst weit über mich hinausreichende Aufgabe. Und dies zwar dank der Freiheit, die ich mir genommen über den kirchenhistorischen Horizont Baurs hinauszublicken. Denn mit keines andern Beistand als dem seinen hatte ich mir vorgenommen, ihm auf dem Gesamtgebiet der Geschichte der christlichen Kirche nachzutun, was er mir auf dem des Urchristentums vorgetan. Nicht deutlicher natürlich als man sich etwas derart so früh vorzunehmen pflegt, wenn man kein Genie ist, aber immerhin noch bestimmt genug, um davon erfüllt zu sein. Ich wußte freilich damals noch nicht, daß ich nach einer Arbeit mich streckte, die ich später profane Kirchengeschichte nannte." (Einleitung zur zweiten Ausgabe der „Christlichkeit", Leipzig 1903, S. 4—7.)

Overbeck als Tübinger

Der Gelehrte und der Denker

Man kann sich unschwer vorstellen, was für einen unvergleichlichen Impuls Overbeck für seine wissenschaftlichen Ziele von der geistigen Auseinandersetzung mit Nietzsche empfangen mußte. Er nennt es selbst „einen Einfluß so ganz unabsehbarer Art für seinen Gelehrtenberuf; es ist der stärkste derart, der mich aus meiner Wanderschaft durch das Leben und zwar nel mezzo del cammin getroffen." — Nicht freilich so, als ob er in Nietzsche vor allem ein Vorbild der Gelehrsamkeit gesehen hätte; hierin urteilt er sogar überraschend streng aus seiner rückhaltlosen Ehrlichkeit heraus: „Nietzsche ist als Gelehrter gar nicht ernst zu nehmen, als Denker gar sehr, und ich glaube, daß es eben daran hängt, daß ich, der ich mich als Gelehrten immer noch höher schätze als ihn, auch als solcher Gelehrter so außerordentlich viel von ihm gehabt habe." Für Nietzsches Verhältnis zur Philolo-

gie überhaupt bezeichnete Overbeck als besonders charakteristisch die Stelle aus dem Briefe an Rohde (Basel, 15. Januar 1870, Briefe II, S. 181 f.): „Ich gewinne immer mehr Liebe für das Hellenentum: man hat kein besseres Mittel, sich ihm zu nähern, als durch unermüdliche Fortbildung seines eigenen Persönchens. Der Grad, den ich jetzt erreicht habe, ist das beschämendste Eingeständnis meiner Unwissenheit. Die Philologenexistenz in irgend einer kritischen Bestrebung, aber tausend Meilen abseits vom Griechentum wird mir immer unmöglicher. Auch zweifle ich, ob ich je noch ein rechter Philologe werden könne: wenn ich es nicht nebenbei so zufällig erreiche, dann geht es nicht. Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Gefahr des Narren auf eigene Hand. Mein nächster Plan ist, vier Jahre Kulturarbeit an mir, dann eine jahrelange Reise mit Dir vielleicht. Wir haben wirklich ein recht schweres Leben, die holde Unwissenheit an der Hand von Lehrern und Traditionen war so glücklich-sicher." Für ebenso lehrreich hielt Overbeck Nietzsches Ausdruck übermäßigen Erstaunens beim Empfang von Rohdes Roman (Briefe II, S. 525): „Aber eine große Verwunderung, mit Maulaufsperren verknüpft, muß ich noch los werden: was bist Du doch für ein sonderbarer Mensch! In diesen letzten Jahren, sowie sie für Dich leider waren, gerade dies Buch auszuarbeiten — das geht ganz einzig über meine Fassungskraft! (Beiläufig, auch über mein Talent, zu jeder Zeit: so etwas könnte ich nicht, wenn ich es auch können wollte.) Der philologische Dämon steckt Dir so im Leibe, daß ich mitunter vor seinem Wüten (in Scharfsinn und unbändiger Gelehrsamkeit) ordentlich schaudere. Ich weiß keinen Menschen, dem ich so etwas zutraute: und daß dieser Erzphilolog dabei noch ein Erzmensch und zwar mein Erzfreund ist, das ist wahrlich ein ungelöstes Rätsel, aber davon abgesehen eine gute Gabe Gottes!" — Diesen Äußerungen Nietzsches an Rohde hatte Overbeck eine Reihe ähnlich lautender, mündlich und brieflich an ihn gerichteter an die Seite zu stellen. Er zog daraus unwillkürlich den Schluß: wem das rein Handwerkliche an der Gelehrsamkeit so übermäßig imponiert, der ist nicht mit vom Metier. Nietzsche war zum Gelehrten verdorben, weil er zu etwas Höherem berufen war.

„Das Malheur ist: ich habe kein Muster"

Wird auch Nietzsche sein bestes Teil dazu beigetragen haben zu Overbecks Reinigung für eine höhere, philosophische Lebens-

Overbecks Gelehrsamkeit

auffassung, so ist das nur immer aufs neue einem desto tieferen Aufgehen in der Wissenschaft zugute gekommen. Was Overbeck bis in die Sechzig hinein zusammengearbeitet hat, methodisch, sitzfleischlich und zäh, davon gaben seine offiziellen Semestervorlesungen, so profund sie uns vorkamen, kaum einen Begriff, seine paar wissenschaftlichen Veröffentlichungen nur einen annähernden, den leidlichsten etwa noch eine mit drei oder vier Mann besetzte Seminarübung über Euseb oder Märtyrerakten. Eine regelrechte Ahnung von den unterirdischen Abgründen und dem vielschachtigen, planvollen Ausbau dieses Wissens erhielt erst, wer gelegentlich das eine oder andere Blatt aus seinem dreifach angelegten, streng alphabatisch durchgeführten, in jedem einzelnen Punkte sofort registrierbaren, handschriftlichen Sammelwerk zu Gesicht bekam, das viele Schäfte seiner Bibliothek füllte. Von seiner Hand geschrieben waren auch die vielen Manuskriptbände, die seit einem Menschenalter unberührt irgendwo ein unterstes Regal beschwerten; seine einst zum Privatgebrauch angefertigten Übersetzungen des ganzen Clemens, des ganzen Tertullian, eines guten Stückes Origenes und so manches andern. Außerdem stand, wohl sein früheste Sammelunternehmen dieser Art, in einem Winkel seines Studierzimmers ein Schränkchen mit vierundzwanzig Fächern, das auf schon gänzlich vergilbten Blättchen einen kleinen, selbstangelegten Thesaurus der neutestamentlichen und patristischen Gräcität enthielt. In dergleichen bestand des Pudels Kern an dem landläufigen Gerede, ja der Overbeck, das sei so der richtige Bücherwurm; für ihn kam nie ein Schlußpunkt, wo er das Papier Papier sein ließ und sich in genialen Ausflügen gefiel; er hätte es sich schwerlich zum Lob angerechnet, nachgesagt zu bekommen, er brauche gar nicht mehr aufzuschlagen, er zitiere auswendig. Er schlug vielmehr jedes einzelne Mal nach, das mußte alles seine feste Ordnung haben, einen Schritt um den andern in peinlicher Genauigkeit. Über diese seine beispiellose Gründlichkeit hat man die Nase gerümpft, auf die Weise komme er natürlich nirgends hin — und gar: einen so umständlichen Herrn könnten sie in Deutschland nicht brauchen. Dennoch mußte man ihn gelten lassen. Trotzdem er nur sehr spärlich druckte und schließlich kein einziges wirkliches Buch zurückließ, ist sein Wort in der Fachdiskussion als erstes gehört worden; was ihm seiner Zeit der im Aufstieg begriffene, von ihm mit ehrlichen Hoffnungen begrüßte

Harnack an Anregung dankte, das deutet die eine oder andere Fußnote der Dogmengeschichte eben noch von ungefähr an, und so sind denn einige seiner fundamentalen Trouvaillen in den wissenschaftlichen Schulsack des heutigen Theologen übergegangen, nicht zum wenigsten die energische Kontrastsetzung zwischen der erst niedergeworfenen und dann auf den Thron erhobenen Verweltlichung in Gnostizismus und Kirche.

Nietzsche als Philologe

Dies, daß Overbeck immer mehr und Nietzsche immer weniger zum Gelehrten wurde, hat vielleicht in der Folgezeit das gute Einvernehmen zwischen ihnen in einige Mitleidenschaft gezogen. Da Nietzsche jedoch in seiner letzten Schaffensperiode alles, was er einst erst besessen und dann von sich gestoßen hatte, in dem Sinne wieder für sich in Anspruch zu nehmen pflegte, daß die andern und mit ihnen früher er selber von einer Sache den falschen Gebrauch gemacht hätten, von der er nun den richtigen übe — so wollte er auch nicht die Philologie dahinten lassen und hat in der Vorrede zur zweiten „Morgenröte" von seinem ehemaligen Berufe eine großartige Umdeutung sich zurechtgelegt: „Man ist nicht umsonst Philologe gewesen, man ist es vielleicht noch, das will sagen, ein Lehrer des langsamen Wesens: — endlich schreibt man auch langsam. . . . Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, beiseite gehen, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden —, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht." Empfindungsunterschiede, soweit sie zwischen den beiden Freunden in Betracht kamen, mögen sich zumeist auf die äußere Formengebung bezogen haben, da allerdings in Hinsicht auf die schriftstellerische Ausdrucksweise sie sich von der ziemlich beträchtlichen Ähnlichkeit ihres Stiles zu der Zwillingszeit (I. Unzeitgemäße-Christlichkeit) im Laufe der Jahre weit voneinander entfernt haben. Der Satz des einen verklüngelte sich, der des anderen spitzte sich zu.

Overbecks Stil

Overbecks Stil ist gegen sein Alter hin geradezu zu einem Schibboleth für seine Veröffentlichungen gemacht worden. Ein junger Fachgenosse hielt es für nötig, ihn in einer Besprechung seines Programms von 1894 zu bitten, er möchte künftig seine profunde Gelehrsamkeit in der Sprache Goethes, Schillers und Lessings zum Ausdruck bringen, und wer gar mit Ansprüchen, die an der Lektüre moderner dekadenter Romane gebildet waren,

die Vor- und Nachwörter seiner neuen Christlichkeit beurteilte, der konnte nicht anders, als Overbeck unrecht tun. Tatsächlich hatte es mit seinem Stile eine merkwürdige Bewandtnis. Er hat das Deutsche erst im reiferen Knabenalter zu Französisch, Englisch und Russisch hinzugelernt, und was des näheren seine Buchsprache betrifft, so gab er zu, sich als Student über dem eindringenden Studium Schleiermachers seinen deutschen Stil angeeignet zu haben — was ausreichen dürfte, um von vornherein allerlei zu entschuldigen. Wo er dagegen unmittelbar zu sein hat, schreibt er frisch, ja ausgezeichnet. Die in diesem Bande enthaltenen Zitate aus seiner Feder beweisen doch wohl hinreichend, daß er sich als Briefsteller sehen lassen darf. Und er schrieb desto besser, je erregter er war. Sobald es sich jedoch um eine sachliche Darstellung handelte, stieg in ihm geradezu eine Scheu auf, Sachliches auf eine bestechende Weise zu behandeln. Sehr lehrreich hiefür ist eine Stelle aus der Vorrede zum ersten Bande seiner Studien: „Ich bin zwar weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Studierstube die höchste Warte sei, von welcher man, ich sage nicht die Welt — denn die übersieht mit Ausnahme der Theologen niemand —, sondern die menschlichen Dinge übersehen kann. Aber ich sehe auch nicht ein, warum man von da aus nichts davon sehen soll, und der Ansicht der heute (1875!) zahlreichen Gelehrten bin ich jedenfalls nicht, welche meinen, daß sie mehr davon zu sehen bekommen, wenn sie sich halbwegs auf die Gasse stellen. Auch muß ich gestehen, daß ich von einer wahrhaft pharaonischen Verhärtung des Gemütes gegen den Schimmer der Redensart bin, von welcher heute so vieles von sich erklärt, es sei „für das Volk" bestimmt. Als ob irgend eine ernste, auch wissenschaftliche Arbeit für jemand anders bestimmt sein könnte, und als ob mehreren Arbeiten als nur sehr wenigen beschieden sein könnte, es in direkter Weise zu sein, ohne sich grober Demagogie schuldig zu machen. . . . Dagegen denkt manch einer unter den Gelehrten, reiche es bei ihm auch nicht zum Künstler aus, so doch jedenfalls zum Literaten, und ziert sein historisches Werk aus mit den pittoreskesten Schildereien von Städten und Landschaften, welche sein Auge nie erblickt hat, und intimen Charaktergemälden vom Apostel Paulus, von Nero und Seneca, wie wenn er je solche Menschen aus der Nähe gesehen hätte." Der angesehene Fachmann, der mit diesem Hiebe gemeint war, meldete sich bei seinem Kritiker; der Brief, der

Overbecks Duplik enthielt, gefiel Nietzsche so ausgezeichnet, daß er zu seinem Vergnügen eine eigenhändige Abschrift davon nahm. So pflegte denn Overbeck in seinen alten Tagen bei der ewigen Wiederkehr der Bekrittelung seines Stiles immer nur zu erwidern: „Dafür habe ich viel zu lange und zu genau mit Nietzsche verkehrt, um nicht ganz genau zu wissen, was an meinem Stile dran ist und was nicht." An Overbecks Ausdrucksweise wie übrigens schon an seiner Schrift sprang die unabhängige und rücksichtslose Selbständigkeit seiner Denkweise dem Leser entgegen; was für ein feiner Geist er dabei noch war, äußerte sich meist in überquer miteinfließenden Nebensätzen, die irgend einen mildernden Vorbehalt oder eine gütige Entschuldigung nicht unerörtert lassen konnten. Keine Ästhetik kann etwas daran ändern, daß ein Stil wie der Overbecks Seite für Seite den unerschöpflichen Reichtum seines Innenlebens wiederspiegelte.

Schulstil und Aphorismus

Weil wir es bei Overbeck und Nietzsche in so eminentem Sinne mit einer Geistesfreundschaft zu tun haben, dürfen wir es uns nicht verdrießen lassen, dem gegensätzlichen Stilempfinden der beiden in einige charakteristische Äußerungen hinein nachzugehen. Bei folgenden Aphorismen könnte Nietzsche Overbeck im Auge gehabt haben:

Menschliches Allzumenschliches I, Aph. 188: „Denker als Stilisten". Die meisten Denker schreiben schlecht, weil sie uns nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Denken der Gedanken mitteilen. — Menschliches Allzumenschliches II, Aph. 143: „Kunstgriff der Schwerfälligen". Der schwerfällige Denker wählt gewöhnlich die Geschwätzigkeit oder die Feierlichkeit zur Bundesgenossin: durch die erstere meint er sich Beweglichkeit und leichten Fuß anzueignen, durch die letztere erweckt er den Schein, als habe er seine Eigenschaft sich freiwillig beigelegt, in künstlerischer Absicht, zum Zweck der Würde, welche Langsamkeit der Bewegung fordert. — Die fröhliche Wissenschaft Aph. 102: „Ein Wort für Philologen". — Daß es Bücher gibt, so wertvolle und königliche, daß ganze Gelehrten-Geschlechter gut verwendet sind, wenn durch ihre Mühe diese Bücher rein erhalten und verständlich erhalten werden, — diesen Glauben immer wieder zu befestigen ist die Philologie da. Sie setzt voraus, daß es an jenen seltenen Menschen nicht fehlt (wenn man sie nicht gleich sieht), die so wertvolle Bücher wirklich zu benutzen wissen: — es werden wohl die sein, welche selber

solche Bücher machen oder machen könnten. — — Aber auch Overbeck wäre, so auf den Stil hin mit Nietzsche konfrontiert, die Antwort nicht schuldig geblieben. Mit Nietzsches Stil konnte er sich, selbst wenn dieser auch mitten auf dem Wege zu den Liedsprüchen Zarathustras sich befand, in seiner aphoristischen Weiterbildung nicht völlig befreunden. Für ihn blieb der würdigste Stil ein- für allemal der, den er mit Nietzsche gemeinsam sich einst zum Vorbilde genommen — der Schopenhauersche, das heißt also jedenfalls, sofern es sich um die Abfassung eines ganzen Buches handelte, der Stil des zusammenhängenden Satzes und der langgesponnenen Periode. Das war's aber gerade, wovon Nietzsche grundsätzlich hinwegstrebte. Er spaltete vom Sprachstamm fortan Splitter um Splitter ab und schnitzte daraus seine Pfeile. Overbeck hatte von vornherein gegen die Gattung des Aphorismus grundsätzliche Bedenken, die auch durch Nietzsches völlige Meisterschaft in der Handhabung seines neuen Instrumentes viel eher bestätigt als verscheucht wurden. Der Aphorismus über hundert und aberhundert Seiten beibehalten, fürchtete er, stumpft sich ab; wenn Treffer neben Treffer sitzt, werde doch eine gewisse Monotonie erzeugt, die der einzelne kurze Sinnspruch ja gerade verhüten sollte. Kürzeste Prägungen in einer unabsehbaren Reihe vorgeführt wirken als Länge und somit Aphorismenbücher als Widerspruch in sich selbst. Deswegen pflegte sich Overbeck zu wundern, wie selbst Nietzsche von Grund aus abgeneigte Akademiker ihn als Meister der Form ohne weiteres gelten ließen und nicht gerade an seinen Aphorismen mehr auszusetzen fänden; denn ein so subtiler Geist Nietzsche gewesen sei, habe doch selbst er der Masse der Aphorismen nicht genügen können, die er in die Welt habe gehen lassen; ihrer seien zu viele, und nicht nur, daß sie nicht alle gleichen Wertes seien, es fehle selbst das Matte und fast Geringe darunter nicht ganz. Aber selbst mit solchen Vorbehalten war Overbeck weit davon entfernt, über den Aphorismus ein grundsätzliches Verdikt zu fällen, etwa wie Möbius, der geradezu sagt (S. 250): „Für einen Feuilletonisten mag der Aphorismus recht gut sein, für einen ernsthaften Denker, dem nichts mehr am Herzen liegen muß, als der Zusammenhang seiner Gedanken, und der auf Stilistenkunststücke nichts gibt, taugt er gar nichts. Wohl jeder wird die Erfahrung gemacht haben, daß man auf Reisen, wo die früheren Zusammenhänge gestört sind und durch den Wechsel immer neue Anregungen gegeben wer-

Aphorismenbücher ein Widerspruch in sich selbst

den, ganz unwillkürlich zur Aphorismenbildung kommt, daß die äußere Unstetigkeit die innere mit sich bringt. Nietzsche war schon, ehe er seinen festen Wohnsitz aufgab, gewöhnt, in Bädern und Sommerfrischen auf die Gedankenjagd zu gehen; natürlich mußte später das desultorische Wesen mehr und mehr überhand nehmen." Diese Erklärung verlegt viel zu oberflächlich den Hang zum Aphorismus in die äußere Unrast von Nietzsches Leben; Overbeck ging darin weiter, für ihn war Nietzsche geradezu eine aphoristische Natur, die sich kaum einen beständigeren Ausdruck zu schaffen vermocht hätte, selbst wenn er zeitlebens an der Scholle klebte. Der eigentliche Grund seiner Unruhe lag für Nietzsche in seinem nicht zu bändigenden Ehrgeiz, der ihn immer über sich selbst hinaus trieb und ihn auf jedem Standpunkt, wo immer er einen solchen auch eingenommen haben mochte, bereits auch schon seine Blicke weiter werfen ließ. „Er hatte", fährt Overbeck fort, „für jeden Standpunkt nur Aphorismeninteresse und war von keinem andern Drang beseelt als dem, jedesmal die betreffende Ansicht oder Auffassung möglichst rasch und kräftig abzustecken, um weiter zu eilen. Er nahm das Ganze nur zu hastig und gierig „ernst". In dieser ganzen Denkweise steckte aber bei Nietzsche der „Ernst" seiner Denkweise. Das ihm vorschwebende Ziel war seiner Denkerphantasie am wenigsten problematisch; nur ließ es ihm für jede Station seines Denkens keine weitere Ruhe, als die für Aphorismen hinreichende." Die Stiltrübung fällt weder dem Aphorismus als solchem zur Last, noch der zu großen Häufigkeit des Gebrauches durch Nietzsche; vielmehr entstand der Zwiespalt dadurch, daß er den Aphorismus sozusagen strapazierte, ihm mehr zumutete, als er hergeben konnte, indem es seinem Denken tatsächlich an großlinig ausgreifenden Zusammenhängen nicht fehlte, er aber statt auch im Ausdruck der gezogenen, durchgehaltenen Linie sich zu bedienen immer nur punktierte und strichelte. August Horneffer versteht diese Antinomie in Nietzsches Denken deutlich herauszustellen (S. 61/62): „Bei Nietzsche erhebt sich insofern ein Widerspruch, als er kein reiner Aphoristiker ist, sondern in den häufigeren Fällen etwas anderes im Auge hat. Zwar hat er eine Anzahl echter Aphorismen geschaffen, die auf sich selbst beruhen und, wie es Aphorismen sollen, eine Beziehung zu andern Gedanken zwar gestatten, aber nicht fordern; die meisten seiner einzeln stehenden Gedanken jedoch sind nur scheinbare Aphorismen, in Wahrheit Ausschnitte, Augenblicksbilder aus einem größe-

Nietzsche eine aphoristische Natur

Der Aphorismus kein Ausdrucksmittel für Zusammenhänge

ren Zusammenhang, den man ergänzen muß. Nietzsche wollte diesen Zusammenhang geben, er hoffte, wenn ein schöpferischer Moment ihn einen Gedanken erbeuten ließ, denselben später einem Ganzen als Glied einverleiben zu können. Der Moment aber war so stark, daß er sich eine künstlerische Ausbildung seines spezifischen Gehalts erzwang, und die dauernde Stimmung, die das erstrebte Ganze einheitlich und mit Zusammenfassung aller Einzelstimmungen hätte gestalten können, kam überhaupt nicht. So gab Nietzsche Bruchstücke, rundete aber die Bruchstücke ab. Hierin offenbart sich Schwäche. Denn wenn man eine Reihe von Gedanken zusammensehen und zusammenschließen will, muß man über ihnen stehen, Nietzsche aber stand in der Regel unter ihnen und erhob sich nur in Momenten zu der Höhe, die die Gestaltung eines einzelnen erforderte. Es fehlte ihm die Kraft der Vergegenwärtigung im großen Sinne."

Nietzsche hat den Aphorismus nie überwunden

Die (Biographie I, 337/38) mitgeteilten Aphorismen aus der Studienzeit (1867—1869) beweisen, wie sehr diese Schreibart Nietzsche von allem Anfang an im Blute lag. Er wollte den Aphorismus überwinden; aber in seinen durchkomponierten Aufsätzen, sowohl den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" als der „Genealogie der Moral" zerfällt der Inhalt in aphoristische Bruchteile; oft scheint der Unterschied nur in der Äußerlichkeit zu liegen, daß kein Abschnitt auf neuer Linie eintritt; die Fuge des fehlenden Übergangs, der sprunghaft einsetzenden unvermittelten Inhaltserneuerung ist vorhanden. Es gereicht Overbecks Ernst und Scharfsinn zur hohen Ehre, daß er sich über diese keineswegs durchsichtigen Verumständungen eine grundsätzliche Überschau zu erwerben vermochte, trotzdem er so dicht vor der Aktualität stand, daß eine die Resultate der späteren Forschung vorausnehmende Perspektive kaum denkbar war.

Overbecks und Rohdes Verlobungen 1876

Gerade in jenen gesundheitlich für Nietzsche schlimmen Winter 1875/76 war Overbecks Verlobung mit Fräulein Ida Rothpletz, einer geborenen, aber in der Pfalz aufgewachsenen Schweizerin, gefallen. Dadurch hätte das jahrelange Zusammenwohnen der beiden Freunde seinen Abschluß gefunden, selbst wenn Nietzsches Versuche, eigene Haushaltung zu führen, sowie sein Sorrentiner Urlaub sie nicht getrennt hätte. An Gersdorff schreibt Nietzsche aus allen Krankheitsnöten heraus am 24. Januar 1876 von dem „glücklichen" Overbeck. Und wie sehr die Verlobung eines Freundes auf ihn zurückwirkte, zeigt sein Glückwunsch an Rohde

vom 18. Juli 1876 (Briefe II, 530/32). In der Nacht nach Empfang der Anzeige entstand — „so geredet zu mir" — ein Gedicht, das mit nachträglichen Verbesserungen also lautet (Gedichte und Sprüche 1898 S. 46):

Es geht ein Wandrer durch die Nacht
Mit gutem Schritt;
Und krummes Tal und lange Höhn —
Er nimmt sie mit.
Die Nacht ist schön —
Er schreitet zu und steht nicht still,
Weiß nicht, wohin sein Weg noch will.

Da singt ein Vogel durch die Nacht:
„Ach Vogel, was hast du gemacht!
Was hemmst du meinen Sinn und Fuß
Und gießest süßen Herz-Verdruß
Ins Ohr mir, daß ich stehen muß
Und lauschen muß — —
Was lockst du mich mit Ton und Gruß?" —

Der gute Vogel schweigt und spricht:
„Nein, Wandrer, nein! Dich lock' ich nicht
Mit dem Getön —
Ein Weibchen lock' ich von den Höhn —
Was geht's dich an?
Allein ist mir die Nacht nicht schön.
Was geht's dich an? Denn du sollst gehn
Und nimmer, nimmer stille stehn!
Was stehst du noch?
Was tat mein Flötenlied dir an,
Du Wandersmann?"

Der gute Vogel schwieg und sann:
„Was tat mein Flötenlied ihm an?
Was steht er noch? —
Der arme, arme Wandersmann!"

Nietzsches Junggesellenwohnung

Von Nietzsches Häuslichkeit beim ersten Zusammenwohnen mit seiner Schwester vermittelt L. v. Scheffler (Neue Freie Presse 1907, Nr. 15429) eine anmutige Vorstellung: „Nietzsche hatte damals am Spalentorweg seine Wohnung. Eine saubere Häuserreihe zieht sich hier, außerhalb des getürmten, malerischen Torbaues, an einer boulevardartigen Straße hin. Eines der schmucksten dieser nur zweistöckigen Gebäude wird mir als das Heim des Professors genannt. . . . In Nietzsches Salon nahmen weiche, große Fauteuils den Eintretenden einladend in Empfang. Sie trugen weiße Überzüge mit jenen reizenden Blumenmustern, wie sie die berühmten Cretonnefabriken Mühlhausens noch von der französischen Zeit her liefern. Veilchensträuße und junge Rosen! Und wenn man in solchen galanten Lehnstuhl halb eingesunken war,

fiel der Blick wiederum auf frische Blumen. In Gläsern, in Schalen auf den Tischen, in den Ecken, wetteifernd in ihrer diskreten Farbenmischung mit den Aquarellen an den Wänden! Duftig und zart alles! Wie auch das einströmende Licht des Tages seinen Leuchtglanz an den leicht verhüllten Fenstern brach. So konnte man wähnen, nicht bei einem Professor, sondern bei einer lieben Freundin zu Gaste geladen zu sein. Und aus dieser Empfindung wurde man auch nicht gerissen, sobald der Wohllaut der sympathischen Stimme Nietzsches die Stille des Raumes unterbrach. Der Professor machte selbst die Honneurs und servierte den Tee mit einem Lächeln, das über das starre Gesicht wie ein Sonnenstrahl glitt. Trotzdem blieb etwas Gezwungenes in seinem geselligen Entgegenkommen." Auf andere Besucher machte jenes helle und reinliche Wohnzimmer doch nicht einen so überlegen abgestimmten Eindruck; die Mullvorhänge mit den blauen Schleifchen gaben ihm einen gewissen deutsch-spießbürgerlichen oder altjüngferlichen Anstrich. Dies nur beiläufig als weiterer Beleg, wie Nietzsche in seinem aufrichtigen Trieb nach einer künstlerischen Lebensbetätigung auch in allem Äußern doch der letzten entscheidenden Sicherheit ermangelte.

Jakob Burckhardt als Junggeselle

Es darf hier daran erinnert werden, wie völlig entgegengesetzt der andere erlauchte Junggeselle, den Basel damals gleichzeitig mit Nietzsche beherbergte, sich mit den Schwierigkeiten einer selbständigen, hausfrauenlosen Haushaltung abfand. Jakob Burckhardts Gewährung von Gastfreiheit in seiner Gelehrtenmönchszelle hat auch Scheffler in Gegensatz gestellt zu der bescheidenen Eleganz bei Nietzsche; erst mußte das mit Büchern überhäufte ausgediente Sofa teilweise abgepackt werden, damit wenigstens der Hausherr darauf Platz finden konnte; ihm gegenüber improvisierte sich der Besuch eine Sitzgelegenheit auf einer Säule aufeinander geschichteter Drucksachen. Wie wenig aber diese Abwesenheit von Komfort der Gemütlichkeit Eintrag tat, die sich bei jener mehr formellen Teestunde Nietzsches nicht recht hatte einstellen wollen, geht aus der kernigen Schilderung Heinrich Gelzers über einen Empfang bei Jakob Burckhardt hervor (Zeitschrift für Kulturgeschichte VII, S. 28/29): „Burckhardt hatte die Gewohnheit, jüngere Freunde auf Spaziergänge mitzunehmen oder sie abends zu sich zu laden. Man war dann immer mit ihm allein. Es waren meist schwere Sitzungen. Um neun Uhr stieg man in seine Eremitenklause im Hause eines Bäckers mit einer

geradezu lebensgefährlichen Treppe hinauf. Man kam in eine schmucklose Studentenbude. Der erste Kunstkenner Europas besaß keine stilvolle Zimmereinrichtung, wie jetzt jede gebildete und ästhetisch empfindsame Seele. Uns Jüngern imponierte aber gerade das am meisten, daß dieses schöngeistige, kulturgesättigte Genie so absolut frei von allen Bedürfnissen der Außenwelt war, wie die antiken Philosophen und die heiligen Asketen der mittelalterlichen Kirche — das völlig ideale Erhabensein über alle irdischen Genüsse gilt, wenn von einem, von diesem großen Toten. Auf dem Tische war eine Batterie schweren aber guten Rotweins aufgepflanzt. Dazu rauchte man Burckhardts eben nicht hochfeines Kraut. Darin war er ein echter Bürger seines vielgeliebten Italiens, daß ihm jeder Stengel recht war, wenn er nur Luft hatte. Und nun begann der Diskurs, bei dem er selbstverständlich der fast ausschließlich Gebende war. Regelmäßig ging es bis über Mitternacht, oft bis zwei oder drei Uhr."

Nietzsches grundsätzliche Stellung zur Ehe

Gerade der Genuß eines eigenen einfachen Haushaltes: „ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufreizende Ehrsucht oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester, wodurch alles um mich herum so ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird," (Briefe I, S. 361) — rückten ihm im Zusammenhang mit dem Brautstande seines langjährigen Hausgenossen Overbeck die grundsätzliche Erwägung, ob jemand wie er zu heiraten habe oder nicht, besonders nahe. Er vertraut sich hierüber Gersdorff an (Briefe I, S. 374, 378): „In der Hauptsache habe ich aber so viel erkannt: das einzige, was die Menschen aller Art wahrhaft anerkennen und dem sie sich beugen, ist die hochsinnige Tat. Um alles in der Welt keinen Schritt zur Akkommodation! Man kann den *großen* Erfolg nur haben, wenn man sich selbst treu bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe, und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden wollte. — Mit einer Nutzanwendung für Dich, mein geliebter Freund: ich bitte Dich inständig, mancherlei *nicht* zu berücksichtigen, was ich Dir in schwächeren Stunden in betreff Deiner Verehelichung sagte. Um keinen Preis eine Konventionsehe! (wie es alle mir bis jetzt von Dir genannten und Dir von andern proponierten Ehen sind). Wir wollen in diesem Punkte der Reinheit des Charakters ja nicht wankend werden! Zehntausendmal lieber immer allein bleiben — das ist jetzt meine

Losung in dieser Sache." — „Geheiratet wird nicht; zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze „zivilisierte" Ordnung der Dinge so sehr, daß schwerlich irgend ein Weib freisinnig genug ist, um mir zu folgen."

Erinnerungen von Frau Ida Overbeck

Nietzsches Gestalt und Umgangsform

Ich lernte Nietzsche im Sommer 1870 im Maderanertal kennen, ganz zufällig und flüchtig. Er machte den Eindruck eines sehr in sich gekehrten, etwas leidenden Menschen. Er wich der Begegnung und dem Gespräche eher aus; kam es aber dazu, so frappierte die Herzlichkeit und der Ernst, die er entwickelte und dem Gegenüber entgegen zu tragen schien. Man fühlte sich sogleich aufgefordert ihm etwas mitzuteilen, das einem selbst wichtig war. Es wurde musiziert, wir spielten ihm die vierhändigen Liebeswalzer von Brahms vor und Beethoven Opus 26. Er hörte aufmerksam zu und gab das Wagnersche Preislied aus den Meistersingern dagegen. Er trug es frei vor und schien nach der gehörten Aufführung, nicht nach dem studierten Klavierauszuge zu reproduzieren. In späteren Jahren hörte ich es von ihm wieder, ganz auf dieselbe Art. Er besaß keinerlei Virtuosität, spielte fast hart und eckig, suchte die Töne in der Erinnerung und dann auf den Tasten. Ich hatte in Nietzsches Nähe das Gefühl eines Rätsels, eines Geheimnisses. Etwas wie mädchenhafter Natürlichkeit begegnete er mit einer gewissen Feierlichkeit, deren Rückschlag bescheidener Humor und Übermut waren. Ich sehe ihn noch die Waldwege gehen, rüstig, aber doch den Weg suchend, was seinem Gang ein gewisses ungeschicktes, unfreies Gepräge gab. Ja, er war sicherlich Schulmeister und man hätte wohl gerne etwas Näheres von ihm gewußt. Schon damals, später noch vielmehr, fielen mir Nietzsches Hände auf. Sie hatten künstlerische Form; Spiel und Energie der Nerven drückte sich in ihnen aus, er hielt sie oft in leise sich andeutender runder Gebogenheit ohne irgend welche Absicht. Nietzsches Haltung war liebenswürdig, konnte sogar einen Anflug von Weiblichkeit haben. Ein zufälliger Blick auf die Hände verriet einen neuen Zug. Nietzsches Nägel hatten eigentümliche Bildung, sie waren gewölbt, an den Spitzen sich senkend, man dachte an einen der hochfliegenden Vögel droben im blauen Himmel. Nach einigen Tagen des sich Vermeidens,

der Gespräche und Beobachtung, traf die Nachricht ein vom Siege bei Wörth. Da kam ein neuer, patriotischer Ton auf, und Nietzsche verschwand, um sich dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Ich konnte Nietzsche nicht vergessen; ich hatte die Empfindung, mit ihm sei Bedeutendes an mir vorübergegangen. Später verschaffte ich mir die Geburt der Tragödie, und nach und nach die Unzeitgemäßen. Wie außerordentlich vertiefte sich der empfangene Eindruck! Ich kannte damals erst wenig von Wagnerischer Kunst, die aufgestellte Analogie zwischen griechischer Tragödie und dem Werke des Meisters war mir ganz unverständlich. Aber die tiefe Auffassung und Durchführung der Elemente der griechischen Kunst, die Einführung in die griechische Tragödie berauschten mich förmlich. Also dessen war der Schulmeister im Maderanertal wirklich fähig! An zwei Menschen erfuhr ich, wie eindrucksvoll Nietzsche wirkte. Zuerst an Theodor Kirchner, der als selbstgestaltender Künstler einigermaßen überlegen und doch bezwungen von diesem jungen Gelehrten sprach, der der Kunst Wege weisen wolle. Später an Frau Henriette Feuerbach, der während eines Basler Aufenthaltes Nietzsche vorgestellt worden war und die in ihm sogleich die bedeutende Persönlichkeit gesehen.

Seine nachhaltige Wirkung auf andere

Wenige Jahre darauf lernte ich meinen Mann kennen und verheiratete mich im Sommer 1876 nach Basel. Nach und nach verkehrte Nietzsche bei uns um so häufiger, als er allen sonstigen Verkehr, den er früher gepflegt hatte, hatte aufgeben müssen. Eine meiner ersten Erinnerungen ist eine Begegnung mit ihm auf der Straße. Er erzählte von einem Aufsatze Renans über mittelalterliche Kunst, den er eben gelesen habe und versuchte sein Talent der Belehrung an mir. Er deutete und drängte so geschickt, daß er mir richtig das Wort „Barock des Christentums" in den Mund legte, darauf in übermütiges, lautes Lachen ausbrach und versicherte: so etwas sei eigentlich in ihm: ein überladenes, sich selbst aufhebendes Religionsbedürfnis. Ich war enorm verwundert und enttäuscht, ich wollte es nicht haben, daß Nietzsche etwas anderes sein könne als ein Grieche und vollkommen natürlich freier Mensch. Damals konnte Nietzsche etwas von der Beweglichkeit entfalten, deren Abwesenheit mir im Maderanertal aufgefallen war. Er sah schlecht und erkannte kaum jemand auf der Straße. So sah ich ihn denn das eine oder andere Mal wirklich kühn einherschreiten, sicherlich nicht von kleinen Gedanken erfüllt. Der dauernde Verkehr erstreckte sich über

„Barock des Christentums"

Nietzsche als Gast

die Jahre 1876/79. Später (1880—1883) wohnte Nietzsche mehrmals bei uns. Leider durfte ich meine hausfraulichen Talente nur wenig vor ihm ausbreiten. Er aß lieber für sich und kam wohl stundenlang; aber das einzige, was er genießen mochte, war ein leicht gebrauter Tee mit ein paar englischen Cakes. Da saß er denn auf der Chaiselongue in meines Mannes Stube oder auf einem gewissen Sessel in der Wohnstube, mit dem Rücken nach dem weißen Ofen zu, den Blick nach meinem ihm gegenüber sitzenden Manne und auf dunkle Vorhänge zu gerichtet. Er selbst sprach leise, mit wenig Gesten, so sprachen auch wir, allen Lärm innerhalb und außerhalb der Türen vermeidend. Später, wenn er bei uns wohnte, befand er sich oft schlecht. Kräftige Brühen durften bereitet werden, mußte er zu Bett bleiben. Ging es aber gut, so saßen wir fröhlich miteinander bei Tische, und es konnte ein gutes Gericht geben. Auch an kleinen Wanderungen nahm ich teil, hinaus nach dem Neubad oder zum Heinrichsgarten an der Binningerstraße, wo Nietzsche höchst bescheiden einquartiert war und mit den einfachen Leuten im Hause gute Nachbarschaft hielt. In den zwei kleinen Stuben hat er dann freilich so viel gelitten, daß es uns angst und bange um ihn ward. So vertrauensvoll Nietzsche war, seinen kleinen Konfitürenschrank schloß er doch immer ab; der Gedanke, es könnten ihm da gelegentlich vorhandene schmutzige Kinderhändchen oder größere darüber geraten, war ihm peinlich. Wenn er unsern Tee lobte und trank, gedachte er auch oft der schönen frischen Eier, die ihm der Heinrichsgarten lieferte. Nietzsche konnte in einer Weise dankbar rühmen, daß einem das Herz weich wurde. Dies Häuschen, vor dem zwei mächtige Pappeln standen, verschwand mit diesen vor einigen Jahren, als die Zufahrt der Bahn von St. Ludwig nach Basel verlegt wurde. Mein Mann und ich gingen noch einmal in wehmütiger Erinnerung an ihm vorüber, ehe es zum Opfer fiel.

In seinen Briefen an meinen Mann hat sich Nietzsche nur wenig über seine Gedankenwelt geäußert, das war eben noch mündlich geschehen. Da ist viel geredet worden; all sein Moralisieren ist in der Eulerstraße, wo wir wohnten, laut geworden, sein Umbildenwollen von Gut und Böse, auf einer neuen Schätzung des Lebens beruhend, Urteile über Christentum und Schriftsteller — ich allein weiß genug und bin doch nur in bescheidener Weise dabei beteiligt gewesen. Kaum war Nietzsche im Zimmer, so legte er los und sann dann genießend über Rede und Gegenrede nach.

Von bildender Kunst im engeren Sinne — Architektur, Malerei, Skulptur — sprach er so gut wie nie, das existierte kaum für ihn: Musik und Sprache war seine Welt; nicht Sprachen, sondern *seine Sprache*, von der er nicht einmal immer wünschte, daß sie deutsch sei[34]. Ich kann sagen, daß Nietzsche, im mündlichen Zusammensein mehr Andeutungen wie Ausführungen seiner Gedanken gab, sehr aufmerksam horchte und zu sich nahm. Er verstand zu hören und aufzunehmen, aber gab sich nie ganz oder deutlich. Es war ihm ein Bedürfnis, sich zwischen Verborgenem zu halten; es war kein eigentliches Mißtrauen gegen andere, es war mehr Mißtrauen gegen sich und die Aufnahme, die er fände. Er war überaus empfindlich darin, hinterher konnte ihn etwas bis zur Wut reizen. Die Stelle im Zarathustra ist so wahr: „Habt Ihr den Einsiedler verletzt, so tötet ihn auch noch!" Nietzsche war so leicht umzuwerfen. Es beschäftigte ihn damals das Problem einer neuen Moral. Mein Mann las aus dem Stegreif übersetzend Sainte-Beuvesche Aufsätze vor, da kam Nietzsche auf seine Franzosen zu sprechen. La Bruyère, der ihm als Mann der untergeordneten gesellschaftlichen Stellung und einer daraus entspringenden Gedrücktheit nicht angenehm war. La Rochefoucauld, den er um seiner Geschlossenheit, seines strengen Prinzips willen liebte, der Mann der Leidenschaft und Vornehmheit, dem die Welt nichts schuldig blieb. Vauvenargues war ihm unsympathisch. Es griff ihn an, was er über dessen frühes Siechtum und frühen Tod hörte, sein liebenswürdiger Stoizismus stieß ihn ab. Bei Fontenelle empfand er den Reiz reiner, kühler, in aller Weite und Höhe sich haltender Geistigkeit, verbunden mit der Sicherheit des weltmännischen Verkehrs. Er liebte das Zeitalter Ludwigs XIV. und haßte die Revolution. Er nahm es Chamfort übel, sich in den Umgang mit Revolutionsmännern gebracht zu haben, und wollte nicht, daß sein eigener Name mit dem Chamforts zusammen je genannt werde. Nietzsche rechnete sich damals zu der Gesellschaft jener aristokratischen Moralisten, und litt schon in diesen Jahren, da er bei uns verkehrte, sehr darunter, daß er so wenig gekannt und gelesen sei. Er hoffte nach jeder Veröffentlichung begeisterte Zusprache zu erhalten, als ein aufgehendes Gestirn in der Öffentlichkeit begrüßt zu werden, Anhänger und Jünger zu finden.

Unter den klassischen Moralisten

An begeisterter Anerkennung fehlte es ihm auch wahrlich nicht, aber sein Ehrgeiz war auf viel allgemeineren höheren Einfluß

Nietzsches Ehrgeiz

gerichtet. Ganz deutlich konnte die Art seines Ehrgeizes erst werden, nachdem sich seine Ziele in ihm selbst vollkommen verdeutlicht hatten. Er war oft sehr gequält, und ich war Zeugin dieser seiner Qualen, über die er sich bei uns aussprach. Wir suchten ihn auf alle Weise zu trösten, auf die Zukunft zu verweisen, und es tat ihm wenigstens wohl, zu sehen, daß wir an seinen Leiden teilnahmen. Einmal gelang mir dies besonders gut, und ich vergesse nie die dankbare Bewegung, in die er darüber geriet. Ich las ihm als für ihn geltend eine Stelle aus Wahrheit und Dichtung vor, da Goethe bei Gelegenheit seines „Werther" sich über Autor und Publikum also ausspricht: „Auf diese Weise bedrängt, ward er nur allzusehr gewahr, daß Autoren und Publikum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden seien, hatte er schon längst eingesehen: denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung gibt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urteil drucken lassen, ganz komisch auffällt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte."

Er kam nicht einmal, — und er kam jede Woche mehrmals, — ohne von dem zu erzählen, was er gerade trieb. Ich erinnere mich besonders Byronscher Tagebücher, die er uns brachte, er erzählte von Shelley, seiner dichterischen Art, von der Freigeisterei dieser Dichter und dem cant, der sie verfolgte. Er erzählte von den englischen Philosophen, von Hobbes, Berkeley, Hume.

Nietzsche und Stirner

Einmal, als mein Mann ausgegangen war, unterhielt er sich mit mir ein Weilchen und nannte zwei besondere Käuze, die ihn eben beschäftigten und aus denen er Verwandtschaft mit sich herauslese. Er war wie immer, wenn er sich innerer Beziehungen bewußt wurde, sehr gehoben und glücklich. Einige Zeit darauf sah er Klinger bei uns liegen. Stirner hatte mein Mann auf der Bibliothek nicht gefunden. „Ach", sagte er, „da habe ich mich

in Klinger schön getäuscht. Das war ein Philister, nein, mit dem fühle ich mich nicht verwandt; aber Stirner, ja der!" Dabei ging ein feierlicher Zug über sein Gesicht. Während ich mit Spannung in seine Züge blickte, veränderten sich diese wieder, er machte etwas wie eine scheuchende, abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte flüsternd: „Nun habe ich es Ihnen doch gesagt, und ich wollte nicht davon sprechen. Vergessen Sie es wieder. Man wird von einem Plagiat reden, aber Sie werden das nicht tun, das weiß ich." Nietzsche hatte vor dem Herbst 1874 seinem Schüler Baumgartner Stirners Werk als das Kühnste und Konsequenteste seit Hobbes bezeichnet. Es ist durchaus Nietzsches Art gemäß, daß er sich schon so früh mit Stirner in sympathischer Weise beschäftigt haben könnte. Gegen Schopenhauer kann sich seine Natur bereits erhoben haben, als er die Unzeitgemäße schrieb, so gut wie er sich von Wagner bereits abgewendet hatte, als er „Richard Wagner in Bayreuth" veröffentlichte. Den Inhalt der Schopenhauerschen Lehre hat Nietzsche nie vertreten, so verwickelt er auch mit einigem darin war. Was ihm ja an seinen Verehrten imponierte, war immer die starke Persönlichkeit, der er aus seinem Kern heraus etwas Ähnliches entgegenzusetzen hoffte. Dieser Kern führte ihn aber ganz andere Wege. Daß uns Nietzsche und Stirner so unendlich verschieden vorkommen und es tatsächlich sind, springt in die Augen! Aber damit werden wir Nietzsche nicht gerecht und erweisen ihm nicht diejenige Aufmerksamkeit und Würdigung, die er sich wünscht und verlangen darf. Nietzsche hat Stirner innerlichste Aufmerksamkeit geschenkt. Er ist weder von ihm ausgegangen, noch ist er bei ihm stehen geblieben; aber er hat ihn nicht gering geschätzt, sondern ihn als vorurteilsfreier Denker, der er so sehr sein konnte, eingeschätzt und sich ihm verwandt gefühlt. Es war der einfachste Sinn für Tatsächlichkeit, der meinen Mann zu der Aufzeichnung bewog, daß Nietzsche Stirner gekannt habe. Stirner repräsentiert einen ganz bestimmten Posten bei Nietzsche, klein wenn man will und für Nietzsche doch groß und bedeutungsvoll wegen der Spärlichkeit dieses Elements, dem er nun einmal nachging.

Lektüre Feuerbachs und Johnsons

Auch Ludwig Feuerbachsche Gedanken trug Nietzsche damals vor. Er verübelte Richard Wagner, sich von Feuerbach zu Schopenhauer bekehrt zu haben. Nicht als ob er selbst den umgekehrten Prozeß durchgemacht hätte; denn Feuerbach hatte längst, vielleicht schon vor Schopenhauer, auf ihn gewirkt. Man lese den „Gottesbegriff

als Gattungswesen des Menschen" und anderes; man wird, diese Aufsätze in Nietzsches Geist auffassend, begreifen, was deren Denkungsart seinem Übermenschen gegeben hat. Hier, mehr als aus aller naturwissenschaftlichen Begründung, sog dieser Nietzscheschе Zentralgedanke seine Nahrung: Zurückführung des Übermenschlichen aus dem Gottesbegriff in den Menschen, in den Artbegriff, in das Individuum und damit einfache Setzung des Übermenschen getroffen, mit seinen eigenen Gedanken an ihn anknüpfe und frei von empfangener Anregung. Er teilte mir mit, daß er beim Lesen eines Schriftstellers, immer nur durch kurze Sätze getroffen, mit seinen eigenen Gedanken an ihn anknüpfe und auf derartig sich bietende vorhandene Pfeiler einen neuen Bau setze. So erwähnte er mehrmals des Moralisten Dr. Samuel Johnson, des englischen Zeitgenossen Voltaires, und als ich dessen poetische Satire The vanity of human wishes las, erinnerte ich mich, wie Nietzsche einmal den inneren Widerspruch des Genres bei Johnson hervorgehoben hatte: die tiefe, energische Bitterkeit in der Beurteilung, ja Verurteilung sittlicher Verhältnisse, welche sich vor sich selbst nicht in den Glauben an die Möglichkeit einer Veredelung dieser Verhältnisse oder in deren ruhigere Auffassung rettet, sondern in ein quietistisches religiöses Bekenntnis.

Gut und Böse außerhalb des Lustgefühls

Die Kantschen und Schopenhauerschen Grundlagen der Ethik wurden ihrem ganzen Stoffe nach von ihm besprochen, ohne daß die Namen der Philosophen dabei viel erwähnt wurden. Der Gedanke der Umwertung war in ihm lebendig. Zunächst versuchte er es damit auf psychologischem Wege. Er ging in sich und den vergangenen Geschlechtern den Gründen der Moral, der Wünschbarkeit oder Notwendigkeit dieses Triebes nach. Deutsche, englische, französische Philosophie prüfte er darauf hin. Es wird da immer von Gut und Böse geredet, sagte Nietzsche, aber das ist alles relativ. Gut kann böse werden, wenn es alt und verbraucht ist, wir müssen immer neu schaffen. Gut ist nichts, es muß das Edle erstrebt werden, das auch dem Bösen gerecht wird. Aus dem Guten kann das Böse hervorgehen und umgekehrt. Das Böse ist das eigentlich schaffende Prinzip. Alles ist gleichwertig, wenn es nur starke Menschen gibt, die sich durchsetzen. Eine Umwertung ist hier nicht vorhanden, insofern Nietzsche das Gute gut, das Böse böse sein läßt, er zeigt nur ihre Beziehungen zueinander. Kein Philosoph, kein Dichter verkennt die Macht der Leidenschaft. Aber bei Nietzsche ist es doch ein Besonderes. Nietzsche nahm eine

Tugendlehre übel, die mit Glück rechnet, einen Eudämonismus, der mit Wohl und Wehe rechnet. Das alles schien Nietzsche unehrlich und lag ihm weit ab vom Wege der Moral, die mit Glück und Unglück nichts zu schaffen habe, die sich nicht in Gutes und Böses scheiden dürfe. Er versuchte den Weg, das Gute als Schwäche, das Böse als Stärke zu charakterisieren, ihren einseitigen Charakter darzustellen, als der Dinge, die auseinander werden. Dabei blieb denn, da Christentum und Philosophie stets das Gute als höchsten Wert dargestellt hatten, eine Abneigung gegen das Altruistische im Blute, das er entgegen der bisherigen Gepflogenheit in Mißbräuchen und Entartungen zu zeichnen liebte, während er den Steigerungen des einfach Bösen ins Schlechte, ins Verabscheuungswürdige die Spitze abbrach und sie gewissermaßen leugnete. Für diese Steigerungen zog er eben die Guten heran, verlangte von ihnen Großmut, Edelmut, als Gleichsetzungen des Bösen, das sein Gutes und seine Notwendigkeit habe.

Im Jahre 1878/79 hat Nietzsche ausgesprochen, daß er keinen eigentlichen philosophischen Gedanken von sich aus habe, den Vorgängen der Revolution auf geistigem Gebiet aber nachdenke und zu dem Resultat gekommen sei, man könne, und so werde es eigentlich immer gemacht, durch festen Willen und hartnäckigen Fleiß das erreichen, was man sich vornehme, es müsse nur ein Gegensatz zum Geltenden festgehalten werden. Alle neuen Lehren enthielten eine Umdrehung einer oder mehrerer alten. Ich erinnere mich dieses Gespräches ganz genau, es war weder Scherz dabei noch sonst irgend eine Herausforderung. Ihm sei dieser Gedanke der Methode eigen. Er wollte wissen, was ich mir als Basis meines Verhaltens gegen andere vorstelle. Ich sagte: „Das Wohlwollen!" Das Mitleid sei mir eine zu hochmütige Empfindung, deren niemand froh werde und daß es mir lächerlich schiene, wenn nun so einer mitleidig auf den andern herabschaue. Er seufzte auf und schien befriedigt. Tatsächlich hatte er sich das Mitleid (=Mitleiden) bereits für seine Methode zurechtgelegt, auch mit dem mir so unbedingt nötig scheinenden Zusatz von Hochmut. Das hatte Nietzsche die Jahre hindurch in sich verarbeitet, bis er es zu dem Schrei brachte: „Nur kein Mitleid, das kenne ich, das ist d é c a d e n c e."

Der Gegensatz zum Geltenden

Nietzsches Einführung in die Moral enthält gedanklich Persönliches, das Anlaß gibt, ihn konsequent und willkürlich zu nennen, wenn wir seiner Begründung der Mo-

ralität uns nicht in jedem Augenblick bewußt sind. Moral des Wohlwollens, wofür sich Nietzsche entschied und Moral des Mitleids fallen in ihrem Resultat nicht auseinander, aber die Empfindung, die Haltung des Ausübenden und Empfangenden ist eine andere. Das Individuum als solches bleibt gesicherter, selbst wo es sich materiell aufgibt. Es erscheint uns hart, irgendeine altruistische Moral mit dem Wort Sklavenmoral belegt zu sehen, um so mehr, als Nietzsches Art, sich auszudrücken, den Stempel der Verwandtschaft mit einer langen altruistischen Vergangenheit trägt. Auch kann ja nach Nietzsches freiester Auffassung die Moral keine andere sein, ob sie von Gott stammt oder rein menschlich ist. Wir dürfen also nicht vergessen, daß Nietzsches Natur ihn zur Begründung und Entfaltung echter Menschlichkeit trieb auf dem Wege des Kampfes gegen begriffliche Gestaltung dessen, was er weltgeschichtliche Vorurteile nennt. Die altruistische Moral findet dann im dritten Zarathustra ihr Gegenteil, wo das supreme Ich eifersüchtig auf seine Rechte hält. Mit dieser sehr ernsthaften Anschauung der Moral verband er nach seiner eigenen Äußerung den Begriff der landläufigen Tugend und der Heuchelei, die ihm durch Jugendeindrücke besonders nahe gerückt worden seien. Er sagte einmal, er habe die Moral eigentlich auf dem Strich, müsse aber, von sich selbst gezwungen, immer deren zu Grunde liegenden Beziehungen sich wieder zuwenden, bis er es nicht mehr aushalte und den Sprung ins Ästhetische mache. Dieser Sprung gab ihm große Erleichterung, das Gefühl mit der Moral *fertig* geworden zu sein, sie *umgewertet* zu haben. Er empfand dann alle Kräfte und Äußerungen des Menschenwillens als gleichwertig im großen Haushalte der Natur, als Leben und Wirklichkeit erzeugende Erscheinungen und bestätigt sich so selber seinen philosophischen Grundgedanken der Macht, den Gedanken, nach dem alles in Nietzsche hinstrebt. Er empfand dies sehr intensiv, im Überschwange und wurde dann immer zum Künstler; als solcher und als Begründer seiner Auffassung und Ziele nannte er, der Moralist, sich den Immoralisten. Es stehen im Zarathustra Stücke, die mir so hohen künstlerischen Wert zu haben scheinen, daß mir ist, als stünden sie überhaupt auf der Höhe aller Literatur. Es sind dies allerdings satirische Stücke.

Die landläufige Tugend

Zwei Jahre später sagte Nietzsche, er sei nun der Psychologie müde. Schon früher war er stets einer Wechselwirkung nachge-

gangen zwischen der Art seines Denkens und der Gesundheit seines Leibes. Das Problem zwischen Leib und Denken beschäftigte ihn bei Pascal so sehr. Schon 1878/79 sprach er davon, daß die Abhängigkeit Pascals vom Christentum ihn wohl könne zugrunde gerichtet haben. Im fünften Aphorismus des Antichrist hat diese seine Meinung ihren höchsten Ausdruck gefunden und trägt nichts mehr vom früheren Gepräge an sich. Nietzsches Gedanke ging von der Fragestellung aus, ob Pascals Rückkehr zum Christentum, nachdem er eine Zeitlang nur wissenschaftlich gedacht hatte, Ursache oder Folge seiner zerrütteten Gesundheit gewesen sei. Eine Parallele mit sich selbst lag ihm nahe und die Hoffnung, daß er durch die Art seines Denkens gesunden werde. Diese Meinung, daß er durch seine Philosophie, die durchbrechende Natur in ihm, sich geholfen habe, liegt mancher Äußerung von ihm zugrunde. Nietzsche fühlt sich von seinem Leibe beherrscht: große und kleine Vernunft, Selbst und Ich, Leib und Geist. Das physiologisch Wissenschaftliche schwebte ihm dabei vor, das von Ärzten so vielfach Gesuchte und Erstrebte, weshalb ja Rée noch Medizin studierte und Nietzsche mit ihm an eine große Universität wollte. Er beklagte damals, daß er in naturwissenschaftlicher Beziehung so unwissend sei und seine Zeit mit dem leeren Kram der Philologie vergeudet habe. Es war bei Nietzsche oft Beängstigung und Einseitigkeit des Denkens; er konnte sich oft an einem erworbenen Schatze nicht freuen, wiewohl er sich ihn nutzbar machte. Er meinte dann immer die Wahrheit und das zu Erstrebende läge in anderer, bestimmter Richtung, zu der er sich neu angeregt fühlte. Aber ebenso schnell verschwand die Phantasmagorie des neuen Ausblicks, er war zu ruhiger Betrachtung, zum objektiven Ergebnis nicht eigentlich geschaffen. Es ist ganz sicher, daß ein subjektives, körperliches und geistiges Lebensgefühl dem Inhalte dessen, was man seine Moralisierungskunst nennt, die Form gegeben haben. Es war nichts Wohliges in Nietzsche, es waren unerträgliche Spannungen in ihm, denen Ausdruck zu geben ihn verlangte und für die er sich in der griechischen und in der christlichen Welt nach Entsprechendem umsah. Was Wunder, daß er diese in der christlichen Welt sehr viel mehr fand. Aber er hatte die griechische Welt studiert, in ihr gelebt. Doch vertrug er diese Welt nicht, trotzdem er ihre Größe erkannt hatte und das Unbedingte, Sichere daran christlichen Halbheiten und Schwerfälligkeiten vorzog. Er sprach es oft aus, wie sehr ihm christliche Vor-

Das Problem der Leiblichkeit

Ungriechisch Gefühlsart

stellungsweise und Gefühlsart eigentlich gepaßt habe, so sehr, daß er beim Anhören des Parsifal meinen konnte, in der Jugend diese Art Musik selbst gemacht zu haben. Nietzsche war später weit mehr im Alten und Neuen Testament zu Hause als bei den Griechen, die er wohl zuletzt gar nicht mehr verstand, sondern immer nur in ihrer Beziehung auf das Christentum und ihrer Wirkung auf sein Körperlich-Seelisches, — eine ganz abgezogene Art, die den Geschmack am wirklich Griechischen verdirbt.

Bedürfnis der Mystik

Nietzsches Griechentum scheiterte an dessen Philosophen. Dem mystischen, künstlerisch-schaffenden Prinzip, das er sich bei ihnen entdeckt, blieb er treu, und um seinetwillen vernichtete er die ganze spätere Welt, der er menschlich nahe stand. Es war recht eigentlich in ihm der Kampf zwischen ästhetisch-künstlerischer Anschauung und moralischem Bewußtsein entbrannt, und aus diesem Kampf heraus, der für Nietzsches denkende und lebende Art Niederlagen und die glücklichsten Siege bedeutete, ist er wohl zu verstehen. Nietzsche war Dichter, Musiker, Philosoph, Pädagog, Philanthrop, wenn auch keineswegs Sozialist. Man denke sich die Vielseitigkeit der Ansprüche der eigenen Natur an sich. Als Pädagog und Philanthrop war er entzückt, als er mich einmal mit Pestalozzi beschäftigt vorfand; als Philosoph, da ich ihm sagte, dies ganze humane Streben müsse nun eben auf andere geistige Errungenschaften gebaut werden. Vorwiegend war Nietzsche Eklektiker des Geistes mit künstlerischer Gestaltungskraft und Sprachbegabung.

Nietzsches religiöse Wirkungen

Ich meinte immer, daß Nietzsche, trotz aller Gegnerschaft zum Christentum, kein Feind der Religion sei, so fern er ihr stand, und sogar selbst religiöse Wirkungen hervorzubringen imstande sei. Der Übermensch als Ersatz Gottes, die Lehre der Wiederkunft als Ersatz der Unsterblichkeit schienen mir allerdings keine sehr tragkräftigen Schwärmereien. Selbsterhöhung — Wiederkehr des Gleichen! Nietzsche verlangt ja auch nie Glauben, es ist nur eine solche Inbrunst des Strebens nach Weltanschauung in ihm. Man möchte doch sein geliebtes Leben nur wieder leben, um es anders leben zu können, ein höheres Bewußtsein damit zu verbinden. Auch passen die beiden Vorstellungen so schlecht zusammen; es sind nicht zwei verbundene, sondern zwei sich ablösende Gedankenreihen in Nietzsche. Wie mein Mann sagt, hat Nietzsche nie aufgehört, über den Sinn und Zweck des Lebens nachzudenken, er hat, dank seiner künstlerischen Begabung, die sehr durch Prunk und

Farbe in die Sinne fällt und vielleicht manchem dadurch das Sinnenfällige der Religion ersetzt, einen sehr mannigfaltigen, hin und her geworfenen Gedankenschatz der Welt vermittelt. So anziehend seine Persönlichkeit war und ist, ich war oft durch das Gefühl bedrückt, daß er nicht bestimmt weiß und es daher nicht ratsam sei, lange bei Nietzsche lernen zu wollen.

Nietzsches Halbbefriedigungen

Nietzsches Bedürfnis der Sentimentalität ist gewiß. Sie ist ihm leider nur zu oft im Wege gestanden und hat ihm schlimme Halbbefriedigungen aufgenötigt. Sie hatte sich an der Anschauung der Freundschaft im Altertum erhoben und gekräftigt. Sie konnte für ihn als Lebenskünstler doch nicht von eigentlicher Bedeutung werden. Der Wille zur Freundschaft war bei ihm nicht stark genug, mehr war ihm am pathetischen Zustand gelegen. Er warf Rohde vor, daß er nicht wenigstens persönlich mitging und wirft später Overbeck vor, daß er nicht sachlich mitging. Lag im letzteren Falle wenigstens dazu eine Verpflichtung oder auch nur die Aussicht auf eine Annehmlichkeit vor, unter freien Geistern und Männern? Nietzsche sah gar nicht, wo er andern weh tat, die nicht herkömmliche Vorurteile hatten, oder nur selten. Die Vorurteile waren für ihn von so großer Wichtigkeit, daß er sie sogar achtete und Wert auf sie legte, um eine bedeutende Kampfposition gegen sie zu finden. Daraus sind manche seiner herrlichsten Stellen entstanden. Ein freier Mensch frägt sich: ist es der Mühe wert? Nietzsche fühlte in sich eine wunderbare Kraft der Satire. Auf der anderen Seite hatte er in seltener Weise das Bedürfnis der Güte und Schonung gegen andere. In einem Sommer, Anfang der 80er Jahre, da er uns besuchte, sprach er erschüttert davon, daß er sich noch ins Gefängnis bringen werde, worauf ich ganz heiter erwiderte: „Ach, Herr Professor, da besuchen wir Sie ganz gewiß." Er wurde sogleich ruhig und munter. Nietzsche war und blieb in sich unsicher, das ist die Ehrlichkeit seines Charakters und seines Verstandes. In der Güte und Nachsicht, die ihn wirklich geradezu anfielen, verwirrte er sich oft und geriet in innere Abhängigkeit, statt in Freiheit, geriet in Verzweiflung und Entrüstung, daß sein edles Streben — natürlich dessen Schwäche — durchkreuzt und ausgenützt werde. Und wenn dieser Kampf ausgewütet hatte, war er doch wieder bereit, in derselben Weise von vorne anzufangen. Nietzsche, der Verächter des Mitleids, experimentierte fortwährend damit. Er züchtete es sich noch mehr an, um es zu vivisezieren, es zu entdecken wie das Christentum und

Nietzsches ehrliche Unsicherheit

es dann der Menschheit zu mißraten. Dabei ging aber Vorbildlichkeit verloren. Nietzsche weiß dann allzu oft nur, wie man es nicht machen soll, er ist „voll eigner und fremder Falschheit". „Meine Ziele, meine Ziele", konnte er dann verzweifelt ausrufen. Es entstand Ekel daraus. Den sachlichen Ekel an der Welt hatte Nietzsche nicht überwunden. „Die Welt, so wie sie ist im kleinen und im großen", ruft er im Kapitel ‚Der Genesende' des dritten Zarathustra, „ist ekelhaft." Und um diesen Ekel zu betäuben, greift er, wie immer, wenn ihn eine Sache plagt, zu mystisch-künstlerischer Extase und befreit sich ebenso scheinbar, als die Welt des Guten und Bösen ihm eine scheinbare war.

Nietzsche war ein schwerkranker Mann, der sich über die Gefährlichkeit seines Zustandes fortwährend in Illusion hielt, um es auszuhalten. Er konnte sich nicht leicht harmonisch zusammenfinden; denn alle Arbeit litt bei ihm die jähsten Unterbrechungen. Jede erzieherische Tätigkeit, nach der ihn manchmal großes Verlangen trug, war deshalb ausgeschlossen. Er litt wirklich am Kopfe. Kranke oder kränkliche Menschen, deren Kopf frei ist, können sich immer noch etwas zumuten. Bei Nietzsche war alle paar Wochen die Erschöpfung so vollkommen, daß alles unmöglich war. Man muß dieses Leiden mit in die Wagschale werfen.

Die „kurze Linie"

Es legte ihm geradezu die kurze Linie auf, während ihn nach der längsten verlangte. Wie oft glaubte er umlernen zu müssen, nichts zu wissen, sich reinigen zu müssen, sich unreinen Händen entwunden zu haben. Er lebte schließlich in der Einbildung nur noch mit der Größe zusammen. An seinen Werken und Briefen fesselt das stark Persönliche eben doch mehr als die eigentliche Durchführung seiner Gedanken, soviele Gedanken auch Nietzsche gehabt hat. Zu seinen großen Unsicherheiten gehörte, daß er immer sein Echo zu hören verlangte und ihm doch zugleich davor graute.

Was war nun eigentlich Nietzsches Sache? Er wollte die Moral historisch fassen und das Gewissen philosophisch umgestalten aus dem freien Individuum heraus, das der Stärke seines Willens seine Fähigkeiten und seine Leidenschaften zuführt. Der dreifachen Begriffsreihe Historie, Theologie, Christentum setzte er seinerseits die Dreiheit entgegen: Leben, Philosophie, freie Individualität. Nun denke man sich die Fülle der Gesichtspunkte, die sich da ergeben und die alle Nietzsche nachzudenken sind. Nietzsche haßte alles begriffliche Systematisieren, er wollte dem Leben selbst seine Geheimnisse ablauschen und alles überstrahlen, was eine so reiche

Vergangenheit dem Menschen an Wohl und Wehe zugefügt hat. Es war hier allerdings ein Riesenplan vorhanden. Nietzsches Seele war eine weit sich ausdehnende Wunschseele, die alles mit der Inbrunst der Liebe und der Verachtung zugleich an sich drücken und verwandelt entlassen wollte. Und zwar nicht von außen betrachtend und kritisierend, sondern aus dem Kern des Lebens gestaltend! Sein Kampf gegen Christentum, bisherige Philosophie und Moral haben einen weltgeschichtlichen Charakter, und dieser Charakter wendet sich gegen Sünde, Erbsünde, Verdammnis der menschlichen Eingeweide; gegen die Vernunft, die das Leben meistern und beschränken wolle; gegen Unlust, Leiden, Langeweile, Not als dem echter Moralität zugrunde liegenden Zustande, alles dies Formen der Lebensverneinung. Ein schlimmes Kapitel Schopenhauers hat bei Nietzsche besonders stark gewirkt, der Gedanke, daß der Mensch nicht zur Mitfreude veranlagt sei, nur auf dem Umwege früherer Teilnahme am Mißgeschick, sich am Wohlergehen eines andern wenigstens vorübergehend interessieren könne; das Wohlergehen hingegen geeignet sei, Neid zu erregen, woraus sich der schon sonst verbürgte Schluß ziehen lasse, daß Not der positive Zustand des Menschengeschlechts, Mitleid allein der wahre Grundtrieb echter Moralität sein könne. Dagegen lehnte sich Nietzsches Ekel auf, das empörte ihn. Verwies er das Glück als die Folge engbrüstiger Tugend aus der Moral und redete dort einer stolzen Härte das Wort; bekämpfte er die Vernunft, von deren Vorhandensein und Zurateziehen in seinem eigenen Leben die entschiedensten Zeugnisse vorhanden sind, gegen die sich bei ihm aber der schärfste, behendste, wahrhaft dämonisch gewordene Verstand kehrte und sich selbst samt der Vernunft zur Selbstzerfleischung zwang: — in der Dialektik der Affekte führte er die Lust, die Begründerin des Wohlwollens und der Mitfreude, den dionysischen Trieb, der zugleich Träger des Schmerzes und des Leidens ist, als höchsten und letzten Grund- und Schaffenstrieb ein. Ihm, dem Gegner der Metaphysik, erwachsen Ausblicke in das Weltganze. Götzendämmerung und Antichrist, diese beiden vorhandenen Umwertungen, erheben sich zu wahrem Hochgesang schneidender Satire aller Lebensverneinung, auf Grund des dionysischen Lebensgefühles, des Ja- und Amensagens zu Leben und Realität. Wir müssen erwarten, daß im Ecce homo der dionysische Dithyrambus noch einmal voll erklinge und ausklinge. Ich erinnere mich, wie Nietzsche schon im

Sein Kampf gegen weltgeschichtliche Positionen

Sein Hohn auf die Lebensverneinung

Anfang der 80er Jahre, wohl 1883, uns seine tiefe Freude aussprach, das Bewußtsein erlangt zu haben, seine Ja und seine Nein zusammenschließen zu können. Die Gewaltsamkeit, mit der er, „eine Linie, ein Ziel" suchend, in die Satire alles hineinpreßte und fast alles gering schätzte, was bis jetzt gedacht, gefühlt und gelebt wurde, fiel ihm nicht auf. Nichts verwirrt bei Nietzsche so sehr, wie dessen eigener Zwiespalt in der Behandlung von Historie und Leben. Er hebt Realität und Leben auf den Schild, verwirft Historie als Leben und Realität, verlangt historischen Sinn da, wo ihm Ansätze zu Realität gegeben schienen, macht dem Geist, der Vernunft den Krieg. Nietzsche ist in alledem sehr logisch, aber wir fühlen uns doch in unerträgliche Formeln eingezwängt. Schließlich verurteilt und erstickt dieser lebensfreudigste aller Denker eben doch Leben. Er will an der Grenzscheide zweier Alter stehen, wo das wirkliche Leben erst allgemein beginnt und die historische Verbildung ins Grab sinkt. Und das derselbe, der nichts von „wahren" Dingen wissen wollend, alles auf die Wirklichkeit abstellt und nun das wirkliche Leben wirklicher Menschen, weil sie sich in den verschiedensten Begriffsbildungen und Moralitätsvorstellungen herumschlugen, für nichts achtet. Er macht Ausnahmen, besonders zugunsten von Individuen. Kant gehört nicht zu ihnen, die Karikatur, die er von ihm gibt, fällt sehr auf. Dessen Einführung der Moral hat er sicherlich nicht alles entnommen, was ihr zu entnehmen war. Kant hat seinen kategorischen Imperativ nicht auf das einseitige Sollen gestellt, das Nietzsche ihm vorwirft und selbst nicht entbehren kann. Er führt uns vielmehr sachte durch die Reihen der Wollen — Können — Sollen, der Artbildung, die Nietzsche ja nicht unbekannt ist.

Seine Moral als Tragödienthema

Einmal sagte Nietzsche mit wahrer Leichenbittermiene — es war von Napoleon die Rede gewesen — es sei nun doch eben ein Elend, daß die Welt in wenig Starke und viele Schwache zerfalle, die diesen Starken zum Raube dienten. Ich sagte, vorstellen dürfen wir uns das nicht so, wiewohl es nicht zu leugnen ist, daß viele Menschen nicht zu ihrem persönlichen Rechte kommen durch Krieg, durch Krankheit, durch Unterdrückung. Es besitze ja aber auch der Unterdrückte die Fähigkeit, sich durch ein seelisches und materielles Wollen zu einer Herrschaft aufzuschwingen, von der ein aus erster Hand Herrschender nichts habe noch ahne, und könne in seiner Art sich des höchsten Glücksgefühls erfreuen. Nietzsche stimmte dem zu, rangierte aber natürlich alles um und

anders ein. Ein andermal war er tief gedrückt durch das Bewußtsein, daß er als kranker Mensch eben nicht zu den Starken gehöre, der Menschheit nicht das letzte Wort sagen könne; er sei von zu vielem ausgeschlossen, gewissermaßen ein Ausgestoßener. Dies war wirklich herzzerreißend. Wir lehnten ab, daß dies auseinander folge, und wiederum später versicherte er mich, welch hohen Glücksgefühls er fähig sei. Diese Gespräche fanden vor seinem Wegzuge von Basel statt. Nietzsche wollte durchaus den Gegensatz von Herren und Sklaven aufstellen, ein Tragödienthema, worauf es ja bei ihm immer eigentlich hinaus wollte.

Mechanistische Gleichheitshaspel

An der Tragik alles Lebenswillens hing Nietzsche fest. Er sagt den Pessimismus überwunden zu haben; doch Untergang und Vernichtung bleiben stehen. Er war tief erfüllt von der Unzulänglichkeit alles Gewordenen und Werdenden, jeden Begriff von Schuld leugnete er, er sah über das einzelne hinweg in den großen Ring des sich ewig Schaffenden, aber an diesem Ring mußte der Wurm der Wiederkehr alles Gleichen nagen. Das individualistische Prinzip war auf Gott Dionysos gestellt, auf tiefste Lust in Ewigkeit; der Tod, der das Leben selbst ist, konnte ihm nicht Untergang bedeuten, aber es gelang ihm nicht, sein individualistisches Prinzip in den ewigen Strom ewiger Verwandlung zurückzubilden. Der Ekel, Nietzsche als bestimmtes Individuum, stand immer wieder auf. Ein tragischer Zwang spricht aus Nietzsches Entschluß, alles wiederkehren zu lassen, höchste und letzte Selbstüberwindung. Er warf sich ihr selbst als Opfer in die Arme. Tragik ohne Schuld, als Verhängnis im dionysischen Mysterium. Ich erinnere mich, daß Nietzsche mehrmals danach fragte, was ich vom Sanctus Januarius hielt und mich zuletzt sagen ließ: auch darin sei Askese. Wahrscheinlich fragte er um des Wiederkunftsgedankens willen, der klar durchgeführt den zweitletzten Aphorismus bildet. Hier fand er sein Schwergewicht und blieb ja dem Sinne der Erde treu, wie er später im Zarathustra sagt. Diese mechanistische Gleichheitshaspel wehte mich aber kalt und leblos an. Ich begriff nicht, wie der Dichter der Selbststeigerung, der an Abstammungslehre und Selektionstheorie anknüpfende Philosoph des Übermenschen dazu kam. Ich dachte, das Geheimnis der Welt läge eher im Ungleichen aufgeschlossen, was durchaus nicht pessimistisch ist. Menschlich geredet: alle Möglichkeiten dürfen und sollen Wirklichkeiten werden, alles was in der Anlage vorhanden ist, drängt in die Erscheinung, das Leben; und zwar kunterbunt durch Mannigfaltig-

keit und ihre unabläſſige Miſchung und Zerteilung, ſo daß nie auch das Geringſte ſich wiederholen kann, ſich einander zugleich Freund und Feind, nah und fern iſt, Staunen, Wißbegier, Gefallen und Mißfallen nie fertig werden. Es hat nie zwei gleiche Menſchen gegeben, nie zwei gleiche Gedanken, kein Grashalm iſt wie der andere. Erde und Menſchen ſind gekommen und gehen. Warum ſoll die Zeit ewig ſein und die Kraft beſchränkt?

Nietzſches Reſpekt vor dem Gottesgedanken

Ich hatte Nietzſche ſchon früher geſagt, daß die chriſtliche Religion mir nicht Troſt und Erfüllung geben könne und ich den Gedanken und das Gefühl in mir trage, in allem der ganzen Menſchheit Los zu tragen. Ich wagte es auszuſprechen: der Gottesgedanke habe zu wenig realen Inhalt für mich. Er erwiderte gerührt: „Dies ſagen Sie nur, um mir beizuſpringen, geben Sie dieſen Gedanken nie auf! Sie haben ihn ſich ſelber unbewußt; denn ſo wie Sie ſind und ich Sie ſtets, auch jetzt wiederfinde, beherrſcht ein großer Gedanke Ihr Leben. Dieſer große Gedanke iſt der Gottesgedanke.“ Er ſchluckte mühevoll. Seine Züge waren ganz aufgewühlt, um darauf ſteinerne Ruhe anzunehmen. „Ich habe ihn aufgegeben, ich will Neues ſchaffen, ich will und darf nicht zurück. Ich werde an meinen Leidenſchaften zugrunde gehen, ſie werfen mich hin und her; ich falle fortwährend auseinander, aber es liegt mir nichts daran.“ Dies ſeine eigenen Worte vom Herbſt 1882! Solche Offenheiten hat uns Nietzſche geſpendet! Man kann ſich denken, wie ſchwer ich daran trug, und welchen Reſpekt ich vor ihm hatte und habe. Der Reichtum und das Unglück in dieſem ſo begabten Menſchen — ich empfinde es faſt wie eine Nichtswürdigkeit, über ihn von mir aus zu reden, dem ich ſo viel von meiner Selbſtändigkeit danke. Nietzſche iſt für mich eine gewaltige Schule geweſen, ohne daß ich eigentlich ſeine Schülerin war. Dazu war ich als Frau von 28—34 Jahren zu alt. Aber es war ein Kampf, in dem zu nehmen war. Er hat ſich mir tief eingeprägt, und jedes ſeiner Worte hat für mich ſeinen Sinn. Wie es im Zarathuſtra heißt: Ich gebe jedem das meine.

Sein Anſpruch abſoluter Einzigkeit

Der normale Menſch, ſo hoch begabt er auch iſt, findet immer die Nähe anderer. Nietzſche haßte den normalen Menſchen, weil er keiner ſein konnte, zu abſoluter Einzigkeit verurteilt war und erhob ſich über ihn im Gefühl der ſchweren Arbeit, die ihm ſeine Einzigkeit koſtete, und auch wohl im Gefühl ihres Raritätenwertes. Er war von Hauſe aus beſonders veranlagt und erzog ſich in dieſem Sinne. Nietzſches Glück und ſein Wunſch, für

die Ewigkeit zu werten, lagen für ihn unerreichbar in der Ferne; sein Schicksal aber lag in der Nähe und war die bedingte Einzigkeit seiner Natur. Wie könnte Nietzsches Werk je anders wirken, als das eines heroisch tragischen Menschen! Absolute Vorbildlichkeit war sein brennender Ehrgeiz in der Theorie, er ist jedenfalls ein ganz persönlich ausgebildetes Individuum und verbietet als solches niemand größer und glücklicher zu sein. Es ist für niemanden ein Vorwurf, wenn er Nietzsche abgelehnt hat auf Grund der Nietzscheschen Sache selbst. In dunklen Ausdrücken loben: Größe, Positives, geniale Tendenz — ist leblos. Lob ist überhaupt nichts, es muß geredet werden. Was hätte Nietzsche von Nietzsche, aber durch ihn und seine Probleme angeregt. Das bleibt ja einer sicheren Zukunft vorbehalten. Was hätte Nietzsche gemacht, wenn er sich selbst in einem andern gefunden hätte? Sich oder ihn umgebracht, er hätte es nicht ertragen! Aber es ist nicht wahr, daß Overbeck zu Nietzsches Sache glaubenlos stand und daß er ihn vollkommen abgelehnt hätte, wenn er ihn nicht persönlich gekannt hätte. Nur sah er in Nietzsche ein Stück Arbeit, keinen absoluten Höhepunkt, wie hoch er auch von ihm dachte. Er wollte ruhig die Kassette mit den Briefen 25 Jahre uneröffnet stehen lassen, ohne zu befürchten, daß der Inhalt veralte. Mein Mann hat viel mehr und Positiveres über Nietzsche zu sagen gehabt als jemals ein zünftiger „Nietzscheaner". So kleine, enge Leutchen suchen immer das Positive am närrischen Ort und wären imstande, hier Pfaffentum einzunisten. Sie sollen sich doch alle bitteren Empfindungen sparen, wenn die Komödie auch anders ausgeht, als sie erwarten und ihr Biedersinn vorschreiben möchte. Wer durch Nietzsches Welt gegangen ist, weiß wenigstens daher, wenn er es sonst nicht weiß, daß solch billiges Moralisieren ebenso töricht ist, wie eine Registrierung der Menschen auf hierarchischer Leiter. Mein Mann verstand Nietzsche aus eigener Arbeit der Seele und war wohl imstande, jeden Abdruck von Nietzsches Wesen zu respektieren. Es ist überflüssig danach zu fragen, ob er ihn geliebt und gewürdigt hat. Er hat alles für ihn getan, was in seiner Macht lag, und das war unendlich mehr, als Fanatiker und selbst kluge Leute ohne weiteres verstehen können.

Overbecks Verständnis für Nietzsche

Nietzsche als Dozenten und in seiner äußeren Erscheinung schildert Ludwig von Scheffler mit unvergleichlicher Anschaulichkeit: „Ich hatte nicht erwartet, daß der Professor, wie Burckhardt, im Feuer der Gedanken ins Zimmer hineinstürmen würde. Auch erfuhr ich es wohl schon, daß ein herausfordernder Ton beim Schriftsteller nicht stets seinem Benehmen als Privatmann entspricht. Eine solche Bescheidenheit aber, ja Demut fast des Auftretens war mir bei Nietzsche denn doch überraschend. Dazu eine eher kleine, als mittelgroße Gestalt. Der Kopf auf dem gedrungenen und doch zarten Körper tief in den Schultern. Und das Gesicht durch die schillernde Muschelbrille und den tief herabhängenden Lippenbart um jenen geistigen Ausdruck gebracht, der auch kurzgewachsenen Männern oft etwas Imponierendes verleiht. Und doch sprach nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen den äußeren Eindruck aus dieser ganzen Persönlichkeit. Da sah man nicht das kurzgeschorene Haar Jakob Burckhardts, nicht seine grobe Wäsche, nicht den ans Schäbige grenzenden, abgetragenen Anzug, wie er schlotternd an der kraftvollen Figur des lachenden Stoikers hing. Nein, Nietzsche hatte sich der Mode des Tages anbequemt. Er trug hellfarbige Pantalons, ein kurzes Jackett dazu, und um den Halskragen flatterte eine zierlich geknüpfte Kravatte, die ebenfalls in lichter Farbe gehalten war. Nicht als ob etwas Auffallendes mit dieser Toilette verbunden gewesen wäre. Nietzsche suchte wohl auch weniger den Dandy zu markieren — wann ist das auch dem deutschen Professor jemals gelungen?! — als er etwas Künstlerisches in seiner Erscheinung anstrebte. Dafür sprach auch das langgewachsene Haar, das freilich nicht in Locken, sondern nur in Strähnen das blasse Gesicht umrahmte. Wie weit entfernt jedoch von künstlerischer Ungebundenheit war, was dieses Mannes Art sonst bezeichnete! Schweren, fast müden Ganges trugen ihn die feinbeschuhten kleinen Füße zur Kathedra empor. Dann verschwand die Gestalt des Sitzenden bis zum Kopfe hinter der Brüstung. Der Professor nahm die Brille ab, und ich sah zum erstenmal seine Augen. Überaus kurzsichtige, stumpfe, durch eine Besonderheit nur befremdlich wirkende Augen! Denn während die überflutende dunkle Pupille überaus groß schon erschien, war sie trotzdem noch durch das Weiß des Augapfels nach den Lidern zu überragt. Das gab dem Blicke, wenn er im Profil

Nietzsches Auftreten im Kolleg

Nietzsches Augen und Stimme

erschien, etwas Aufgeregtes, Grimmiges. Der falsche Ausdruck, den die Photographien Nietzsches zeigen! In der Tat hat das Auge des milden, gütigen Mannes nie diesen Zug besessen. Der Rhein rauschte im Fortissimo des Orgeltons, und mir ward bange, wie die Stimme des Dozenten trotz der geschlossenen Fenster ihn würde übertönen können. Aber das war nun eben das Erlebnis, was mich gefangen nahm, verwirrte: Nietzsche hatte eine Stimme! Nicht den Vollton des Redners, noch jene scharf artikulierte, im Grunde jedoch unwirksame Modulation, wie sie das Pathos manches Universitätslehrers charakterisieren. Nietzsches Sprache, weich und ungekünstelt, wie sie sich seinen Lippen entrang, hatte nur eines für sich: sie kam aus der Seele! Daher der stark sympathische Zug, der sich dem Hörer sofort mitteilte, jene unwiderstehliche Gewalt, die mir Vorstellungen nahe führte, die, nur gelesen, zu dem heftigsten Widerspruch mich würden gereizt haben. Und noch heute wirkt er in mir nach, der Zauber dieser Stimme! er legt sich mildernd, verklärend über die heterogensten seiner Aussprüche. Der kennt Nietzsche nur halb, der die deutende Melodie seines gesprochenen Wortes nicht erfahren."

Über Nietzsches Verhältnis zu Platon bemerkt Scheffler, der in diesem Punkte dank seinen bei dem Logiker Karl Prantl erworbenen Vorkenntnissen als sachverständiger Beurteiler zu gelten hat: „So wie Nietzsche Platon darstellte, waren die Dinge oft geradezu auf den Kopf gestellt. Ein Beispiel davon ist mir namentlich in Erinnerung geblieben. Das Bild von den Höhlenmenschen und dem Philosophen. Wer entsinnt sich nicht aus Platons „Staate" des wunderlichen Vergleiches von der unterirdischen Wohnung der Vielen (Nietzsche macht später die „viel zu Vielen" daraus), die von allen Dingen zeitlebens nur die Schattenbilder erblicken, welche die wahren Vorgänge hoch über und hinter ihnen auf ihre Höhlenwand werfen. Nur der Philosoph schwingt sich aus diesem Gefängnisse hinaus und hinauf. Er dringt in die Gegend der Erkenntnis, in das Licht der Sonne! . . . Nietzsche zwängt, ganz gegen den Geist Platons, den Denker wieder in sein Verließ hinein! Ich höre sie noch, die befremdenden Worte: „Der Philosoph lebt wie in einer Höhle. Er sieht nichts und hört nichts. Er erblickt nur in der Weltflucht das Heil des Seins. . . ." Über Züge, die Nietzsche mit dem Grafen August von Platen teilt, äußert sich Ludwig von Scheffler, wozu

Die viel zu Vielen bei Platon

Der „Exzeß von Reinheit" bei Platen und Nietzsche

er als Herausgeber der Platenschen Tagebücher besonders berufen erscheint: „Wie groß die Ähnlichkeit beider Männer in ihrer Gemütsanlage sei, war mir von jeher Überzeugung. Bei Platen sprechen dafür die alles sagenden Memoiren, bei Nietzsche hat mich das Leben, die Erfahrung selbst darüber belehrt! Und wie ich zu einer Zeit schon bei der Lektüre Nietzsches aushielt, wo alle Welt entrüstet an ihr vorüberging, an diesen „Widersprüchen, diesen Blasphemien, dieser Selbstüberhebung, die in der hochtönenden Sprache keine Grenze fand!" — so ist mir sein großes warmes Herz auch fernerhin der alleinige Erklärungsgrund für diese vermeintlichen oder wohl auch selbst von mir empfundenen Inkongruenzen geblieben. Ich fühlte, daß, wer von Anfang an mit seinem besten Empfinden sich vom Nächsten zurückgestoßen sieht, von Haus aus sozusagen „jenseits von Gut und Böse" steht. Er anerkennt keine „göttliche" oder „menschliche Ordnung der Dinge", die für ihn keinen Platz besitzt. Er empfindet nur sein Schicksal, gegen dessen Härte selbst sein bitterster Hohn wie ein unschuldiges Kinderwort berührt. Denn er ist allein!! . . . In diesem Sinne waren Platen und Nietzsche große Dulder! Aber Nietzsche war ebenso wie der Dichter ein Held, ein großer Kämpfer! Und darin lag mehr wohl noch die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit, als in dem Glanze seines geistigen Wesens: er war eine tief ethische Natur! Aber diese Reinheit, ja dieser „Exzeß von Reinheit", wie Platen die verwandte Seelenstimmung mit Recht bei sich benennt, war eben — eine errungene! Sie wirkte in der Nähe Nietzsches wie ein stärkendes, alles ihr Fremde zugleich abwehrendes Arom. Ich habe Männer gekannt, die mit ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Geiste zweifelsohne faszinierender sich gaben. Einen ruhigeren und doch das Tiefste der Seele in uns aufrührenden Menschen sah ich nie!"

An dem Zusammentreffen von Schefflers mit Nietzsche ist von besonderem Belang, daß es als eines der frühesten Beispiele zu gelten hat für Nietzsches Ehrgeiz und Unfähigkeit zugleich, Adepten an sich zu ketten: „Einmal sollte ich mich in besonderster Lage ihm gegenüber befinden. Allein mit ihm Kolleg! Ja einmal hat er nur mir allein seinen Vortrag gehalten!! Köselitz war aus irgend einem Grunde nicht auf der Universität erschienen. Und auch ich hatte mich fürs Kolleg verspätet. Der Professor wartete schon in dem Hörsaale! Ich war höchst betroffen, ihn so zu sehen, und gefaßt auf eine empfindliche Be-

merkung. Statt dessen wurde ich mit der größten Freundlichkeit, ja mit einer mir an ihm ganz neuen Heiterkeit empfangen. Er reichte mir lächelnd die Hand und schwang sich dann elastischer denn je zum Katheder hinauf: Er habe es geahnt, daß wir heute nicht unserer drei sein würden. Darum wolle er auch nicht mit seinem gewohnten Vortrage fortfahren, sondern mir ein philosophisches Intermezzo bieten. „Etwas" — er zog ein Manuskript aus der Brusttasche und zauderte ein wenig mit der Stimme — „etwas, das ich Frau Wagner einmal vorgelesen!" Ich steckte trotz der freien Basler Luft noch immer viel zu voll von akademischem Hochmut, als daß diese Erklärung mich nicht befremdet haben sollte. Ein Kolleg von der Kathedra herab, das man einst einer — Dame gehalten!? Und wäre diese auch eine Diva, Frau Cosima gewesen!? Ich nahm das ein wenig übel und fühlte mich in jene renitente Stimmung zurückversetzt, mit der ich mir die ersten Vorlesungen Nietzsches verleidet hatte. Wie bald sollte ich jedoch durch die Sache selbst gefangen genommen werden! Nietzsche gab eine Art Einleitung zur platonischen Philosophie. Er ließ die sogenannten Vorplatoniker in einer Reihe fesselnder Gestalten an meinem innern Auge vorüberziehen. Da er sie zugleich redend einführte, las er langsam, um ihre gedankentiefen Sätze um so eindringlicher in mein Gemüt zu senken. Wie eine schimmernde Wolke (und Nietzsche selbst gebrauchte so gern das Bild der Wolken!) wälzte sich das groß und prächtig dahin. Aber eines jener erhabenen Gebilde löste sich mit deutlicheren Umrissen aus jenem zerfließenden Gewoge. Hier überkam auch die Stimme des Lesenden ein leichtes Beben, hier sprach sich ein innerster Anteil an seinem Stoffe aus: Heraklit!! Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie Nietzsche ihn charakterisierte. In seinem Nachlasse wird sich auch, wo nicht jener Vortrag, so doch das über den Weisen von Ephesos Gesagte wiederfinden. Mich aber überläuft stets ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an den ergreifenden Schluß der Vorlesung denke. Worte Heraklits! Sie faßten nach Nietzsche den innersten Beweggrund des Denkens und Trachtens des jonischen Philosophen (und seines eigenen?) zusammen. Er holte Atem, um den Satz auszusprechen. Voll ertönte dann dieser in dem Wohlklang des griechischen Urtextes. Tonloser und doch verständlich in Deutsch. Nietzsche faltete dabei die Blätter seines Manuskriptes zusammen: „Ich suchte mich selbst!!" Das Rauschen des Rheins war wieder allein nur hörbar, als wir beide

Ein philosophisches Intermezzo über Heraklit

„Ich suchte mich selbst!"

einige Augenblicke ergriffen schwiegen. Dann geschah jedoch ein Seltsames. Nietzsche hielt nicht, wie sonst, seine Stimmung in weiterem Stummsein fort, sondern erklärte mir munteren Tones, daß er mich in meine Wohnung begleiten werde. Er habe mit meinem Hauswirt, der sein Versicherungsbeamter sei, geschäftlich zu tun, und dann reize es ihn auch zu erfahren, wie es sich am „Blumenrain" lebe. So hieß nämlich das Stück Rheinufer am linksseitigen Brückenkopfe, wo ich wohnte. Ich war verdutzt über die gesteigerte Liebenswürdigkeit meines Begleiters, scherzte jedoch auch alsbald über den poetischen Namen jener Straße und bot Nietzsche sogar meinen Arm, als wir die Universität verlassen hatten. Denn sein tragikomisches Lamentieren über das schlechte Pflaster, das uns zur Rheinbrücke herabführte, war wirklich nur zu berechtigt. Ich suchte denn auch seine Aufmerksamkeit von den schmerzenden Füßen weg auf den Himmel über ihm zu lenken. Dickgeballte, weiße Sommerwolken zogen da am blauen Grunde langsam ihren Weg. „Wie Paul Veronese sie malt!" machte ich halb für ihn, halb für mich die Bemerkung. Nietzsche sah hinauf, blieb sinnend stehen; „und sie wandern!", fügte er dann auch wie im Selbstgespräch hinzu. Da aber ließ er plötzlich meinen Arm fahren, um ihn ebenso heftig mit beiden Händen wieder zu erfassen: „Ich reise bald. . . . Die Ferien stehen vor der Tür. . . . Kommen Sie mit mir?! Wollen wir die Wolken in Veroneses Heimat ziehen sehen?!" Ich war so betroffen über diese so unvermutete, dringende Einladung, daß ich zuerst kein Wort über die Lippen brachte. Dann schoß es mir blitzartig durch den Kopf, wie ich doch eigentlich gar kein Recht zu solcher Auszeichnung besäße. Wie „Peter Gast" hierbei zunächst in Frage käme und ich selbst (zum gemeinsamen Reisen gehört völligste Sympathie!) mich doch auch dem im übrigen verehrten Manne nicht so nahe verbunden fühlte. Ich senkte also verlegen den Blick und brachte eine ablehnende Entschuldigung hervor, die frostig genug geklungen haben mochte. Die Hände Nietzsches glitten auch alsbald von meinem Arme. Ich sah verwirrt zu ihm hinüber und fuhr zugleich zurück vor der Veränderung, die sich in seinen Zügen vollzogen hatte. Das war nicht mehr der mir bekannte Professor, nein, wie eine leblose Maske starrte mir das verzerrte Gesicht des Mannes entgegen! . . . Für Augenblicke nur! Denn der Professor wandte sich von mir weg. Er nahm schnell die gewohnte Miene an, und unter gleichgültigem, aber um so krampfhafterem

Auf der Spur nach einem Adepten

„Wie eine leblose Maske!"

Gespräche setzten wir den Weg bis zu meinem Hause fort. Was soll ich weiter berichten, was dann noch geschah? Nietzsche begleitete mich, wie er versprochen hatte, bis vor meine Zimmertür. Hier trat er jedoch nicht ein, verabschiedete sich vielmehr schnell, mich allein nur meinen Gedanken über das Vorgefallene überlassend. Ich fühlte, daß ich den edlen Mann ohne mein Wollen gekränkt und überhaupt eine große Torheit begangen habe. Denn welchen Gewinn mir eine Reise mit Nietzsche, einer so interessanten und, wie ich nun erfahren, auch warm empfindenden Persönlichkeit gebracht haben würde, begann ich erst jetzt zu meiner Beschämung mir klar zu machen. Im übrigen waren Skrupel damals noch nicht meine Sache." Es ist überaus bezeichnend und echt, wie Nietzsche diesen Jüngling an sich ziehen wollte und dieser ihn fahren ließ. Die Art, wie Scheffler dies erzählt, ist beste Nietzscheauffassung. Die leblose Maske! Auch hört man hier nichts von Nietzsches „schönen Augen"; diese Augen waren vielmehr etwas ganz anderes als schön! Wir haben hier wohl das erste ergreifende Beispiel von Nietzsches überhandnehmender Vereinsamung, die man fremder Schuld so wenig beimessen darf, als eigener Schuld; hier lag das tragisch Unüberbrückbare in Nietzsches Natur. So zog Nietzsche doch die Widerstrebenden an sich. Die persönliche Beziehung mußte sich gleich in eine allgemeinere, höhere Atmosphäre heben. Und da Nietzsche jung und anhangsbedürftig war, gab es immer viel menschliches Bedürfnis zu ersticken; doch vermochte Nietzsche schließlich immer auch solche Enttäuschungen nach der Selbstbefreiung hin zu wenden.

Die Tage seines Lehramtes in Basel erfüllten sich zusehends und damit die Zeit seiner wenigstens relativen Seßhaftigkeit, ehe er völlig zum „Fugitivus errans" wurde. Die Krankheit forderte seinen Rücktritt. Eine heftige Krisis, die ihn während der Osterferien in Genf überfiel, ließ ihn zusammenbrechen. „Ich erhielt eine erschütternde Aufforderung des Freundes Overbeck, sogleich nach Basel zu kommen", erzählt die Schwester (Biographie II, S. 323). Der Abschied wurde ihm bewilligt. Das Vorwort zum 4. Bande der Taschenausgabe enthält den Schriftwechsel zwischen Nietzsche und der ihm vorgesetzten Erziehungsbehörde, mit dem sich seine Enthebung vom baselstädtischen Staatsdienste vollzog. Das (S. X) mitgeteilte Schreiben, das in sehr herzlichem

Nietzsches Amtsniederlegung

Tone „unsern wärmsten Dank für die treue Hingebung" ausspricht und offenbar von dem damaligen Vorsteher des Erziehungsdepartements Dr. Paul Speiser erlassen war, begleitete die offizielle Verabschiedung durch den Regierungspräsidenten, damals Oberst Rudolf Falkner, in der Nietzsche neben dem Dank für die „ausgezeichnete Art, womit er seines Amtes gewaltet", ein Ruhegehalt von jährlich eintausend Franken für die nächsten sechs Jahre bewilligt wurde. Nach Ablauf dieser Frist ließ man die staatliche Pension stillschweigend weiter gehen. Außerdem sorgte man für eine weitere feste Jahreszubuße in der doppelten Höhe aus den Mitteln der akademischen Gesellschaft und einer zu dem Zweck aufgebrachten Privatsammlung. Alles in allem wird die Nietzsche nach seiner Amtsniederlegung aus Basel zugeflossene Summe 50 000 Franken wohl überstiegen haben. Über die äußere Lage, in die sich Nietzsche von nun an zu finden hatte, teilt seine Schwester mit (Biographie II, S. 480): „Mein Bruder hatte von Basel eine Pension von 3000 Franken und außerdem ungefähr 1000 Franken Zinsen von dem Rest seines Vermögens, so daß er über viertausend Franken verfügen konnte, ohne irgendwie auf den Ertrag seiner Schriften angewiesen zu sein. Allerdings bedrückte ihn die Basler Pension, von welcher er annahm, daß sie ihm ungern gegeben würde, so daß er hier und da Pläne machte, ob er sie nicht aufgeben könnte. . . . Es ist dem Teuren erspart geblieben, für den Lebensunterhalt schreiben zu müssen." Hinter diesen Satz hat Overbeck in sein Exemplar geschrieben: „Und eben das hat ihm niemand sonst als Basel erspart." — Overbeck hat immer eindringlich auf die schlichte, aber unumstößliche Tatsache hingewiesen, daß Nietzsche der Hilfsbereitschaft der Stadt die Möglichkeit einer weiteren, wenn auch nicht glänzenden, so doch auskömmlichen Existenz verdanke.

Verständigung der Freunde durch Overbeck

Für Overbeck war Nietzsches Wegzug ein Riß in seine liebsten Erinnerungen, zumal die Sorge um den Freund in beständigem Wachsen begriffen war. Er schreibt an Treitschke den 4. Mai 1879: „In diesen Tagen habe ich nun einen rechten Kummer durch den Abschied von meinem Freunde Nietzsche, durch welchen Basel für uns gar traurig verödet. Der Zustand seines Kopfleidens ist so hoffnungslos geworden, daß er seinen Abschied genommen hat und wohl nur noch wenige Tage hier ist. Seine Leiden sind entsetzlich, wie sie mir zumal in diesen Tagen erschienen sind, verzweifelt." Von den Freunden zogen einige bei ihm Er-

kundigungen ein, so aus freien Stücken Gersdorff, weil er damals gerade mit Nietzsche die Fühlung verloren hatte. Er schreibt (19. Mai 79): „Von Schmeitzner habe ich erfahren, daß es Nietzsche so schlecht geht, daß er sein Amt hat niederlegen müssen. Es würde mir lieb sein zu erfahren, wie es sich damit verhält, wer ihn pflegt, wohin er gegangen ist, und ob Frl. von Meysenbug sich etwa wieder mütterlich seiner angenommen hat. Außer allem Zusammenhang mit der Welt höre ich nichts und möchte doch die Wahrheit wissen. Ich kann mich nicht direkt weder an Nietzsche, noch die Schwester, noch die Meysenbug wenden . . . vielleicht haben Sie die Güte, mir Aufschluß über den wahren Sachverhalt zu geben, wenn Ihre Zeit es Ihnen erlaubt. Sie würden mir damit Freude machen: denn ich möchte wissen, ob ich irgend etwas tun kann, womit Nietzsches Lage erleichtert werden könnte." — Auch Rohde setzte sich mit Overbeck ins Einvernehmen — „ernstlich betrübt"; aber auch er war damals ohne briefliche Beziehungen mit Nietzsche, weshalb er es ebenfalls für richtiger hielt, sich an Overbeck zu wenden: „Sagen Sie ihm doch gleich in meinem Namen, daß unter allen Wandlungen seines Schicksals und seiner Gesinnungen ich ganz gewiß ihm das treueste Freundschaftsgefühl bewahrt habe und stets unwandelbar bewahren werde."

Overbeck und Rohde über Menschliches Allzumenschliches I

Es stellte sich bei dieser Aussprache zwischen Rohde und Overbeck heraus, daß dieser in seiner Gesinnung für Nietzsche doch der Gläubigere war. Der erste Band von „Menschliches Allzumenschliches" hatte Rohde in ein zum größten Teil schmerzliches Erstaunen versetzt; er fand den Titel verunglückt, und wie er im übrigen dachte, ist aus dem, an demselben Tage Nietzsche selbst geschriebenen Brief zu ersehen (Briefe II, S. 543/47). Von seinen zwiespältigen Empfindungen läßt er Overbeck mehr den Zweifel und die Abneigung erkennen. Was alle Freunde — außer eben Overbeck — vor allem stutzig machte, war die Entdeckung eines für ihr Gefühl gänzlich neuen Nietzsche. Sie hatten von ihm noch erwartet, er werde nach wie vor seinen alten hohen Forderungen nachtrachten, die sie selbst an ihrer eigenen Person freilich immer schon für unausführbar schmerzlich und über ihre Kräfte gehend empfunden hatten; dennoch — und es ist sehr ehrenvoll für Nietzsche, daß sie seine Absicht peinlich überraschte, er Nietzsche, glaubten sie, würde Vorbild und Erfüller seiner eigenen Ideale werden; daß nun auch er gewissermaßen versagt

17*

zu haben schien, enttäuschte sie und stimmte sie traurig. Sie hatten das Gefühl, es sei auch Nietzsche selbst zu schwer geworden, alle Last jener höchsten Forderungen in einer „erhöhten" Praxis weiterzuschleppen, nun lasse er sich zurückfallen in jene sanften Wellenbewegungen der reinen Theorie, die er bis dahin wie ein lockendes Teufelswerk verflucht hatte; aber auf diese Weise es sich leicht machen, habe er nur gekonnt um den Preis des Hohngelächters auf seine eigenen einstigen Ideale.

Nietzsches „Réetum"

Hier tritt Dr. Paul Rée wieder auf den Plan. Einen Einfluß von ihm auf Nietzsches Wandlung anzunehmen, liegt nahe und bleibt das Natürlichste. Auch die Freunde meinten damals den Umschwung zurückführen zu müssen, auf den „geradezu unheimlichen Einfluß", den Rée mit seiner Sophistik auf die im Grund so ganz verschiedene Natur Nietzsches gehabt habe. Was besonders Rohde dabei intrigierte und peinigte, war der offenbar diabolische Haß, mit dem Nietzsche auf seinem eigenen Jugendideal herumtrete. Sehr belehrend ist, worin Rohde angesichts dieser Abkehr Nietzsches von der „Gesundheit" damals eine wahrhafte Heilung allein noch sehen zu können meinte: wenn Nietzsche sich nun mit anhaltender Arbeit den Griechen zuwenden wollte. Also dieses selbe Buch, von dem seine Schwester wörtlich sagt (Biographie II, S. 305): „In der neueren Philosophie meines Bruders war für das Christentum überhaupt kein Platz mehr" —, faßten die Freunde, Rohde voran, als ein Abfall vom Griechentum, als eine Untreue gegen das klassische Ideal auf. Alles, was Rohde sich selbst zu Nietzsches Verständnis einreden konnte, lief auf die Deutung hinaus, man habe in dem Buche den Niederschlag einer für Nietzsche unvermeidlichen Durchgangsperiode zu erblicken: „Ich hoffe, auch Wagners werden nach Überwindung und begreiflicher Bestürzung und Trauer einsehen, daß man hier ein Ergebnis eines in Nietzsches Innerm notwendigen Prozesses vor sich hat, den er selbst nicht hemmen konnte, aber dessen letztes Stadium dieses nicht sein kann. Dazu habe ich ein viel zu sicheres Vertrauen in die ungemeinen Kräfte unseres Freundes, die ihm in der beschränkten Einseitigkeit, die vielleicht Rées Natur voll entspricht, nicht verweilen lassen werden; seine mannigfaltigen Regungen werden sich gegenseitig korrigieren und balanzieren. So ist denn auch jetzt schon gar nicht zu leugnen, daß der neueste Prozeß in dem stärkeren Hervortreiben des rein intellektuellen Elements,

bei aller Einseitigkeit, mit der nun dieses wieder hervortritt, ein gewisses Korrektiv jenes „enthusiastischen Denkens" enthält, das nicht ohne viele Bedenklichkeiten war. Der eigentliche und echte Nietzsche wird und kann nicht verloren gehen, und damit will ich denn aufhören von diesem Buche zu reden, von dem man bei seinem ungeheuern Reichtum im übrigen das Verschiedenartigste sagen könnte und sollte."

Nietzsches „Freier Geist"

Es ist nicht zu viel gesagt: Nietzsches Freunde ergriffen mit Verlangen jede Handhabe, die sich ihnen bot, aus der durch das „Buch für freie Geister" angestifteten Verwirrung sich herauszuretten. Bereits das erste Heft des zweiten Bandes „Vermischte Meinungen und Sprüche" bot ihnen Gelegenheit dazu. Rohde verhehlte Overbeck seine Freude darüber nicht, daß Nietzsche auf seiner Kreisbahn, aus den ultraparadoxen Gegenden sich in diesem „Nachtrag" wieder bewährten und weniger übertrieben heißen oder kalten Zonen nähere: „Das Rectum ist weniger dogmatisch geworden, und das ist ein Glück: denn durch ein solches Festhalten an dogmatisch genommenen Paradoxen gewinnt man freilich die Möglichkeit, durch einfaches Durchfigurieren dieser Paradoxen in den Anhang auf alle möglichen Verhältnisse sehr leicht eine Reihe geistreich aussehender Sentenzen (die im Grund immer wesentlich dasselbe sagen) zu schmieden. Aber man verbaut sich doch dadurch selbst jede freie Aussicht in die Dinge und das Menschenleben: ich kann nicht finden, daß dabei der ‚freie Geist' besonders viel gewinnt. Von diesem Dogma aber nun scheint Nietzsche in dem neuesten Buche etwas zurückgekommen zu sein, er sieht freier um sich und gewinnt sein eigentümliches Wesen wieder, das er vorher offenbar durch forcierte Freigeisterei niederkämpfte. Ob es freilich recht ist, alle diese Wandlungen nun gleich vor dem Publikum zu vollziehen, ist zweifelhaft: ganz naturgemäß verliert, wer allen solchen Wegen folgt, das rechte Vertrauen zu einem Geiste, der mit solcher Virtuosität alle möglichen Standpunkte nach Belieben einnehmen kann, und sich dessen noch rühmt, was unsereiner als einen Mangel empfindet, nämlich der Freiheit von jenem Zwange, die Welt in einer ganz bestimmten Beleuchtung zu sehen, welcher vom Talent das Genie so gut wie freilich auch den Dummkopf unterscheidet. Immerhin, will man einmal ein ‚freier Geist' sein (ein wunderlicher, rein negativer, unfruchtbarer Begriff), so soll man dann auch keinerlei Dogmenzwang dulden: und Nietzsche hat, es

Nietzsches Neigung zum Dogmenmachen

scheint, den kalten Föhn des Réeismus nach dem heißen des Wagnertums schon zum großen Teil überwunden. Wie stark sein Kopf gleichwohl zum Dogmenmachen neigt, habe ich recht an dem Einfluß des ‚Nachsommers' auf ihn gesehen. Das Stück (welches hierbei mit vielem Dank zurückkommt) hat mich und meine Frau sehr interessiert. Das beste Zeichen: man denkt mit Behagen und einem Gefühl von wohltuender Reinlichkeit und vornehmer Stille an das Buch, noch lange nach der Lektüre zurück. Der Nachgeschmack aber ist das beste Kriterium eines Buches. Aber nun macht Nietzsche diese Art sofort zur einzigen, die noch gelten soll; aus dem einen gelungenen Wurf wird sofort eine Regel, nach der man nun alles fordern und beurteilen soll! Im speziellen bezweifle ich sehr, daß diese Art von Roman in vielen Exemplaren existieren könne: wir wollen dankbar sein, daß nur ein solcher Ausruhepunkt in der Hitze des Lebens und der Leidenschaft gegeben ist, aber nicht 1000 Ausruhepunkte, die leicht schrecklich langweilig werden könnten, fordern. Ich betrachte aber diesen Fall für Nietzsche als typisch: immer soll man sich gleich zugunsten einer einzigen Art des Wissens, der Betrachtung des Lebens, an allen denkbaren andern den Appetit verderben!"

Nur Goethe ein „Freier"

Wo sollte dann aber noch „Freiheit" des Geistes sein? Rohde gestand Overbeck: „Ich kenne nur einen ‚Freien' im Geiste unter den ganz Großen: das ist Goethe, und der ist doch gewiß nur darum so frei, weil er alles an seiner Stelle gelten lassen konnte und nicht weil er sich die Freiheit genommen hätte, die eine Hälfte des Menschenwesens zugunsten der andern Hälfte einfach als Unsinn wegzuwerfen!" Rohde verwahrte sich ausdrücklich dagegen, daß er solches sage, um Nietzsche zu tadeln. Freilich — die Stunde, auf die er damals noch hoffte, in der er ihm selbst einmal sein Herz gründlich ausschütte, sollte ihm nie mehr schlagen; einen Freundeszuspruch, wie Nietzsche einen verlangte, konnte ihm Rohde später erst recht nicht geben; denn keines der folgenden Bücher war danach geartet, jene Hoffnung auf Rückkehr und Mäßigung zu erfüllen — und das wäre doch die Hauptbedingung gewesen, um das erschütterte Vertrauen von Freunden wie Wagner und Rohde wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Wagners Schmerz über Nietzsche

In Wagners Abwendung von Nietzsche war die verletzte Eitelkeit, mag sie auch mitgespielt haben, keineswegs die ausschlag-

gebende Ursache. Auch für Wagner lag der Grund des geheimen Grauens nach Nietzsches Buch vorwiegend in der Entdeckung der Maßlosigkeit, die sich ihm darin offenbarte. Es ist durchaus einseitig, Wagners damaliges Verhalten einzig und allein aus dessen öffentlicher Kundgebung zu beurteilen, dem Artikel: Publikum und Popularität, in dem Augustheft der Bayreuther Blätter (1878). Die große relativistische Reduktion, die sich in „Menschliches, Allzumenschliches" vor allem durch die Leugnung des Begriffs Genie geltend machte, war ein Stoß ins Herz einer Organisation wie es diejenige war, in der Wagners Lebenswerk vollendet vor der Welt dastand. Mag man in jenem gereizten Artikel also getrost die Bannbulle des Kunstpapstes sehen — mehr war sie nicht! Den wirklichen Blick in Wagners Herz erschließen uns zwei Briefe voller Menschlichkeit und ungeheuchelter Trauer über den Verlust des jungen Freundes, der sein bester Herold gewesen war. Sie sind an Overbeck gerichtet und lauten:

I

Mein geehrtester Herr und Freund!

Sie haben mich durch Ihr gütiges Gedenken meines Geburtstages ganz besonders erfreut. Haben Sie meinen herzlichsten Dank! Auch rührt es mich, daß Sie von Ihren Werbungen für Bayreuth in Basel entschuldigend sprechen zu müssen sich gedrungen fühlten. In Basel? — es ist außerordentlich! Mein wertester Freund, ich denke wohl, daß bedeutendere Interessen, als diese — so sonderbar aussehenden — Kunst-Experiment-Interessen uns vereinigen!

Aus Ihren kurzen Andeutungen entnehme ich, daß unser alter Freund Nietzsche sich auch von Ihnen zurückgezogen erhält. Gewiß sind sehr auffällige Veränderungen mit ihm vorgegangen: wer ihn jedoch schon vor Jahren in seinen psychischen Krämpfen beobachtete, durfte sich fast nur sagen, daß eine längst befürchtete Katastrophe nicht ganz unerwartet bei ihm eingetreten ist. Ich habe für ihn die Freundschaft bewahrt, sein Buch — nachdem ich es beim Aufschneiden durchblättert — n i c h t zu lesen, und möchte weiter nichts wünschen und hoffen, als daß er mir dies dereinst noch danke.

„Die Freundschaft sein Buch nicht zu lesen"

Mit der Bitte, meine Frau und mich Ihrer werten Gemahlin

bestens zu empfehlen, verbleibe ich mit Freundschaft und Hochschätzung

Bayreuth, 24. Mai 1878

Ihr ergebener

Richard Wagner.

II

Hochgeehrter Freund!

Seien Sie versichert, daß Ihr freundliches Mein-Gedenken an meinem letzten Geburtstage einen hochtröstlichen Eindruck mir hinterlassen hat, von welchem Ihnen Kenntnis zu geben es mich seither immer gedrängt hat. Daß ich dies endlich — so spät! — heute ausführe, ist — gestehe ich es offen! — namentlich durch mein Gedenken an Nietzsche veranlaßt. Wie wäre es möglich, diesen so gewaltsam von mir geschiedenen Freund zu vergessen? Hatte ich auch stets ein Gefühl davon, daß Nietzsche bei seiner Vereinigung mit mir von einem geistigen Lebenskrampfe beherrscht wurde, und mußte es mich nur wunderbar bedünken, daß dieser Krampf in ihm ein so seelenvoll leuchtendes und wärmendes Feuer erzeugen konnte, wie es sich aus ihm zum Staunen aller kundtat, und habe ich an der letzten Entscheidung seines inneren Lebensprozesses mit wahrhaftem Entsetzen zu ersehen, wie stark und endlich unerträglich jener Krampf ihn bedrücken mußte — so muß ich endlich wohl auch ersehen, daß mit einem so gewaltsamen psychischen Vorgange nach sittlichen Annahmen gar nicht zu rechten ist, und erschüttertes Schweigen einzig übrig bleibt.

Das Krampfhafte in Nietzsches Vereinigung mit Wagner

Daß ich aber so gänzlich davon ausgeschlossen sein soll, an Nietzsches Leben und Nöten teil zu nehmen, betrübt mich. Würde ich unbescheiden sein, wenn ich Sie herzlich ersuchte, mir einige Nachricht über unseren Freund zukommen zu lassen? Ich wollte Sie nämlich in Wirklichkeit hierum angelegentlichst ersucht haben.

Nochmals — oder fast eigentlich: erstmals, sage ich Ihnen noch meinen sehr tief gefühlten Dank für Ihren schönen Glückwunsch zu meinem letzten Geburtstage, und verbinde hiermit die Bitte meiner Frau, sie Ihrer wertesten Gemahlin bestens zu empfehlen, sowie meine eigenen Wünsche für Ihr Wohlergehen freundlich anzunehmen.

Bayreuth, 19. Oktober 1879

Mit herzlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Richard Wagner.

Die beiden Bände „Menschliches, Allzumenschliches" haben schon für eine ungeheure Tat zu gelten. Die Aufnahme beim Erscheinen und die flimmernde durch die Natur des Aphorismus verursachte Art der Mitteilung verleiten uns auch noch heute, mehr einen Angriff und eine Kriegserklärung darin zu sehen, als den doch bereits sehr positiven Grundriß von etwas Neuem und Zukünftigem. Nietzsche selbst hat im „Ecce homo" (Biographie II, S. 296/97) ebenfalls den polemischen Charakter betont: „Das Denkmal einer Krisis — es heißt sich ein Buch für freie Geister: fast jeder Satz darin drückt einen Sieg aus — es ist der Krieg, aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegerische Attitüden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaßen — das alles selbst wäre noch ‚Idealismus'. Ein Irrtum nach dem andern wird gelassen aufs Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt — es erfriert. — Hier zum Beispiel erfriert ‚das Genie': eine Ecke weiter erfriert ‚der Heilige'; unter einem dicken Eiszapfen erfriert ‚der Held'; am Schluß erfriert ‚der Glaube', die sogenannte ‚Überzeugung', auch das ‚Mitleiden' kühlt sich bedeutend ab, — fast überall erfriert ‚das Ding an sich'... Legt Nietzsche in diesem Apperçu das Hauptgewicht auf den Anti-Idealismus seiner neuen Verkündigung, so hat er ein Jahr zuvor (1887) in der ‚Genealogie der Moral' dasjenige Positive klar ins Licht gerückt, das in der Tat auch bei aller Zehn- und Zwölfschneidigkeit von ‚Menschliches, Allzumenschliches' diesem innewohnt; laut und deutlich spricht er sich dort eine gemeinsame Wurzel seiner zentrifugal auseinanderstrebenden Gedanken zu, ‚einen in der Tiefe gebietenden, immer bestimmter redenden, immer Bestimmteres verlangenden Grundwillen der Erkenntnis'..... Mit der Notwendigkeit, mit der ein Baum seine Früchte trägt, wachsen aus uns unsere Gedanken, unsere Werke, unsere Ja's und Nein's und Wenn's und Ob's — verwandt und bezüglich allesamt untereinander und Zeugnisse eines Willens, einer Gesundheit, eines Erdreichs, einer Sonne."

Nietzsches Durchbruch zum Anti-Idealismus

Der Grundwille der Erkenntnis

Es lohnt sich schon die Mühe, diesen „Grundwillen" nicht als Sturmwidder bei der Breschelegung zu denken, sondern bereits aus „Menschliches, Allzumenschliches" das Grundlegende, Ja-Sagende, Substanzielle herauszuhören. Stellen wir also in aller hier gebotenen Kürze eben jene „Zeugnisse eines Willens, einer

Gesundheit, eines Erdreichs, einer Sonne" übersichtlich nebeneinander:

1. Der Mensch ist ein denkendes, erkennendes Wesen, aber — er muß mit seinem Stolz darüber sehr auf der Hut sein. Von „ewigen Tatsachen" wollen wir schon gar nicht reden; denn wir umfassen mit unsern geschichtlichen Erfahrungen höchstens einen Zeitraum von viertausend Jahren. Astrologen und Moralisten machen uns vor, der Sternenhimmel kreise um unser Herz als um seinen Mittelpunkt. Wir träumen den Traum einer zweiten wahren Welt, während es nur die eine Welt der Wirklichkeit gibt. Ein verwirrendes Glücksgefühl hebt der Wissenschaft die Deckel von den Töpfen. Die Welt hat kein Innen und kein Außen, und mit dem Scheine eines Dinges steht und fällt auch sein Wesen. Der Fortschritt zur Kultur wird also einstweilen im Skeptizismus zu suchen sein.

2. Der Mensch ist ein moralisches Wesen, aber — belügen wir die Bestie in uns nicht durch die Notlüge Moral, damit wir nicht von ihr zerrissen werden? Gut und Böse sind Kastenbegriffe. Wir kennen bis dahin drei Herrschaftsstufen der Vernunft: Zunächst, daß das Tier Mensch nützlich, zweckmäßig wird — sodann, daß er nach dem Prinzip der Ehre handelt — endlich, daß er zum Gesetzgeber der Meinungen für sich und andere wird. Wir müssen aber inne werden, daß der Fortschritt der Moral fortan nicht etwa an das unpersönliche, sondern gerade an das streng persönliche Handeln geknüpft ist. Noch ist das Persönliche in uns allen schlecht ausgebildet. Wir arbeiten für unsere Mitmenschen nur soweit, als wir unsern eigenen höchsten Vorteil in dieser Arbeit finden, nicht mehr, nicht weniger.

Wissenschaft und Moral

3. Der Mensch ist ein gemütvolles Wesen, aber — desto ansteckbarer ist er von unlauteren Lusterregern oder Schmerzstillern. Die Gefahr ist groß, sich mit Trostmitteln zu beschwichtigen, um den Preis, sein intellektuales Gewissen heillos zu beschmutzen. Selbst wenn sich die moderne Wissenschaft zum Ziele setzt: so wenig Schmerz wie möglich, so lange leben wie möglich — so wissen die Religionen derartige Seligkeitsverheißungen noch ganz anders zu übertrumpfen.

4. Der Mensch ist ein schöpferisches Wesen, aber — die Kunst macht dem Denker das Herz schwer; es widerstrebt uns, das Vollkommene uns als etwas Gewordenes vorzustellen; das Spiel mit dem Leben rächt sich durch den desto schmerzlicheren Alltag;

Religion und Kunst

die angebliche Inspiration ist der Erguß angestauter, aufgehäufter Besitzmassen; das produktive Schaffen muß noch zu sehr auf die natürliche Unwissenheit des Menschen über sein Inneres in Leib und Charakter Bezug nehmen, als daß es dem Maßstab der Physiker und Philosophen gewachsen wäre. Und dann erzeugt der Glaube an große, überlegene, fruchtbare Geister häufig noch einen ganz- oder halbreligiösen Aberglauben.

5. Der Mensch ist ein auf Kultur angelegtes Wesen, aber — wer eben Glück und Behagen vom Leben ernten will, der mag nur immer der höheren Kultur aus dem Wege gehen. Die höhere Kultur wird notwendig mißverstanden. Ja Leute, die nur religiös sind, verstehen selbst die Wissenschaft als Suchen des religiösen Gefühls. Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, so erwägt man abweisende Ansichten nicht mehr: man begnügt sich, sie zu hassen. Es ist aber ein edel Ding um Muße und Müßiggehen. Der müßige Mensch ist immer noch ein besserer Mensch als der tätige. Es gehört deshalb zu den notwendigen Korrekturen, welche man am Charakter der Menschheit vornehmen muß, das beschauliche Element im großen Maße zu verstärken.

6. Der Mensch ist ein geselliges Wesen, aber — eine feine Seele bedrückt es, sich jemandem zum Dank verpflichtet zu wissen. Indem wir uns selbst erkennen und unser Wesen selber als eine wandelnde Sphäre der Meinungen und Stimmungen ansehen und somit ein wenig geringschätzen lernen, bringen wir uns wieder ins Gleichgewicht mit den übrigen. Übrigens ist die Gabe, gute Freunde zu haben, in manchen Menschen größer, als die Gabe, ein guter Freund zu sein.

Kultur und Freundschaft

7. Der Mensch ist ein liebendes Wesen, aber — der Freigeist wird immer aufatmen, wenn er sich endlich entschlossen hat, jenes mutterhafte Sorgen und Bewachen, mit welchem die Frauen um ihn walten, von sich abzuschütteln. Man verliert immer durch den allzuvertraulichen Umgang mit Frauen und Freunden; mitunter verliert man die Perle seines Lebens dabei. Im allgemeinen werden die Wahrdenkenden, Wahrheit-Redenden der Gegenwart, gleich den wahrsagenden Vögeln des Altertums, es vorziehen müssen, allein zu fliegen.

8. Der Mensch ist ein politisches Wesen, aber — auf diesem Gebiete gilt, was Voltaire sagt: „Quand la populace se mèle de raisonner, tout est perdu“. Eine höhere Kultur kann allein

dort entstehen, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft gibt, die der Arbeitenden und die der Müßigen, zu wahrer Muße Befähigten; oder mit stärkerem Ausdruck: die Kaste der Zwangsarbeit und die Kaste der Freiarbeit. Die Kaste der Müßigen ist die leidensfähigere, leidendere, ihr Behagen am Dasein ist geringer, ihre Aufgabe größer. Der Glaube an die unbedingte Autorität, an die endgültige Wahrheit schwindet selbst in Militärstaaten; in freieren Verhältnissen ordnet man sich nur auf Bedingungen unter, infolge gegenseitigen Vertrages, also mit allen Vorbehalten des Eigennutzes. Entgegen dem überhand nehmenden Verhängnis eines künstlichen Nationalismus soll man sich nur ungescheut als guten Europäer ausgeben und durch die Tat an der Verschmelzung der Nationen arbeiten, wobei die Deutschen durch ihre alte bewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen. Und nochmals gesagt: öffentliche Meinungen — private Faulheiten!

Ehe und Staat

9. Größe heißt: Richtung geben. Nur darauf kommt es an, daß einer die Richtung angibt, welcher dann so viele Zuflüsse folgen müssen; nicht darauf, ob er von Anbeginn arm oder reich begabt ist. Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zugrunde zu gehen.

War nun Nietzsche selbst der Mann, Richtung zu geben? Besaß er die unwiderstehliche Stoßkraft aus einem Zentrum heraus? Hatte er jenen Grundwillen oder forderte er ihn nur?

Overbeck über Nietzsches eigentliche Natur

Nietzsche war kein im eigentlichen Sinne großer Mensch. Kein einziges seiner Talente, so reich begabt er war, sicherte ihm an sich die Größe. (Es sei denn das ungewöhnlichste dieser Talente, die Gabe der Seelenanalyse, die ihm denn auch selbst, da er sie vornehmlich an sich übte, so tödlich gefährlich wurde und ihn „entseelte", lange ehe er starb.) Selbst die Willensstärke war bei ihm nicht zu den exzessiven Dimensionen entwickelt, welche das Grunderfordernis natürlicher menschlicher Größe ist. Denn sich selbst zu behaupten und durchzusetzen, war ihm keineswegs überall leicht, und er hat vielleicht den „Willen zur Macht" mit solcher Beredsamkeit zum Ideal entwickelt, wie es nur einem möglich war, dem dieses Ideal so sehr als solches vorschwebte und in ihm

Nietzsches Streben nach Größe

selbst nicht eigentlich Fleisch geworden war. Was ihn aber wirklich beherrschte und inne hatte, war das Bestreben nach Größe, der Ehrgeiz im Wettkampf des Lebens (worin er von mir so verschieden und vor mir so ausgezeichnet war), und mit diesem Bestreben als Stachel in sich hat er in der Tat auch den Willen in sich zu einer Gewalt entwickelt, die ihn schon für sich jedenfalls über menschlichen Durchschnitt erhob. Dennoch liegt für mich, der ich ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde, wenn ich auch zu dieser Empfindung nicht schon am ersten Tage unserer Begegnung gelangt bin, Anlaß zur Frage vor, ob er nicht schließlich lediglich das Produkt der Gewaltsamkeit, mit der er sich behandelte, gewesen ist. Er hatte mich schon ganz für sich „eingenommen", als ich eines Tages wieder auf die Elementarfrage zurückgeschleudert wurde, bei der, wie ich vermute, viele mit ihm angefangen haben, sei es im persönlichen Verkehr oder in dem mit seinen Schriften. Bald nach Erscheinen seiner „Geburt der Tragödie" hatte ein schon recht ältliches und halb wahnsinnig schon aussehendes Frauenzimmer aus Holstein, Frau Roaslie Nielsen, ihm anfangs in Briefen und durch Übersendung symbolischer Photographien, unter anderem eines Laokoonkopfes[35], mit einer Verfolgung zuzusetzen begonnen, die sich freilich schon von vornherein unheimlich genug anließ. Doch hatte es erst ihres persönlichen Erscheinens bei Nietzsche bedurft, um ihm einen unüberwindlichen Schrecken vor dieser Adeptin einzujagen, und ihn unter anderem endlich zu veranlassen, einen ihrer Besuche mit meiner Einwilligung, auf meinem Zimmer — es war an einem November- oder Dezembertage 1873 und noch die Zeit, da wir im selben Hause wohnten — und in meiner Gegenwart zu empfangen. Welche durch Unverhältnismäßigkeit ihrer Gewaltsamkeit lächerliche Szene führte Nietzsche da auf! Sie spielte sich fast ohne Worte in lauter mehr oder weniger grandiosen Gebärden ab, und schloß damit, daß Frau Nielsen, natürlich nicht von mir, — ich war stumm, nicht nur mit der Zunge — buchstäblich der Stuhl vor die Tür des Zimmers gestellt wurde. Die Frage, ob sich nicht eine Theaterszene vor mir abgespielt habe, lag mir nicht fern genug, um ganz auszubleiben, doch warf sie mich für den Moment sozusagen aus allen Himmeln meiner für Nietzsche schon gefaßten Gefühle heraus. So starken Eindrücken sofort Worte zu leihen, ist mir aber durchaus nicht gegeben, sie sind zunächst der Verarbeitung in mir besonders sicher. Das Resultat war denn auch in diesem

Nietzsches Gewaltsamkeit gegen sich selbst

Die Szene mit Frau R. N.

Falle, daß ich den Eindruck überwand, und als nun nach wenigen Tagen Frau Nielsen sich, trotz allem, was geschehen war, wieder meldete, entschloß ich mich, gegen sie, wieder für meinen guten Freund einzutreten. Da ich hier lediglich aus dem Gedächtnis erzählen muß, kann ich auch die Art, wie jene abermalige Meldung geschehen ist, nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Schlug Frau Nielsen Nietzschen eine neue Zusammenkunft in der Wohnung des Universitätspedells vor, oder rief sie selbst meine Vermittlung an und bin ich es gewesen, dem sie besagten Vorschlag machte — was mir, ungeachtet des Mangels jedes mir noch zurückgebliebenen schriftlichen Zeugnisses dafür, fast das Wahrscheinlichere ist — kurz, ich erschien im Pedellzimmer, um Nietzsche von der ihn nun arg plagenden Sache endgültig zu befreien und hatte mit der widrigen Exekution wenigstens Erfolg.

Aber dieser, schon früh in der Zeit meiner Freundschaft mit Nietzsche sich einstellende Anlaß, seine „Echtheit" in Frage zu stellen, blieb nicht der einzige. Der nächste, der mich hart auf die Probe stellte, war sein Verhältnis zu Fräulein Lou Salomé, weniger der aus nächster Nähe miterlebte Anfang dieses Verhältnisses im Frühjahr 1882, als das baldige und jähe Ende, welches es noch vor Schluß des Jahres fand, besonders nach dem nachträglichen und entsprechend unvollkommenen Einblick, den ich in dieses Ende bei meinem Besuch Nietzsches in Schuls bei Tarasp im Unterengadin im August 1883 erhielt, wo ich Nietzsche sich mit Gedanken an ein Duell mit Rée herumschlagend und im Zustand halb rasender Aufgebrachtheit gegen Frl. Salomé traf. Dazu kamen die schrecklichen Eindrücke, die ich im Januar 1889 in Turin hatte, als Nietzsche sich selbst nicht mehr im Zügel hatte und sich nun ungemeistert vor mir alles Wilde und Leidenschaftliche, was in ihm steckte, enthüllte, das nun über ihn Herr geworden war.

Nietzsches menschliche Echtheit

Dennoch und alledem zum Trotz, so sehr es mir Bedenken neben anderem auch darüber zurückgelassen hat, ob Nietzsche wirklich ein großer Mensch sein mag, was ich am allerwenigsten bezweifeln kann, ist die Echtheit des Menschentums, das er darstellte. Er war alles eher als ein Schauspieler, so sehr es bisweilen danach ausgesehen hat und was in ihm sich dargestellt hat, ist vor allem erlebt worden. Nietzsche hat sich allerdings sehr „theatralisch" entwickelt. Mit sich selbst spielend, hat er sozusagen eine Kulisse nach der andern aus seinem Dekorationsmagazin hervorgezogen, bis das ganze Schaustück dastand. Das kann aus

seinem Nachlaß jetzt jedermann erfahren. Wer ihm so nahe stand wie ich, konnte es „erleben"; das aber ist eben nicht leicht gewesen, und ich selbst bin als Zuschauer beim Schauspiel gar manchesmal deroutiert worden und gestolpert und habe nicht wenig Gelassenheit und Mühsal daran gewendet, um mich im Freundesglauben an Nietzsche zu behaupten. Es ist mir immer wieder im einzelnen gelungen, — den widrigen Erlebnissen folgten entgegengesetzte immer wieder zu dicht auf dem Fuße, — so daß ich nun doch auch im großen nichts als Freude davon habe, wie ich ihn zwar nicht „verstehe" — was aus mir nicht wohl angeht, — aber doch wirklich „erlebt" habe. Er ist ein Phänomen, vor dem ich mich immer wieder gebeugt habe und vor dem so getan zu haben ich auch heute nicht bedauere. Ich sage absichtlich „gebeugt" — denn mich über ihn zu erheben, gerade diese Abgeschmacktheit hat mir stets unendlich fern gelegen, nur daß ich sie nun auch als Abgeschmacktheit besser verstehe. Es hätte mein Verhältnis zu Nietzsche heillos verwickelt und mich selbst nur in heillose Verwirrung gestürzt, wenn ich ihr jemals erlegen wäre. Gerade in diesem Stück waren aber Nietzsche und ich Antipoden: er hat bis zum Extravaganten auf sich gehalten, ich habe es mit mir stets entgegengesetzt getan, und eben damit denke ich am allerwenigsten mich moralisch über ihn zu erheben. Ich glaube hier nur der glücklichere Mensch gewesen zu sein, gewiß nicht der bessere oder höhere.

Nietzsches Selbstüberwindung

Nietzsche war, wenn nicht in allen, so doch in vielen seiner Lebensgewohnheiten, insbesondere den sogenannt „täglichen", der „rangierteste" Mensch, den ich je gekannt habe. Diese „Rangiertheit" blickt besonders kräftig noch durch aus seiner Lebensführung in den Tagen, in denen er von sich als einem „fugitivus errans" redete und in welchen sie sich in gewissen Trümmern mit um so merkwürdigerer Zähigkeit behauptete. Allerdings habe ich aus diesen letzteren Tagen nur Eindrücke aus der Ferne, fast nur solche, die sich auf Briefe gründen, doch glaube ich auch aus diesen mit einer ziemlichen Zuversicht urteilen zu können und wäre es nur um ihrer großen Menge willen. Er hatte, wiewohl „Immoralist", ungewöhnlich und merkwürdig viel vom „Muster"-menschen. — An Nietzsche wird immer besonders bewundernswert sein die heroische Art, wie er seine Frühreife überwunden hat. Er hat darum nicht vorzeitig aufgehört zu wachsen. Das ging natürlich nicht ohne Gewaltsamkeit an, aber es ist nicht je-

dermanns Sache, Gewaltsamkeit gegen sich selbst zu üben. — Nietzsche fehlte es durchaus nicht an aggressivem Wesen. Nur kehrte es sich bei ihm, sich selbst etwa ausgenommen, nie gegen Personen, sondern stets gegen Dinge oder Ideen und auch seine „Morosität" entbehrte noch eines gewissen heiteren Habitus nicht. Immerhin gebe ich zu, daß insbesondere auch der Verkehr Nietzsches mit Männern es ist, der bei ihm am meisten den Schein des Unmännlichen hatte. Er wich Männern eher geradezu aus als daß er sie geschont hätte. Doch auch hier möchte ich beim besagten Scheine bleiben. — Nietzsche schreibt von sich: „Ich muß ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen." (XII, S. 224.) Nietzsche hatte, so wie ich ihn kennen gelernt habe, manche wenig „engelhafte" Eigenschaften. Und doch zweifle ich nicht im geringsten, daß an dem eben zitierten Ausspruch über sich selbst etwas ist. — Als seine „stärkste Eigenschaft" schätzte Nietzsche selbst „die Selbstüberwindung" (XII, S. 221). Er besaß sie bisweilen nicht mehr als sonst jemand, und doch im ganzen wirklich in ganz erstaunlichem Grade. — Nietzsche hatte alle ungewöhnlichen, für jeden ihm nahe gestellten Genossen verwöhnenden Reize eines Menschen, der beständig in einer Atmosphäre von Geist lebt. —

Nietzsches Morosität

Nietzsches Vornehmheit, Humor und Güte

Nietzsches Vornehmheit wird oft an ihm besonders gerühmt, und ich denke gewiß nicht daran, ihm diese Eigenschaft abzusprechen. Dennoch bekenne ich als sein Freund und aus meinen Freundschaftseindrücken unbedenklich, daß neben ihr die Affektation des Vornehmen eine der schwächsten, bedenklichsten Eigentümlichkeiten war. — Nietzsche lachte gern einmal. Nietzsches Schriften, der Zarathustra zumal, bekunden eine Fülle von Humor. Und doch steckt in Nietzsches „Humorlosigkeit" etwas Richtiges. Nur war es nicht der Humor, der Nietzsche fehlte, wohl aber die Fähigkeit oder doch Leichtigkeit, ihm Leben zu verleihen und ihn, unwiderstehlich von seiner Wahrhaftigkeit überzeugend, aus sich heraus zu setzen. Denn das setzt die Gabe, sich selbst zu vergessen und „gehen zu lassen" unter allen Umständen voraus, keine besaß aber Nietzsche weniger als sie. Doch wer in jahrelangem, täglichem Verkehr mit dem noch nicht „überspannten" Nietzsche ihn zu beobachten oder vielmehr sich seiner zu erfreuen Gelegenheit gehabt hat wie ich, von dem begriffe ich kaum, wie er noch dazu käme, sich zu fragen, ob Nietzsche Humor, viel und echten Humor, besaß oder nicht. Denn so schwer es Nietzsche

stets gewesen sein mag, sich „gehen zu lassen", damals als ich ihn kennen lernte, hatte er noch manche Stunde derart, die seinem Humor das Tor zum Licht und zum Leben weit öffnete und in der man sich mit ihm so gut zu unterhalten vermochte, wie dies nur in der lustigsten Zechgesellschaft geschehen mag, wobei der Alkohol fast nie im Spiele beim Gelage war. Später wird es freilich wohl so gestanden haben, daß der Humor, den Nietzsche in sich hatte, wenn überhaupt noch, nur in dem trüben Trümmerstücke sich zeigen konnte, den man „grimmen Humor" zu nennen pflegt. — Conrad Ferdinand Meyer läßt Fr. Kögel in einem mit ihm am 1. Oktober 1890 gehabten Gespräche sagen, er (Meyer) habe die Eigenschaft, „die Menschen, mit denen ich umgehe, nicht besser zu sehen, als sie sind, sondern schlechter. Ich sehe in scharfen Zügen ihr Profil, ihr Skelett." Das wäre ein merkwürdiger Unterschied von Nietzsche, der vielmehr die entgegengesetzte, viel, viel seltenere Eigenschaft hatte, seine Umgebung zu idealisieren, mit allem wechselnden Glücke, das man eben beim Idealisieren erlebt.

Nietzsches einseitige Genialität als Kritiker

Was seine Genialität im höchsten Sinne betrifft, so hat Nietzsche an sie selbst oder, kurz gesagt, an sich selbst nicht geglaubt. Ich habe darüber in meinem vertraulichen Verkehr mit ihm als Freund zu eindringliche Selbstbekenntnisse vernommen — wenigstens in den Jahren, bevor er mit den höchsten Ansprüchen, die er an sich machte, an die Öffentlichkeit getreten war, — als daß mir die späteren äußersten Extravaganzen seines Selbstbewußtseins nicht weit mehr als Zeugnisse jenes Zweifels aufs Herz gefallen wären, denn als Zeugnisse sich meldenden Wahnsinns, wie sie gemeinhin aufgefaßt werden mögen, seit das Publikum in der Lage ist, von diesem Ende Nietzsches aus überhaupt über ihn zurück- und wegzublicken. Auch jetzt gelten sie mir, als was sie mir beim ersten Anblick gegolten haben. Nietzsches Ausgang ist keineswegs, wie seine Gegner meinen mögen, ein Argument gegen seine geniale Begabung, wenn auch vielleicht für die Schranken dieser Begabung. Tragisch scheint mir an dieser nämlich allerdings ihre Einseitigkeit. Nietzsche war ein Genie, aber das Geniale an ihm lag in seiner Begabung als Kritiker. Dieser genialen kritischen Begabung hat er aber die gefährlichste Anwendung gegeben, nämlich auf sich, und damit in wahrhaft letaler Weise gegen sich. Wer einer so genialen kritischen Begabung mit solcher Ausschließlichkeit und Energie sich selbst zum Gegenstand gab, wie er, mußte in Wahnsinn und Selbstzerstörung

enden. Ihm fehlte, was Menschen wie Goethe und Schiller in ihrem großartigen „Bemühen um Veredelung der eigenen Persönlichkeit" aufrecht erhalten hat, die gewaltige Begabung auch als Künstler. Ich meine, daß Nietzsche selbst in den herzbrechenden Selbstbekenntnissen, die ich ihn in einer Dämmerstunde des Jahres 1873, als wir uns auf dem Sofa meines Zimmers unterhielten, ablegen hörte, nichts anderes im Sinne gehabt hat. Redete er auch damals nicht so deutlich und insbesondere ohne andere als sich zu nennen. Nietzsches Künstlerbegabung ist eine zu beschränkt rhetorische gewesen. Auch das sagte er damals nicht mit Worten, aber so deute ich mir seine damals kundgegebene Verzweiflung an sich selbst überhaupt.

Ueber den schwermütigen Ausklang von Nietzsches akademischer Tätigkeit in Basel erzählt uns Scheffler eigen Erlebtes; er hatte nach Ablauf des Sommersemesters 1876 Wohnsitz in Freiburg genommen, wohin sein Vater, ein hoher Militär, eben versetzt worden war, und erschien in Basel nur noch, augenleidend wie er gleich Nietzsche war, zur Konsultation eines Spezialarztes und zur Vorbereitung seiner Doktorpromotion in Kunstgeschichte bei Jakob Burckhardt: „Da begegnete ich eines Tages Köselitz wieder auf der Straße. Er war in seiner Freundlichkeit der alte, ja es kam mir sogar vor, als ob ein noch herzlicherer Ton in seine Worte gekommen wäre. Daneben freilich erschien er mir gedrückt, wie voll Sorge. Ich frug nach Nietzsche. Hier erfuhr ich denn, was auch mich bestürzt machte. Es sei seit den letzten Zeiten immer mehr bergab mit dem verehrten Manne gegangen. Seine Nerven seien so gereizt, daß er selbst die Schwester veranlaßt, ihn zu verlassen. Nun käme er, Köselitz, wohl an die Reihe. Nietzsche wolle durchaus allein sein, ja überhaupt von Basel fort. „Und seine Vorlesungen?" „Er hält sie noch, aber wie!" „Gehen wir ihn zu hören! Ich habe jetzt auch keine andere Gelegenheit, ihn zu sehen, vielleicht zu sprechen. . . ." Köselitz folgte meinem Vorschlag nur widerstrebend. Da es aber um die Stunde war, wo Nietzsche sein Kolleg hielt, machte er meinen Begleiter. Vorträge über die griechische Lyrik! Vier bis fünf kleine Muckerlein saßen vor Nietzsche auf den Bänken. Also wirklich einmal Hörer!" — Das ist irreführend. Nietzsches offizielle Zuhörerliste war stets so besetzt wie ein klassischer Philologe in Basel es erwarten

Das Kolleg über die griechische Lyrik

kann: SS. 1876 „Vorplatonische Philosophen", 10 Zuhörer, „Platos Leben und Lehre" 19; im Seminar (Hesiod) 9. WS. 1878/79 in den „griechischen Lyrikern", 13 Zuhörer; im Seminar (Plato) 8. — Scheffler fährt fort: Und Nietzsche selbst? Er war zum gewöhnlichen Schulmeister für diese Knäblein geworden! Nichts von der prophetischen Erhabenheit und Ruhe, mit der er zu uns einst über den hellenischen Pessimismus gesprochen. Unruhig suchte auch er nur nach seinen Belegstellen. Der Vortrag war fortwährend unterbrochen, gequält, kurz schlecht. Nur einmal traf uns sein Auge mit freierem Ausdruck. Als er auf die schulmäßige Aneignung und Behandlung des Poetischen (wie Burckhardt!) als auf ein Erbübel unserer Bildung schalt! . . . Mir aber schnitt es ins Herz, Nietzsche in solcher Rolle vor mir zu sehen. Auch hatte sich seine gewohnte Müdigkeit bis zu wahrer Erschöpfung während der Vorlesung gesteigert. Er begrüßte mich nach derselben auch nur zerstreut und kurz. „Es ist vielleicht seine letzte gewesen!" bemerkte Köselitz, als Nietzsche den Hörsaal verlassen. Die letzte zum wenigsten war es, die ich von Nietzsche, dem Professor, gehört! Denn die bevorstehende Promovierung führte mich noch einmal nach Freiburg zurück. Dann reichte ich meine Dissertation ein, bestand auch bald darauf meine Prüfung und sollte nun in der Universitätsaula meine Weihe als Humanist empfangen, die in der Renaissanceluft Basels mir von besonderem Eindrucke war. Das Bildnis des Äneas Sylvius Piccolomini, als ich meine Doktorrede hielt, mir zu Häupten! Und in der Korona vor mir — Jakob Burckhardt, der größte und echteste Humanist, den die neuere Zeit gesehen! Als ich seinen Handschlag, seine Umarmung nach der beendigten Zeremonie bewegt fühlte, schien mir nichts mehr an dem Glücke der Stunde zu fehlen. Oder doch noch etwas? Hatte ich ihn wirklich nicht bei der feierlichen Gelegenheit vermißt: ihn — Nietzsche?! Der Gedanke ihn aufzusuchen, da er nicht gekommen, wurde mir zu so plötzlichem, festem Entschluß, daß ich meine Erkundigungen nach ihm, die wie Abmahnungen klangen, nur halb erfaßte. Er wohne als völliger Einsiedler jetzt weit vor dem Tore. Mit der Universität habe er jetzt gar nichts mehr zu tun. Aber auch sonst fehle aller Zusammenhang mit der Welt. Selbst der letzte seiner Getreuen habe ihn inzwischen verlassen. . . . „Peter Gast"? fragte ich beklommen. Man bestätigte es mir mit einem Kopfnicken." Nur war mit Gasts Weggehen

Die Erlahmung der Spannkraft als Lehrer

Der Schluß von Nietzsches Basler Aufenthalt

der letzte von Nietzsches Getreuen keineswegs geschieden: Overbecks waren da; bei ihnen ist Nietzsche während des letzten Basler Winters 1878/79 wie zu Hause gewesen. Überhaupt schöpft Scheffler seine Erinnerung an seinen vergeblichen Versuch zum Abschiednehmen, bei Nietzsche vorzusprechen, aus einem offenbar zu flüchtigen Eindruck. Er war, wie er erzählt, schon durch die äußeren Begleitumstände stark impressioniert: der Name „Bachlettenstraße" fährt ihm „wie ein Schauder durch die Glieder", der Anblick des Jura stimmt ihn nicht heiterer: „Diese langgezogenen, sargähnlichen Profile vollendeten nur zu sehr den trüben Eindruck der Landschaft." Die Straße nach Binningen (nicht Arlesheim), war keine Pappelallee, es standen nur zwei stämmige großbuschige Pappeln vor dem sauberen, durchaus nicht alten oder zerfallenen Häuschen, in dem Nietzsche wohnte — jedoch nicht im Erdgeschoß wohnte, sondern in zwei ganz netten Stuben der einzigen ersten Etage mit seinen eigenen Möbeln. Da das Häuschen niedrig war, war Nietzsche von der Straße aus am äußersten Fenster unter Umständen sichtbar. Oder sollte ihn Scheffler mit einem alten Mann verwechselt haben, der im Erdgeschoß hinter kleinen und schlechten Scheiben hauste, und dann angstvoll den Schritten des Davongehenden nachlauschte; auf Nietzsche träfe diese letztere Beobachtung kaum zu. Nietzsche selbst hat bei Overbecks einmal mit Entsetzen diesen Mann geschildert und die Befürchtung nicht verhehlt, er könnte, wenn ihn einmal jemand draußen aufsuchen wollte, mit ihm verwechselt werden.

Nietzsches Wegzug von Basel

— — „Seinen endlichen Abgang von Basel kann ich nur halb beklagen: wegen der traurigen Gründe, die ihn dazu nötigen; daß er nun vollere Muße gewinnt, sich allein auf *seine* Dinge zu konzentrieren, ist nur ein Glück für ihn. Was eigentlich an dem akademischen Dozieren daran ist, weiß ich ja auch genugsam: wenig genug: man tut sich selbst nie genug und verschwendet doch eine greuliche Arbeit an eine Herde von Menschenkindern, von denen neunundneunzig Hundertstel keinerlei Bemühung wert sind und der Hundertste uns nicht braucht. Aber was soll mit ihm ohne Vorleser werden? Daß er nicht in Basel bleiben mag, versteht man ja leicht; nach Naumburg wird er auch dauernd nicht wollen (vgl. Siebenkäs!) — was soll er nun für einen Ort wählen? Als *Mensch* wird es ihm nie ganz fehlen; denn er hat die seltene Gabe, seine Umgebung von sich aus zu steigern, so daß alles Beste in ihm heraustritt und funkelt," so schloß Rohde seinen Brief an

An F. O.

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solche Frucht auch Dir, Freund meiner Freuden, gereift.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Lentenden nah bin,
Wenn seiner Mühen Ertrag golden und reichlich sich häuft.

Basel den 12ten März 1879. F. N.

Widmungsblatt Nietzsches an Overbeck

Overbeck und fügte bei: „Für Sie ist dieser Verlust unersetzlich, so wenig Sie auch in letzter Zeit von ihm und namentlich so wenig freie Stunden Sie mit ihm und seinem Leiden gehabt haben werden."

Die Widmungsverse an Burckhardt

Und was hatte Nietzsche damals Overbeck zu sagen? Als er ihm in den Tagen des Abschiedes die eben erschienenen „Meinungen und Sprüche" überreichte und nach einem Worte der Freundschaft suchte, seine Gabe damit zu begleiten — was tat er? In einem seiner Notizbücher vom Jahre 1877/78 entwarf er eine Widmung für Jakob Burckhardt. Im Mai 1878 schrieb er fünf solcher poetischer Widmungen ins Reine. Bei einem Gespräche mit Nietzsches Schwester soll Jakob Burckhardt den Inhalt jener Zuschrift als allzu schmeichelhaft und nicht auf ihn passend abgelehnt haben, dies alles in bezug auf den ersten Band von „Menschliches, Allzumenschliches" und in dem bereits mehrfach veröffentlichten Wortlaut (Biographie II, S. 292 und Gesamtausgabe Band VIII):

„Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs Dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Größeren nachgeh',
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut."

Hier spricht er es aus, vor einem Größeren zu stehen, vor einem Schaffenden, in dessen Spuren er selber ging; Nietzsche scheint damals der Meinung gewesen zu sein, Burckhardt werde der Welt demnächst ein neues Buch schenken. Ob Burckhardt diese Widmung abgelehnt hat, oder ob sie an ihn unterblieben ist, bleibe dahingestellt; Tatsache ist, daß Nietzsche hinterher diesen Spruch zum Abschiedsgruß an Overbeck bestimmte, ehe er von Basel schied[36]. Diese Zweitwidmung begleitete den eben herausgekommenen Band der „Verschiedenen Meinungen und Sprüche". Es lag keine Zurücksetzung darin; nicht eine halb ausgedrückte Frucht war es, was er ihm zudachte, — er hat sie aufs neue reifen lassen, so daß sie schöner wurde, als zuvor. Er nennt Overbeck „Freund meiner Freuden" — ein Prädikat, das Burckhardt nicht zugedacht gewesen war. Auch in Overbeck witterte er — wie sich ergab, ebenso mit Unrecht — den Verfasser eines künftigen großen Werkes und versicherte ihn des Mitglücks an der bevorstehenden Ernte. Seinen nächsten Freunden ist Overbeck nie als unproduktiv erschienen; auch Treitschke schrieb ihm schon 1864: „Wir wollen noch was Rechtes aus Dir herausschlagen" und be-

Die Zweitwidmung an Overbeck

merkte noch zwanzig Jahre später, er halte Overbecks liebevolle und bescheidene Natur „für zehnmal produktiver als Nietzsche" (Basler Jahrbuch 1906, S. 187 u. 168). Nietzsches Freundschaftserwartung fand folgenden Ausdruck:

An F. O.

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solche Frucht auch Dir, Freund meiner Freuden, gereift.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Erntenden nah bin,
Wenn seiner Mühen Ertrag golden und reichlich sich häuft.

Basel, den 12. März 1879. F. N.

Basel als Hemmung in Nietzsches Entwicklung

Beruhigen wir uns nun auch noch darüber, daß man von seinen Basler Jahren eigentlich doch nicht wie von einer halb verlorenen Zeit, in der er Unersetzliches versäumt habe, reden darf. Wenn irgendwo, so dürfen wir hier sein Rezept vom Amor fati in Anwendung bringen. Wie von ausnahmslos allen Dingen, die für ihn aus dem Bereich der Gleichgültigkeit herauswuchsen und sein wirkliches Interesse in Anspruch nahmen, läßt sich auch von seiner Basler Zeit ein Parallelismus das Dafür und Dawider aus seinen Aussprüchen völlig gleichwertig gegenüberstellen. Seine Schwester teilt uns mit (Biographie II, S. 327), er habe an den Rand einer Stelle bei Guyau, wo der verhängnisvolle Instinktfehler des Genies beklagt wird, seine Zeit mit unebenbürtigen Dienstleistungen zu verlieren, mit eigener Hand geschrieben: „So war meine eigene Existenz in Basel". Wie sehr er aber gerade seine Professorentätigkeit in Basel wieder geschätzt hat, geht aus einer Äußerung hervor, die er zu einer Zeit getan hat, wo es sich für ihn darum handelte, seine Existenz in Basel gegen seinen Lebenstraum, das freigeistige Freundeskloster, wirklich einzutauschen (Biographie II, S. 119): „Ich preise Basel, weil es mir erlaubt, ruhig wie auf einem Landgütchen zu existieren. Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt wie die Dampfmaschine." Mag er auch durch die Tatsache, daß er Philologe blieb, in der Tat nebenaus gegangen sein und sich unnötig zersplittert haben: warum hat er in Basel nicht Ernst damit gemacht, für seinen philologischen Lehrauftrag einen Ersatz zu suchen!

Schon sehr frühe hatte er sich in diesem Gedanken aufgeregt; schrieb er doch Rohde bereits im Februar 1871 (Briefe II, S. 221): „Große, noch nie dagewesene Transaktion, Transfiguration, Transsubstantiation!! — Wir haben vielleicht Aussicht, nächstes Semester zusammen zu verleben. Du als mein Nachfolger und

ich — als Universitätsphilosoph!! — Teichmüller verläßt jetzt Basel, um nach Dorpat zu gehen, und ich habe mich gemeldet und um seinen Lehrstuhl beworben: mit der bestimmten Erklärung, daß Du als mein Nachfolger nach Basel in meine jetzige Stellung berufen wirst." Darauf antwortet Rohde (S. 225): „Jedenfalls begrüße ich Deinen Entschluß, von der ἱστορία zur σοφία überzugehen, freudigst: ich denke, selbst beatus Arthurus würde wohl zu solch einem „Philosophieprofessor" gnädig gelächelt haben, der, von seinem Geist durchdrungen, der Welt die Wahrheit zurufen wird." Aber während Nietzsche in Tribschen war, wurde der philosophische Lehrstuhl an Rudolf Eucken vergeben. Bei der nächsten Vakanz (1874) waren seine persönlichen Freunde Max Heinze und Romundt in Frage. Das Jahr darauf, als Heinze nach Königsberg übersiedelte, scheint Nietzsche weitere Anstrengung, sich in den Besitz des philosophischen Ordinariats zu setzen, nicht mehr gemacht zu haben. Selbst wenn es dazu einer kleinen Palastintrigue bedurft hätte — Nietzsche war zur Zeit seiner „Unzeitgemäßen" in Basel so verehrt und anerkannt, daß man ihm die heftigen Angriffe aus Deutschland nichts anhaben ließ und also wohl auch auf seine Bitte um Versetzung auf den philosophischen Lehrstuhl eingegangen wäre, wenn er selber dies richtig überlegt hätte — aber es blieb doch da bei ihm wie so oft beim Traume und zaghaft verstohlenen Seitenblicken.

Der philosophische Lehrstuhl

Zuzugeben ist also, daß die zehn Jahre Philologie für ihn in der Tat eine Fußangel bedeuteten; daß aber auch für ihn, so gut wie für Overbeck die Professorenexistenz in Basel an und für sich ein Asyl und Schutzdach war. Die Vorteile waren gerade für einen ins Allgemeine strebenden, über sich hinaus wollenden Gelehrten in Basel außerordentlich: nur die Wohltat der akademischen Organisation als solcher und im übrigen keinerlei Patentheit oder Cliquenzwang. Und allein schon unter dem Gesichtspunkte der erhaltenen Anregung war die Gewohnheit der einträchtigen Dozentenspaziergänge, gewöhnlich am Samstag Nachmittag nach Grenzach oder sonst in ein badisches Weindorf hinaus, wahrlich nicht zu unterschätzen; wirklich bedeutende Kollegen wie Jakob Burckhardt und Rütimeyer waren da dem zwanglosesten Verkehre zugänglich — und selbst wenn sich Nietzsche aus Gesundheitsrücksichten die Teilnahme an dieser intellektuellen Geselligkeit mehr und mehr versagen mußte, so war auch hierin Overbeck Mittelsperson, hielt ihn dennoch auf dem Laufenden, hinterbrachte

Die Vorzüge des Basler Aufenthaltes für Nietzsche

ihm alles Geeignete, so daß Nietzsche auch als Kranker nicht leer ausging. Man schelte also Basel nicht; es gewährte ihm trotz allem für die Werdezeit einen sicheren Halt. Bekanntlich hatte er später seine „Basileophobie" auf die angeblich völlige Unbekömmlichkeit von Basels Klima zurückführen wollen; aber das war eine Schrulle. Oder wenn etwas daran ist, so müßte es durch einen ernsthaften hygienischen Nachweis belegt werden, während es sich einstweilen nur um Nietzsches eigene dilettantische Grübeleien handelt. Wo wäre Nietzsche, schwierig zu beherbergen wie er bei seiner brüchigen Gesundheit überhaupt war, besser aufgehoben gewesen als in Basel. Etwa in einer deutschen Großstadt oder einer deutschen Kleinstadt? Oder schon damals im Engadin? Oder schon damals in Italien? Er hat ja dann alles durchprobiert und es außer dem Sommer in Sils nirgends auf die Dauer ausgehalten. Da bilden denn doch die zehn Jahre Basels eine gewisse Stetigkeit; er verfügte wenigstens über einen Nachgeschmack von Seßhaftigkeit, der ihn überhaupt befähigte, aus der Erinnerung Hoffnung zu schöpfen, daß es auch mit ihm wieder einmal zu einer Stabilität der äußeren Erscheinung komme — eine Hoffnung, die sich zwar nicht mehr erfüllt hat, solange er gesund war, ihm aber doch mehr wie einmal seine sinkenden Lebenskräfte oben hielt. Und vor allem — ohne das Zusammenleben in Basel hätte die Freundschaft mit Overbeck niemals Zeit gefunden, so sichere Wurzeln zu schlagen, um dann so widerstandskräftig zu sein, wie sie es war. Was für eine Bedeutung dieses Freundschaftsverhältnis fast noch mehr als beim gemeinsamen Leben in der Entfernung für Nietzsche gewann, drückt sich in der Tatsache aus, daß beinah zweihundert Briefe von dem Overbeckschen Schatze der an ihn gerichteten Zuschriften Nietzsches in die Zeit nach der Amtsniederlegung fallen — bei Overbeck, das wußte er, fand er ein Ohr, gegen ihn konnte er sich aussprechen. Das hat er denn auch reichlich getan, und ohne Kenntnis dieser Briefe ist an einen einigermaßen dem Sachverhalt entsprechenden Einblick in die Zeit des Zarathustra und der Umwertung nicht zu denken. An andere schrieb er nicht oder dann aus künstlichen, unausgeglichenen Empfindungen heraus. Overbeck, hierin dem einzigen, gab er sich wie er war.

Nietzsches Anhänglichkeit an seine Professorenzeit

Nietzsche selbst hat auf die beiden Haupttatsachen seines Basler Aufenthaltes Gewicht gelegt, einmal daß er in einer deutschschweizerischen Universitätsstadt hatte leben können und daß er

Professor war. Er schrieb nach der Rückkehr von Sorrent von Lugano aus an Fräulein von Meysenbug (13. Mai 1877, Briefe III, S. 538): „In Chiasso entfernte sich mein Gepäck auf zwei verschiedenen Zügen voneinander, es war eine heillose Verwirrung, dazu noch Dogana. Selbst die beiden Schirme folgten entgegengesetzten Trieben. Da half ein guter Packträger, er sprach das erste Schweizerdeutsch; denken Sie, daß ich es mit einer gewissen Rührung hörte: ich merkte auf einmal, daß ich viel lieber unter Deutschschweizern lebe, als unter Deutschen. Der Mann sorgte so gut für mich, so väterlich lief er hin und her." Welchen Wert er seinen akademischen Titulaturen auch nach Jahr und Tag beimaß und zwar nicht etwa nur zu Nützlichkeitszwecken auf Reisen, sondern in unverminderter Wertschätzung des einst bekleideten gesellschaftlichen Ranges beweist die Namensunterschrift Nietzsches als „Professor Doktor" unter Briefen zum Beispiel an einen Mann wie Gottfried Keller, den er doch seinerseits auch nicht auf seinen Ehrendoktor hin anredete. (Briefe III, S. 211, 213, 217.) Das Urteil der Basler über ihn blieb ihm für alle Zukunft nichts weniger als gleichgültig. Er zeigte sich aufrichtig erfreut, so oft er später in Italien oder im Engadin auf frühere Bekannte aus der Basler Gesellschaft stieß. Er fand dann immer gleich den alten herzlichen Ton und vergaß kaum jemals eines dieser Wiedersehen in seinen Briefen an Overbeck zu erwähnen. Die Rückkehr nach Basel hat er trotz seiner schlechten gesundheitlichen Erfahrungen ab und zu wieder erwogen, wenigstens für kurze Zeit. Mit welcher Hochachtung und Liebe er an diejenigen Basler zurückdachte, denen er freundschaftlich nahegetreten war, bezeugt sein Beileidsschreiben an die Witwe seines Kollegen Prof. Wilhelm Vischer-Heusler (Briefe I, S. 473): „Es werden selten Männer so betrauert, wie Ihr ausgezeichneter Gemahl betrauert wird; von Menschen der verschiedensten Denkweisen und Bestrebungen, die aber alle einmütig in dem Wunsche sind, einen Nachruhm, wie er ihn hat, zu hinterlassen, als treue, uneigennützige, wohlwollend-wohltätige und unermüdliche Freunde alles Guten und Gerechten. Darf ich hinzufügen, daß mir persönlich ein Stück Leben und Vergangenheit mit ihm zu Grabe getragen wird, an welches ich gerne und mit vieler Dankbarkeit zurückzudenken habe: er gehörte zu den trefflichen Basler Kollegen, die mir, in einer Lebenszeit, wo man noch wenig Anspruch auf Vertrauen machen darf und sich im Grund erst zu „beweisen" hat, mit einem unbedingten Vertrauen

und hilfreich in Rat und Tat entgegengekommen sind, nach dem Vorbilde seines verehrungswürdigen und mir unvergeßlich teuren Vaters. Noch von meinem letzten Besuche, den ich in Basel machte (vor zwei Jahren, Sie selbst waren verreist —) habe ich den Eindruck jenes tiefen Vertrauens zurückbehalten, welches wir, ich darf es wohl sagen, zueinander hatten."

Nach der Lektüre der dritten unzeitgemäßen Betrachtung hatte ihn ein hochgestellter Richter durch einen verständnisreichen Brief überrascht; gleich diesem hochverdienten, gemütsvoll versonnenen Basler Herrn haben auch andere Männer der Stadt, die zeitweise mit ihm in täglicher Berührung waren, ihm eine gesteigerte Hochachtung vor seiner Person und seinem Charakter bewahrt. Gewiß sahen sie mit Bangen, wie es bei Nietzsche anfing zu übermenscheln; aber im Vertrauen, daß sich dereinst die Schlacke vom Silberblick des Metalls, aus dem er den neuen Menschen gießen wollte, scheiden werde, erhielten sie ihm ihre aufrichtige Zuneigung unvermindert. Auch Damen, die in den altererbten Anschauungen standen und sich tätig dem Dienste des von Nietzsche schließlich schonungslos angegriffenen Christenglaubens widmeten, haben sich durch seine „ganz abscheulichen" Ansichten die Verehrung für ihn nicht rauben lassen. Es sind einige reizende Anekdoten im Umlauf, wie man gelegentlich in alten Basler Häusern auf Erinnerungen an Nietzsche und Autographen seiner Hand pocht — zum erneuten Beweise, daß ein einmal empfangener lebendiger Eindruck jeder doktrinären Beurteilung Widerstand zu leisten vermag; gesunder Instinkt für Größe bewahrte diese human angelegten Naturen vor dem Obenaufkommen ordinärer Pöbelanwandlungen, wie sie sich Nietzsche seit jenem „Grenzboten"-Artikel aus den Kreisen der Bildung bis auf den heutigen Tag gefallen lassen muß[37].

„Das Pathos der Distanz"

Endlich wird auch ein im einzelnen nicht mehr nachweisbarer Stimmungsgehalt in Nietzsches Schaffen und damit die atmosphärische Gattung seines Lebenswerkes auf seinen Aufenthalt in Basel zurückzuführen sein. Wohl hat Nietzsche gelegentlich einzelne Vertreter des deutschen Adels zum näheren Umgang gehabt; in Basel aber hat er, gemeinsam mit Overbeck, den zähen Kampf aristokratischer Gesellschaftsinstinkte gegen eine kompakte Majorität intensiv mit erlebt. Die alte Ratsherrenregierung wurde durch eine überlaute Demokratenherrschaft verdrängt; der Freisinn öffnete sich die Pforten des Ratshauses und der Kirche. Damals waren nicht

wie heute die überlieferten Gesinnungen in eine flache, breiige Opportunität aufgeweicht; eine geschlossene, ihrer Würde stolz bewußte konservative Minderheit stand noch auf dem Plan. Sie rekrutierte sich vorwiegend aus denjenigen alteingesessenen Stadtfamilien, deren Gastfreundschaft Nietzsche und Overbeck genossen. Da konnten denn diese die Verwunderung einer etwas französisch firnisierten, dem Kerne nach jedoch aus urdeutschen (alemannischen und burgundischen) Elementen sich zusammensetzenden Kultur mit ansehen darüber, was diese phrasenreichen Eindringlinge eigentlich wollten und warum man das alte Basel nicht einfach in Ruhe lasse. Der Gegensatz prägte sich schon rein äußerlich aus: die Vorstadt von St. Alban mit ihren Herrenhäusern und Herrengärten bewahrte ihre stille und vornehme Ruhe. Für jeden, der Nietzsche und der Basel kennt, fällt der Zweifel dahin: sein aristokratischer Eifer und das, was er das „Pathos der Distanz" nennt, sind Errungenschaften seiner Basler Jahre. Zum Beweise, daß damit nicht zuviel gesagt ist, mag dienen, was Heinrich Gelzer über Jakob Burckhardts konservative politische Gesinnung zu erzählen weiß (S. 69): „Burckhardt war mit Leib und Seele, wie ein antiker Bürger, in seine Polis eingespannt; er fand, ich als Schweizer hätte (nach dem Tode W. Vischers des Sohnes) nach Basel, dem ich so vieles verdankte, zurückkehren müssen. Trotzdem empfing er mich mit unverminderter Liebenswürdigkeit: „Ich begreife, daß Sie nicht zu uns zurück wollen. Das Basel, das Sie wie ich liebten und an dem Sie hingen, war das Basel des Bürgermeisters Karl Felix Burckhardt und des Ratsherrn Wilhelm Vischer. Aber das ist leider dahin und verschwunden. Ich gebe ja zu, daß früher auch nicht alles ideal war. Auch in der guten alten Zeit sah's zuweilen bodenböse aus. Damals wie heute gilt: providentia Dei et confusione hominum Helvetia regitur. Aber die confusio ist bei uns bisweilen groß, anderswo freilich auch. Es sieht trüb aus, daß Gott erbarm. Wir leben hier wie in einer eroberten Stadt. Es ist eine Invasion von Osten her eingedrungen, wie in die Provinzen Rhätien und Vindelicien in den Tagen des hl. Severinus." Sein altes Basel liebte Burckhardt zärtlich. Wir sprachen einst über rhodische Geschichte und die dortige Aristokratie, welche Strabo, „Volksfreunde, wenn auch keine Demokraten" (*δημόφιλοι καίπερ οὐ δημοκρατούμενοι*) nennt. „Sehen Sie, sagte er mir, so waren auch die alten Basler Regenten; das waren politische Köpfe und Volksfreunde." Das

führte er nun mit vielen Belegen aus. „Wenn nur die Jungen diesen ausgezeichneten politischen Sinn der Alten noch hätten," war sein stehender Refrain. Aber die gegenwärtige Entwicklung erfreut ihn nicht. Nicht feindlich, aber mit stiller Resignation stand er ihr gegenüber. Einmal fand er freilich, unsere heutige Schweiz erinnere an das verfallene Griechenland des Polybios." So wird denn Nietzsche seine entscheidenden sozialpolitischen Ansichten, die ihn nur mit einer Herrscherklasse und höchstens noch einem bürgerlichen Mittelstande rechnen ließen, nach den in Basel empfangenen Eindrücken gebildet haben.

Alles in allem: „Mein Basel lob ich mir" — dieser Spruch Nietzsches aus einem seiner Briefe drückt das Grundgefühl an seinem im einzelnen ja manchen Schwankungen ausgesetzten Urteil über seinen Basler Aufenthalt aus. Die Hochachtung vor Basel ist denn auch eine der letzten ganz klaren Gedanken gewesen, die seinem sich verwirrenden Bewußtsein noch zu entrinnen vermochten; in jenem verhängnisvollen Briefe an Jakob Burckhardt zu Anfang des Jahres 1889 aus Turin lautet die Nachschrift am Rande der ersten Seite:

„Sie können von diesem Brief jeden Gebrauch machen, der mich in der Achtung der Basler nicht herunterſetzt."

Als erste Hälfte von Nietzsches Biographie läßt die Basler Amtszeit die beinahe mathematische Quadratur in Nietzsches Lebenschronologie deutlich erkennen. Der geistige Gehalt seiner damaligen Denkerarbeit, seinem Niveau nach das Gedankenfeld etwa der Schrift Renans La réforme intellectuelle et morale kaum überragend, ist noch auf anspruchslose Weise freidenkerisch und gestattet so der künftigen Schaffenshälfte die Möglichkeit eines neuen persönlichsten Überbaues. Mit dem Wegfall der äußeren Bindungen, mit dem Eintritt in die äußere Freiheit war für Nietzsche eine unentrinnbare Fesselung innerer Art verknüpft. Einer Selbstbestimmung, die nun erst zu beginnen schien, blieb in seiner philosophischen Entwicklung kein Raum frei. Sein Geist war ein- für allemal befangen, sein Wille ein- für allemal determiniert. Auch das folgende Dezennium zerfiel in zwei Lustren, wie das erste: in ein dithyrambisches und in ein kritisches. Aber diesen zweiten Weg ging er nun nicht mehr, er wurde getragen, — getragen vom Wurfe des Schicksales, über das er jedoch Herr blieb, indem er sein Verkünder wurde.

Nietzsches Schicksal

In den nun folgenden zehn Jahren, von 1879 bis 1889, vollendete sich Nietzsches Schicksal, alles in allem genommen ein Schicksal ohnegleichen. Nun hatte er, was er schon seit langem und auch dann noch vielleicht viel zu spät als Grundbedingung für sein Lebenswerk erkannt hatte: er lebte in völliger Freiheit; er war nun sein eigener Herr und Meister. Da trat sein Imperativ an ihn heran: „Werde was du bist!" Schon das kann stutzig machen; beim Eintritt in die Zeit der Reife sollte die Forderung eher zu lauten haben: „Sei was du bist!" Um die Wirkung zu tun, zu der er sich aufgerufen fühlte, bedurfte es einer ganzen Kraft; solange aber dabei seine eigene Entwicklung noch im Gange war, fraß ihm das an seiner Kraft. Handeln wollen und dabei noch suchen müssen. — Das ist Nietzsches Schicksal, — darin liegt, wie sein Untergang, so auch sein Aufgang beschlossen. Hätte er aufgehört zu suchen, er hätte sich um sein bestes Teil gebracht. In klarer Voraussicht des Zwiespaltes diesen vermeiden, vorzeitig abschließen und nach Maßgabe der dann vorhandenen denkerischen Bilanz Organisator und Agitator sein, Glauben zerstören, Glauben aufrichten — das wäre die Versuchung gewesen, wenn wirklich sein Ehrgeiz und seine Begierde nach Anerkennung seinen letzten Antrieb bedeuteten, wie man manchmal bei ihm meint annehmen zu müssen. Er hätte dann seine Freiheit dazu benutzt, sich in eine Einheit zu zwingen, systematisch zu werden und den Ansprüchen an einen vollkommenen Philosophen zu genügen: denn Philosophie sollte nun nach der endlichen Abschüttelung seines Brotberufes, der Philologie, sein Lebenselement werden, und da mußte er sich doch sagen: Groß werden, mächtig werden wollen hieße doch den Spuren der Vorgänger folgen, gleich Schopenhauer und Kant und all den früheren sich nun auf den weltumspannenden Ausdruck konzentrieren, sich hinsetzen und sich auf einen Plan festlegen, dann Band um Band schreiben, die alle unter sich in ergänzender Beziehung zu stehen hatten gleich Gliedern an einem lebendigen, bewegungsfähigen Körper. Aber Nietzsche spürte: so Philosoph zu

Nietzsches philosophischer Trotz

sein, das vermochte er nicht; die volle Menschenwelt gleichmäßig, harmonisch unverzerrt in seinem Individualspiegel auffangen, das konnte er nicht. Und doch wollte er groß sein! Die Ausflucht, zu der er sich nun entschloß, war höchst verwegener, ja geradezu verzweifelter Natur. Nietzsche folgerte nicht: ich kann es nicht, ich will es aber können, wo ein Wille ist, ist ein Weg — was bis jetzt stets als Mittel zu Erreichung menschlicher Größe gegolten hatte. Vielmehr folgerte er: ich kann es nicht, also will ich es nicht — und doch wollte er hinauf und in die Größe empor. Den bis jetzt einzig als gangbar bekannten Weg verschmähte er. Es blieb ihm also nur übrig entweder klein zu bleiben — das Unerträgliche! — Oder auf eine ganz neue, von ihm zu entdeckende Art groß zu werden — das Unerhörte! (Dies ist schon im Kleinen und Formalen wahr, bei seinen Freunden in der Eulerstraße sprach er es mehr in sich hinein, wie zu Overbeck heraus, weshalb er den Aphorismus gewählt, weil er nur diesen könne, aber ihn dafür zum Stilgesetz machen wolle.) So entschloß er sich auf allen Punkten zu dieser titanentrotzigen Vermessenheit, und es ist klar, daß man von da an nun alles von ihm erwarten kann, nur nicht Planmäßigkeit, Harmonie, Ausruhen. Der Krampf, die Zuckung, der gewaltsam übersteigerte Stoß — das allein waren die Daseinsformen, in denen ein Leben sich noch abwickeln konnte wie das eines war, das auf sich zu nehmen er sich entschlossen hatte. Sehr früh schon war Nietzsche von der Ahnung erfüllt, was es heiße, mit Leib und Seele Philosoph zu sein; im Jahre 1873 bereits hat er dafür einen wundervollen Ausdruck gefunden (Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, Abschn. 8) „Heraklit war stolz: und wenn es bei einem Philosophen zum Stolz kommt, dann gibt es einen großen Stolz. Sein Wirken weist ihn nie auf ein „Publikum", auf den Beifall der Massen und den zujauchzenden Chorus der Zeitgenossen hin. Einsam die Straße zu ziehen gehört zum Wesen des Philosophen. Seine Begabung ist die seltenste, in einem gewissen Sinne unnatürlichste, dabei selbst gegen die gleichartigen Begabungen ausschließend und feindselig. Die Mauer seiner Selbstgenügsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn alles ist gegen ihn in Bewegung. Seine Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere; und doch kann niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen — weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit aus-

Aus dem Unerträglichen ins Unerhörte

gebreiteten Fittichen aller Zeiten; denn die Nichtachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt im Wesen der großen philosophischen Natur."

Soweit es sich um Kenntnis der Menschen und Dinge außerhalb seiner selbst handelte, läßt seine Psychologie zu wünschen übrig; gelegentliche Urteile von ihm oder sein Benehmen in der einen oder andern Lebenslage machen uns von seiner allgemeinen Menschenkenntnis und Weltkunde nicht allzuhoch denken. Dafür hat er sich selbst auf das genaueste gekannt; ja zu einer bleibenden Bedeutung seiner philosophischen Arbeit ist es dadurch gekommen, daß er seine Person universal auffaßte, sie als „Fall", als „Typus", als Schulbeispiel nahm und behandelte. Nach der Amtsniederlegung tritt er in sein eigentliches Daseinselement ein, in die freie, rein nur auf Selbstbefehl und Selbstverantwortung abgestellte Existenz; er verhilft den Begriffen „Wanderer", „Einsiedler", „Müßiggänger" zu einer neuen Verkörperung. Er will nicht vorschnell fertig sein; er steht zu der Tatsache seiner unaufhörlichen Selbstentfaltung, und so lebt er denn ein Leben der „kurzen Gewohnheiten" („Fröhliche Wissenschaft" Aph. 295): „Ich liebe die kurzen Gewohnheiten und halte sie für das unschätzbare Mittel, viele Tatsachen und Zustände kennen zu lernen, und hinab bis auf den Grund ihrer Süßen und Bitterkeiten: . . Immer glaube ich, dies werde mich nun dauernd befriedigen . . Und eines Tages hat es seine Zeit gehabt . . Und schon wartet das Neue an der Türe, und ebenso mein Glaube — der unverwüstliche Tor und Weise! — dies Neue werde das Recht, das letzte Recht sein. So geht es mir mit Speisen, Gedanken, Menschen, Städten, Gedichten, Musiken, Lehren, Tagesordnungen, Lebensweisen. — Das Unerträglichste freilich, das eigentlich Fürchterliche, wäre mir ein Leben ganz ohne Gewohnheiten, ein Leben, das fortwährend die Improvisation verlangt: — dies wäre meine Verbannung und mein Sibirien".

Jetzt, hinterher wissen wir um seinen Wahnsinn in seiner letzten Lebensdekade. Das verpflichtet uns vor allem festzustellen, daß in den uns hier beschäftigenden zehn Jahren, in denen sich sein Schicksal erfüllte, der Wahn an seinem Leben noch keinen ausschlaggebenden Teil hatte, daß vielmehr diesem Leben in eminenter Weise ein Sinn innewohnte. Welches war dieser Sinn — das vor allem gilt es zu wissen. Nun — darüber sind wir doch schon klug geworden — der Sinn, der Nietzsches Leben beseelte und in seiner

Eigenschaft als Seele alle die disparaten Bestandteile seines Denkens zusammenhielt, dieser Sinn war nicht begrifflicher Natur; es war keine geklärte, in sich zu völliger Verdeutlichung beruhigte Erkenntnis, nichts Abstraktes, nichts Mathematisches. Der Sinn von Nietzsches Leben war von animalischer Beschaffenheit, eine erdenrüchige, unmittelbare Eigenschaft — ein Vitaltrieb, ein Lebeinstinkt. Dieser „Grundwille", wie Nietzsche es selbst nannte, ist uns durch die Mitteilungen aus der Basler Zeit immerhin so geläufig geworden, daß wir versuchen können ihn näher zu umschreiben. Ein dämonischer Zwang, intensiv zu erleben, gepaart mit dem Unvermögen, in denselben Dimensionen sich vom Überschwang zu befreien, eine ungeheure Subjektivität, ohne die entsprechende Erlösung durch die objektivierende Gestaltungsgabe, ein Lyrismus ohnegleichen, unerhört zum Al Fresco vergrößert — das war das Schicksalsgeschenk der Götter an Friedrich Nietzsche. Bei einer solchen überströmenden Fülle des menschlichen Teiles, in der künstlerischen Hälfte um das ebenbürtige Quantum der Befähigung verkürzt, ermangelte Nietzsches geistiger Gesamtorganismus der balanzierenden Proportion. Kein Aufwand von Willenskraft vermochte den Einklang herzustellen; die ihn erst vorherrschend auszeichnende Mäßigkeit seines Wesens wurde zunehmend von Stößen und Schwällen erschüttert, so daß es um das Ebenmaß geschehen war und Nietzsche schließlich buchstäblich an Maßlosigkeit zugrunde ging. Seine Empfindung verbreitete sich wohl über die Oberfläche der gesamten intelligibeln Welt, aber vorwiegend analytisch, ätzend, zersetzend; man kann wohl auch positiv sagen, er habe überallhin seinen Samen ausgestreut, aber es war eine Saat der Drachenzähne; es wurde ein grausiges Geschäft, hier Ernte zu halten und Schnitter zu sein. Nehmen wir die Gewaltsamkeit, die von nun an bei Nietzsche auf Schritt und Tritt in seinem Denken wie in seinem Leben zur Anwendung kommt, nicht als einen Mangel und Fehler, der, wäre er vermieden worden, einen normalen und natürlichen Aspekt von Nietzsches Philosophie nicht gehindert hätte — nehmen wir diese Gewaltsamkeit vielmehr als das, was sie für Nietzsche wirklich war, als seine vitale Funktion, als sein Atemholen, so beugen wir damit jedenfalls der Gefahr vor, Nietzsche einer von vornherein ungerechten Beurteilungsweise zu unterstellen. Overbeck hat aus einer tiefen Intuition von Nietzsches Natur den Ausspruch getan: „Der Nietzscheesche Optimismus ist nun einmal der eines Desperado." Man hat daraus ab-

Der zum Al Fresco vergrößerte Lyrismus

Optimist aus Verzweiflung

sprechendes Unverständnis herausgehört statt die vollkommene Wahrheit. Ohne diese Desperation, aus der heraus er einen beständigen Kampf ums Messer führte, wäre Nietzsche, so wie er nun einmal geworden und gewesen ist, gar nicht vorstellbar. Er ist der schließlich unterliegende, aber gegen sein Schicksal sich bis auf den letzten Blutstropfen wehrende Denkerheld. Das einzige, was er zuguterletzt an sich ernst genommen hat, war dieses sein verzweifeltes Sich-zur-Wehr-setzen, und um dieser Unablässigkeit willen ist auch etwas so Großes daraus geworden, nämlich eine heilige Raserei. Dadurch daß Nietzsche sich nicht als Rasender gebärdete, sondern schließlich Rasender wirklich war und dies als Ergebnis eines rastlosen, ewigen Kämpfer- und Siegerdranges — das drückt seinem Charakter für alle Zeiten den Stempel auf und wird auch seine Versetzung unter die Heroen des Menschengeschlechts herbeiführen. Denn mitten im hellen Tageslicht der Geschichte, in einer zumal durch seinen Eifer endgültig entgötterten Zeit hat er uns die Schauer vor dem überbrausenden Menschengeist wieder empfinden gelehrt. An einem unserer Zeitgenossen, der unter uns wandelte, zu uns redete und mit uns zu Tische saß, nehmen wir mit Staunen und Grausen etwas Sagenhaftes, längst mythisch Gewordenes, als etwas uns Betreffendes und Angehendes wahr. Nietzsche hat dem Worte „Tragik" einen uns anschaulichen, faßbaren, handgreiflichen Inhalt verliehen. Und wenn die Nachwelt in ihm einmal einen ihrer großen Bereicherer sähe, so könnte es nur deswegen sein, weil er uns nicht hat verarmen lassen um die Tatsächlichkeit des Geisterhaften, weil er den Gürtel, den zum Herabfallen locker gewordenen, wieder eng und fest geschnallt hat — jene Furcht- und Trotzempfindungen vor dem Schicksal, die Seelengröße des klassischen Altertums. Es ist also wohl eine Zeitspanne des Reifseins, zu deren Betrachtung wir uns anschicken.

Um ganz sicher zu gehen und uns in der Wertung der darzustellenden Vorgänge nicht unnötig zu vergreifen, ist in Kürze der psychologische Ansatz bei Nietzsche mit möglichster Klarheit aufzuzeichnen. Seine seelische Grundbeschaffenheit war eine ungewöhnliche Sensibilität, ein Vibrieren, Fluktuieren, Oszillieren ohne Ende. Gesteigerte Empfindlichkeit ist für einen bedeutenden Geist, der erst noch zu werden hat, eine unentbehrliche, scheinbar weibliche, im Grunde aber eminent männliche Eigenschaft; denn sie ist eine Emanation des Willens zum Wert, und repräsentiert

Nietzsches Sensibilität

das Bedürfnis, die Erreichbarkeit des Wertes von niemandem in Frage gestellt zu stehen. Sie bildet auch den eigentlichen Kern von Nietzsches Mannhaftigkeit. Nur daß bei ihm dann eben die oben beschriebene Gegensätzlichkeit und Zwiespältigkeit seiner Natur ihn daran verhinderte, diese seine fast beispiellose Resonnanzfähigkeit in Zucht zu nehmen und durch Sammlung zur höchstmöglichen Rückschlagskraft zu steigern. Dann wäre ein Mensch vom großen Zuschnitt im Stile Goethes oder Bismarcks aus ihm geworden, während er so eben in allzu vielen Punkten in seiner Schwäche und Ohnmacht stecken geblieben ist. Seine Sensibilität hat sich nämlich gespalten, und zwar ist die größere Hälfte davon eben in Schwäche ausgeartet. Diese schwächliche Empfindsamkeit stellt sich bei Nietzsche in dem Unvermögen dar, sich gegen auf ihn eindringende Reize je nach Gutfinden abzusperren und für allzukräftige Antriebe von außen rechtzeitig die nötigen Hemmungen aufzurichten. Statt dessen bleibt Nietzsche den auf ihn eindringenden Erregungen wehrlos ausgesetzt: er muß immer voll darauf reagieren und schwächt sich so bis zum Verbluten. Dabei reagiert er entweder mit dem Gemüt oder mit dem Geiste — beides bei ihm gleich reichlich vorhanden. Im ersten Falle wird er sentimental, im zweiten geistreich — gekünstelt und gesucht geistreich; fast neun Zehntel seiner bis jetzt bekannt gewordenen Gelegenheitsäußerungen, vor allem der aus den achtziger Jahren stammenden bereits veröffentlichten Briefe, dürften unter dieses Doppelsymptom innerer Ungesundheit fallen. Dann aber kommt das zehnte Zehntel an die Reihe; es beherrscht die Briefe an Overbeck. Da ist Nietzsche die Sensibilität zur Gesundheit gediehen; er ist nicht der Spielball der auf ihn einstürmenden Reize; alle jene ihm besonders wohl bekannten Eigenschaften, die nach seinem strengen Urteil allesamt den Dekadent ausmachen, vorab das von ihm besonders gefürchtete „Ressentiment", fallen ihm nicht weiter zur Last. Nun ist die Sensibilität nicht länger passiv, sie ist aktiv geworden. Sie ist stark genug, die Dämme zu errichten, um vor gänzlicher Überschwemmung gesichert zu sein. Er bleibt stehen, er bietet den Widerständen die Stirne, er hüllt sich in seinen Stolz und in seinen Trotz. Sobald seine Empfindsamkeit nicht weichlich jedem Stoße nachgibt, sondern verhärtet die Stöße aushält, da ist Nietzsche der Herr, der Heros, der Gesunde. Da dies aber bei ihm nun einmal die Ausnahme ist, da der überwiegende Teil seiner seelischen Provinzen bereits der Okkupation

Sentimental oder geistreich

durch die Dekadenz verfallen ist, bringen es auch seine übermenschlichen Anstrengungen nicht fertig, sich frei zu kämpfen. Diesen Ansatz zu einem grundsätzlichen Standpunkte in der Beurteilung Nietzsches nimmt auch August Horneffer ein (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, Jena 1906, S. 55): „Es erwuchs doch auf diese Weise eine große Gesamtbetrachtung; die philosophischen Probleme gewannen Leben und Bedeutung auf Grund der moralistischen Einzelergebnisse. Wir sagten, daß Nietzsche Widersprüche seiner Natur lösen, Schwierigkeiten aufdecken wollte. Das befruchtete seine Moralistik, und eben das machte ihn schließlich zum Philosophen. Daß er diesen Weg einschlug, ist ein bewunderungswürdiges Zeichen seiner Gesundheit und hohen seelischen Kraft; aber wie er diesen Weg ging, von Anfang bis zu Ende, ist ein bedauernswertes Zeichen dafür, daß er seine kranken destruktiven Anlagen nicht zu bewältigen verstand, daß der kranke Nietzsche oft die Führung hatte, wo der gesunde sie zu haben glaubte."

Für das Verständnis der nachfolgenden Gedankenreihen ist es unerläßlich, sich das oben angedeutete psychologische Schema einzuprägen, um es bei den beständigen Umschlägen und Verwerfungen in Nietzsches Stimmung und Gesinnung stets zur richtigen Wegeleitung bei der Hand zu haben. Es sei daher noch der Entwurf in graphischer Verkürzung versucht:

Sensibilität

Schwäche		Kraft
(Gemüt)	(Geist)	
Sentimentalität	— Verkünstelung	Größe

Ein großer Mann ist weder sentimental noch geistreich. Da Nietzsche beides sehr stark ist, gilt es, die Fragmente seiner Größe aus den Trümmern des Zusammenbruchs zu retten. Es gilt ein Auge zu haben für die merkwürdige und oft wunderliche Weise, wie hier ein eigenwilliger und unversöhnlicher Denkeregoismus unter gefährlichen und verzweifelten Umständen zum vollen Siege hindurchdrang. Was da alles auf dem Spiele stand und zu überwinden war, hat Nietzsche in einem hellsichtigen Vorausblick eben in jener entscheidenden Wendezeit klar erkannt. (Der Wanderer und sein Schatten, Aph. 337): „Das Heroische besteht darin, daß man Großes tut (oder etwas in großer Weise nicht tut), ohne sich im Wettkampfe mit anderen, vor anderen zu fühlen. Der Heros trägt die Einöde und den heiligen unbetretbaren Grenzbezirk immer mit sich, wohin er auch gehe."

Das Ungenügen der reinen Aufklärung

(Der Dichter)

Hat der Mangel an innerer Seßhaftigkeit, das beständige Umspringen von einem Standpunkt auf den Gegenpunkt und wieder zurück den Charakter von Nietzsches Denkweise überhaupt bestimmt, so stellt er sich nach dem Abschied von Basel noch mehr als bisher als Reflex von Nietzsches äußerem Lebenszuschnitt dar; denn von nun an ist er der „Reisende" gewesen, der Hotelmensch, der heimatlose Junggeselle. Er hat sich selbst gerne als den großen Einsiedler hingestellt, und zweifellos erfüllte sich mit einem solchen menschenfernen Dasein ein Hang, den er von Jugend auf in sich verspürt hatte; schon mit dreiundzwanzig Jahren kannte er ein Einsamsein „vermöge seiner Naturmarotte, vermöge einer seltsam gebauten Mischung von Wünschen, Talenten und Willensbestrebungen", und dies war für ihn verbunden mit einer „Unerschrockenheit, ja Zuneigung zu harten und bösen Konsequenzen". Mit Recht bemerkt hierzu Robert Saitschick (Deutsche Skeptiker, Berlin 1906, S. 83): „Es war nicht die Einsamkeit eines Denkers wie Schopenhauer, der mit seinen eigenen festen Gebilden zusammenlebt und in ihnen die voll erschöpfende Lebenswahrheit erblickt, die einzige Trösterin auf dem einsamen Lebenswege. Nietzsche kam in seine Einsamkeit nicht mit einer Fülle konkreter Lebenserfahrungen, weshalb er auch die mannigfachen Mängel, Schwächen und Widersprüche der Menschen nicht aus tiefem Miterleben, sondern wie aus der Ferne in ganz allgemeinen Umrissen erfaßte." Schon Mitte der siebziger Jahre nannte er sich „einsam wie das Rhinozeros". — „Mit Einsamkeit und Leiden ganz vollgepfropft" — übernommen vom „Gefühl der Einöde, daß ich schreien möchte". Wieviel mehr mußte jetzt, wo die Taue, die ihn von Berufs wegen an den täglichen Verkehr mit Menschen banden, von ihm selbst zerschnitten waren, dieser ihm von Natur innewohnende Trieb überhand nehmen und sich zum Nimbus auswachsen!

Nietzsche fortan heimatloser Hotelgast

Will man nun unter diesem verschwommenen und schimmernden allgemeinen Merkmal doch immer noch die tatsächlichen Umrisse in Nietzsches einsiedlerischer Lebensführung wahrnehmen, so ist unter den Beziehungen, die Nietzsche zum Menschen teils fortsetzte, teils neu anknüpfte, seine Freundschaft mit Overbeck mit keiner andern vergleichbar und völlig für sich zu bewerten. So wenig wie sonst etwas in Nietzsches Leben hatte sein Verhältnis zu Overbeck einen geschlossenen einheitlichen Charakter: aber das Unharmonische, Zwiespältige daran zerlegte sich so klar in seine beiden Teile, zerfiel so selbstverständlich und natürlich in eine fruchtbare und in eine sterile Seite, daß dadurch diesem Verhältnis eben eine Einfachheit und Harmlosigkeit gewahrt blieb, die an jedem Bruche vorbei zur unerschütterlichen Dauer führte. Unfruchtbar blieb an dem Verhältnis Nietzsches Anspruch auf die philosophische Gefolgschaft seiner Freunde; Overbeck ist so wenig wie sonst einer aus dem Kreise von Basel und Bayreuth Nietzsches Anhänger im strengen Sinne geworden, obschon er ihn, wie noch zu zeigen sein wird, ernster nahm als irgend einer unter jenen. So wie Nietzsche es jedoch verlangte, ist Overbeck nicht mitgegangen. Diese Tatsache hat aber — und das ist hier mit allem Nachdruck hervorzuheben — Nietzsche nicht dazu bewogen, die Folgerung daraus zu ziehen, Overbeck als Freund abzudanken. Aber nicht etwa aus Großmut hat er ihn beibehalten, sondern einzig deshalb, weil auch ohne die ersehnte und vermißte geistige Zustimmung Overbeck viel zu viel für ihn bedeutete. Da trat eben zutage, was den innersten Kern der Freundschaft überhaupt ausmacht: die Teilnahme am Leben des andern, die Mit-Freude, das Mit-Leiden — unabhängig von jeder Meinungsverschiedenheit, weil einem höheren, unmittelbaren Empfindungskreise angehörend. Nietzsche war, als er Basel verließ, in Sachen der Freundschaft Kenner; stand doch damals bereits in seinen „Vermischten Meinungen und Sprüchen" (Aph. 241) die ohne feinste Erfahrung undenkbare Weisheit zu lesen: „Die gute Freundschaft entsteht, wenn man den andern sehr achtet und zwar mehr als sich selbst, wenn man ebenfalls ihn liebt, jedoch nicht so sehr als sich, und wenn man endlich, zur Erleichterung des Verkehrs, den zarten Anstrich und Flaum der Intimität hinzutun versteht, zugleich aber sich der wirklichen und eigentlichen Intimität und der Verwechslung von Ich und Du weislich enthält."

Die Fortdauer der Freundschaft mit Overbeck

Freundschaft unabhängig von Meinungsverschiedenheiten

Nietzsches Schwester schreibt (Biographie II, S. 828): „Zu

Professor Overbeck, der in praktischen Dingen und auch sonst sich für meinen Bruder immer herzlich-freundschaftlich besorgt zeigte, war ja äußerlich das alte Verhältnis geblieben, aber beide täuschten sich nicht darüber, daß sie sich mit ihren Zielen so weit voneinander entfernt hatten, wie es zwei so verschiedenen Naturen nur möglich war. Was der Philosoph Nietzsche von seinen Freunden verlangte, war ja nicht nur freundlicher Zuspruch und Teilnahme, sondern das eingehendste, gewissermaßen leidenschaftlichste Interesse für seine Probleme, — das konnte ihm Overbeck nicht geben. Aber immer dachte mein Bruder an ihn mit warmer Dankbarkeit und mit der innigsten Freude an jene Zeit zurück als er mit ihm und Dr. Romundt in der ‚Baumanns-Höhle' hauste." Hiezu hat Overbeck eine Anmerkung aufgezeichnet, die hier wiederzugeben ist: „Frau Dr. Förster spricht in ihren eben angeführten Worten über Dinge, über welche öffentlich abzusprechen zur Zeit noch kein Mensch auf Erden das Recht hat und ich selbst zu sprechen denn auch ohne Scheu nicht unternehmen könnte. Was weiß denn Frau Dr. Förster über meine Natur? Gewiß doch nicht mehr als ich, der ich nicht mehr darüber wissen kann, als das Problematische, was uns Menschen nach allgemeiner Erfahrung in der Sphäre der Selbsterkenntnis zu wissen beschieden ist! Hat sie nur ein Stündchen zur Überlegung der Ungunst der Umstände übrig gehabt, die über unseren gegenseitigen Bekanntschaften gewaltet haben? Zum Beispiel nur die Tatsache bedacht, daß in Jahren, an die im ‚Leben', das uns hier beschäftigt, uns besonders zu erinnern wohl Anlaß besteht, der Atlantische Ozean sich, so groß und breit er ist, in unsere kleinen Angelegenheiten mischte und zwischen uns legte? Was weiß Frau Dr. Förster noch weiter zu fragen über das, was ich ihrem Bruder geben konnte und nicht konnte? Was weiß sie darüber, was jemals in meinem Verhältnis zu ihrem Bruder ‚äußerlich' noch akzeptabel war und also ‚innerlich' wohl ganz bedenklich?"

Overbecks Freundesdienste

In der Biographie (II, S. 823) wird Overbeck als derjenige bezeichnet, der „seine Gelder verwaltete". Doch hat er gerade den Brief, der daselbst als Muster von Nietzsches Geldaufträgen abgedruckt ist, niemals erhalten. Es ist bezeichnend, daß Nietzsche gerade bei dieser veröffentlichten Fassung es beim Entwurfe bewenden ließ und den betreffenden Brief selbst nie abgeschickt hat; denn er wäre aus dem echten Ton des Briefwechsels hinausgefallen. Nietzsches an Overbeck gerichtete Geldbegehren pflegten

gemeinhin viel schlichter gehalten zu sein. Wie es dabei zuging, war jedesmal dem einen wie dem andern bewußt und bedurfte keiner Begründung. Overbeck hat sich zu dieser Stelle notiert: „— wogegen ich allerdings nicht einmal wie gegen eine Indiskretion klagen darf. Denn was hiemit dem großen Nietzsche-Publikum verraten wird, ist mindestens hier in Basel kein unbedingtes Geheimnis. Gewiß, oft genug schreibt mir Nietzsche in seinen an mich gerichteten Briefen wie einst Wagner an seinen Freund Liszt: Schick mir Geld! Freilich mit dem großen Unterschied, daß es sich bei den von mir erhaltenen Anweisungen um Nietzsches Eigentum handelte! Ist aber schon darum gegen Frau Dr. Försters Charakteristik so ganz und gar nichts zu sagen? Es kommt darauf an, wie ernst sie selbst sie nimmt. Soll ich damit überhaupt als ein in Basel zurückgelassener Geschäftsagent Nietzsches dargestellt sein, so ist es für mich doch eine etwas harte Zumutung, dazu stille zu sein, obwohl ich in Nietzsches Briefen das klassische Zeugnis besitze, das hier vollkommen Klarheit schaffen und niemand darüber in Zweifel lassen wird, was an mir Geschäftsagent gewesen ist und was etwas mehr." Die Wahrheit wird wohl sein, daß Overbecks Treue im kleinen es gewesen ist, die Nietzsche ermöglichte, es überhaupt im Leben auszuhalten. An Overbeck konnte er in allen Kleinigkeiten immer gelangen.

Overbecks Buchführung für Nietzsche

Das kleine Kassenheftchen ist noch vorhanden, in dem Overbeck über Nietzsches Geldangelegenheiten getreulich Buch führte. Es wird gestattet sein einige Posten probeweise anzuführen:

Einnahmen:	Ausgaben:
Für ein Musikgestell	Inserat Basl. Nachrichten
1 Bettlade mit Sprungfedermatratzen	Koffererpedition
	N. nach St. Moritz gebracht
1 Lehnstuhl	Nach Naumburg geschickt
2 Tischchen	Inserate für d. Bücherbretter
Karaffe mit Gläsern und Brett	Für Bayreuth
1 Spucknapf	Nach Venedig geschickt
1 Schirm und ein Handtuchgestell	An Schmeitzner
1 schwarzer Lehnstuhl	Für den grünen Heinrich
1 Sitzbad	Kakao und Vanille
Durch Hagenbach aus dem Heuslerschen Legat	Nietzschen mitgegeben
	2 Zahnbürsten
Zinsen von 100 Tagen 3 %	4 kg Zwieback nach Sils
Halbjährliche Staatspension	An Herrn Fino in Turin

Beitrag der Akademischen Gesellschaft
Rückzahlung der verlosten eidg. Obligation
Zins der Basler $4^3/_4$ Obligation
Agio beim Einwechseln von 300 Lire
In Turin gefunden

Apothekerrechnung in Turin
Arztrechnung in Turin
Honorar des Reisebegleiters.

Diese Rechnungsführung Overbecks umfaßte ununterbrochen volle achtzehn Jahre, von Nietzsches Wegzug von Basel bis zum Tode der alten Frau Pastor im Jahre 1897. Man sieht, Overbeck versagte auch im kleinen nie, sei es daß es galt, Summen von Nietzsches verkauftem Hausrat einzuziehen oder die Pensionsraten in Empfang zu nehmen, sei es, daß er auf jeden Anruf Nietzsches sofort ihm Geld oder bestimmte Gegenstände zusandte. Mit Recht sagt Ernst Horneffer (Nietzsches letztes Schaffen 1907, S. 64): „Er hat ihm manchen Freundesdienst getan, der klein scheint, und doch jahraus jahrein geleistet, ein Beweis hoher Pflichterfüllung ist." Es ist eine ununterbrochene Kette äußerst umständlicher Gefälligkeiten. Nie hat Overbeck die Geduld verloren, immer umgehend dem eintreffenden Gesuche entsprochen. Diese Bemühungen Overbecks, alles für ihn Nötige zu besorgen, zeigen aufs Glänzendste seine Verdienste um Nietzsche.

Overbeck und Peter Gast

Hier ist nun der Ort, einer Verbindung zu gedenken, die recht eigentlich als die feste Grundlage von Nietzsches Existenz in seiner entscheidenden Schaffensperiode anzusehen ist: das freundschaftliche Einvernehmen zwischen Overbeck und Peter Gast in ihrer gemeinsamen Fürsorge für Nietzsche. Beide ließen sich einen ausführlichen Briefwechsel nicht gereuen, der über mehr als zwanzig Jahre sich erstreckend im großen und ganzen sich um Nietzsches Angelegenheiten drehte. Overbeck hat den Freund allerdings öfter, jedoch nie mehr länger als auf Tage oder höchstens Wochen wiedergesehen; als Schreiber und Vorleser kam er zudem auch früher nicht wesentlich in Betracht. Dies war der Fall bei Peter Gast; durch seine Bereitwilligkeit, bei Nietzsche Sekretärdienste zu tun, war ja überhaupt seine eigene Jüngerschaft zustande gekommen. Auch war er gleich Nietzsche „unstät und

flüchtig"; in dem bekannten als Beigabe zu „Menschliches, Allzumenschliches" faksimilierten Briefe bezeichnet Nietzsche diese Eigenschaft Gasts als das eigentliche Band zwischen ihnen beiden. Voll dankbarer Freude über einen Beistand, wie Gast ihn für Nietzsche bedeutete, schenkte Overbeck diesem das ganze Vertrauen, dessen er fähig war. Er schenkte es — damals — keinem Unwürdigen. Gast hat bei den Aus- und Eingängen des Briefzeremoniells seiner großen Verehrung für Overbeck beredten Ausdruck verliehen; wie viele von den anderthalbhundert Briefen seiner Hand tragen den Schlußgruß: „Ihr ewig dankbarer Schüler"! Wie wenig das Phrase war, wie sehr Gast Overbecks Selbstwert und den Wert seiner Freundschaft für Nietzsche durchschaute, beweist mehr als eine Briefstelle. Einige dieser Aussprüche sind hier bekannt zu geben:

Venedig, 6. Juni 1879

„Ich glaube nachempfinden zu können, wie nahe Ihnen das geht, was in der letzten Zeit mit Nietzsche geschehen; diese einzigartige Freundschaft, zu der wir Jüngern immer mit Erhebung aufblicken, verlangt ihren ungestörten Fortgang und kann sich in den Abschied nicht fügen! — —"

Venedig, 7. Juli 1879

„Ich kenne und bewundere wohl dieses eminente Buch (Overbecks ‚Studien zur Geschichte der alten Kirche', Heft I 1875), weiß auch sowohl aus ihm selbst, als auch aus Ihren Vorlesungen, die zu hören ich die Ehre haben durfte, inwiefern es zeitherige Meinungen korrigiert, fühle mich aber hier zu laienhaft, um seine Ergebnisse präzis und richtig pointiert, und namentlich so, daß es unter Eingeweihten keinen Anstoß erregt, in Worte zu fassen. — Über die ‚Christlichkeit der heutigen Theologie' dagegen, welche Schrift ich vor einigen Wochen zu meiner höchsten Belehrung wieder las — wobei ich erstaunen mußte, was sich früher und was sich jetzt mir alles von seinem Inhalte erschloß, was mir damals entgehen, was ich diesmal alles zu freudigster Überraschung entdecken mußte — über diese, nur Ihnen möglich gewesene Schrift werde ich mir selbst eine kurze Anmerkung erlauben, ohne daß Sie mich einer Ungeschicklichkeit oder Unschicklichkeit zu zeihen haben werden." — (Gast stand damals im Be-

griff, für den Verleger Schmeitzner Inhaltsangaben der Verlagswerke für den Katalog anzufertigen.) —

Venedig, 30. August 1879

„Für die Inhaltsangabe des I. Heftes Ihrer ‚Studien' danke ich ausdrücklich; sie war mir ein Fingerzeig für die Abfassungsart aller übrigen. — Zu meiner großen Freude entdeckte ich in Sybels historischer Zeitschrift auch Ihren Traktat über den augustinischen Briefwechsel mit Hieronymus, der Sie mir denn in Ihrer ganzen Bedeutung, und hier besonders als feinsinnigsten Moralisten nahe brachte. Ich fühlte wohl über dieser Lektüre den Vorwurf, wie ich seit Ihrem vorletzten Brief habe mehr Zeit verstreichen lassen, als zu Augustins Zeit ein Brief von Karthago nach Antiochien brauchte."

„Briefwechsel zwischen Hieronimus und Augustin"

Venedig, 19. Juni 1880

„Neulich las ich Nietzsche aus Ihrer Christlichkeit vor und er sagte ohngefähr das, was ich im vorigen Jahre gegen Sie vielleicht geäußert habe, ‚es sei ihm, als habe er früher nur halb so viel herausgelesen, als jetzt'; ich weiß, diese Lektüre hat ihn zu mehreren Gedanken angeregt. — Auf die Bekanntschaft mit Ihrer neuen Schrift freuen wir uns schon sehr. —"

Venedig, 22. Juli 1880

„Jeden Tag, seitdem Prof. Nietzsche von hier fort ist, wollte ich schreiben, namentlich aber seitdem ich durch Ihre Güte Ihr hochgeschätztes neuestes Werk übers Neue Testament erhielt, — aber jeder Tag brachte andere Dinge und ließ mich nicht zum Schreiben kommen. Gestern und heute regnet es denn endlich einmal, so daß ich einmal etwas anderes als die elendigliche Notenkopfmalerei unternehmen kann, nämlich einige Zeilen schreiben, mit welchen ich Ihnen, verehrter Herr Professor, meinen allerherzlichsten Dank abstatten möchte. Wenn ich auch gewiß nur einen schwachen Begriff von den Problemen habe, welche Sie vielleicht zum ersten Mal in wissenschaftlicher Weise beschäftigen, so gehe ich Ihnen doch mit wahrem Vergnügen nach und vergegenwärtige mir oft, welche Rüstigkeit und Freude dazu gehört, auf diesen Gebieten, welche für alle moderne Kultur immerhin von höchster Wichtigkeit sind, zu forschen und Schwankendes festzustellen. Herr Prof. Nietzsche wird Ihnen, da ich ihm aus eigenem

„Zur Geschichte des Kanons"

Antrieb hier einige Stellen aus Ihrer ‚Christlichkeit usw.' vorlas, bezeugen können, daß ich ihm eigens einige Stellen bezeichnete, zu denen ich sagte, daß sie im Leser eine tiefe Erfahrenheit voraussetzten, da, wie z. B. im letzten Abschnitt jenes Buches, oft nur mit Nebensätzen eine ganze Reihe von Beobachtungen und humanitären Wertschätzungen entlang geeilt wird, um nur die Hauptsachen dem Leser vorzuführen. Vielleicht gehöre ich zu den Lesern, welche wegen der Relativität ihrer Wertschätzungen nicht zu weit hinter den Anforderungen, welche Sie an sie stellen, zurückbleiben."

Venedig, den 14. November 1881

„Ich denke oft mit einer Art dankbaren Sinnes an die Fügung, daß ich in der Nähe so geistig wirksamer Männer leben darf, wie in Ihrer und des Herrn Prof. Nietzsche Nähe. Was von Ihnen beiden in mich eingeflossen, das gehört mit zum Bestimmendsten für den Lauf meines Lebens. Ich habe dies schon früh empfunden und nahm mir die große Freiheit, diese Einwirkung auch über die Zeit des örtlichen Beisammenseins zu erhalten zu suchen. Und was bin ich der von Ihnen mir erwiesenen Gunst nicht alles schuldig geworden! Wie viele gute Vormittage und ganze Wochen wurden mir oft durch einige Federzüge Ihrer gütigen Hand bereitet! Ich sehe jetzt erst meine künstlerische Klugheit ein, die in dieser Weise auf den Diebstahl an hohen Seelen ausging."

Venedig, 25. September 1883

Objektive Historie des Christentums

„Sie waren so gütig, mich mit der Zusendung Ihrer Abhandlung über die Anfänge der patristischen Literatur zu beehren und hoch zu erfreuen[38]. Ich danke Ihnen vielmals und herrlich dafür. Die Unterscheidungen, welche Sie in die Geschichte der ersten christlichen Literatur einführen, helfen dem Leser viel zur deutlicheren Erfassung des wolkigen Gegenstandes. Die durchgängige Betrachtung desselben vom uninteressierten, rein literarhistorischen Gesichtspunkt aus haben gewiß Sie zuerst auf ihn angewandt, und ich denke mir, daß Sie nach und nach auch von weiteren Epochen der christlichen Literaturgeschichte in Sybels Zeitschrift versuchsweise ein Bild entwerfen wollen, um so die Vorstudien zu einer christlichen Kirchen- und Literaturgeschichte zu haben, die ich mir so gern von Ihnen zu Ende geführt und herausgegeben denke. Wenn der Historiker für nicht wenig Dinge

der gefährlichste Mensch ist, so verdient nachgerade das Christentum einen Historiker von Ihrem Geiste, Ihrem Wissen, Ihrer Objektivität, Ihrer Höhe. Gedankensysteme, wie die religiösen, werden durch Freund und Feind am Leben erhalten, und durch Feinde oft mehr, als durch Freunde. Beide zerren am selben Tuche. Der gefährlichste Widersacher aber ist hier der, der weder Feind noch Freund ist, der Objektive, der Glückliche, der die Seelennot und ihr Bedürfnis nach Befriedigung durch falsche Gedankenbilder nicht hat und kaum kennt. Er, mit dem bessern Besitz, braucht ein solches Gedankensystem und seine Geschichte nur im eignen Geiste, in der eignen Empfindung darzustellen, so erscheint es mindestens als meidenswürdig.

„Gelegentlich des Hegesipp sagt mir ein Philolog, daß über die Bedeutung des Wortes „Hypomnemata" Polyän Aufschluß gibt, wonach es ungefähr Tagebuch, Merkbuch heißen könnte, Unterstützungen fürs Gedächtnis. Polyän Strateg IV. 6. 2. erzähle von Antigonus, daß, wenn sich bei ihm Gäste und Gesandtschaften anmelden, er vorher seine Hypomnemata einsieht und dann durch ein ungeheures Gedächtnis in Erstaunen setzt."

14. November 1883

Overbecks Gelehrsamkeit

„Auf Ihren so gütigen Brief vom 1. November, für den ich Ihnen herzlichst danke, wüßte ich keine bessere Antwort, als die, um derentwillen ich einige Tage verstreichen ließ, — nämlich meine Gratulation zu Ihrem Geburtstage und den Wunsch, Sie möchten noch recht lange Ihrem Kreis von Menschen und Ihrer Wissenschaft so, wie Sie jetzt sind, erhalten bleiben!

Weil dieser Wunsch so aufrichtig gemeint ist, tat es mir beinah leid, aus meiner schrecklichen Unwissenheit heraus Sie, verehrter Herr Professor, mit Fragen, wie der nach einem deutschen Celsus, inkommodiert zu haben, — wäre nicht das Glück über den Besitz Ihres Briefes weit größer als mein Gewissen. Erst nach Empfang dieses Briefes fiel mir meine Nachschrift Ihres Kollegs über Kirchenliteratur wieder ein, wo ich Keims Übersetzung unter Origenes aufgeführt fand, mit den Worten „in abscheulichem Jargon". Und nach der Probe zu urteilen, die Sie die Güte hatten mir mitzuteilen, muß dieser Versuch alles derartige, z. B. auch Schleiermachers übersetzten Plato, weit hinter sich lassen. Ihre drei Anzeigen haben mich wieder mit Staunen erfüllt; die des Buches von Aubé mußte auch mich Laien interessieren, da Sie

dem Celsus vom allgemein menschlichen Standpunkt aus gerecht werden — und mehr: ihm die Seeleneigenschaften zuschreiben, um derentwillen die Seelennotleidenden und Gläubigen die methodistischen Köpfe beneideten — und das Glück dieser klaren Menschen wahrscheinlich unverzeihlich fanden."

Annaberg, 29. September 1893

„Wie unendlich schade wäre es, wenn Ihr Zeugnis über Nietzsche der zukünftigen Menschheit fehlen sollte! Wir andern (z. B. ich, Frau Dr. Förster) sind Partei, sind zu jung gewesen, als Nietzsche auf uns einwirkte, konnten ihm keine selbständig entwickelte Persönlichkeit entgegensetzen, sondern sogen uns an ihm voll. Sie dagegen, verehrter Herr Professor, waren an Geist und Seele ausgereift, als der werdende Nietzsche in Ihr Gesichtsfeld trat: Sie behaupteten sich in Ihrer Burg und vermochten ihn in ganz anderer Art, als wir, zu überschauen. Wenn nun zu der Überlegenheit Ihres Standpunktes noch die ungeheure Finesse der Auffassung, wie sie mir aus Ihrem letzten Brief entgegenleuchtet, hinzukommt, so muß gerade das Zeugnis von Ihnen, der Sie die Herausbildung Nietzsches zum Manne in einer Nähe, wie wohl niemand anders miterlebt haben, als das erste und wichtigste anerkannt werden. Ich gebe die Hoffnung, Sie an die Aufzeichnung Ihrer Eindrücke gehen zu sehen, noch nicht auf und schätze mich glücklich, einstweilen den Andeutungen folgen zu können, die Ihre Briefe geben."

Overbecks Gattin

Gleich Nietzsche übertrug Gast seine Verehrung und sein Zutrauen zu Overbeck auch auf dessen Gattin. Nicht in der oberflächlichen Anerkennung dieser ihrer Eigenschaft, weil sie nun einmal die Frau des Freundes war, sondern in der Würdigung ihrer eigenen Fähigkeiten und ihrer in aller Verborgenheit nicht geringen Verdienste um Nietzsche. Frau Overbecks Beitrag zu den Bemühungen der Freunde, Nietzsche auf alle erdenkliche Weise geistig zu unterstützen, bestand in der Anfertigung von Übersetzungen aus dem Französischen. Sofern sie sich nur auf Gelegenheitserzeugnisse, etwa Nietzsche von Franzosen gewidmete Besprechungen, bezogen, blieben sie Manuskript. Dagegen sind ihre Übertragungen aus Sainte-Beuve damals bei Schmeitzner anonym als Buch erschienen.

Venedig, 12. Mai 1880

„Über die Verdeutschung des Aufsatzes von Albert war Nietzsche außerordentlich erfreut, er konnte nicht genug die Güte der geehrten Frau Professor rühmen und wünschte, daß Sie auch durch mich seinen lebhaften Dank erführen. Wir haben heute die ersten 4 Nummern davon gelesen; ich finde die Übersetzung wie auch die kräftige ausgeschriebene Handschrift ganz vorzüglich lesbar, wofür ich für meinen Teil noch besonders dankbar bin. Die Nr. I scheint mir gut in das Thema einzuführen, bei den nächsten Nummern brachte Nietzsche einiges vor, das mich sehr interessierte und das manches der Abhandlung in ein helleres Licht setzte. Wenn Nietzsche sich eines solchen Themas einmal annähme, so würde viel Interessantes zu erfahren sein. Ihre werte Meinung über den Aufsatz scheint sich schon in den ersten 4 Nummern zu bestätigen. Auf die Übertragung aus Sainte-Beuve bin ich sehr begierig und freue mich schon sehr."

Übertragungen aus Sainte-Beuve

Venedig, 23. August 1880

„Mit wahrem Entzücken habe ich bis jetzt die ersten 7 Nummern aus dem Buche Sainte-Beuves gelesen[39]. Ich muß mich jetzt in der Lektüre unterbrechen, um der geehrten Frau Professor meinen herzlichsten Dank für den großen Genuß auszusprechen, den sie mir gewährte. Wir armen Deutschen haben so wenig Bücher, nach deren Lektüre einem alles Niedrige auf einige Zeit fern bleibt, daß ich die Übertragung gerade dieser Biographie für eine Art Kulturakt halte. Auf mich werden sie insofern von Einfluß sein, als sie mich in der Idee von dem Buche, das ich über Chopin schreiben will, bestärken. Die Übersetzung finde ich vortrefflich; es ist ein so schöner, natürlicher Rhythmus in der Sprache, daß man sie für Original halten könnte; die Ungezwungenheit bei aller Präzision fällt mir namentlich auf: dadurch wirkt sie so entschieden und männlich. Schmeitzner habe ich geschrieben, er solle ein recht schönes Exemplar an die ‚Neue freie Presse' schicken, was er auch tun will. Die Presse bemüht sich sehr um französische Literatur; ihre Feuilletons lassen zu ihrem Vorteil immer französische Muster durchblicken, es sind überhaupt die besten Feuilletons, die in Deutschland geschrieben werden in jeder Hinsicht. Die gähnende ‚Augsburger Allgemeine' soll sich dagegen verstecken.

Wenn es jedoch erlaubt ist, auch meinerseits eine Beobach-

tung auszusprechen, so ist es die angenehm empfundene, daß sich der Stil Ihrer Darstellung gegen früher vereinfacht hat, ohne in der bewundernswürdigen Finesse und Geschmeidigkeit Ihrer Gedankenfassung auch nur entfernt etwas eingebüßt zu haben. Das Verdienst dieser Wandlung möchte ich zu keinem geringen Teil Ihrer hochgeehrten Frau Gemahlin beimessen! Einem so in weiteste Ferne vom Leben weggeführten Forscher, wie Ihnen, war nichts nötiger, als dem Leben wieder näher gerückt zu werden: und hier ist es, wo ich Ihr Schicksal preise, das Ihnen in der feinsinnigsten Frau die Vermittlerin zwischen Ihrem Forschergeiste und dem Geiste der herzbewegenden Welt an die Seite gab. Möchten Sie mir, dies ausgesprochen zu haben, nicht als unerlaubtes Eindringen meiner Gedanken in zu intime Angelegenheiten auslegen! Ich denke diesen Gedanken oft und freue mich sogar, ihn heute nicht verschwiegen zu haben."

„Die feinsinnigste Frau!"

Aus diesen freiwilligen Bekenntnissen Gasts geht zur Genüge der bleibende Wert jedes Zeugnisses über Nietzsche aus dem Hause Overbeck besonders auch für die Jahre 1879—1884 hervor, für welchen Zeitraum sonst Nietzsches Schwester und Peter Gast wohl den Anspruch konkurrenzlosen Bescheidwissens erheben. Nietzsche hat damals mehrfache Zusammenkünfte mit Overbeck gehabt. Obschon eine authentische und daher vollständige Liste davon nicht vorliegt, sei doch versucht nach vorhandenen Anhaltspunkten eine solche aufzustellen.

1879: 23. August. Overbecks Besuch in St. Moritz.
1880: Herbst. Nietzsches Besuch in Basel.
1882: 5 Tage, anfangs Mai. Nietzsche bei Overbeck in Basel.
1882: Mitte Mai. 1 Tag zwischen Luzern-Naumburg in Basel.
1882: 17. Septbr. Overbecks Besuch in Leipzig von Dresden aus.
1882: 16. November. 3 Tage in Basel.
1883: Ende August. 4 Tage zusammen in Schuls bei Tarasp.
1883: 4.—9. Oktober. Begegnung in Frankfurt und 3 Tage in Basel.
1884: 15. bis Ende Juni. Nietzsche vierzehn Tage in Basel.

In diesen mehrfachen Wiedersehen und den vielen die Zwischenzeit überbrückenden Briefen trat Nietzsche dem alten Freunde doch in einem ungewohnten und fremden Lichte entgegen, so daß ihn Overbeck gewissermaßen aufs neue kennen lernen mußte. „Die Wucht des Anlaufs auf den Gipfel seiner Experimente" — wie er sich einmal über diesen veränderten Nietzsche äußert — erfüllte

ihn mit Bewunderung und Bestürzung. Er machte Nietzsche aus seinem Erstaunen keinen Hehl, ihn, gegen den Basler Nietzsche gehalten, so sehr zum „mystischen Separatisten" herausgebildet zu sehen; Nietzsche äußerte seine Freude über diese Bezeichnung; denn alle gute Kultur sei von mystischen Einsiedlern ausgegangen.

I. Der Schritt vom Nein zum Ja

Peter Gast und Venedig

Für die ersten achtziger Jahre enthalten Gasts Briefe an Overbeck viel Tatsächliches, das die Zeit bis zur Entstehung des „Zarathustra" oft durch die eine oder andere intime, von Gast feinfühlig erlauschte Einzelheit beleuchtet. Es geschah dies aus Anlaß wiederholten, längeren Zusammenlebens vornehmlich in Venedig. Den Winter 1879/80 verbrachte Nietzsche in Naumburg; er durchlebte damals, eigener Schätzung zufolge, das äußerste Depressionsmaximum seiner Vitalität. Unterdessen waren die Freunde in ihrer Sorge, ihm einen zuträglicheren Aufenthaltsort namentlich für den Winter ausfindig zu machen, nicht müßig gewesen; so ziemlich während des ganzen Jahres 1879 erörterten sie eine Übersiedelung nach Venedig, über dessen Klima Peter Gast im Hinblick auf Nietzsches Natur förmlich Gutachten ausfertigte. Er siedelte selbst nach Venedig über, das er schon kannte, und probierte es erst recht nach allen Seiten aus. Der venezianische Sommer sei milder und bei weitem angenehmer als zum Beispiel der Basler; den ganzen Sommer über habe er in Venedig jede helle Nacht unter freiem Himmel geschlafen, was er in keiner andern Stadt hätte wagen dürfen. Er liebe Venedig, nicht nur weil es so eindringlich auf die Stimmung wirke; es sei auch ohne Staub und Wagengerassel. Die Aussage Burckhardts, der Lido sei öde und schattenlos, könne sich nur auf den einen meistens von den Fremden einzig besuchten Teil beziehen, am Strand des Meeres und westlich gegen die Murazzi hin, dort seien allerdings keine Bäume; die schönste, waldige und idyllische Partie des Lido sei im Osten das Fort Sanct Niccolo mit seiner Umgebung; dorthin verirre sich selten ein Fremder. Gegen einen Winter in Norditalien und auch in Venedig spreche der fortwährende Regen und daß sich die Kälte sehr fühlbar mache; doch ließen sich für ausreichende Zimmerheizung wohl Vorkehrungen treffen. Mit seiner Zeit zu geizen sehe er, Gast, sich allerdings genötigt, aber

zwei bis drei Stunden, die doch immerhin Erholung wären, werde er gern und leicht erübrigen: „Ach, ich sehe, ich spreche zu kühl. Es gibt hier gar nichts zu bedenken und zu überlegen: Nietzsche geht mir bei weitem vor, und wenn mein Leben irgendwie einen schönen Sinn bekommen kann, so ist's durch das tätige Interesse an Nietzsches Wohl — wenn ich denn wirklich eines guten Einflusses darauf mich erfreuen dürfte."

Nietzsche und Peter Gast in Riva

Am 23. Februar 1880 holte er Nietzsche in Riva am Gardasee ab. Dieser hatte am Tage vor Gasts Ankunft noch einen seiner heftigen Schmerzanfälle überstanden; dann hielt der gute Zustand ungefähr eine Woche an. Sie blieben bei zumeist ausgezeichnetem südlichen Frühlingswetter etwas über vierzehn Tage. Das ganze Trento lag voll österreichischer Soldaten; in der Villa Tempe, wo Nietzsche und Gast wohnten, waren hohe österreichische Militärs, darunter einige sehr musikalisch. Der eine führte sogar die sämtlichen Auszüge der Nibelungen mit sich. In der zweiten Woche sagte Nietzsche zu Gast, wenn er etwas spielen wolle, solle er nur spielen; er wohnte schrägüber dem Zimmer, wo der Flügel stand. Gast spielte also an jenem Abend unter feierlicher Assistenz namentlich eines Grafen Pappenheim die ganze große Szene mit den Rheintöchtern im dritten Akt der Götterdämmerung auf einen Strich. Damit hatte er zuviel des Schlimmen getan; Nietzsche, der dieser Szene sogar persönlich nahe stand, litt darunter; als Gast auf sein Zimmer kam, war er ganz matt und beschwor ihn hoch und heilig, er solle ihn nie wieder Wagner hören lassen; er könne Musik überhaupt kaum mehr vertragen, geschweige diese.

Am 13. März Abreise nach Venedig mit einigen Stunden Aufenthalt in Verona, wo Nietzsche von den Zypressen des Giardino Giusti einen berauschenden Eindruck empfing. Nietzsches kranke Augen ließen ihn nicht zum künstlerischen Genusse Venedigs kommen; dagegen war er angenehm überrascht von zwei Dingen, auf die ein anderer Fremder nicht gleich achtet: von dem gleichmäßigen Trachytsteinplattenflaster durch die ganze Stadt und von der Schattigkeit der engen Sträßchen, die er unermüdlich durchwanderte. Wieder konnten sie es nicht lassen, Musik zu machen, und wieder mußte Nietzsche es büßen. Gast spielte auf seinem Zimmer zwei Stunden lang nichts als Chopin, und Nietzsche setzte sich selber ans Klavier, um mehrmals hintereinander ein eigenes Stück aus seinem fünfzehnten Jahre vorzutragen. Es bekam

Chopinstudium in Venedig

ihm so übel, daß ihn allein der Briefträger schon zu stark aufregte und er sich alle Briefe an Gasts Adresse erbat, um sie in dessen Gegenwart zu lesen oder von ihm lesen zu lassen. Er hatte seine Wohnung in einem alten Barockpalaste Palazzo Berlendis aufgeschlagen. Sobald er sich wohler fühlte, mußte trotz allem wieder musiziert werden und zwar spielte Gast damals ausschließlich Chopin, um dessen Einübung und Verständnis er sich mit hohem Eifer bemühte. Mit dem prächtigen venezianischen Maiwetter, bei dem der eigentliche Goldton Venedigs auf die Gesichter der Menschen, der Häuser und aller Dinge kommt, befand sich Nietzsche bei gutem Humor; er begab sich einmal sogar früh morgens zu Gast, um ihn zu wecken und sich alsbald von ihm Chopin vorspielen zu lassen[40].

In jenen Wochen führte Gast, ohne daß Nietzsche etwas davon wußte, Buch über die Unterhaltungen, damit Nietzsche, der so manches Wertvolle im Gespräch vorbringe und es wieder zu vergessen scheine, es, wenn sie voneinander Abschied genommen hätten, lesen und sich dadurch zu weiterer Ausspinnung anregen lassen könne; er glaubte Nietzsche damit vielleicht einen Dienst zu erweisen, das Buch konnte ja dann verbrannt werden, wenn Nietzsche seinem, von Gast nur aufgezeichneten Eigentum eine besondere Form gegeben hatte[41]. In der gemeinsamen Lektüre stand obenan Stendhal. Gast las in einem seiner Briefe die Stelle: „les voyages ont enseigné la véritable philosophie (celle de tourner tout au gai) aux animaux les plus débiles de cette terre —", er erzählte das gleich Nietzsche, und seitdem spielte dieses „tourner tout au gai" keine geringe Rolle; von da an figurierte die deutsche Philosophie als „celle de tourner tout au nébuleux!" Um jene Zeit berichtete Overbeck über das bevorstehende Erscheinen „Antisemitischer Blätter" im Schmeitznerschen Verlage. Die Beteiligung ihres Verlegers an dieser Agitation war allen dreien gleich unsympathisch. Doch lehnte es Nietzsche ab, sich jetzt auf das Thema über die Juden einzulassen, es gehe ihm da wie mit Bayreuth und dem Christentum — seine geistige Gesundheit verlange strenge Diät; er müsse seinen Kopf diesen Dingen fremd werden lassen, damit er eine gewisse Distanz für sie gewinne. Gast, der offenbar über die Beachtung Nietzsches durch die Presse schon früh möglichst genau Buch führte, hatte Overbeck bereits am 14. November 1878 von Florenz aus Mitteilung von einer Notiz gemacht „aus der Neuen Freien Presse"

Stendhal über „fröhliche" Philosophie

(20. Okt. M.) 20. Heft, 2. Jahrgang von Edlingers Literaturblatt, Verlag J. Klinkhardt, Wien, „Professor Friedrich Nietzsche und Friedrich Strauß. Eine kritische Studie von E. Kuh. III." — Offenbar ein Stück aus dem Nachlaß, da dieser Wiener Literaturhistoriker und Hebbelbiograph Ende 1876 gestorben ist; an ihn hatte übrigens Gottfried Keller jenes seitdem bekannt gewordene abschätzige Urteil über die erste Unzeitgemäße Betrachtung gerichtet und dadurch vielleicht jene Studie veranlaßt. In Venedig nun beschäftigten sich Nietzsche und Gast damals mit dem Buche des Wieners August Siebenlist „Schopenhauers Philosophie der Tragödie". Es war eben erschienen und enthielt auf Seite 5 „eine recht vernünftige Kritik über Nietzsches bisherige Schriften: das ist das beste, was ich bis jetzt über Nietzsche gelesen habe; ich bewundere es selber, weil mir die Formel, welche Siebenlist für das ganze Phänomen gefunden hat, nicht eingefallen wäre. Nietzsche hat ihm heute geschrieben, er hätte sich auch ein wenig um die Franzosen, die über dieses Thema von der Tragödie auch gewiß manches nicht ungesagt gelassen haben, kümmern sollen, hätte auch ein bischen diffiziler mit der Auswahl von Zitaten und zu erwähnender Bücher sein sollen." Von jeher nun hatten die Freunde allerdings Grund, mit besonderer Spannung die Einwirkung der Nietzscheschen Schriften auf die gebildeten Kreise in Wien zu beobachten; bestand doch dort bereits im Jahre 1877 ein Nietzsche-Verein unter anderen mit Siegfried Lipiner zum Mitgliede, von dessen „entfesseltem Prometheus" Nietzsche ganz übernommen war (Briefe II, S. 538). Doch entpuppte sich Lipiner dann durch einige briefliche Anmerkungen, die er dem zweiten Bande von „Menschliches, Allzumenschliches" widmete, als eingefleischten Parteigänger Bayreuths. „Mit diesen Leuten ist nicht zu reden. Im Grunde wollen sie nämlich das Theaterpublikum zu Faunen und Bacchantinnen machen; also den Urzustand auf der Bühne nicht nur dort (als erfrischendes Gegenstück zu der Kultur im Amphitheater) lassen, sondern auch ins Amphitheater pflanzen — eine lustige Art des Obskurantismus. Wir wollen uns hüten, die Meinungen so junger Menschen zu Nietzsches Ohren zu bringen." Später, als Overbeck an Gast private Mitteilungen über die den Parsival vordeutende Christlichkeit von Bayreuth gelangen ließ, schreibt Gast (1. November 1880): „Den Bayreuthern scheint doch ein verständiger Blick etwa nur auf die mögliche Gestaltung des nächsten Jahrhunderts zu fehlen, und

Siebenlist und Lipiner

sogar der in die Zeit, da Wagner seine beabsichtigten 94 Lebensjahre durchlaufen haben wird. Die Phantasien der Leute wachsen alle aus dem Glauben, daß nun nach Wagner nichts mehr kommt, daß man dann nur noch von ihm zehren wird."

Nietzsche und Gast in Recoaro

Im Juni 1880 trennte sich Nietzsche von Venedig und Peter Gast. Er gebrauchte die Kur in Marienbad und wohnte dort ahnungslos bei einem während seiner Anwesenheit polizeilich aufgehobenen Falschmünzer. Nachher lebte er bis Oktober in Naumburg. Dann reiste er über den Lago maggiore nach Genua. Dort entstand die „Morgenröte". Nachdem er vom November 1880 bis zum April 1881 in der genuesischen Einsamkeit zugebracht hatte, traf er mit Gast in dem italienischen Alpenkurort Recoaro nahe der Tiroler Grenze zusammen. Nietzsche suchte damals nach einem geeigneten Sommeraufenthalt in den Bergen, da er Sils-Maria noch nicht für sich entdeckt hatte. Recoaro erwies sich nicht als geeignet; es gab dort zu wenig Schatten: „Die Italiener pflanzen nun einmal keine Bäume, sie können nur Bäume fällen. Im ganzen hat aber die Linie der Alpen einen so grotesken Umriß und ist die Gegend so interessant, reich und grandios, daß sich Nietzsche keines ähnlichen Eindruckes aus der Schweiz erinnern kann. Gewisse Alpenpartien stürzen fast senkrecht nach dem Süden ab, und nach oben gegen den Himmel machen die Felsen Zickzack; da oben, wo noch viel Schnee liegt, läuft die Tiroler Grenze hin, etwa vier Stunden von hier. Wir sind die einzigen Fremden am Ort, und dies ist das Allerschönste: die Italiener gehen erst in Sommerfrischen, wenn es auch in diesen vor Hitze kaum mehr auszuhalten ist, ebenso wie sie nicht eher im Meere baden, als bis das Wasser 22—23 Grad hat. Im Juli und August sollen hier zugleich oft 6—7000 Gäste sein, — das ist nun nichts für uns, und auch ohnedies sind unsere Tage in Recoaro wahrscheinlich schon gezählt. Aber wohin?" Nachdem Gast an Nietzsche ein paar gesundheitlich „ganz gräßliche Tage" erlebt hatte und er sich sagen mußte, mit zu häufigem Zusammensein, zuviel Musik und zu langen Gesprächen unvermeidlich Nietzsches Befinden nicht günstig beeinflußt zu haben, kehrte er nach Venedig zurück. Die gemeinsame Lektüre in Recoaro befaßte sich mit Gil Blas von Le Sage, worüber ein Band Keller zurückgelegt werden mußte. Nietzsche riet damals Gast, sich einmal an Gottfried Keller wegen eines Textes zu wenden, vielleicht habe er gar ein Libretto in seinem Pulte liegen und finde nur den Musiker nicht dazu.

Außerdem machte Nietzsche Peter Gast um seines Musikerberufes willen damals mit den beiden Büchern von Stendhal bekannt: „Haydn, Mozart et Metastasio" und „Vie de Rossini": „Kein Buch versetzt mich so", schreibt Gast, „in die Komische-Opern-Stimmung wie das über Rossini — noch mehr als das Leben in den italienischen Cafés! Diese zwei Bücher sind sehr wichtig für die Musikgeschichte, noch mehr aber für die Ästhetik der Musik." Gast erhielt in Recoaro Einsicht von Nietzsches druckfertigem Manuskript der „Morgenröte": „Nietzsches neues Buch ist etwas ganz Großes, ein weltbewegendes Buch, — aber die Welt dazu fehlt noch. Wie wenig große und freimütige Charaktere mag es geben, die in diesem Buche eine Wohltat (und nicht eine Gefahr) sehen!" Im Juli erschien das Werk.

Das Erscheinen der „Morgenröte"

Die „Morgenröte" trägt bei näherem Zusehen alle Anzeichen eines innern Übergangs in der Seele des Verfassers an sich. Nietzsche steht im Begriff sich abermals zu häuten; der Kritiker wird abgelöst vom Dichter. Zwar hat er selbst es später als das Werk eines „Unterirdischen, Bohrenden, Grabenden, Untergrabenden" angesehen wissen wollen, und in der Tat ist ja nach der Seite der Moralkritik die Arbeit von „Menschliches, Allzumenschliches" hier noch einmal, wenn nicht gar entschiedener und einschneidender getan. Aber bereits der Titel läßt es nicht beim Nachhall, sondern macht ein Vorspiel daraus. Es sollte erst die alte Überschrift tragen: „Die Pflugschar". Durch das Titelmotto aus dem Rigveda, das Peter Gast seiner Abschrift vorgesetzt hatte, erschien Nietzsche selbst sein Werk in ein aufgehendes Licht gerückt, als eine jener Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben. (Taschenausgabe V, S. 401/02.)

Auch dem Inhalte nach ist es ein Werk aus einem Guß und somit in seiner Art ein rundes Kunstwerk im Gegensatz zu „Menschliches, Allzumenschliches"; dieses betrachtet Carl Spitteler (Sonntagsblatt des „Bund" 1888, S. 5) „nur als eine Sammlung von Abfällen, wo Perlen und Stroh wahllos miteinander vereinigt sind", — um alsbald fortzufahren: „Die Ideenfülle der ‚Morgenröte' spottet jeder Beschreibung. Während wir früher das Bemerkenswerteste anstrichen, mußten wir uns vor der ‚Morgenröte' dieses Systems nach wenigen Seiten schon abgewöhnen. Eine ungeheure Geisteskraft bewegt sich hier. Das Gesamtwerk hat ein Zentrum und ein gemeinsames Ziel, und darin unterscheidet es sich von seinem unbedeutenden Vorgänger, dem ‚Menschl-

lichen, Allzumenschlichen"'. Charakteristisch ist für die Morgenröte das Fragezeichen oder das Ausrufungszeichen oder der Gedankenstrich am Schlusse vieler dieser pythischen Sprüche. Weisheit in Zweifel aufzulösen, den Leser zu entlassen, wenn er eben zu fragen anfängt, das ist hier System.

Unterdessen hatte Nietzsche den großen Fund getan, der ihm für den Sommer immer zum wohltätigen Asyl wurde: Sils-Maria. Als er ihn das erste Mal genoß, vom 1. Juli bis in den November 1881, nahm er den großen Anlauf und Aufschwung bis auf den Gipfel seiner gedanklichen Wagnisse: es entstand der Gedanke von der ewigen Wiederkunft und der Plan zum Zarathustra. Noch verfaßte er aber im zweiten Genueser Winter die „fröhliche Wissenschaft". Gegen die Freunde erwähnte er nur im allgemeinen die elementare Macht der ihn beherrschenden Gedanken. In jenem ungewöhnlich schön und leuchtend durchlebten Monat Januar, aus dem der Sanctus Januarius hervorging, schickte er Gast Carmen zu. Er hatte am 27. November 1881 die Oper in Genua gehört und war erschüttert davon. Er besorgte sich den Klavierauszug, studierte ihn zweifellos und gab ihn dann an Gast weiter. Dieser schreibt an Overbeck am 8. Januar 1882: „Nietzsche hat mich vor drei Tagen mit einer französischen Oper von dem so früh verstorbenen Bizet bekannt gemacht: mit ‚Carmen' (nach einer Novelle Mérimées). Ich bin wirklich erstaunt über die Künstlerschaft in diesem Werk. Alles ist darin, was der ganz spanische Stoff erfordert. Feuer und Glut, Interessantheit, Schwung, große Anlage aller Stücke, bewundernswürdige Idealisierung ganz gewöhnlicher Dinge, Süßigkeit und Kraft, Spielendes und Erschütterndes!" Overbeck antwortete Gast, auch er kenne Carmen, aber auch nur aus dem Klavierauszug. Overbeck schenkte Gast darauf den Auszug von Bizets Musik zu Daudets Arlésienne. Gast trug sich damals mit dem Gedanken „ein Idyll mit Balletts und allen südlichen Wonnen" zu komponieren, dessen Heldin Homers Nausikaa hätte sein sollen: „Der Gedanke Nausikaa stammt von Nietzsche." [42]

Bekanntschaft mit Bizet's „Carmen"

Diese drei Jahre seit der Amtsniederlegung, 1879 bis 1882 Ostern, bedeuten für Nietzsche, wie schon dieser flüchtig streifende Überblick gezeigt haben mag, eine Schachtöffnung. Aus tieferen Tiefen, als er sie bis jetzt erlebt hatte, stiegen Kräfte auf und trugen

ihn empor in Höhen, so hoch, daß er von Gedanken zu reden anfing, die sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel und noch viel höher über den menschlichen Dingen zu Hause seien. Waren das neue Kräfte, die ihn zu solchen Aufstiegen und Hochflügen befähigten? Nicht doch, es waren die Kräfte seiner Jugend, die ihn, nachdem sie so manches Jünglingsideal, so manche Morgenröte überwunden hatten, ihn nun doch wieder mit ungeheurem Schwung und mit verzehrender Sehnsucht übermannten. Auf diese Weise kristallisiert sich das biographische Problem: Nietzsche der Schwärmer, Nietzsche der Romantiker! Dieser Gesichtspunkt verlangt eine nicht zu enge Auslegung von Nietzsches Natur, die in der Tat nicht weitläufig und nicht vielschichtig genug gedacht werden kann, wenn der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches", der sich rühmte mit kaltem Blut ein Ideal ums andere aufs Eis gelegt und zum Gefrieren gebracht zu haben, sich nun plötzlich wieder in einen glühenden, taumelnden Schwärmer verwandelt haben sollte. Nietzsche, der Skeptiker, der Cyniker, der Patholog — nun ein Träumer vielleicht, ein Idealist wider Willen, ein rückfälliger Dichter — das zur Not; aber auch wirklich handkehrum mit dürren und nackten Worten ein Romantiker? Und doch ist es so; die Berührungspunkte sind so zahlreich und schlagend, daß eine enge Verwandtschaft nachgewiesen werden konnte; um Nietzsche als — sage und schreibe — „Romantiker" ist nicht mehr herumzukommen, seit wir die sorgfältigen und geistreichen Untersuchungen des Basler Universitätsphilosophen Karl Joël besitzen: „Nietzsche und die Romantik" (Jena 1905). Nietzsche selbst hat seine geistigen Väter Schopenhauer und Wagner ausdrücklich als die größten Fortsetzer der Romantik erkannt — was Wunder, wenn wir bei ihm manch ein Erbstück dieser Ahnfrau vorfinden? Der Geist der Romantik beherrschte seine ganze Entwicklung. Seine Jugend verlebte er in der Heimatgegend des Novalis und vertiefte sich in ihn; Hölderlin ist sein erklärter Lieblingsdichter und dessen Hyperion vielleicht der Vortraum des Übermenschen. Koberstein, der Geschichtsschreiber der Romantik, ist Nietzsches Lehrer in Schulpforta, und sein bester Studienfreund war Rohde, dessen letzte Betätigung als Schriftsteller über Creuzer und die Günderode, in einem Ausfluge ins romantische Land bestand (Crusius 202). Der junge Nietzsche dichtet und komponiert Lieder, „da tönt's von Mondesglanz und Abendgold, von Vogelsang, von Heimatsglück und Lebewohl". Lauschen wir aber

Nietzsche und die Romantik

Nietzsches romantische Anfänge

umgekehrt von ihm her zu den Romantikern hinüber, so hören wir, wie Tieck den Menschen für einen „Possenreißer" hält, wie Friedrich Schlegel erklärt, es sei „nie Unrecht freiwillig zu sterben, aber oft unanständig länger zu leben", wie A. W. Schlegel gar mehrmals fragt, ob's denn wirklich kein anderes Mittel gäbe, die Menschen zu bessern, als ihren Geschmack zu verderben. Wie Nietzsche sein Werk als „Saturnalien des Geistes" aufgefaßt sehen will, so verlangt Tieck: „eine hohe bacchantische Wut entzünde den frechen Geist; das ganze Leben ist ein taumelnder Tanz; schwenkt wild den Reigen herum, und laßt alle Instrumente noch lauter ineinanderklingen. In welcher Trunkenheit jauchzt unser Geist, wenn es ihm vergönnt ist, tausend wechselnde, bunte, schwebende, tanzende Gestalten zu erblicken, die stets erneut und vergnügt in ihm aufsteigen. Angerührt, angelacht von tausendfältiger Liebe wickelt die Seele sich in Lieder von aller Farbe und jubelt himmelan, daß dies träge alltägliche Leben ihn lange nicht wiederfindet." Novalis fragt: „Muß man denn immer bedächtig sein? Wer zu alt zum Schwärmen ist, vermeide doch jugendliche Zusammenkünfte. Jetzt sind literarische Saturnalien. Je bunter das Leben, desto besser." Auch formal haben die Romantiker Nietzsche vorgearbeitet. „Ganze Werke zu schreiben," sagt Friedrich Schlegel, „ist ungleich bescheidener, weil sie bloß aus anderen Werken zusammengesetzt sein können und weil dem Gedanken da auf den schlimmsten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu lassen und sich demütig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken sind gezwungen, einen Wert für sich haben zu wollen, und müssen Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein."

Die Romantiker als „Nietzscheaner"

Aus dieser Verwandtschaft Nietzsches mit der Romantik ergibt sich schon rein in begrifflicher Folgerung ein Gegensatz Nietzsches zum klassischen Ideal und damit auch zu dessen Grundlage, der griechischen Kultur. Karl Joël ist auch dieser Beziehung nachgegangen in seinem Essay „Nietzsche und die Antike". Der Geist des Unklassischen ist in Nietzsche gleich einer Feuersäule aufgestiegen. Und doch war Nietzsche „klassischer" Philologe und hat fast zeitlebens vor dem Angesicht der Antike gestanden. Hat er sie verstanden? Daß er zeitlebens hoch von ihr dachte, daß er sich bis zuletzt für ihren getreusten Sohn und Schüler hielt — wer will das bestreiten? Trotzdem hat sich Nietzsche in seiner Entwicklung zusehends von den Griechen entfernt. Da dies unbewußt geschah

Das Problem der Antike

und niemand erstaunter und vielleicht entrüsteter über diese Aussage gewesen wäre als er, so gewinnt diese Tatsache einer zunehmenden Entfremdung zusammen mit dem Gefühl der unverminderten Treue und Anhänglichkeit eine nicht zu übersehende Tragweite, so daß Joël geradezu die Formel prägen kann: „Das Problem der Antike wird heute zum Problem Nietzsche, und das Problem Nietzsche zum Problem der Antike." Geschieht dies deshalb, weil heute die Aneignung des Griechentums uns nur noch durch romantische Mittel möglich wäre, sobald wir uns um eine Gesamtverwertung des Griechentums bemühen und uns nicht zufrieden geben wollen mit nüchterner Historie und Archäologie? Kaum. Erstens darf man nie vergessen, daß sein erstes großes, ja auf alle Zeit hinaus sein eigentliches Bekenntnis zum Griechentum, „Die Geburt der Tragödie", gleich eine sehr beträchtliche, grundstürzende Kritik am Griechentum in sich schloß: Alles Unheil kommt von Sokrates! Er hat den antimusischen Geist großgezogen und damit das griechische Wesen abgelenkt, verneint, gemordet! Man sieht, Nietzsche hat sich von Anfang an eine eigene Auffassung von den Griechen vorbehalten. Für ihn sind sie geniale Barbaren, ohne Sitte und Maß, ohne Vernunft und Gestaltung. Er hat entdeckt, daß die Griechen Kinder des Dionysos sind, und hat diese Offenbarung über alle andern hinausgeschoben. Er liebte sie über alles als das Volk des „Heros". Aber er eignete sich diejenige Seite ihrer Seele an, die er vielleicht als erster historisch daran entdeckte, das Unklassische, Maßlose, Überschäumende — mit einem Wort das, was man als hellenische Romantik, als gewissermaßen einen Widerspruch in sich selbst bezeichnen kann. Darüber kam er nicht hinaus. „Nietzsche hat uns hinaus geführt auf die ägeische Flut," sagt Joël zum Schluß —, „steuerlos: werden wir nun scheitern oder im seligen Delos landen oder gar am attischen Gestade?"

Die Römer als antigriechisches Gegenideal

Auch hierin ist Nietzsche, wenn nicht mit dem guten, so doch sicher mit dem unerbittlichen Beispiele vorangegangen; das Halbe, Unentschiedene, das seinem Verhältnis zu den Griechen anhaftete, hat er zuletzt durch sein Radikalrezept beseitigt, indem er zum Gegenideal frischweg das historische Extrem der Griechen, die Römer, erhob. Die Griechen, das spürte er, hatten ihn auf Schleichwege gelockt; sie, die Klassiker, hatten ihn, vor allem durch den dionysischen Rauschbegriff, zur Romantik verführt. So ließ er denn seine „antiromantische" Selbstbehandlung, auf die er so stolz

war, in Kraft treten und gab den Griechen den Abschied zugunsten der Römer. Die Schlußpartie der „Götzendämmerung" überschrieb er: „Was ich den Alten verdanke," dort heißt es: „Man wird, bis in meinen Zarathustra hinein, eine sehr ernsthafte Ambition nach römischem Stile, nach dem ‚aere perennius' im Stil bei mir wiedererkennen. Nicht anders erging es mir bei der ersten Berührung mit Horaz. Bis heute habe ich an keinem Dichter dasselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine horazische Ode gab . . . das alles ist römisch und, wenn man mir glauben will, vornehm par excellence . . . Den Griechen verdanke ich durchaus keine verwandt starken Eindrücke; und, um es geradezu herauszusagen, sie können uns nicht sein, was die Römer sind. Man lernt nichts von den Griechen — ihre Art ist zu fremd, sie ist auch zu flüssig, um imperativisch, um klassisch zu wirken. Wer hätte je an einem Griechen schreiben gelernt! Wer hätte es je ohne die Römer gelernt!"

Das Bedürfnis nach Mystik

Und doch brachte er es nicht fertig, sich im römischen Sinne der Nüchternheit und Tatsächlichkeit hinzugeben. Es wurde ihm engbrüstig in den Vermauerungen und Verpanzerungen einer rein denkmäßig und folgerichtig abwandelnden Philosophie. Er sah das an seinem Freunde Rée. Kam man damit auf einen grünen Zweig? Begabt genug schien ihm Rée zu sein. Wenn also dieser es nirgendwohin brachte, lag die Schuld nicht in einem individuellen Unvermögen; hier war eine falsche Richtung eingeschlagen. Nietzsche kam sich im höchsten Grade gewarnt vor. Im Wirklichkeitssinn konnte man bei lebendigem Leibe ersticken. Da empfand er in seinem Bedürfnis nach Mystik ein Sicherheitsventil, er mußte für Luftzufuhr sorgen. Er war zur kühnsten Maßregel entschlossen, sobald sie ihn aus den Fangarmen des Positivismus befreite, ohne daß er deswegen den Boden unter den Füßen verlor. Der Denkermut allein schon dieses Entschlusses an sich ist nicht zu verkennen. Das mußte auf eine Antinomie von äußerster Kühnheit hinauslaufen. Das charakteristische Erzeugnis dieser mystischen Anwandlung wurde seine Lehre von der ewigen Wiederkunft. Sie ist mit einem äußersten Maß von dialektischem Entgegenkommen geistreich gewürdigt bei G. Simmel (Schopenhauer und Nietzsche, S. 246 bis 253). Uns erwächst hier die Verpflichtung, ihr biographisch nachzugehen, da ihre Wirkung auf Nietzsches Subjektivität nicht leicht überschätzt werden kann. Er griff auf ein altgriechisches Philosophem zurück, das er früher schon einmal, allerdings damals

noch ohne jede Spur einer Zustimmung, in der zweiten unzeitgemäßen Betrachtung herangezogen hatte; es hieß da: „Im Grunde ja könnte das, was einmal möglich war, sich nur dann zum zweiten Male als möglich einstellen, wenn die Pythagoräer recht hätten zu glauben, daß bei gleicher Konstellation der himmlischen Körper auch auf Erden das Gleiche, und zwar bis aufs Einzelne und Kleine sich wiederholen müsse: so daß immer wieder, wenn die Sterne eine gewisse Stellung zueinander haben, ein Stoiker sich mit einem Epikuräer verbinden und Cäsar ermorden und immer wieder bei einem andern Stande Columbus Amerika entdecken wird." Nietzsche war damals noch der Ansicht, „daß nie wieder etwas durchaus Gleiches bei dem Würfelspiele der Zukunft und des Zufalls herauskommen könne". Nimmt man die Gründlichkeit hinzu, mit der Nietzsche um dieselbe Zeit (Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, besonders Aph. 16—19) die frühgriechischen Chaostheorien überdenkt, so darf uns die Wiederaufnahme physikalischer Erwägungen über die unendliche Rotation der Substanz und dergleichen weiter nicht überraschen. Auch hat Nietzsche höchstwahrscheinlich die Stelle bei Heine über die ewige Wiederkunft gelesen gehabt; der Band der Strodtmannschen Ausgabe, der sie enthielt, war zu Ende der sechziger Jahre aktuell gewesen[43]. Es war also, wenn ihn nach einem soliden Stück Material für eine rechtschaffene Dogmenzimmerung verlangte, in dieser Richtung von früher her der meiste Rohstoff in ihm aufgespeichert. So mußte es denn sein: auf dieses Fundament wollte er sein gesamtes Denkgebäude stellen! Veranlaßt dazu fühlte er sich offenbar durch sein metaphysisches Pflichtgefühl. Seine ästhetischen und moralistischen Neigungen füllten nur einen Teil der Fächer aus, die ein ausgebautes philosophisches System erforderte. Je mehr er willens war, im vollen Umfange Philosoph zu werden, desto näher lag es ihm, mit dem Ausfüllen gerade derjenigen Lücke ernst zu machen, die ihm als die empfindlichste vorkommen mochte. Er bemühte sich also, eines brauchbaren metaphysischen Motivs habhaft zu werden, und wenn es ihm darum zu tun war, um einen Schritt vorwärts zu kommen, der unter allen Umständen getan werden mußte, dann kam es ihm auch auf einen Gewaltstreich nicht an.

Ehrliche physikalische Studien

Der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches" konnte einem ihn drängenden metaphysischen Bedürfnis nicht gut anders mehr nachgeben, als durch ehrliche physikalische Studien. Ge-

legenheit und Anregung dazu hat er in den achtziger Jahren aufgesucht und, wo es sich machen ließ, ausgenützt, wann immer nur sich Anlaß dazu bot, und wäre es nur in den Gesprächen mit Arzt, Pfarrer und Lehrer von Sils-Maria gewesen. Aber auch ein Umgang wie der mit Rée war zur Pflege derartiger Interessen außerordentlich fruchtbringend; wie sehr ernst beide diese Pflege nahmen, geht aus der später gehegten Absicht hervor, vielleicht zusammen in Wien naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Auch Peter Gasts überallhin empfängliche Natur war mit physikalischen Problemen, wie später mit biologischen, viel beschäftigt und verfolgte, so gut es sich machen ließ, sogar die Fachdiskussion. So schreibt er zum Beispiel am 26. August 1883 an Overbeck: „Einen prachtvollen Aufsatz las ich gestern in Poggendorffs Annalen, IX. Heft, von Werner Siemens über die Annahme eines elektrischen Sonnenpotenzials. Die dort entwickelten Ansichten entzücken mich, und wen ich nur treffe, der muß diesen Aufsatz auch lesen. Ich habe Schmeitzner beauftragt, auch an Nietzsche, dem dieses Heft gewiß nicht unter die Augen kommen würde, ein Exemplar davon zu schicken." Es ist demnach allerdings wahrscheinlich — „daß der uralte pythagoräische Gedanke der ewigen Wiederkunft Nietzsche zunächst als physikalisches Problem nahe gekommen ist", zumal er im Frühjahr 1881 mitten im Studium mathematischer Literatur steckte (vgl. Taschenausgabe VI, S. XII f.).

Der Schritt vom Nein zum Ja

Noch aufklärender für die Seltsamkeit gerade dieses Gedankenfundes ist die biographische Bedeutung, die ihm zweifelsohne zukommt: Nietzsche hatte also in jenem ersten Silser Sommer seinen Tag von Damaskus erlebt; es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; er vollzog den Schritt vom Nein zum Ja; aus dem Saulus wurde Paulus; aus dem Pessimisten der Optimist. Dieses sein stärkstes seelisches Erlebnis, das alle Verzweiflungsanfälle überwand und ihn getröstet und aufrecht erhalten hat bis zum Anbruch seiner geistigen Nacht, war so unaufhaltsam überfließend, daß es überhaupt nur galt ein Gefäß zur Hand zu haben, selbst wenn es auch das erste beste war. Die überwältigende Wirkung der Bejahungseingebung läßt es begreiflich erscheinen, daß Nietzsche sich nach einem ungewöhnlichen, extravaganten Behälter für diese geistige Empfängnis umsah — eine psychologische Analogie zu dem „Credo quia absurdum est" der Scholastiker, das er schon 1872 für beinahe unerläßlich zu einem starken Glauben an eine werdende Kultur erklärt hatte (in

der Vorrede zu dem ungeschriebenen Buch: Das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Kultur). Nun erscheint ja allerdings diese Lehre in der Tat reichlich absurd und gerade für den freien Geist, wie Nietzsche ihn fordert, eine unerträgliche Zumutung. Indessen wäre es ein schweres Unrecht gegen Nietzsches philosophische Absichten, wenn man in diesem seinem Postulat nur einen ohnmächtigen Schlag ins Wasser sähe, nur ein Fiasko seiner Unfähigkeit zum Systematiker. Allein nur so mit einem Wort läßt sich der Entwurf nicht abtun. Sieht man näher zu, so läßt sich an der Intention eine geheime Genialität nicht verkennen. Nietzsche mußte sich sagen, er tat jetzt seinen ersten Wurf als Gesetzgeber der neuen Werte; da galt es, eben vor allem ein Scheinmanöver zu vermeiden und sich selbst nicht ein X für ein U vorzumachen; jedes Hintertürchen zu irgend einem Jenseits mußte verriegelt werden. Und dabei noch Metaphysik treiben! Der Ausweg, auf dem Nietzsche dieser Schwierigkeit zu begegnen trachtete, erfüllt mit Achtung vor seiner Unerschrockenheit als Denker; er ging schnurstracks auf das Problem los und packte es bei den Hörnern (Taschenausgabe VI, S. 19/20): „Woran ging die alexandrinische Kultur zugrunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntnis dieser Welt doch dieser Welt, diesem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin umzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht wenn die Metaphysik eben dieses Leben mit dem schwersten Akzent trifft, — nach meiner Lehre!" Er will also die strengste Diesseitigkeit seines Weltsinnes aufrecht erhalten und doch die irdischen Werte so sehr mit dem metaphysischen Fluidum durchtränken, daß sie an spezifischem Gewicht keiner transzendentalen Schätzung nachstehen. Er folgert so: es gilt die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise zu pflanzen; drücken wir also das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben; dies Leben — dein ewiges Leben! So geben wir dem innern Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Andersdenkende zu machen: dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. So rechtfertigt sich der Glaube an die ewige Wiederkunft der Dinge als mächtigster Gedanke. Die augenblickliche Entwicklung muß eine Wiederholung sein; die Kraft ist ewig, aber endlich; der Ring unaufhörlich kreisend, aber in sich geschlossen. Dies nur sichert das Übergewicht des wissenschaftlichen über den religiösen, Götter

erdichtenden Geist. So findet Nietzsche den Mut zu dem Unmöglichen; er geht hin und begründet eine physikalische Metaphysik.

Die Theorie von L. A. Blanqui

Es erhöht die Bedeutung dieser Silser Einsiedlerweisheit, daß Nietzsche in Wirklichkeit damit keineswegs einzig dasteht. Henri Lichtenberger hat (im Anhang zu seinem Buch „Die Philosophie Friedrich Nietzsches", Dresden 1899, S. 204—209) zwei zeitgenössische Doppelgänger Nietzsches für diese wunderlichste seiner Lehren nachgewiesen. Der eine ist der Kommunist Louis Auguste Blanqui. Während der Untersuchungshaft, die er 1871/72 im Fort du Taureau verbüßte, schrieb er ein wissenschaftlich astrologisches Werk, das schon 1872 erst im Vorabdruck der Revue scientifique und dann im Buchhandel erschien: „L'éternité par les astres". Der Grundgedanke seiner kosmischen Spekulation ist der: Wohl sind Raum und Zeit unendlich; aber die Kombinationen der einfachen Urkörper in der Natur sind der Zahl nach begrenzt; um seinerseits das Unendliche auszufüllen, muß das stellaplanetarische System sich ewigen Wiederholungen aller erdenklichen Varianten fügen, so daß schließlich sogar jedes Individuum in einer unendlichen Anzahl von Exemplaren existiert. Blanqui schreibt in der Darlegung seiner Hypothese, die er ebenfalls physikalisch aus der Spektralanalyse und dem Laplaceschen Weltsystem entwickeln zu können glaubt, wörtlich: „Von jedem Wesen gibt es ganz gleiche Doppelgänger und Varianten dieser Doppelgänger, die seine Persönlichkeit jederzeit vervielfältigen und darstellen, aber nur Bruchstücke seines Schicksals ausmachen. Alles was man hienieden hätte sein können, ist man irgendwo anders. Außer seinem Dasein, von der Geburt bis zum Tode, das man auf einer Unmenge von Erden lebt, lebt man ein solches in zehntausend verschiedenen Auflagen" . . . „Was ich in diesem Augenblicke in meinem Gefängnis des Fort du Taureau schreibe, habe ich schon geschrieben und werde ich in Ewigkeit auf einem Tisch, mit einer Feder, in Kleidern, unter ganz gleichen Umständen schreiben" . . . „Man würde den Strom der Jahrhunderte vergeblich zurückgehen, um einen Augenblick zu finden, wo man nicht gelebt hat. Denn das Weltall hat nie angefangen, folglich der Mensch auch nie" . . . „Zu dieser Stunde wiederholt sich das Gesamtleben unseres Planeten von der Geburt bis zum Tode Tag für Tag mit all seinen Verbrechen und all seinem Elend auf Myriaden von Brudersternen. Was wir Fortschritt nennen, er-

scheint auf jeder einzelnen Erde, und vergeht mit ihr. Immer und überall auf den irdischen Gefilden dasselbe Drama in denselben Formen, auf derselben engen Bühne eine lärmende Menschheit, von ihrer Größe betört, sich für das Weltall haltend und in ihrem Gefängnis lebend, als wäre es eine Unendlichkeit, um gleichwohl mit dem Erdballe zu vergehen, der mit tiefster Verachtung die Last ihres Stolzes getragen hat. Dieselbe Eintönigkeit, dieselbe Unbeweglichkeit in den fremden Gestirnen. Das Weltall wiederholt sich unendliche Male, und jede Wiederholung bewegt sich stolz auf ihrer Stelle. Die Ewigkeit spielt dieselben Vorstellungen ungestört ins Unendliche fort."

Die Theorie von G. Le Bon

Irgendwelche Anhaltspunkte, daß Nietzsche dieses fast um ein Jahrzehnt früher erschienene Buch bei seinen Wiederkunftsstudien gekannt habe, liegen bis jetzt nicht vor. Noch unwahrscheinlicher ist eine solche Bekanntschaft für das Buch von Dr. Gustave Le Bon „L'homme et les sociétés" (Paris 1881), der seinerseits ohne jede Kenntnis der Blanquischen Theorie (Band II, S. 420), folgendes ausführt: „Wenn aber dieselben Elemente einer Welt nach deren Zerstörung dazu dienen, andere Welten wieder herzustellen, so ist leicht einzusehen, daß dieselben Kombinationen, d. h. dieselben von denselben Wesen bewohnten Welten sich oftmals wiederholt haben müssen. Da die möglichen Kombinationen, die eine bestimmte Anzahl von Atomen bilden können, beschränkt sind, während die Zeit es nicht ist, so sind alle möglichen Formen der Entwicklung notwendigerweise seit lange dagewesen, und wir können nur bereits gewesene Kombinationen wiederholen. Kulturen, die der unseren gleich sind, Werke, die den unseren entsprechen, sind unserem Weltall ohne Zweifel schon oft und vielmals vorausgegangen. Wie Sisyphus ewig denselben Felsblock wälzt, wiederholen wir unaufhörlich dieselbe Aufgabe, ohne daß irgend etwas diesem verhängnisvollen „Immer-wieder" ein Ende setzen könnte. Welche unbekannten Himmelsgegenden könnten jenes höchste Nirvâna bergen, jene endliche Ruhe, von der die altindische Religion träumt! Ihr Schatten der Vergangenheit, die ihr im Nebel ferner Weltalter auf ewig zu verschwinden schienet, und die der Zauberstab der Wissenschaft nach Willkür beschwört: hofft keine Ruhe, ihr seid unsterblich!" Diese merkwürdige Übereinstimmung mit zwei Franzosen, die sich unter sich selbst wieder fremd waren, beweist jedenfalls Nietzsches Witterung für philosophische Tendenzen, die in der Luft lagen und als Wunschaus-

druck der modernen Seele anzusehen sind, nachdem diese sich der Wissenschaft verschrieben hat und doch bei ihr nicht ihr völliges Genügen findet. Seine mystische Lehre von der ewigen Wiederkunft ist gewiß weder haltbar noch auch plausibel genug, um heutzutage selbst einem bereitwilligen Glauben zur ernsthaften Unterlage zu dienen; aber als Symptom ist sie äußerst wertvoll und keineswegs gering zu schätzen; beweist sie doch, daß Nietzsche selbst in seinen individuellsten Grübeleien nicht nur einfach mit der Stange im Nebel herumgefahren ist, daß vielmehr gerade seine paradoxeste Hypothese nur als eine wundersame Formel für einen noch ungefundenen Inhalt zu gelten hat, nach dem nicht etwa Nietzsche allein, sondern unser ganzes in Relativismus und Spezialismus verstricktes Zeitalter eifrig auf der Suche ist.

Die persönliche Akzentgebung der Wiederkunftslehre bei Nietzsche

Freilich hat Nietzsche dieses an sich repräsentative Philosophem immer persönlicher ausgeprägt. In den Umwertungsfragmenten hatte er der ewigen Wiederkunft die dogmatische Schlußecke reserviert (Aph. 1053—1067, Band X der Taschenausgabe, S. 223—230); eine besondere Anwendung hat er dem Gedanken außerdem auf den von ihm sogenannten „europäischen Nihilismus" gegeben unter dem Titel: „Die Krisis: Nihilismus und Wiederkunftsgedanken" (Taschenausgabe, Band IX, S. 47—53). Seine Folgerungen lauten (Aph. 55): „. . als ob es gar keinen Sinn im Dasein gäbe, als ob alles umsonst sei. Daß dies ‚Umsonst!' der Charakter unseres gegenwärtigen Nihilismus ist, bleibt nachzuweisen. Die Dauer mit einem ‚Umsonst', ohne Ziel und Zweck, ist der lähmendste Gedanke, namentlich noch wenn man begreift, daß man gefoppt wird und doch ohne Macht ist, sich nicht foppen zu lassen. Denken wir diesen Gedanken in seiner furchtbarsten Form: das Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend, ohne eine Finale ins Nichts: „Die ewige Wiederkehr". Das ist die extremste Form des Nihilismus: das Nichts (das ‚Sinnlose') ewig! Da begreift man, daß hier ein Gegensatz zum Pantheismus angestrebt wird: denn ‚alles vollkommen, göttlich, ewig' zwingt ebenfalls zu einem Glauben an die ewige Wiederkunft. Spinoza gewann eine solche bejahende Stellung, insofern jeder Moment eine logische Notwendigkeit hat. Die Lehre der ewigen Wiederkunft würde gelehrte Voraussetzungen haben (wie die Lehre Buddhas solche hatte, zum Beispiel der Begriff der Kausalität usw.)." Nietzsche sagt sich: die stärksten Menschen werden die sein, die

ihrer Macht sicher sind, und die die reichste Kraft des Menschen mit bewußtem Stolze repräsentieren. Solche Menschen denken aber zuallerletzt an die ewige Wiederkunft. Man muß sie zu diesem Gedanken zwingen, da kein anderer sie ebenso kräftig aufzurütteln und zu neuem Kraftaufwand anzuspornen vermag. Auf diese äußerste Anspannung des an sich rein metaphysischen Gedankens zu einem Motor des praktischen Handelns verfällt Nietzsche freilich erst in seiner allerletzten Schaffenszeit, da der Fanatiker in ihm alle Minen springen läßt.

Richtig ist aber, daß die Lehre von Anfang an ihm als das Erkennungszeichen seiner Jüngerschaft gegolten hat, in keinem Vergleich mehr als die Lehre vom Übermenschen. Die wenigen die er sich auf die Fähigkeit ansah, seine Adepten zu werden, prüfte er auf ihre Empfänglichkeit für diese Mysterien. Die erste Initiantin sollte Fräulein Lou Salomé werden; sie erzählt (S. 222): „Unvergeßlich sind mir die Stunden, in denen er ihn mir zuerst, als ein Geheimnis, als etwas, vor dessen Bewahrheitung und Bestätigung ihm unsagbar graue, anvertraut hat: nur mit leiser Stimme und mit allen Zeichen des tiefsten Entsetzens sprach er davon. Und er litt in der Tat so tief am Leben, da die Gewißheit der ewigen Lebenswiederkehr für ihn etwas Grauenvolles haben mußte. Die Quintessenz der Wiederkunftslehre, die strahlende Lebensapotheose, welche Nietzsche nachmals aufstellte, bildete einen so tiefen Gegensatz zu seiner eigenen qualvollen Lebensempfindung, daß sie uns anmutet wie eine unheimliche Maske. Verkündiger einer Lehre zu werden, die nur in dem Maße erträglich ist, als die Liebe zum Leben überwiegt, die nur da erhebend zu wirken vermag, wo der Gedanke des Menschen sich bis zur Vergötterung des Lebens aufschwingt, das mußte in Wahrheit einen furchtbaren Widerspruch zu seinem innersten Empfinden bilden, — einen Widerspruch, der ihn endlich zermalmt hat. Alles, was Nietzsche seit der Entstehung seines Wiederkunfts-Gedankens gedacht, gefühlt, gelebt hat, entspringt diesem Zwiespalt in seinem Innern, bewegt sich zwischen dem ‚mit knirschenden Zähnen dem Dämon der Lebensewigkeit fluchen‘ und der Erwartung jenes ‚ungeheuren Augenblicks‘, der zu den Worten die Kraft gibt: ‚du bist ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres!‘ ... Damals war die Wiederkunfts-Idee für Nietzsche noch keine Überzeugung geworden, sondern erst eine Befürchtung. Er hatte die Absicht, ihre Verkündigung davon abhängig zu machen, ob und

Fräulein Salomé als erste Initiantin

wie weit sie sich wissenschaftlich werde begründen lassen. Wir wechselten eine Reihe von Briefen über den Gegenstand, und immer ging aus Nietzsches Äußerungen die irrtümliche Meinung hervor, als sei es möglich, auf Grund physikalischer Studien und der Atomenlehre, eine wissenschaftlich unverrückbare Basis dafür zu gewinnen. Damals war es, wo er beschloß, an der Wiener oder Pariser Universität zehn Jahre ausschließlich Naturwissenschaften zu studieren. Erst nach Jahren absoluten Schweigens wollte er dann, im Fall des gefürchteten Erfolges, als Lehrer der ewigen Wiederkunft unter die Menschen treten."

Peter Gast über die „mechanische Repetition der Weltalter"

Im Sommer 1884 hat Nietzsche sowohl bei Overbeck als bei Peter Gast angeklopft. Peter Gast schreibt an Overbeck aus Annaberg, den 20. Juli 1884, nachdem Nietzsche im April Peter Gast in Venedig und im Juli Overbeck in Basel seine Offenbarung mündlich angedeutet hatte: „Sein Zarathustra gehört zum Stärksten, was ich kenne. Ich hatte mich in der Aufnahme des II. Teils versehen, hatte diesen Teil (wie den ersten) dogmatisch genommen, während es Nietzsche an der Mitteilung einer Stimmung liegt, der Stimmung beim Übergang in ein Neues, wo nichts mehr nach Gewohnheit und Herkommen geschieht und bei dem jeder Nerv in einer andern Richtung, als bisher tätig, die ganze menschliche Maschinerie also in der unbequemsten Aufregung ist. Der Traum (II pag. 79), den ich aufs Christentum bezogen hatte, bezieht sich auf den Gedanken der mechanischen Repetition verschiedener Weltalter, auf die ‚Lehre von der ewigen Wiederkunft' wie Nietzsche sie nennt. Mit dieser hat es seine Richtigkeit. Nietzsche glaubt, daß dieser Gedanke vielen innerlich hin und her geworfenen Menschen einst, wenn er erst seine Kraft gewonnen haben wird, das Leben kosten werde. Für mich hat dieser Gedanke weder etwas Schreckliches noch etwas Erfreuliches, — das er erst haben würde, wenn Gedächtnis und Erinnerung dabei ins Spiel kämen. Ja, ich habe eine Freude dabei, die aber rein wissenschaftlich ist." Während nun Peter Gast, ohne weiter gläubig zu sein, sich leichthin anpaßte, hielt Overbeck Nietzsches Sinnesänderung für das, was sie ja auch in der Tat war, für eine Verstiegenheit. Immer mehr offenbarte sich das Wesen seines Freundes in derjenigen Eigenschaft, durch die sich ja auch den Griechen ihr Gott Dionysos auszeichnete, durch die Fähigkeit, sich zu verwandeln. Für den Denker aber, zu dem Nietzsche sich ja nun ausreifen wollte, war das in Overbecks Augen

ein Bedenken erregendes Anzeichen. Oder dann mußte Nietzsche ihm erst beweisen, daß im Gegenteil von Stetigkeit und Konsequenz seine philosophische Kraft beschlossen liege. Overbeck hat diese Möglichkeit einer neuen Bahnbrechung keineswegs übersehen und sich redlich um ein Verständnis dafür bemüht; er kam aber über das Kopfschütteln nicht hinaus, es gelang ihm nicht seine kritischen Bedenken zu beschwichtigen.

Overbeck über Nietzsches Bekehrung zum Mysterium

Nietzsches Einsamkeit nur relativ

Nietzsche war lange nicht so einsam, als er sich vorkam; viel mehr als daß er wirklich ein Einsiedler war, affektierte er das Einsiedlertum oder gefiel er sich darin und wollte ein Einsiedler sein. Weder historisch nach rückwärts betrachtet ist irgendein bei ihm hervortretender Gedanke von Grund aus neu und unerhört, noch ist sein Besitz an Gedanken am Gemeinbesitz der Gegenwart, an diesen Gebilden gemessen, irgendwo ihm eigentümlich. Ja während seines eigenen Lebens haben sich Geistesverwandte ihm sogar merkwürdig früh und merkwürdig spontan beigesellt. Man denke nur an Heinrich von Stein und dessen schon 1878 unter dem Pseudonym Armand Pensier erschienene „Ideale des Materialismus". Man hat, vergleicht man jetzt dieses Büchlein mit Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches" und was sich zunächst anschloß, den Eindruck von Zwillingsbrüdern des Jahres 1878. Um die Benennung seines Büchleins durch Stein als „lyrische Philosophie" hat Nietzsche den Verfasser gewiß beneidet. Denn damit war fast zum voraus der beste Name für seine eigene Philosophie erfunden. Wie sonderbar und im Grunde verzweifelt Nietzsche zur Einsamkeit in der Welt stand, ebensogut wie zum Gegenteil, erkennt man am besten in seiner wilden Zarathustra-Periode, die ihn buchstäblich aus sich selbst hinausdrängt, wie sie ihn andererseits auch auf Gewaltsamkeit in ihn zurückdrängt. (Vgl. jetzt zu dieser Periode besonders das 25. Kapitel des II. Bandes seiner Biographie von seiner Schwester, die Entstehung von „Also sprach Zarathustra", 2. und 3. Teil.) Hier zwischen 2. und 3. Zarathustra verflucht Nietzsche am Schluß eines August 1883 an seine Schwester gerichteten Briefes die Einsamkeit, um gleich darauf den Verkehr mit Menschen für sich nur noch als Kur, als Erholung, den Wunsch darnach nur als sicherstes Symptom eines Zustandes der

Depression gelten zu lassen, nachdem er noch im Frühjahr 1882 Peter Gast angerufen hat, um sich von ihm „eine große Zerstreuung erfinden" zu lassen und sich zum unwiderstehlichen Bedürfnis nach „Abenteuern" zu bekennen. In dieser selben Periode hat sich Nietzsche selbst die Beschäftigung mit jedem andern Gedanken als dem mit der „Zukunft der Menschheit" unmöglich gemacht. An diese Zukunft zu denken, ist ein „einziges Labsal", „das Gegenwärtige will ich nicht mehr sehen und hören, es erstickt, quält mich, es macht mich arm und kleinmütig". Er ist selbst in der Gegenwart nur noch von „Zeitgenossen" umgeben, die er für „von sich in jedem Sinne überwunden" hält, so insbesondere seine früheren Leitsterne Schopenhauer und Wagner.

Wandlung anstatt Entwicklung

Nietzsches Schriften sind alle gleichsam unterwegs geschrieben, in der Gestalt, in der sie zur Aufzeichnung kommen, noch unfertig, vorläufige Stationen, die einmal selbst überholt werden sollen. So am meisten die erste Schrift, die sich zu einer allgemeinen philosophischen Absicht bekennt, „Menschliches, Allzumenschliches". Daher die charakteristischen Selbstgeständnisse, mit denen ein absichtlicher Rückblick auf sie geworfen wird. In einer freilich eigentümlich verdeckten Weise spricht Nietzsche nachträglich fast nur noch geringschätzig von der alten Schrift. (Vgl. die Zusammenstellung dieser Selbstbekenntnisse bei El. Förster-Nietzsche, „Leben Friedrich Nietzsches", II, 502 f. aus Anlaß der Sommer und Herbst 1885 unternommenen Neubearbeitung des „Menschlichen, Allzumenschlichen".) Der Nietzsche, der der Schrift die erste Gestalt gab, war noch nicht der spätere, noch nicht der Einsiedler der folgenden Zeit, der nach „Wandergenossen" gar nicht mehr suchte; damals warf er, um sich Menschen zu suchen, beim Schreiben noch „Angelhaken" aus. In solchen Betrachtungen wandelt Nietzsche, der sich nicht eigentlich wie ein Körper entwickelt, sondern wie ein Rinnsal, nicht unter Überwindung von Hindernissen neue Glieder seines Denkens wachsend ansetzt, sondern eine flüssige Masse scheinbar mühelos fortwälzt, bis er sich zum Gipfel der ihn zu seinem Abschluß führenden Poesie erhebt, wo er nun erklären zu können meint: Jetzt sei er wo er wolle und habe sich um niemanden und nichts mehr zu kümmern, was nicht von selbst in jener sich fortwälzenden Lava fortrolle. In Ermangelung eines der Menschenwelt zu entnehmenden Begriffs für eine solche vermeintliche „Entwicklung" wird sie schließlich als „übermenschlich" und endlos um sich selbst kreisend qualifiziert.

Nietzsche behandelte seinen Wiederkunftsgedanken als ein Mysterium. Insofern die Ordnung der Menschenwelt, die Regelung der menschlichen Kultur, wenn man sie überhaupt mit Nietzsche auf dem von ihm dafür gefundenen Wege statuieren würde, der menschlichen Phantasie und ihrer Schrankenlosigkeit preisgegeben wäre, wäre man damit auf dem besten Wege, unter uns Menschen nicht ewige Wiederkehr, sondern nahezu beständigen Wechsel einzuführen. Alle Erfindungen Nietzsches dagegen sind nur seine Versuche, sich selbst zu täuschen, was nur einem so phantasiereichen Menschen wie er war, zu versuchen in den Sinn kommen mag, sich aber keiner aus menschlichen Individuen zusammengesetzten Menschheit, der einzigen, die es für uns gibt und die wir kennen, als Gesetz auferlegen läßt. Ebensogut läßt sich unter Menschen die Welt an einen Spinnenfaden hängen. Ungesicherter wäre ihr Bestand nicht. Kein Wunder, daß dieses Dogma von Nietzsche bedingungslos der menschlichen Willkür überlassen ist. Nur schade, daß der menschlichen Rhetorik die Grenzen auf jeden Fall noch enger als der Welt gezogen sind. Die Begrenzung der Welt müßte dann als Trostmittel der Menschenrhetorik sich darbieten lassen. Der Nietzscheschе Optimismus ist nun einmal der eines Desperado. Er pocht auf die Schrankenlosigkeit dieser gegen jene. Noch hat aber bis jetzt unter uns Menschen keinem machtvollen Versuch, einen solchen Konflikt in unsere Brust zu verlegen, der Erfolg, d. h. der historische (zeitweilige) Effekt sich versagt. Doch hat dieser Effekt wohl auch nie mit dem Bewußtsein seiner selbst begonnen, wie er es unter uns mit Nietzsche täte. Möglich, daß Nietzsche bei jedem der Empfehlung seines Wiederkunftsgedankens gewidmeten neuen Versuch, die Kunst, ein Füllhorn mit Blüten auszuschütten, besser als Flora verstanden hat — was hilft das den Zuschauern, wenn sie sehend bleiben und nicht im Zuschauen erblinden.

Nur Versuche, sich selbst zu täuschen

Soweit Nietzsches Ideal des Übermenschen von sich selbst in der Lehre der „Ewigen Wiederkunft" in Dunst aufgelöst wird und er sie selbst nicht ernst genommen, sondern wieder weggeworfen hat, kann man sie nur als den schlimmsten Mißgriff seiner Philosophie bezeichnen, den ihm seine persönliche Pflege des Ideals des „Extremen" zugezogen hat. Nur von dem in ihm allgewaltigen Triebe zum Extremen, seinem Drange zum „Äußersten" getrieben, ist er auf seine Übermenschenidee gekommen. Sie war ihm nicht ernstlich angewachsen. Nietzsche hat sich selbst das Übermenschen-

Das Ideal des „Extremen"

tum unzweifelhaft zugesprochen, nicht nur in poetischer Form (Zarathustra), sondern auch in sehr prosaischer. Wenn er z. B. von sich sagte: „Alles Illegitime ist wider meine Natur." In Wahrheit hat Nietzsche nicht mehr Recht auf jenes stolze Selbstbekenntnis gehabt als jeder Mensch. Nur die mühsamste Geschichtskonstruktion hat Nietzsche gestattet, die Menschheit im Ernste in die zwei einander vermeintlich fremden Hälften der Herren und Sklaven zerfallen zu lassen. Diese Spaltung als übergeschichtliches Ideal zu behaupten, läuft auf eines der leersten Phantasmen hinaus, die der sonst von Nietzsche selbst darob so unversöhnlich geschmähte „Idealismus" je unter uns Menschen erzeugt hat. Niemand mehr als der Demokratenhasser oder der radikale Gegner demokratischer Weltbetrachtung hat sich davor zu hüten, die Schlacht seinem Gegner auf dem Boden des Idealismus anzubieten. Denn auf diesem ist seine Niederlage sicher. So viel wird unserem demokratischen Zeitalter nur vergebens bestritten, so viel muß ihm vielmehr vorgegeben werden, wenn nicht überhaupt Menschengeschichte in Verwirrung und chaotische Zerstörung auslaufen soll. Meiner Ansicht nach hat Nietzsches Person am allerwenigsten vom Gegenteil überzeugen können. Die Neukultivierung der Menschheit, die er unternommen, ist nur unter dem Zeichen der Desperation zu entnehmen: das beweist Nietzsche nicht am wenigsten eindringlich mit dem Einfall, sich mit dem Übermenschen zu identifizieren, und der praktischen Durchführung, die er ihm in seinem Leben gegeben hat. Er ist damit unter anderem genau so weit gekommen, wie die moderne Theologie mit ihrer Apologie des Christentums, nämlich den Beweis für ihre Theorie im strengsten Sinne nur *von der Zukunft zu erwarten*, da man ihn mit seiner eigenen Gegenwart nicht liefern kann. Die desperateste Absurdität, die sich ausdenken läßt, ob sich auch die Vermählung der Welt damit als undenkbar gar nicht bezeichnen lassen mag! Desperate Ziele sind mit desperaten Mitteln am Ende zu erreichen. Mehr hat Nietzsche mit seinem „Willen zur Macht" auch nicht bewiesen, wenn überhaupt etwas. — Nietzsches Zarathustra hat ihm die höchsten Wonnen, die er von jedem idealen Menschenverhältnis, das ihn gefangen nahm, für sich verlangte, nämlich das Bewußtsein, sich über ihn erhoben, ja auf den Kopf gestellt zu haben, verschafft. Nicht minder als seinen Wagner hat Nietzsche auch seinen selbst geschaffenen Zarathustra zu Boden geworfen, um sich über ihn zu erheben."

Bejahung aus Desperation

Nach jenem ersten Silser Sommer im Jahre 1881 fühlte sich also Nietzsche verwandelt in einen Dichter im Sinne der Vergangenheit, das heißt in einen Seher und Sänger. Der Troubadour war in ihm vorbereitet, weniger durch die nicht reichlichen und nicht außerordentlichen Gelegenheitsdichtungen der 70er Jahre, als durch mehrfache ernsthafte Kompositionsversuche, die Peter Gast als Fachmusiker gegen die ungerechte Verdammung durch Hans v. Bülow in Schutz zu nehmen sich genötigt sieht (Briefe III, S. 347 f.). Diese musischen Talente hat Nietzsche nun für eine neue Betätigung umgeschaltet. Sein neues Buch schrieb er im darauffolgenden Winter in Genua und nannte es mit dem provenzalischen Namen „Gaya Scienza", „die fröhliche Wissenschaft". Jene „Einheit von Sänger, Ritter und Freigeist, mit der sich jene wunderbare Frühkultur der Provenzalen gegen alle zweideutigen Kulturen abhebt", steckte ihm im Gemüte. Er lagerte seiner Prosa ein Vorspiel in deutschen Reimen vor und nannte es nach dem Goetheschen Singspiel, mit dessen Vertonung Peter Gast in Venedig eben beschäftigt war: „Scherz, List und Rache". Unter diesen unterschiedlichen Epigrammen findet sich das wundervolle Selbstbekenntnis: „Gaya Scienza"

Ecce homo:

Ja, ich weiß woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!

Die Erhebung seiner Seele gipfelte in dem Erlebnis eines strahlenden Januars; aus Dank dafür überschreibt er das vierte, gedankenvollste Buch dieses neuen Werkes „Sanctus Januarius". Ganz geschwellt vom Verlangen nach Künstlerschaft will er eine neue Art von Denker in sich darstellen und gelobt sich deshalb zum neuen Jahre: „Nun so will auch ich sagen, was ich mir heute von mir selber wünschte und welcher Gedanke mir dieses Jahr zuerst über das Herz lief, — welcher Gedanke mir Grund, Bürgschaft und Süßigkeit alles weiteren Lebens sein soll! Ich will immer mehr lernen, das Notwendige an den Dingen als das Schöne zu sehen: — so werde ich einer von denen sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich will keinen Krieg gegen das Häßliche führen. Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen

sei meine einzige Verneinung! Und, alles in allem und großem: ich will irgendwann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!"

„Nur noch ein Jasagender sein"

Alle diese Erwägungen deuten im Lebensaufriß Nietzsches auf eine Fuge hin, die seine Schwester in der Biographie bis zur Unkenntlichkeit überkleistert hat. In jener Zeit einer, man sollte meinen, restlosen Hinwendung zum Rausch und Gefühlsüberschwang, in jenen Inkubationsjahren des Zarathustra steht die Freundschaft mit dem weitaus kühlsten und zersetzendsten Denker unter seinen Freunden in voller Blüte, mit Paul Rée. Seit dem Sommer 1876 hatte Nietzsche „Dr. Rée zu seinem Umgange gewählt, weil ihm nach der Enttäuschung in Bayreuth dessen nüchterne, etwas enge Anschauungsweise wohltat". (Biographie II, S. 415.) Aber erstens fällt der Umgang mit Rée nicht unbeträchtlich früher, als die „Enttäuschung in Bayreuth" und hält, ohne die geringste Trübung zu erfahren, volle acht bis neun Jahre vor. Gewiß besaß das Interesse Nietzsches für Rée seinen inneren Widerhaken immer schon an der vollkommenen Gegensätzlichkeit der beiden Naturen. Nietzsches Übergang vom Skeptizismus zum Mystizismus erhält dadurch seinen Reiz, daß er dennoch, aus dem ihm eigenen Deckungsinstinkt heraus, damals ein Zusammensein mit Rée, wenn nicht suchte, so doch sicher nicht ernstlich vermied. Seine eigenen Worte bestätigen diese Auffassung (bei Crusius, S. 117, Anm. 1): „Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze des Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenteil aller Dichterei tyrannisiert habe." War Rée mit seinem Vorschlage, Nietzsche im Verzückungssommer 1881 in Sils-Maria zu besuchen, wie es scheint nicht ohne Zutun der Schwester, abschlägig beschieden worden (Biographie II, S. 382 f.), so fanden sich die zwei, nach Nietzsches einsamen Seligkeiten des Sanctus Janarius, in Genua, und haben von da unter anderm auch einen Ausflug nach Monaco unternommen. Dies war das Vorspiel eines großen Vertrauens, das kurz darauf diese Freundschaft auf eine höchst gefährliche Probe stellen sollte.

II. Das Lou-Erlebnis

Nietzsche war, wie wohl noch niemals in seinem Leben so stark, empfänglich und fruchtbar geworden. Was jetzt sich mit ihm ereignete, erhielt von vornherein äußerste Tragweite; wer jetzt ihm begegnete und so beschaffen war, daß er bei ihm stille hielt und

sich überlegte, ob er da nicht endlich den Gefährten gefunden habe, der wurde ihm zum Verhängnis. Von Genua war Nietzsche nach Messina gegangen; von dort vertrieb ihn der Schirokko. Von da besuchte er die Freunde in Rom, und da begab es sich denn, daß Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée ihm eine junge Dame aus Finnland, Fräulein Lou Salomé zuführten, in der Meinung, das sei nun der Schüler und Jünger, nach dem schon immer Nietzsches Sehnsucht stand. Sobald aus diesem Plane Ernst werden sollte, war Nietzsches erstes, daß er die junge Freundin ersuchte, sich seinem Freunde Overbeck und dessen Gattin in Basel vorzustellen. Nietzsche stand damals in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre. Etwas anderes als Freundschaft hat zwischen ihm und Lou nicht bestanden, — dennoch eben Freundschaft mit einem jungen und geistvollen Weibe.

Frau Förster erzählt („Nietzschelegenden", „Zukunft" vom 18. Januar 1905, S. 172): „Auf der Rückreise nach Deutschland, wenige Tage nachdem mein Bruder Fräulein Lou Salomé kennen gelernt hatte, begleitete er sie, ihre Mutter und Dr. Paul Rée die Hälfte des Weges. In Orta kam ihnen der Gedanke, sich in irgendwelcher scherzhaften Weise miteinander photographieren zu lassen. Mein Bruder sollte in einem kleinen Gärtnerwagen sitzen und die beiden, Fräulein Salomé und Dr. Paul Rée, den Wagen ziehen. Natürlich bot mein Bruder als sehr höflicher Mann seinen Platz der Dame an, die ihn auch, zum Amüsement meines Bruders, als selbstverständlich annahm. Und sein Amüsement steigerte sich noch, als er später hörte, daß Fräulein Salomé dieses reichlich taktlose Bild anderen Leuten zeigte, um zu beweisen, daß Nietzsche sowohl als Rée von ihrem Geiste geleitet und inspiriert worden seien. Mir zeigte mein Bruder das Bild mit herzlichem Lachen: „Sieh einmal", sagte er, „diese junge Dame bildet sich ein, klüger zu sein als ich und Rée zusammengenommen."" Selbstverständlich handelte es sich bei diesem (in wenigen Exemplaren noch vorhandenen) Lichtbilde um einen harmlosen Sommerfrischlerscherz. Es ist ein erleichternder Gedanke, sich Nietzsche noch damals gelegentlich auch in geradezu ausgelassener Stimmung vorstellen zu dürfen. In Orta scheint die kurz zuvor in Rom geschlossene Bekanntschaft Rées und Nietzsches mit Fräulein Salomé bereits zur zwanglosen Freundschaft gediehen zu sein — ein paar frohe Tage, ehe man sich der Ausgestaltung der gemeinsam gefaßten ernsten Pläne zuwandte. Dann kehrte Nietzsche mit Rée

über den Gotthardt nordwärts zurück, Fräulein Salomé sollte ihnen unmittelbar nachfolgen. Am 8. Mai überraschte er Overbeck in Basel und blieb bei ihm fünf Tage zu Gast. Am 13. Mai holten ihn Dr. Rée und Fräulein Salomé in Luzern auf dem Bahnhofe ab. Er besuchte mit Lou Tribschen. „Lange, lange saß er dort schweigend am Seeufer, in schwere Erinnerungen versunken; dann, mit dem Stock im feuchten Sande zeichnend, sprach er mit leiser Stimme von jenen vergangenen Zeiten. Und als er aufblickte, da weinte er." (S. 87 ihres Buches.) Nach einem weiteren Tag in Basel reiste er durch und erschien plötzlich bei seiner Familie in Naumburg, als diese ihn noch in Messina glaubte, also von allem inzwischen Vorgefallenen keine Ahnung hatte. Er bewahrte denn auch Mutter und Schwester gegenüber völliges Stillschweigen über das, was ihn vor allem und aufs tiefste beschäftigte; er nannte als Grund seiner Heimkehr die Sonne Siziliens und den Schirokko. — „Als er nun an einem solchen sonnendurchglühten Tage zufällig mit einem Herrn bekannt wurde, der mit der größten Begeisterung vom Grunewald bei Berlin sprach, war mein Bruder, in seinem phantasievollen Eingehen auf die Stimmung anderer, zu der Vorstellung gekommen, der Grunewald sei das, was ihm immer vorgeschwebt habe: also ein Wald mit tiefschattigen, wohlerhaltenen, ebenen Wegen, und endlosen, einsamen Spaziergängen. Dazu in der Nähe die Großstadt, mit der Universität und ausgezeichneten Bibliotheken und vielleicht mit einigen Freunden, die ihm beim Lesen, Schreiben und Herausfuchen von Notizen behilflich sein könnten." (Biographie II, S. 395.)

Die Maitage des Jahres 1882

In der Tat machte damals Nietzsche einen Abstecher nach Berlin mit dem Bruder seines späteren Schwagers Dr. Paul Förster und sah sich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen den Grunewald an: „bei dem ersten Besuch nur im strömenden Regen, das andere Mal allerdings bei schönem Wetter, aber mit einer strömenden Menschenmenge, den obligaten Frühstückspapieren und wüsten Gesängen. Beide Male machte ihm der so gerühmte Grunewald einen recht unsympathischen Eindruck." Um jene Zeit veröffentlichte er als Vorabdruck in der Internationalen Monatsschrift von Schmeitzner die „Idyllen von Messina", die später (1886) in der zweiten Ausgabe der „Fröhlichen Wissenschaft" unter dem Titel: „Lieder des Prinzen Vogelfrei" den Schluß bildeten. Am 25. Juni verließ Nietzsche Naumburg und begab sich zur

Sommerfrische nach dem thüringischen Dorfe Tautenburg bei Dornburg. Dort korrigierte er an den Bogen der „Fröhlichen Wissenschaft", die Teubner in Leipzig druckte. Fräulein Salomé wohnte unterdessen, von Rées Mutter freundlichst aufgenommen, auf dessen väterlichem Gute Stibbe in Ostpreußen. Am 24. Juli fuhr sie zur Aufführung des Parsifal nach Bayreuth, und dann kamen die gemeinsamen Tautenburger Wochen, die den Anfang der Jüngerschaft bilden sollten.

Lou Salomés Nietzsche-Porträt

Einer der Vorzüge des Buches, das Fräulein Salomé acht Jahre später auf Grund der erhaltenen persönlichen Einführung unter dem Titel: „Friedrich Nietzsche in seinen Werken" (Wien 1894) veröffentlichte, besteht in den Schilderungen von Nietzsches äußerer Erscheinung und seiner Art, sich zu geben (S. 11—13): „Dieses Verborgene, die Ahnung einer verschwiegenen Einsamkeit, — das war der erste, starke Eindruck, durch den Nietzsches Erscheinung fesselte. Dem flüchtigen Beschauer bot sich nichts Auffallendes; der mittelgroße Mann in seiner überaus einfachen, aber auch überaus sorgfältigen Kleidung, mit den ruhigen Zügen und dem schlicht zurückgestrichenen braunen Haar konnte leicht übersehen werden. Die feinen, höchst ausdrucksvollen Mundlinien wurden durch einen vornübergekämmten großen Schnurrbart fast völlig verdeckt; er hatte ein leises Lachen, eine geräuschlose Art zu sprechen und einen vorsichtigen, nachdenklichen Gang, wobei er sich ein wenig in den Schultern beugte; man konnte sich schwer diese Gestalt inmitten einer Menschenmenge vorstellen, — sie trug das Gepräge des Abseitsstehens, des Alleinstehens. Unvergleichlich schön und edel geformt, so daß sie den Blick unwillkürlich auf sich zogen, waren an Nietzsche die Hände, von denen er selbst glaubte, daß sie seinen Geist verrieten, — eine darauf zielende Bemerkung findet sich in ‚Jenseits von Gut und Böse' (S. 288): ‚Es gibt Menschen, welche auf eine unvermeidliche Weise Geist haben, sie mögen sich drehen und wenden wie sie wollen, und die Hände vor die verräterischen Augen halten (— als ob die Hand kein Verräter wäre! —)."

Nietzsches Mund, Gang, Hände und Ohren

„Eine ähnliche Bedeutung legte er seinen selten kleinen und feinmodellierten Ohren bei, von denen er sagt, sie seien die wahren ‚Ohren für Unerhörtes'. (Zarathustras I, S. 25.) — Wahrhaft verräterisch sprachen auch die Augen. Halbblind besaßen sie dennoch nichts vom Spähenden, Blinzelnden, ungewollt Zudringlichen vieler Kurzsichtigen; vielmehr sahen sie aus wie Hüter und

Bewahrer eigener Schätze, stummer Geheimnisse, die kein unberufener Blick streifen sollte. Das mangelhafte Sehen gab seinen Zügen eine ganz besondere Art von Zauber dadurch, daß sie, anstatt wechselnde, äußere Eindrücke wiederzuspiegeln, nur das wiedergaben, was durch sein Inneres zog. In das Innere blickten diese Augen und zugleich — weit über die nächsten Gegenstände hinweg — in die Ferne. Denn im Grunde war seine ganze Denkerforschung nichts als ein Durchforschen der Menschenseele nach unentdeckten Welten, nach ‚ihren noch unausgetrunkenen Möglichkeiten' (‚Jenseits von Gut und Böse', S. 45), die er sich rastlos schuf und umschuf. Wenn er sich einmal gab, wie er war, im Bann eines ihn erregenden Gesprächs zu zweien, dann konnte in seine Augen ein ergreifendes Leuchten kommen und schwinden; — wenn er aber in finsterer Stimmung war, dann sprach die Einsamkeit düster, beinahe drohend aus ihnen, wie aus unheimlichen Tiefen, — aus jenen Tiefen, in denen er immer allein blieb, die er mit niemandem teilen konnte, vor denen ihn selbst bisweilen Grauen erfaßte, — und in die sein Geist zuletzt versank. — Einen ähnlichen Eindruck des Verborgenen und Verschwiegenen machte auch Nietzsches Benehmen. Im gewöhnlichen Leben war er von großer Höflichkeit und einer fast weiblichen Milde, von einem stetigen, wohlwollenden Gleichmut, — er hatte Freude an den vornehmen Formen im Umgang und hielt viel auf sie. Immer aber lag darin eine Freude an der Verkleidung — Mantel und Maske für ein fast nie entblößtes Innenleben. Ich erinnere mich, daß, als ich Nietzsche zum ersten Male sprach — es war an einem Frühlingstage in der Peterskirche zu Rom, — während der ersten Minuten das gesucht Formvolle an ihm mich frappierte und täuschte. Aber nicht lange täuschte es an diesem Einsamen, der seine Maske doch nur zu ungewandt trug, wie jemand, der aus Wüste und Gebirge kommt, den Rock der Allerweltsleute trägt; sehr bald tauchte die Frage auf, die er selbst in die Worte zusammengefaßt hat: ‚Bei allem, was ein Mensch sichtbar werden läßt, kann man fragen: was soll es verbergen? Wovon soll es den Blick ablenken? Welches Vorurteil soll es erregen? Und dann noch: bis wie weit geht die Feinheit dieser Verstellung? Und worin vergreift er sich dabei?' — Dieser Zug stellt nur die Kehrseite der Einsamkeit dar, aus welcher Nietzsches Innenleben ganz herausgegriffen werden muß, — einer sich stetig steigernden Selbstvereinsamung und Selbsterziehung auf sich."

Nietzsches Höflichkeit aus Freude an der Verkleidung

Die Freundschaft mit Lou Salomé

Aus den Briefen, die Nietzsche in den fünf Monaten ihrer Bekanntschaft an die erhoffte Jüngerin richtete, und von denen diese in Faksimile einige bekannt gegeben hat, sind hier einzelne Aussprüche zu sammeln, aus denen hervorgeht, wie ungeheuer erhoben er sich jedenfalls fühlte, solange seine junge Freundin für ihn noch eine Erwartung bedeutete:

„Inzwischen hat der Prof. Riedel hier, der Präsident des deutschen Musikvereins, für meine ‚heroische Musik' (ich meine Ihr Lebens-Gebet) Feuer gefangen — er will es durchaus haben, und es ist nicht unmöglich, daß er es für seinen herrlichen Chor (einen der ersten Deutschlands, ‚der Riedelsche Verein' genannt) zurecht macht. Das wäre so ein kleines Weglein, auf dem wir beide zusammen zur Nachwelt gelangten — andere Wege vorbehalten. —"

„Nun, meine liebe Freundin, bis jetzt steht alles gut, und Sonnabend über acht Tage sehen wir uns wieder. — Vielleicht ist mein letzter Brief an Sie nicht in Ihre Hände gelangt? Ich schrieb ihn Sonntag vor vierzehn Tagen. Es sollte mir leid tun; ich schilderte Ihnen darin einen sehr glücklichen Moment: mehrere gute Dinge kamen auf einmal zu mir, und das ‚gutste' dieser Dinge war Ihr Zusagebrief! — Ich habe viel an Sie gedacht und im Geiste so mancherlei des Erhebenden, Rührenden und Heiteren mit Ihnen geteilt, daß ich wie mit meiner verehrten Freundin verbunden gelebt habe. Wenn Sie wüßten, wie neu und fremdartig mir altem Einsiedler das vorkommt! — Wie oft habe ich über mich lachen müssen! — — Was Bayreuth betrifft, so bin ich zufrieden damit, nicht dort sein zu müssen; und doch, wenn ich ganz geisterhaft in Ihrer Nähe sein könnte, dies und jenes in Ihr Ohr summend, so sollte mir sogar die Musik zum Parsifal erträglich sein (sonst ist sie mir nicht erträglich). — Wie oft habe ich, in allen möglichen Dingen, gerade dies erlebt. ‚Alles klar, aber auch alles zu Ende!' — Und wie glücklich bin ich, meine geliebte Freundin Lou, jetzt in bezug auf uns beide denken zu dürfen ‚alles im Anfang und doch alles klar!' Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!"

„Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!"

—„— das Werk von sechs Jahren (1876—1882), meine ganze ‚Freigeisterei'! O welche Jahre! Welche Qualen aller Art, welche Vereinsamungen und Lebensüberdrüsse! Und gegen alles das, gleichsam gegen Tod und Leben, habe ich mir diese

meine Arznei gebraut, diese meine Gedanken mit ihren kleinen, kleinen Streifen unbewölkten Himmels über sich: — o liebe Freundin, so oft ich an das alles denke, bin ich erschüttert und gerührt und weiß nicht, wie das noch hat gelingen können: Selbst-Mitleid und das Gefühl des Sieges erfüllen mich ganz. Denn es ist ein Sieg, und ein vollständiger — denn sogar meine Gesundheit des Leibes ist wieder, ich weiß nicht woher, zum Vorschein gekommen, und jedermann sagt mir, ich sähe jünger aus als je. Der Himmel behüte mich vor Torheiten! — Aber von jetzt ab, wo Sie mich beraten werden, werde ich gut beraten sein und brauche mich nicht zu fürchten. —"

„Meine liebe Lou, alles was Sie mir melden, tut mir sehr wohl. Übrigens bedarf ich etwas des Wohltuenden! — Mein Venediger Kunstrichter hat einen Brief über meine Musik zu Ihrem Gedichte geschrieben; ich lege ihn bei — Sie werden Ihre Nebengedanken dabei haben. Es kostet mich immerfort noch den größten Entschluß, das Leben zu akzeptieren. Ich habe viel vor mir, auf mir, hinter mir; — vorwärts und aufwärts! —"

Auch jenes Gedicht — zwei achtzeilige Strophen — ist hier wiederzugeben. Wie hinreißend es auf Nietzsche wirkte, räumt auf ihre Weise selbst Frau Förster ein (Biographie II, S. 416 f.): „Einen Beweis hatte er übrigens auch in der Hand, der für Fräulein Salomé sprach, nämlich das wunderschöne Gedicht: ‚An den Schmerz', das sie als eine sehr geschickte Anempfinderin ganz im Sinne seiner Philosophie gedichtet hatte. Er war davon aufs tiefste ergriffen; auch mich rührte es zu Tränen, vielleicht noch jetzt. Verse wollen, wie man aus dieser Erfahrung sieht, recht wenig über den Menschen selbst besagen." Daß Nietzsche über diesen dichterischen Wiederklang seines Bejahungsgedankens außer sich vor Glück und Entzücken gewesen sei, hat Overbeck auf das nachdrücklichste bezeugt. Frau Andreas selbst schildert Nietzsches damaligen Heldenschmerz folgendermaßen: „Je höher er sich, als Philosoph, zur vollen Exaltation der Lebensverherrlichung erhob, je tiefer litt er als Mensch, unter seiner eigenen Lebenslehre. Dieser Seelenkampf, die wahre Quelle seiner ganzen letzten Philosophie, den seine Bücher und Worte nur unvollkommen ahnen lassen, klingt vielleicht am ergreifendsten durch in Nietzsches Musik zu meinem ‚Hymnus an das Leben', die er im Sommer 1882 komponierte, während er mit mir in Thüringen, bei Dornburg,

„Der Hymnus an das Leben"

weilte. Mitten in der Arbeit an dieser Musik wurde er durch einen seiner Krankheitsfälle unterbrochen, und immer wieder wandelte sich ihm der ‚Gott' in den ‚Dämon', die Begeisterung für das Leben in die Qual am Leben. ‚Zu Bett. Heftiger Anfall. Ich verachte das Leben. F. N.' So lautete einer der Zettel, die er mir zuschickte, wenn er an sein Lager gefesselt war." Die Worte des Gedichtes lauten:

Nietzsches Musik zu Lous Gedicht

An den Schmerz
(Gebet an das Leben)

Gewiß, so liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, rätselvolles Leben.
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben:
Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt,
Entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme,
Wie Freund sich reißt von Freundes Brust.

Mit ganzer Kraft umfaß ich dich.
Laß deine Flamme meinen Geist entzünden;
Laß in der Glut des Kampfes mich
Die Rätsellösung deines Wesens finden,
Jahrtausende zu denken und zu leben
Wirf deinen Inhalt voll hinein —
Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben,
Wohlan, noch hast du deine Pein.

Auch nach dem Sommer in Tautenburg war Nietzsche mit Rée und Lou bis in den Herbst hinein in Leipzig zusammen. Daß jenes Zusammenleben kurz vor der endgültigen Trennung bei ihm schon mit gemischten Empfindungen verbunden war, ist weiter nicht verwunderlich; sicher ist, daß auch noch in Leipzig der Gedanke an Lou sein Herz höher schlagen machte. Schrieb doch Peter Gast an Overbeck am 14. November 1883: „Nietzsche selbst, als auch seine Schwester, schrieben, möglicherweise nicht mit der bloßen Absicht, mich damit zu erfreuen, daß er gern wieder aus dem matrimonio segreto etwas zu hören wünsche. In Leipzig schien mir Nietzsche nicht ganz dabei zu sein, wenn ich ihm daraus vorspielte. Er kam meist zu mir, ehe er zu Lou und Dr. Rée ging, — bei seinem damaligen Gemütszustand war es so natürlich, der Gedanke an Lou gab ihm große Begeisterung ein, mehr als ein Kunstwerkchen je einflößen kann . . . ich meine ein Kunstwerkchen von mir (—)." Es ist also anzunehmen, daß über all die fünf Monate hin Nietzsche sich doch immer wieder mit der Hoffnung

Mit Rée und Lou in Leipzig

trug, an Fräulein Salomé jene versprochene Jüngerin eben doch zu haben; als diese Hoffnung zerbrach, als die Beziehung sich löste, im November 1882, war er von dem Gefühle ungeheuerster Verlassenheit wie zu Boden geworfen. Aber hat er nicht gleich hinterher „Zarathustra" geschaffen? Ferner verschweigt der Bericht der Biographie geflissentlich die mehrfachen Besuche, die Nietzsche in jenem Jahre bei Overbeck abstattete und wie sehr viel tiefer als sonst jemand er damals den Freund und dessen Gattin in sein Vertrauen zog.

Frau Overbeck über das Lou-Erlebnis[44]

Frau Andreas hat in einem trotz seiner Mängel sehr wertvollen Buche ihr Erleben mit Nietzsche niedergelegt; sie hat auch einen Teil ihrer Briefe von ihm veröffentlicht. Ich habe es stets auf das herzlichste bedauert, daß sich eine vollkommen einseitige und unwürdige Beurteilung dieser Frau und ihres Verhältnisses zu Nietzsche trotz dieser Veröffentlichungen hervorgewagt hat. Nietzsche selbst hat dazu in mancher Weise Anlaß gegeben. Er hat sich willenlos und geschwächt, wie er oft war, auch im Wunsche, nach allen Seiten gerecht zu werden, und im Glauben, er behalte doch schließlich das Heft in Händen, in nachträgliche Erregungen ziehen lassen, die von seiner eigenen ursprünglichen Auffassung weit ablagen. Er war, als er im Sommer 1882 meinem Manne von dem neuen Verhältnisse erzählte, aufs höchste erregt und für die Gestaltung seiner Pläne und seines Lebens aufs hoffnungsvollste zuversichtlich. Außereheliches geistig leidenschaftliches Verhältnis war ein Ideal, das er stets mochte. Es war Leidenschaft vorhanden, aber zugleich der Wunsch, sich nicht von ihr fortreißen zu lassen. Es gewährte ihm Beruhigung, daß Rée der dritte im Bunde sei, und er erwartete viel von dessen hilfreichem, selbstlosem Wesen, während er mich beauftragte mit Lou darüber zu reden, daß er stets nur seine geistigen Ziele verfolge und in allem dabei nur an sich denke. Zugleich erzählte er in Rom, zu ihr gesagt zu haben: „ich würde mich für verpflichtet halten, um Sie vor dem Gerede der Leute zu schützen, Ihnen meine Hand anzutragen, wenn nicht usw. usw." Er fürchtete, Frl. Salomé könne dies für einen Antrag gehalten haben. Ich lasse den Brief folgen, den er mir kurz nachher schrieb.

Nietzsches persönlichstes Erlebnis
Besuch Nietzsches bei Overbeck
Anfang Mai 1882

Naumburg, Pfingsten 1882

Verehrte Frau Professor!

Bei unserem letzten Zusammensein war ich allzusehr angegriffen: so habe ich Ihnen und meinem Freunde eine Sorge und Beängstigung hinterlassen, zu der eigentlich kein Grund vorliegt; vielmehr Anlaß genug zum Gegenteil! Im Grunde schlägt mir das Schicksal immer zum Glücke und mindestens zum Glücke der Weisheit aus — wie sollte ich mich vor dem Schicksale fürchten, namentlich wenn es mir in der gänzlich unerwarteten Gestalt von L. entgegentritt? —

Die gänzlich unerwartete Gestalt von Lou

Beachten Sie, daß Rée und ich mit gleichen Empfindungen unserer tapfern und hochherzigen Freundin zugetan sind — und daß er und ich sehr großes Vertrauen zueinander auch in diesem Punkte haben. — Auch gehören wir weder zu den Dümmsten noch zu den Jüngsten.

Hier habe ich bisher ganz von diesen Dingen geschwiegen. Trotzdem wird dies auf die Dauer untunlich sein, und zwar schon deshalb, weil meine Schwester und Frau Rée in Verkehr sind. Meine Mutter dagegen will ich „aus dem Spiele" lassen — sie hat schon genug Sorgen zu tragen — wozu noch unnötige? —

Fräulein Lou wird diesen Dienstag Nachmittag zu Ihnen kommen (auch das Buch „Schopenhauer als Erzieher" zurückbringen, welches in der Tat durch ein Versehen in meinen Koffer geraten war). Sprechen Sie über mich mit jeder Freiheit, verehrte Frau Professor, Sie wissen ja und erraten ja, was mir, um mein Ziel zu erreichen, am meisten not tut — Sie wissen auch, daß ich kein „Mensch der Tat" bin und in bedauerlicher Weise hinter meinen besten Absichten zurückbleibe. Auch bin ich, eben wegen des erwähnten Zieles, ein böser Egoist — und Freund Rée ist in allen Stücken ein besserer Freund als ich (was Lou nicht glauben will).

Freund Overbeck darf bei diesem Privatissimum nicht zugegen sein? Nicht wahr? —

Es ging mir inzwischen recht gut; man findet, ich sei in meinem Leben nie so heiter gewesen. Was mag der Grund davon sein? Treulich — dankbar und ganz der Ihre

F. N.

Die wenigen Monate der Bekanntschaft mit Fräulein Salomé haben Nietzsche höchste seelische Wonnen gebracht.

Höchste seelische Wonnen

Er hatte seinen Zarathustra-Gedanken vor dieser Zeit gefaßt. Die Erregung, die ihn seinen „Sohn Zarathustra" erschaffen ließ, ging ursprünglich nicht von Lou aus. Daß ein Mann in seinem Alter mit der Leidenschaft kämpft, versteht sich von selbst. Der Schmerz und die Entsagung, keinen Sohn zu haben, nie einen zu haben, waren in ihm lebendig geworden. Er hat im Sommer 1882 ausgesprochen, daß er deshalb auf die Idee gekommen sei, eine Sohnesgestalt künstlerisch zu schaffen. Man darf den Wert solcher Konfidenzen nicht übertreiben. Den Zarathustra umzuwerten, der ihm ein Vertreter des Wertmessers Gut und Böse war, in der ältesten Geschichte der Menschheit, war ja der eigentliche Gedanke. Trotz verschiedener, einander in die Hände arbeitender Anläße zum Zarathustra, hat doch Lou den direkten Anteil daran, Nietzsche zum philosophisch-religiösen und moralisch-prophetischen Ausdruck eines Ersatzes für Religion und Moral gebracht zu haben. Ihr eigenes Buch „Der Kampf um Gott" und das spätere „Aus fremder Seele" sprechen hierfür. Lous Verstand und wohl auch ihre Weiblichkeit rissen Nietzsche in die höchsten Höhen. Sie werteten zusammen und standen im Rapport zum christlichen Erlebnis. Er sagte später meinem Manne, als Erlebnis habe Fräulein Salomé nur das religiöse ihrer Konfirmation gekannt, und es sei dies das Thema und eigentlich einzige Thema zwischen ihnen gewesen. Diesem Ausspruch liegt jedenfalls Wahrheit zugrunde, wenn er auch nicht so verstanden werden darf, als ob das ein ganz beschränkt religiöses Erlebnis auch in den Folgen gewesen sei, die es für Lou gehabt habe, in der Hauptfolge besonders, daß sie es mit Nietzsche teilte und von ihm daraufhin „erzogen" wurde.

Der Rapport zum christlichen Erlebnis

Ich weiß nicht, welches Buch oder Manuskript er Rée und Fräulein Salomé Frühsommer 1882 gegeben hatte. Er war unglücklich, daß die beiden ihn auslachten. Er sagte damals zu meinem Manne und mir flüsternd etwas wie: er müsse eben doch immer wieder etwas anderes haben, die reine Aufklärung genüge ihm nicht, und die beiden verständen davon nichts. Ich war wie vom Schlage gerührt, daß bereits solches Mißtrauen, solches Wissen von Nichtzusammengehörigkeit vorhanden sei. Ich bin aber durchaus nicht sicher, ob die beiden ihn wirklich ausgelacht haben. Nietzsche war oft übersensitiv, und seine Einbildung spielte ihm leicht Streiche. Über die Ursache des Auseinandergehens im November 1882 bin ich nicht unterrichtet. Er sprach sich darüber nicht aus. Er sagte nur bei seinem dritten Besuche des Jahres bei uns, es sei wohl zwischen

ihnen alles aus. Er erwartete noch Briefe und knüpfte noch Erwartungen an sie, fragte, ob ich keine für ihn erhalten habe, befürchtete sogar, ich könnte ihm etwas vorenthalten. Er war schmerzlich ergriffen, verstand es nicht, sich durch Aussprache zu helfen, durch Zuspruch helfen zu lassen. Ich riet ihm nur, Menschen nicht preiszugeben daraufhin, daß Menschen sich untereinander wehe tun, sondern die Ruhe von der beschwichtigenden Zeit und Einsicht zu erwarten.

Ich lasse einen zweiten Brief folgen, den Nietzsche im Juli 1883 mir aus Sils schrieb:

Liebe, verehrte Frau Professor,
inzwischen kam der Brief meines Freundes Overbeck, und ich erlaube mir einmal, ihm so zu antworten, und zu danken! daß ich an Sie schreibe, an die ich seit langer Zeit keinen Brief abgeschickt habe! Seien Sie froh deshalb: denn alles, was ich in dem letzten Zeitraume an Briefen „verfaßt" habe, gehört unter die Rubrik: Krankheit und Schwermut — und auch die Dinge, von welchen ich zu erzählen (oder eigentlich nicht einmal zu erzählen) hatte, waren aus dem Reiche des Daseins, welches man am besten verhüllt. Es war mein schwächster und kränkster Winter; und die Erlebnisse, die ihn dazu machten, hätten einen über Nacht zu einem „Timon von Athen" machen können. Was liegt daran, daß in ihnen nichts ist, dessen ich mich zu schämen hätte, und manches, das eine andere Würdigung und Teilnahme hätte finden dürfen, als es sie z. B. bei meinen Angehörigen gefunden hat! In dem finde und fand ich keinen Trost und keine Erleichterung. Im Gegenteil, wenn ich selber irgendwie mehr zu dieser Gattung von „Wirklichkeit" gehörte, ihr gleichartiger wäre, so würde ich wahrscheinlich alles viel leichter ertragen haben — und tragen. So aber fiel es wie ein Wahnsinn über mich her, und es ist durch nichts wieder gut zu machen, daß meine Phantasie und mein Mitleid jetzt nun ungefähr ein Jahr in dem Schlamm dieser Erfahrungen hat waten müssen. Ich glaube mehr bereits ausgestanden zu haben, fünfmal mehr, als genügt, einen normalen Menschen zum Selbstmord zu bringen: und es ist noch nicht zu Ende. Das Unglück wollte, daß ich voriges Jahr nur Dinge zu hören und zu erraten bekam, die zu diesen nächsten Erlebnissen den entsprechenden Rahmen bildeten; insbesondere — — — — — — — —

„Krankheit und Schwermut"

Der Kontrast all dieser Dinge zu dem Seelenzustand, in welchem

Der Kontrast zum Frühling 1882

ich vorigen Frühling lebte, war ganz und gar schauerlich, und stark genug ein Glas zu brechen, das auch ziemlich viel schon ausgehalten hat.

Jetzt gehen diese Dinge wieder von neuem *vorwärts*. Meine Schwester will ihre Rache an jener Russin haben — nun gut, aber bis jetzt bin *ich* das Opfer von alledem gewesen, was sie in dieser Sache getan hat. Sie merkt nichts davon, daß kaum ein Zoll noch fehlt zum Blutvergießen und zu den brutalsten Möglichkeiten — und ich lebe und arbeite hier oben diesen Sommer wie einer, „der sein Haus bestellt". —

In der Tat, ohne die *Ziele* meiner Arbeit und die *Unerbittlichkeit* solcher Ziele lebte ich nicht mehr. Insofern heißt mein Lebensretter: Zarathustra, mein Sohn Zarathustra! —

Was *den* betrifft, so habe ich alles dazu getan, daß er diese Ostern bei meinen Freunden erscheinen konnte. Der Rest ist Schweigen. — — — — — —

Ihr F. N.

Fräulein Nietzsches Antipathie gegen Fräulein Salomé

Ich möchte nicht mehr als nötig auf den Standpunkt des damaligen Fräulein Nietzsche in dieser Sache eingehen. Der Bruder fühlte dessen Mängel und wußte, daß sich dieselben nicht nur gegen Fräulein Salomé, sondern auch gegen ihn selbst gekehrt hatten. Ich sprach Fräulein Nietzsche einen Augenblick in Bayreuth, Sommer 1882, und erschrak über ihre Äußerungen. Sie sprach eine heftige Abneigung gegen Fräulein Salomé aus, von der sie meinte, sie interessiere sich für die Feinde ihres Bruders. Zugleich warf sie ihr vor, nicht begeisterungsfähig zu sein, wobei sie immer sich als die Vorzügliche in Parallele brachte. Von Fräulein Salomés Begabung hatte sie geringe Meinung und wollte sie ihrer größern Jugend halber überschauen und auf alle möglichen Kollegienbänke, jedenfalls aus der Nähe ihres Bruders verweisen. Ich hatte den Eindruck, daß sie dieser Begabung nichts entgegenzusetzen hatte. Den Bruder klagte sie, wie früher schon, bitter wegen seiner Art an, wegen seiner Rücksichtslosigkeit gegen sie selbst. Ich mußte mir gestehen, daß sie nicht die Person sei, in dem Verhältnis eine verständige und mitfühlende Rolle zu übernehmen. Nietzsche, mit dem ich von mir aus nie über die Schwester geredet hatte, war selber der Befürchtung gewesen, seine Familie werde dem Charakter dieser Beziehung nicht gerecht sein können. Es war darum gewiß ein Fehler, daß er diese seiner Familie doch zumutete.

Er litt nachher sehr unter all den Zerwürfnissen, auch mit seiner Familie. Ich riet ihm, nicht zu vergessen, daß er ja selbst gewußt habe, seiner Schwester zuviel zuzumuten, und er sich schließlich sagen dürfe, daß ihre ganze Abneigung gegen ihn auf törichten Einbildungen beruhe, denen er sich gewachsen zeigen könne. Dies tat ihm wohl und baute ihm eine Brücke zur Versöhnlichkeit. Die Versöhnung kam denn auch zustande, aber in einer für Nietzsche unheilvollen Weise. Er fiel von sich selbst, von seinem eigenen Erlebnis ab, trat damit sich selbst und wohl auch andern zu nahe.

Ich lasse einen dritten Brief vom 29. Juli 1883, kurz nach dem zweiten geschrieben, folgen:

Meine liebe Frau Professor!

„Mild und kräftig, so wie ich alle Dinge mir wünsche"

Soeben kamen auch die Zwiebäcke an: ich finde sie mild und kräftig, so wie ich alle Dinge mir wünsche — und welcher Art auch Ihr Brief war, für den ich Ihnen den herzlichsten Dank zu sagen habe. Glücklicherweise darf ich sogar die Vermutung aussprechen, daß, wenn Sie diese böse Geschichte, in deren Schatten ich wandle, sehr viel genauer kennen würden, Sie mir ihrerhalber noch sehr viel gewogener sein würden. Vertrauen Sie doch diesem meinem Worte und denken Sie nicht an „Schwäche" und „Allzumenschliches" und dergleichen; und wenn ich an dieser Geschichte auch zugrunde gehen sollte, so geschähe es, weil ich mir auch hier wieder zehnmal zuviel zugemutet habe, als sonst Menschen tun, und gegen mich unerbittlich bleibe — also aus einer Stärke und nicht aus einer Schwäche. Glauben Sie auch nicht an „Rückfälle"; leider handelt es sich für mich jetzt um Vorfälle, um Dinge, die für mich neu sind und derentwegen ich Höllentage und -nächte verlebt habe, nun, ich würge daran — und habe schon manches im Leben hinuntergewürgt! Besorgen Sie sich auch nicht in betreff einer falschen Stellung von mir zu meiner Schwester (die Wahrheit ist, daß alle meine Stellungen zu allen Menschen falsch sind — wer kennt mich denn!); sie hat in dieser Sache ihr gutes Recht, überdies ist sie ebensosehr oder mehr beleidigt wie ich, und wenn sie durchsetzen will, daß . . . . . zurückgeschafft wird, so stiftet sie, falls sie es erreicht, mehr Nutzen als ich mit meinem Asketismus, der durchaus auf Rache verzichten will. Wir sind jetzt sehr gute Freunde, besser als je. Aber sie auf meinen Standpunkt versetzen? — wozu? — Meine Schwester ist voriges Jahr zu schonend gegen mich gewesen; ist es nicht toll,

„Die gravierendsten Tatsachen erst seit drei Wochen bekannt"

daß mir die gravierendsten Tatsachen dieser bösen Geschichte erst seit drei Wochen bekannt worden sind! — in Tautenburg hat sie dieselben mir verschwiegen, und in Rom verlange ich, daß von dieser ganzen Sache nicht geredet werde. Erst ein Brief meiner Schwester an Frau . . . (beiläufig gesagt, ein Frauenzimmer-Meisterstück von einem Brief), dessen Kopie sie mir schickte, gab mir Lichter und welche Lichter! . . . . . tritt auf einmal in den Vordergrund; über einen Menschen, mit dem man sich lange Jahre in Vertrauen und Liebe verbunden gefühlt hat, umzulernen, so umlernen zu müssen ist ganz und gar fürchterlich, und ich möchte nur einen Tropfen Trost und Labsal inmitten dieser Wüste aus den Fingern saugen. — Vielleicht bringt der Herbst noch ein kleines Pistolenschießen.

Von Steinach schwieg ich; ich habe mich hier bis Mitte September eingemietet, mit meinem ganzen Hab und Gut (104 Kilo Bücher!), habe mir das Zimmer neu tapezieren lassen und will meine absolute Einsamkeit gehörig benutzen. Es ist mir nämlich im letzten Winter und Frühling gar zu viel Zeit verloren gegangen (durch Krankheit; es war ein typhöser Zustand, von dem ich mich äußerst langsam erholt habe).

Ach, wenn Sie wüßten, was die Probleme mir für Not machen, mit denen sich Geist und Herz jetzt bei mir herumschlagen — dies schreckliche Gefühl der Verantwortlichkeit auf der höchsten Spitze der Erkenntnis! Wahrhaftig, ganz abgesehen von allen elenden Erfahrungen und der ungeheuren Vereinsamung, in der ich seit Jahren lebe! Das, was mich am stärksten am Leben festhält, ist auch das, was mir die tiefsten Nöte und Desperationen bringt und bringen muß; nun sollte man mich billigerweise noch mit überflüssigen Nöten verschonen!

Glauben Sie mir, wenn ich diese zwei Jahre leben bleibe, so ist es eine Leistung ersten Ranges. — Lesen Sie doch auf dem beiliegenden Blatt „die heilige Katharina in Rom —" da ist ein Ideal, freilich in mittelalterlicher Verkleidung, vorgeführt. Ich habe einmal den Glauben gehabt, einen Menschen dieses Ideals gefunden zu haben. Als ich diesen Glauben verlor, da war es nicht „eine Enttäuschung", sondern die Enttäuschung. Nun, ich hatte sogar den Willen dazu, mir den Menschen umzuschaffen, nach dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht hatte; — und wer weiß, wie weit ich's darin gebracht hätte! Aber man hat mich gestört. —

Den Glauben an seine Heiligen verloren

Die Blätter sind aus dem Buche des Berliner Privatdozenten H. von Stein (das ist übrigens der gegenwärtige Verehrer von Fräulein Salomé, also mein „Nachfolger" hierin, wie in andern Dingen).

Sonderbar! Noch in einem ihrer letzten Briefe an mich schrieb Malvida von Meysenbug, sie habe seit Olga niemanden so zärtlich geliebt wie Fräulein Salomé! —

Zum Herbst soll eine größere philosophische Arbeit fertig sein. Am zweiten Bande Zarathustra wird bereits eifrig gedruckt. Ihnen und meinem Freunde den Ausdruck dankbarer Gesinnung. Das Geld ist in meinen Händen.

F. N.

Bemerken Sie doch, die einzige meiner würdige Position in dieser Sache ist, daß ich ihr Opfer bin.

Nietzsche hatte sich im Frühsommer 1882 der Hoffnung hingegeben, in Fräulein Salomé sein alter ego gefunden zu haben, mit ihr und durch ihre Hilfe seinem Ziele sich entgegenzuarbeiten. Fräulein Salomé war nicht gewillt, in Nietzsche aufzugehen. Aus seinem Verlangen nach innerster Zusammengehörigkeit wird der leidenschaftliche Charakter seines Seelenzustandes erkenntlich. Wie erhaben und rührend klingen Irrtum und Enttäuschung bei ihm aus? Wie war es möglich, hier eine alle Fäden feiner Empfindung jäh zerreißende, wahrhaft schallende Burleske einzuführen, zu der Nietzsche weder Talent noch Derbheit hatte? Welcher Art ist die Weiblichkeit, die dies mit wichtiger Miene unternahm und trotz aller Einwendungen mit einer Art Virtuosität durchführte?

Vom erhabenen Irrtum zur schallenden Burleske

In einem vierten Briefe kommt Nietzsche noch einmal auf dieselben Dinge zurück, sich immer mehr im Abfall vom eigenen Erlebnis bestärkend und doch stets dahin zurückkehrend.

Meine liebe Frau Professor!

Ich will nur gleich noch einmal direkt an Sie schreiben und gut zu machen suchen, was ich mit dem letzten Briefe schlecht gemacht habe. Es muß ein sehr ungeschickter Brief gewesen sein, denn erstens hat er Sie betrübt, und zweitens hat er den Eindruck gemacht, als ob ich mich zu verteidigen hätte. Die Wahrheit zu sagen: zur Moralität vermahnt zu werden, macht mich ungeduldig, und der Ausdruck „falsches Mitleiden", angewendet auf den tiefsten Schmerz meines Lebens, hat mir sogar wehe

getan. Aber das sind Empfindungen, die nicht zwei Tage bei mir anhalten, solchen Menschen gegenüber, von deren gründlichem Wohlwollen ich überzeugt bin. Übrigens ist die ganze böse Geschichte so kompliziert, daß ich es hochzuschätzen habe, wenn jemand ihretwegen „noch immer nicht ernstlich an mir irre geworden ist" — so sehr ich auch das entgegengesetzte Bewußtsein habe, das ich schon in einem Briefe ausdrückte, das Bewußtsein, in meinem ganzen praktischen Verhalten zu Menschen niemals Höheres gewollt und niemals sublimer gehandelt zu haben. Was meine Schwester betrifft, so habe ich es weder im vorigen Jahre noch in diesem an Deutlichkeit darüber, was ich will, fehlen lassen; aber wenn man nicht zusammen lebt, so geschieht manches, dessen Folgen man anzuerkennen hat, nachdem es nicht mehr möglich ist, es ungeschehen zu machen. Ich habe mich gewiß nicht gegen Sie über meine Schwester beklagt, sondern über das Fatalistische darin, daß alles, was sie in dieser Sache getan hat — und zwar zur Rettung und Wiederherstellung meiner Ehre — eingerechnet ihre eigne Genugtuung — sich gegen mich wendet. Als ich gerade mit meinem zweiten Zarathustra fertig geworden war (beiläufig: ich habe noch in keinem Jahre diese Höhen der Empfindung erreicht und bin wahrscheinlich deshalb der beneidenswürdigste aller Sterblichen), da bekam ich ganz unerwarteterweise ihren Brief an (.....) nebst einigen Details über die ganze Geschichte, die mich dermaßen empörte, daß ich an den (.....) einen fulminanten Brief schrieb. Der hat mir darauf mit einem Injurien-Prozeß gedroht; und ich habe darauf mit etwas anderem gedroht. Nun wollen wir sehen, wie die Sache weiter läuft. — Meine Schwester schrieb mir zuletzt noch, daß sie mir jene Dinge aus Schonung voriges Jahr verschwiegen habe. Und in der Tat, vielleicht war es wirklich nötig, mir diese ganze auf Jahre sich zurückerstreckende Enttäuschung tropfenweise und allmählich einzugeben — wahrscheinlich lebte ich andernfalls nicht mehr. Ich war voriges Jahr wie einer, der viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt hatte; meiner Seele fehlte die Haut sozusagen und alle natürlichen Schutzmaßregeln. Das, was ich von da an erlebt habe, ist so kompliziert schmerzhaft, daß ich meine, es sei nach allen an mir überhaupt verwundbaren Stellen das Messer gestoßen worden.

„In meinem ganzen praktischen Verhalten niemals Höheres gewollt und niemals sublimer gehandelt"

„Viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt"

Und nun noch ein Wort über Fräulein Salomé. Ganz abgesehen von der idealistischen Beleuchtung, in der man mir sie vor-

geführt hatte (als eine Märtyrerin der Erkenntnis fast von Kindesbeinen an und noch mehr Heldin wie Märtyrerin), ist und bleibt sie mir ein Wesen ersten Ranges, um die es ewig schade ist. Gemäß der Energie ihres Willens und der Originalität ihres Geistes war sie zu etwas Großem angelegt; nach ihrer tatsächlichen (— — — — — — —).

Mir fehlt sie, selbst noch mit ihren schlechten Eigenschaften; wir waren verschieden genug, daß aus unsern Gesprächen immer etwas Nützliches herauskommen mußte; ich habe niemanden so vorurteilsfrei, so gescheut und so vorbereitet für meine Art von Problemen gefunden. Mir ist seitdem, als ob ich zum Stillschweigen, oder zu einer humanen Heuchelei im Verkehr mit allen Menschen verurteilt sei. —

„Seitdem zum Stillschweigen oder humaner Heuchelei verurteilt"

Bitten Sie doch ja Freund Overbeck, daß er seinen herrlichen Gedanken eines Zusammentreffens in Schuls festhält. Und Sie selber, meine liebe verehrte Frau Professor, bleiben Sie mir gut und zuversichtlich.

Von Herzen Ihr ergebener Nietzsche.

Der arme, herrliche Freund, wäre er nur selber zuversichtlicher gewesen und hätte sich selber wirklich vertreten. Das war es ja, was ich bei ihm gewünscht hätte, aber er konnte mich nicht mehr verstehen. Nicht von falschem Mitleiden, angewandt auf den tiefsten Schmerz seines Lebens hatte ich geredet, sondern vom falschen Mitleiden mit kleinlichen Nachtrieben, denen er ja den Krieg erklärt hatte. Ich war tief elend, nachdem ich diese Briefe empfangen hatte. Wie konnte ein Mensch wie Nietzsche so hinter sich selbst zurückbleiben? Er war empört über die Mitteilungen. Wie war es nur möglich, daß er sich solchen Mitteilungen ohne jede Spur von Kritik hingab, daß sich jemand gefunden hatte, sie ihm zu machen, der selber so ungerecht gegen ihn gewesen war, selber hierin der größten Nachsicht bedurfte, die Nietzsche in voller Versöhnlichkeit gewährt hatte? Wie war es nur möglich, daß er sich nicht sagte: wo du so ungerecht beurteilt worden bist, haben andere keine Aussicht auf gerechtere Beurteilung?

Er geriet in die Barbarei eines nicht einmal in ihm vorgebildeten häßlichen Nachspieles. Es zehrte an seinen Lebenswurzeln, und er stieß es nicht von sich, sondern betrachtete sich willig als dessen Opfer. Er, der gehofft hatte, mit seiner Lehre von der ewigen Wiederkunft die Jüngerin nun wirklich zu umfassen und diesmal

endlich Herrscher zu sein! Aber auch wir versagten aus Mangel an Ahnung, wie wichtig diese Lehre der Wiederkunft ihm war. In der „Fröhlichen Wissenschaft" ist sie noch wie eines unter vielem dargestellt und wirkte auf uns eigentlich ernüchternd. Das war die große Einsamkeit, die ihn befiel, es war wirklich schrecklich. Ich verstand 1882 den ganzen grausigen Schmerz nicht, als er mir beim Abschied sagte: „So gehe ich denn wirklich in die volle Einsamkeit." Er hoffte bis zum letzten Augenblick auf ein Bekenntnis, auf ein Verständnis, das nicht vorhanden war. Auch 1883 wartete Nietzsche auf uns, und wir genügten ihm nicht. 1884 sprach er endlich selbst in der von meinem Manne geschilderten Weise. Er war aber krank und hielt sich mir fern und fühlte nachher selbst, daß er mich zurückgewiesen hatte, woraus natürlich Abkühlung entstand. Ich sah ihn nicht wieder.

Manche Frau mag es nun einmal nicht leiden, daß der Mann Opfer ist, und gar Zarathustra der Mächtige, dessen Stärke über allem Menschlichen steht, wollte hier Opfer sein. Mein Herz war an seinen Idealen beteiligt.

Nietzsche kam später zur Ruhe. Es liegen hierüber Worte von ihm vor. Er hielt in der Erinnerung an den Freunden und an dem, was sie ihm gewesen waren, fest.

Die Darstellung der „Affäre" durch Frau Förster

Solange Frau Andreas auf die Verunglimpfung der Biographie (II, S. 397—420, Kapitel XXIII „Bittere Erfahrungen") schweigt, ist an eine abschließende Darstellung dieser für Nietzsches Leben entscheidenden Episode nicht zu denken. Overbeck stieß sich schon an der unwürdigen Bezeichnung „Affäre" (II, S. 479, 830). Auch ist bis jetzt der Satz in der Einleitung zu H. Lichtenbergers Buch (S. LXV, wiederholt Biographie II, S. 518) unwidersprochen geblieben: „Leider haben aber diese Unterredungen (zwischen Nietzsche und Fräulein Salomé über die ewige Wiederkunft) niemals stattgefunden, und der erwähnte Briefwechsel hat niemals existiert." Der Terrorismus, mit dem bis jetzt Frau Förster die Anwendung des Urheberrechts auf Briefe Nietzsches an andere geltend zu machen trachtete, wird wohl die Veröffentlichung auch dieser Wiederkunftsbriefe zu verhindern gewußt haben. Eine weitere Willkür ist es zu nennen, wenn sie einen in der Tat sehr bedeutsamen Passus aus dem Ecce homo frischweg auf den Sommer 1882 und auf Fräulein Salomé anwendet (II, S. 402/3):

„Man mag mein Leben hin und her wenden, man wird darin nur selten, im Grunde nur einmal Spuren davon entdecken, daß jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte — vielleicht aber etwas zuviel Spuren von gutem Willen." Frau Förster beteuert, es werde ihr schwer, diese an und für sich so unbedeutenden Erlebnisse, die aber ihrem Bruder so überaus schmerzliche waren, zu erzählen: „Die ganze Sache war von allen Seiten und von Anfang an ein ungeheures Mißverständnis. . . . . Aber der Naivste (!) von allen war sicherlich mein Bruder selbst!" Es ist anzunehmen, daß im Archiv unveröffentlichte Belege aufbewahrt werden, mit denen die in der Biographie vorgelegte entstellende Auffassung noch des weiteren glaubhaft gemacht werden könnte, während die Beweise für das Gegenteil der Öffentlichkeit unerbittlich vorenthalten worden sind. Wenn es schon Nietzsches Schicksal ist, daß selbst zarteste Herzensdinge hervorgezerrt werden, so verlangt die Gerechtigkeit ein annäherndes Gleichgewicht im Dafür und Dawider. Was jetzt in der Biographie über die Freundschaft Nietzsches mit Fräulein Salomé zu lesen steht und vielleicht noch mit bewährtem Raffinement dem Scheine nach erhärtet werden wird, ist eine empörende Vergewaltigung des wirklichen Sachverhalts.

Wir müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen. Man hat dieses inhaltsreiche und folgenschwere Erlebnis Nietzsches in zwei voneinander scharf geschiedene Perioden zu teilen: in die fünf Monate seines persönlichen Umgangs mit Fräulein Salomé, eine Zeit schmerzlichster, aber rein subjektiver, durch keinerlei Hintertragungen komplizierter Krisen und in das unerquickliche Enthüllungsnachspiel, das im Jahre darauf (1883) mit rauhem Griff den Schleier von einem, wie er bis dahin glauben mußte, unbelauschten Vorgange wegriß. Deshalb trug seine spätere Erinnerung an Lou stets die schrille Dissonanz an sich: er von sich aus dachte ja an sie wie an eine Enttäuschung, wie an ein unerfülltes Versprechen; aber das war und blieb für ihn, so hatte er gemeint, etwas ganz Geheimes und Persönlichstes, von dem kaum jemand sonst etwas bemerkt hatte und das jedenfalls niemanden etwas anging. Statt daß sich nun dieses Andenken an eine ehrliche Täuschung unangetastet erhielt, so daß er in Ruhe darauf hätte zurückblicken können, wurde das Gedächtnis daran jählings von einer zweiten, ganz anders verlaufenden Zeichnung überschnitten und gekreuzt — und so blieb Nietzsche gerade von dem-

Zwei scharf geschiedene Perioden

Eine ehrliche Enttäuschung durchkreuzt durch fremde Einmischung

jenigen innern Erlebnis, von dem er mehr als von allen andern ein abgeklärtes Spiegelbild zurückzubehalten wünschen mußte, nur noch ein wüstes, unentwirrbares Durcheinander übrig. Es ist verständlich, daß sich die ganze Leidenschaft seines Widerwillens nicht sowohl gegen Lou und Rée kehrte, selbst wenn sie sich wie er nun hinterher — gewiß mit Unrecht — sich einbildete, hinter seinem Rücken über ihn lustig gemacht hätten, sondern gegen die Einmischung derjenigen Persönlichkeit, die ihm erst die entscheidenden Vorfälle verheimlichte und ein Jahr später, als er die persönliche Fühlung mit den beiden bereits verloren hatte, dann nachträglich noch hinterbrachte. Seine Männlichkeit bäumte sich in ihm auf in zorniger Entrüstung darüber, daß er um das elementare Recht der unmittelbaren Aussprache und Abrechnung damals betrogen worden war und hinterher nun sich ausschließlich von den eigenmächtigen Zwischenhandlungen einer Mittelsperson abhängig sah, die er aus eigenem Empfinden sicher niemals zu diesem Amte aufgerufen hätte.

Nietzsches Familiengefühl

Nietzsches Verhältnis zu Mutter und Schwester, das gewiß beiderseits auf guten Willen und herzliche Verwandtenliebe gegründet stand, war ihm immer schon hie und da zu einer Geduldsprobe geworden. Seine mehrfachen Versuche der Basler Zeit, mit der Schwester gemeinsame Haushaltung zu machen, waren nie von langer Dauer gewesen; auch seine Anläufe, sich durch Ansiedlung in der Heimat seine Seßhaftigkeit wenigstens teilweise noch zu erhalten, zerschlugen sich nicht allein am Klima und andern äußeren Verumständungen, sondern mindestens ebensosehr an dem, was er gelegentlich „Naumburger Tugend" nannte und in der Gesinnung seiner Familie verkörpert vorfand. Dabei war er aber keineswegs der Mann, sich über derartige unvermeidliche Umgebungsschwierigkeiten aus geistiger Überlegenheit hinwegzusetzen und an dem Anhang, wenn er ihn doch nicht abschütteln konnte oder wollte, doch auch nicht schwerer zu tragen, als er in Wirklichkeit für ihn wog. Vielmehr hat Nietzsche seine Familienbeziehungen sehr ernst genommen, und das mag mit seinem von Overbeck besonders an ihm bewunderten Idealisierungsvermögen in Verbindung stehen. Hinter seiner von dem Vater und von der Mutter her ausschließlich pastoral kleinbürgerlich gearteten Herkunft leuchtete ihm die Möglichkeit, von dem ähnlich lautenden polnischen Grafengeschlechte abzustammen, desto lockender hervor. Später steigerte sich diese Neigung, seine erblichen Voraussetzungen

Gesteigertes Bewußtsein seiner Herkunft

symbolisch zu deuten. Solche zufällige Beziehungen unterstrich Nietzsche, ebenso mag er auch bei den einzigen nahen Blutsverwandten, die er als erwachsener Mensch erlebte, bei Mutter und Schwester geneigt gewesen sein, in ihren Eigenschaften etwas Ungewöhnliches zu erblicken, und hierin wird der Grund für jene zahlreichen Zeugnisse zum Teil begeisterter und überschwänglicher Anhänglichkeit zu suchen sein, die namentlich in den Briefen an seine Schwester niedergelegt und auszugsweise von ihr in der Biographie bereits bekannt gegeben sind. Unwillkürlich ließ er auch seine Familie an dem Ausnahmebewußtsein teilhaben, das ihn zunehmend beseelte, und das muß denn eine Sammlung dieser freundlichen und herzenshöflichen Aussagen in ein übertriebenes Licht rücken, sobald verschwiegen oder auch bloß nicht genügend deutlich gesagt wird, daß Nietzsches Sohnes- und Bruderliebe auch ihre für ihn selbst sehr empfindliche Kehrseite hatte. Seine Empfindsamkeit drängte ihn hier noch mehr als sonst in die Extreme und ließ ihn gegen Mutter und Schwester nach der einen, so gut wie nach der andern Seite in Überempfindungen verfallen. Er legte deshalb bald Jubel, bald Gereiztheit an den Tag in lauter Fällen, wo eine normale Gefühlsweise kaum zu einer bemerkbaren Temperaturerhöhung oder -verminderung sich hätte bestimmen lassen. Overbeck, der am meisten und jedenfalls weit mehr als ihm selber lieb war, in diesem heikeln Punkt von Nietzsche ins Vertrauen gezogen worden ist, gestand kopfschüttelnd: „Ich habe unter den vielen Dingen, mit welchen Nietzsche gelegentlich auch nur ‚spielte' bei keinem den Eindruck der Kaprice mehr gehabt, als bei seinen der Familie geltenden Einfällen und werde in dieser meiner Auffassung der Sache auffallend bekräftigt durch den Schlußband der Biographie, z. B. S. 384, wo Nietzsche am 21. September 1881 seiner Schwester mitten aus der Vereinsamung, die er damals so bitter zu empfinden begann (aus dem Gefühl heraus, daß sein Stern nach eben vollendeter ‚Morgenröte' im Aufsteigen begriffen war), aus Anlaß der Backfischeinfälle dieser Schwester eben bei der allegorischen Ausschmückung kleiner, ihrem Bruder übersendeter Notizbücher seine Genugtuung darüber ausspricht, daß er diese Huldigung seiner *Familie* und nicht irgendwelchen ‚Verehrern' verdanke." Hinwiederum klagte er bei Overbecks, daß seine Schwester ihm die Symbole dieser Notizbücher mit einer Zurechtweisung verbunden habe. So soll sich darunter ein Drache befunden haben als Anspielung auf

Nietzsches Kaprice

ihr verdächtig vorkommende Tiefen und Unzugänglichkeiten in seinem Wesen, auf gewisse Manieren an ihm.

Das Dazwischentreten der Schwester

Indessen reicht der Hinweis auf Nietzsches Reizbarkeit nicht mehr völlig aus zur Erklärung seiner entscheidenden Erfahrungen im Lou-Erlebnis. Mochte er bis dahin die ihm geltenden Betätigungen der mütterlichen und schwesterlichen Teilnahme ernster genommen haben, als wahrscheinlich natürlich und nötig war — damals, 1882/83, bekam er es mit seiner Schwester auf eine so intensive Weise zu tun, wie er es ihr offenbar gar nicht zugetraut hatte. Sie selbst muß es immer schon schwer ertragen haben, vom Bruder nicht zum vollen Maßstabe der Freunde eingeschätzt worden zu sein, und dieses gewaltsam hintan gehaltene Gefühl mag daraufhin zu dem turbulenten Ausbruch ihrer schwesterlichen Ansprüche geführt haben, durch den sie in einem immerhin kritischen Zeitpunkte seines Lebens ihm die Selbstentschließung zu entwinden vermochte und sich bis zu einem gewissen Grade an die Spitze seines Schicksals setzte. Ob Nietzsche im allgemeinen an Willensstärke hinter seiner Schwester zurückstand? In der fortgesetzten Bandreihe seiner Werke steckt, allein in dieser Tatsache sich bestätigend, eine so ungeheure persönliche Energie, daß sie kaum irgendwie durch einen Nachbarwillen überboten werden konnte. Aber eben, Nietzsches Intensität ging so sehr in seinem Werke auf, daß für die äußere Gestaltung seines Lebens es einem fremden Willen wohl möglich gemacht war, seinem eigenen den Rang abzulaufen. Dies ist in der Lou-Episode der Fall gewesen; seine Schwester griff, über seinen Kopf hinweg, ein und schlug diejenige Richtung an, die nach ihrem Dafürhalten die Dinge zu nehmen hätten und dann auch in der Tat genommen haben. Diese Zielsteckung hat Nietzsche später abwechselnd bald als Befreiung, bald als Knebelung aufgefaßt und dementsprechend bald gutgeheißen und bald mißbilligt. Daß ein Erlebnis, das für ihn gleichsam nur in gedämpfter Konkretheit, zur Hälfte traumhaft vorhanden war, ins grelle Alltagslicht hinausgezerrt wurde, um dort nach den Gepflogenheiten eines alltäglichen Dafür und Dawider erwogen und abgeurteilt zu werden, das lief ebensosehr seinen Fühlungen zuwider als es seinem Wahrheitsbedürfnis doch wieder entsprach. Und so erfüllten sich die Beziehungen von Bruder und Schwester nach der Freundschaft mit Lou besonders tiefgreifend in einem leidenschaftlichen Wechsel des Anziehens und Abstoßens, wie denn überhaupt der Verlauf dieses Geschwisterverhältnisses aus der un-

Nietzsches Unentschlossenheit

vermittelten Aufeinanderfolge momentaner Zündungen sich genährt zu haben scheint. Auf seiten der Schwester war die Durchsetzlichkeit nur allzusehr begleitet von der vollständigen Mißachtung dessen, was im Bruder gestützt und hochgehalten werden mußte, wobei sie dann auch seine Beziehungen zu andern rücksichtslos durchquerte; denn in ihrer zufälligen Eigenschaft als Schwester trieb sie ihr Wesen oder auch Unwesen selbst da unerschrocken weiter, wo sie als Geist und Charakter nicht eben hineingehörte.

In der einen oder anderen Einzelheit mag ihre Kritik am Verhalten von Fräulein Salomé gegen Nietzsche dem Sachverhalt entsprechen; die Erzählung dieser Vorgänge läßt aber viel zu wenig durchblicken, wie sehr gerade die Schwester an diesen Vorfällen, die sie mehr nur als Zuschauerin beschreiben zu können sich den Anschein gibt, aktiv beteiligt war und durch nachträgliche Aufdeckungen in Nietzsches Seele den gefährlichen Sturm heraufbeschwor, aus dem er nicht eben rühmlich hervorging. Overbeck war bei seinem Besuch im Engadin im August 1883 Zeuge von Nietzsches Wutanfällen gegen Lou und von seinem Entschluß, Rée auf Pistolen zu fordern. Als aber in ihm das Zorngewitter vorüber war, ließ er ganz von selbst Fräulein Salomé sowohl als Rée hohe Gerechtigkeit widerfahren; er blieb dabei, die Jahre des Umgangs mit Dr. Rée seien ihm ein Trost gewesen, er blieb dabei, daß Rée als Denker in seine Entwicklung gehöre. Und gar den Umgang mit Lou bezeichnete er als eine unglaubliche Wohltat, durch die er erst reif geworden sei für seinen Zarathustra. Dies war seine endgültige, abschließende Auffassung über die Lou-Episode, die er seit 1884 vertrat. Er tat recht daran. Die Enttäuschung, daß Lou sich ihm nicht geistig zu verbinden gewußt hatte, nannte Nietzsche die größte seines Lebens. In dem Verhältnis zu Wagner und seiner Gattin, zehn Jahre früher, hatte in Nietzsche die Anempfindung vorgeherrscht, aus der allerdings auch Leidenschaft hervorgewachsen war, aber nicht bewußtes Fürsich-Begehren. Inzwischen war der Jüngling zum vollen Manne erstarkt. In dem reif Gewordenen war ein wirkliches Verlangen, der Wunsch nach Besitz, das Anzeichen der großen Leidenschaft lebendig geworden: man vergleiche nur das herrliche Leipziger Bild, auf dem er das Haupt in die Hand gestützt mit verzücktem Augenaufschlag zum Visionär verwandelt ist, mit den früheren! In diesem Zeitpunkt war Nietzsche reif zu persönlichstem, eigenstem

Bleibender Wert der Lou-Episode

Begehren. Er begehrte Lou — heiß, aber freilich nicht sinnlich; vielleicht war das sein eigentlicher Rechenfehler, daß er des ehrlichen Glaubens war, die verfeinerte, nur auf geistigen Besitz gerichtete Begierde sei mit einem solchen Dispens auf Ausschaltung der elementaren Triebe als Begierde überhaupt noch möglich. Der Preis, den er für diesen Irrtum zahlte, war eben der Einsturz seiner goldensten Illusion. Das unwillkürliche Lächeln, das uns bei der Wahrnehmung einer derartigen Achtzehnjährigen-Unerfahrenheit an einem Achtunddreißiger überkommen mag, verschwindet aber über der großen Ehrfurcht vor der Keuschheit dieser Virilität. Am Lou-Erlebnis war Nietzsches androkratisches Selbstbewußtsein zur Fülle gediehen. Er war seiner Männlichkeit bis zu einem solchen Grad von Stolz und Kraft inne geworden, daß er die sonst dumpfen Wonnen physischer Mannbarkeit nun geläutert im Geistigen genoß. Jetzt ging er hin und erzeugte „seinen Sohn Zarathustra".

III. Antisemitismus und Obskurantismus

Nicht länger kann nun ein Verhältnis beschwiegen werden, das in den Lebensumständen jedes Schriftstellers seine beträchtliche Rolle zu spielen hat und für Nietzsche, der ja nach seiner Amtsniederlegung nichts anderes als Schriftsteller mehr war, vollends verwickelte Formen annahm: das Verhältnis zu seinem oder seinen Verlegern. Nietzsches erster Versuch, unter Dach und Fach zu kommen, richtete sich zu Anfang der siebziger Jahre auf einen jungen, auch eben erst eingewanderten deutschen Buchhändler, der die älteste, in ununterbrochener Tradition von einem der berühmten Humanistendrucker herstammende Basler Verlagshandlung eben käuflich erworben hatte. Dabei ist an dem Grund der Ablehnung von Interesse, daß dem betreffenden Verleger, der selbst Anhänger Wagners war, Nietzsches Wagner-Begeisterung in der „Geburt der Tragödie" — um die handelte es sich — denn doch alle Dämme einzureißen schien. Die Herbstferien 1871 verbrachte Nietzsche zum Teil in Leipzig mit Rohde und Gersdorff, und durch deren Vermittlung wurde die geschäftliche Beziehung zu dem Verleger der Schriften Wagners geknüpft, E. W. Fritzsch. Wohl infolge der heftigen Angriffe auf die beiden ersten Bücher, durch die der Verleger wahrscheinlich doch etwas kopfscheu wurde,

Nietzsches Verleger E. W. Fritzsch

wollte beiderseits ein rechtes Vertrauen nicht aufkommen. Im November 1873 besuchte Nietzsche Fritzsch noch in Leipzig; schon im Sommer 1874 löste sich das Verhältnis auf gütlichem Wege, indem der Verlag der Unzeitgemäßen Betrachtungen nun an den Buchhändler Ernst Schmeitzner in Chemnitz überging. Auch Overbeck machte diese Transaktion getreulich mit; seine „Christlichkeit" war mit Nietzsches „Strauß" noch bei Fritzsch erschienen: seine künftigen Fachstudien, sofern sie nicht Universitätsprogramme waren oder in Zeitschriften niedergelegt wurden, kamen sämtlich bei Schmeitzner heraus. Dieser machte gegen Ende der siebziger Jahre Anstalten, sich in großem Stile zum Weltanschauungsverleger zu entwickeln; er wollte die Quellen zum Buddhismus durch indische Studien fördern, bemühte sich um die Erwerbung der Briefe Lassalles, verschloß sich auch Dührings „Judenfrage" nicht und brachte Dr. Rées „Ursprung der moralischen Empfindungen"; aber seine größte Hoffnung hatte er wohl auf Nietzsche gesetzt. Die Ostermesse 1879 setzte den ersten Dämpfer auf mit einem Absatz von nur 120 Exemplaren des „Menschlichen, Allzumenschlichen". Auf Weihnachten 1879 gab Schmeitzner einen literarisch gehaltenen Verlagsbericht heraus, den Peter Gast redigierte. Den ersten Ärger bereitete Schmeitzner Nietzsche und seinen Freunden durch die in Aussicht genommene Gründung „Antisemitischer Blätter", nachdem Nietzsche schon 1878 die „Bayreuther Blätter" als „erbarmungswürdiges Zeug" bezeichnet hatte (Briefe I, S. 430). Dabei war Schmeitzner schon immer hinter Nietzsche her, er solle ein „Jahrbuch der Freunde" herausgeben; da sich das hinzog, weil Nietzsche nichts überstürzen wollte, setzte Schmeitzner ohne Vorwissen der Beteiligten die „Internationalen Monatshefte" ins Werk und warb Autoren unter der Vorspiegelung, Nietzsche und Overbeck hätten ihre Mitwirkung zugesagt, woraufhin sich z. B. der Hallenser Privatdozent Dr. Heinrich von Stein zur Mitarbeit verpflichtete; Redaktor sollte Gasts Freund, Paul Wiedemann, sein. Den Hauptanlaß zu Klagen gab indessen Schmeitzners geschäftliche Nachlässigkeit; den Empfang des Manuskriptes zur „Morgenröte" ließ er wochenlang unangezeigt; statt sich um die Herausgabe des „Zarathustra" zu kümmern, verbrachte er seine Zeit mit antisemitischen Agitationsreisen; außerdem schützte die Druckerei Teubner Furcht vor dem Gotteslästerungsparagraphen vor, während in Wahrheit wohl der Druck von einer halben Million Gesangbücher den Grund der Verzögerung bildete. „Das

E. Schmeitzner in Chemnitz

Die antisemitische Agitation

machen", schrieb Nietzsche an Gast (Biographie II, S. 431), „die ‚sehr wichtigen Verhandlungen' und beständigen Reisen des Chefs der alliance antijuive, des Herrn Schmeitzner: da muß ‚der Verlag einmal etwas warten', so schreibt er. Es ist wahrhaftig zum Lachen: zuerst das christliche Hindernis, die 500 000 Gesangbücher, und dann das judenfeindliche Hindernis — das sind ganz ‚Religions-stifterliche Erlebnisse'." Allmählich wurde auch die innere Gleichgültigkeit, wenn nicht Abneigung Schmeitzners gegen Nietzsche als Verlagsartikel ruchbar; man suchte einen Käufer, fand aber keinen wegen Preisüberforderung. Wie oft schon hatte Overbeck Nietzsches Quartalsgehalt an Schmeitzner einzahlen müssen, und doch verweigerte dieser auch nach Jahren jede Gegenabrechnung und die Entrichtung auch nur eines Pfennigs Honorar von den Einnahmen der verkauften Bücher. Die Spannung übertrug sich unvermeidlich auf den persönlichen Austausch; so nannte sich Schmeitzner als Antisemit einen „praktischen Christen" und bekam dafür von Nietzsche die Antwort einzustecken, er sei ein Praktikus, aber kein praktischer Christ (Biographie II, S. 485). Alle diese Vorfälle faßt Frau Förster in den Satz zusammen, Schmeitzner habe ihrem Bruder „verschiedene Unannehmlichkeiten" bereitet und außerdem nicht aufgehört ihm mitzuteilen, daß das Publikum seine Aphorismen nicht lesen wolle. Eine derartig [illegible] Beurteilung der Situation gibt aber keine richtige Vorstellung von den schweren Hemmnissen und Bedrückungen, die Nietzsche in einer an sich schon unerträglichen Zeitspanne das Leben sauer gemacht haben. Um seiner Geldforderung Nachdruck zu verleihen und Zarathustra einem so ungeeigneten Verweser zu entziehen, mußte Nietzsche die Angelegenheit dem Anwalt übergeben und ein volles Jahr in Prozeßsorgen schweben, ehe der Verleger endlich (im November 1885) seinen Verpflichtungen nachkam. Wohl war das ein Aufatmen, aber nicht von der Verlegermisère an sich, sondern nur von deren grotesken Auswüchsen. Zu dem vielfachen Pech, das Nietzsche in seinem Leben gehabt hat, gehört es wahrhaftig, daß er einem derartigen Spezialisten von Verleger in die Hände fiel, durch den Nietzsches Schriften bis und mit Zarathustra überhaupt nur in Antisemitenkreisen geschäftsmäßig vertrieben wurden. Die früheste Besprechung des ersten Zarathustra war von einem Christen und Antisemiten verfaßt und sonderbarerweise im Gefängnis entstanden; Nietzsche wußte auch darin noch das Gute herauszufinden, „insofern, da sofort die populäre Position, die

„Als Antisemit ein praktischer Christ"

einzig an mir begriffen werden kann, eben meine Stellung zum Christentum, gut und scharf begriffen ist. ‚Aut Christus, aut Zarathustra?' Oder auf deutsch: es handelt sich um den längst verheißenen Antichrist — so empfinden es die Leser." (Biographie II, S. 436.) Für die Übernahme der Schmeitznerschen Masse hoffte Nietzsche ein angesehenes Leipziger Verlagshaus zu gewinnen, das erst wollte und dann wieder nicht wollte. Vollends die Hoffnung, für seine neuen Sachen einen Verleger zu finden, hat er tapferen Mutes aufgegeben; er war nun so weit, Druckfertiges einfach in ein Päckchen zusammen zu binden und kaltblütig in die Schieblade zu legen. Im Sommer 1886 vereinigte er diese prekären Zustände zu dem einigermaßen annehmbaren Provisorium, daß alles bisher Gedruckte von dem alten Verleger E. W. Fritzsch aufgekauft wurde und das Wichtigste darunter mit beigefügten Vorreden eine Titelneuauflage erfuhr; für seine gesamte zukünftige Produktion indessen mußte er sich zur eigenen Regie entschließen; es war nur eine Formsache, daß die Druckerei C. G. Naumann ihren Namen dazu hergab und mit Nietzsches neuen Büchern selber unter die Verleger ging, aber ohne jede kontraktliche Abmachung.

Rückkehr zu Fritzsch Kommission bei C. G. Naumann

Die Verquickung seines Schaffens mit den ihm von Grund aus unsympathischen alldeutschen, judenfeindlichen und verchristlichenden Tendenzen erstreckte sich aber nicht nur auf den geschäftlichen Teil. Antisemitismus und Obskurantismus rückten ihm auch im eigenen Hause auf den Leib. Weitere Aufklärungen über Nietzsches Beziehungen zu seiner Familie schickt es sich möglichst in Form eines Kommentars zu den betreffenden Partien der Biographie zu geben. Die Verfasserin stellt das biographische Problem, wen eigentlich Nietzsche zu seinem Vertrauten gemacht habe, als Rivalität zwischen seinen männlichen Freunden und ihr selbst dar, wonach lange Zeit „die Freunde" den Vortritt gehabt hätten, bis schließlich die Schwester in ihre lang verkannten Rechte eingerückt sei. (Vgl. besonders S. 834 f.) Dies kann aber nur prinzipiell, nicht chronologisch gemeint sein; denn bereits im Herbst 1885 erfolgte der Abschied zwischen den Geschwistern, und vor dem Ausbruch des Wahnsinns haben sie sich nicht wieder gesehen. Das persönliche Einverständnis zwischen ihnen, sofern es sich um ein solches handelt, wäre also in den ersten achtziger Jahren zu suchen. Was ist hierüber aus der Biographie zu erfahren? Als Vertraute erscheint die Schwester wirklich neben Peter Gast im Verzückungssommer 1881 in Sils-Maria (S. 374, 378,

Die Schwester als „Vertraute“

381 f.). Dann wiederholt sich die Intimität beim Aufenthalt in Rom im Frühsommer 1883 nach dem Rapallo-Winter — in der Entstehungszeit des zweiten Zarathustra, wo die Schwester nicht nur die schwierigen Verhandlungen mit Schmeitzner zu führen hat und selbst „Korrekturbogen lesen darf“, sondern auch — „ich als einziger Jünger!“ — Zeuge seiner dichterischen Konzeptionen war. (S. 453, 457, 458.) Es ist also durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß sich die Schwester in der Entstehungszeit des Zarathustra I—II der Einweihung in die Gedankenwelt ihres Bruders durch diesen selbst zu erfreuen gehabt hat. Doch beweist das nichts mehr als einen Versuch Nietzsches, seine Schwester daraufhin zu prüfen, ob sie des Verständnisses für sein Werk fähig sei. Anderes wiederum deutet darauf hin, daß die beiden damals durch ihren gegenseitigen guten Willen angetrieben, doch nur einen Zustand völliger Ratlosigkeit durchzumachen gehabt haben. Die Schwester hat dem Bruder nicht helfen können und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm überhaupt nicht zu helfen war, am wenigsten mit den naiven, aus einer tief inferioren Welt geschöpften schwesterlichen Experimenten. Wollte Nietzsche ein berühmter Lehrer sein — Mitglied einer Erziehungsgemeinschaft — oder ein einsiedlerisch schaffender Schriftsteller, er wußte es selbst nicht und fluchte zeit- und abwechselungsweise beiden Zuständen und Berufen (vgl. S. 465 f.). Mochte ihm daher die Schwester in einen oder andern Sinne raten — was sie dabei zu holen hatte, war in beiden Fällen eine mehr oder weniger schroffe Zurückweisung oder ernste Strafpredigt (besonders S. 464 ff.). Bald griff sie in der Zuversicht des Bewußtseins, „vielleicht besser als der Bruder zu sehen“, zur Ausflucht ihrer bürgerlichen Instinkte und sah in einem guten akademischen Amt und einem damit verbundenen „schützenden Geheimrattitel“ den wünschenswertesten Hafen für das Lebensglück ihres Bruders, ohne doch im Handumdrehen (zwei Seiten später, S. 467) etwas dagegen zu haben, daß ihm, „sobald er ins Arbeiten und Schaffen kam, die Einsamkeit unumgänglich notwendig war“. Nun legt aber Frau Förster selber uns Zweifel darüber nahe, ob damals wirklich sie so ganz in den Bemühungen ihres Bruders aufgegangen sei; denn wie sie bemerkt, selbst bemerkt (S. 469), hat sie um dieselbe Zeit, da sie mit ihrem Bruder so schlecht vorwärts kam, ihren „Briefwechsel mit Förster“ immer lebhafter werden lassen, um sich zu einer immer wärmeren Fürsprecherin der kolonialen und sogar der antisemitischen Pläne

Unmöglichkeit einer Verständigung

zu entwickeln, wobei sie, gegen Mutter und Bruder „natürlich den abwesenden Freund und heimlich Geliebten nicht unverteidigt lassen konnte". Sie hat also, solange der Bruder noch am Leben und mitten im lebendigen Wirken war, es für die fruchtbarere Aufgabe erachtet, sich den „Försterschen Ideen"[45]: „Antisemitismus und Kolonisationsbestrebungen" zu widmen, also den Bruder insofern doch sich selbst zu überlassen, indem sie, von ihm liebevoll mit seinen Intentionen vertraut gemacht, sich in den Dienst von „abenteuerlichen Gedanken" stellte, wohlverstanden von solchen, die der Bruder nach ihrem eigenen Geständnis „schrecklich fand". Die „Försterschen Ideen"

Es geht also schon aus der Biographie ziemlich zwingend hervor, daß Frau Förster kaum in der Lage ist, eine einwandfreie und abschließende Darstellung einer Episode zu geben, die sie zwar miterlebt, aber nicht als enthusiastische Parteigängerin ihres Bruders, so daß dann ihr Zeugnis bei aller Befangenheit wenigstens den Vorzug des intensiven Erlebnisses aufzuweisen hätte; da sich ihre Gedanken und ihr Herz, auf die Lebensanschauung hin gewertet, damals geradezu im gegnerischen Lager befanden, kann sie sich nicht anders als mit oberflächlicher Zerstreutheit für die Arbeiten und Pläne ihres Bruders interessiert haben, und zwar schließt diese günstigste Annahme die andere nicht aus, die Empfindungsunterschiede zwischen den Geschwistern seien bei der sehr energischen und zur Initiative drängenden Veranlagung der Schwester dazu angetan gewesen, das sowieso schon verwickelte Innenleben des Bruders durch sehr fühlbare Widerstände und Hemmungen zu komplizieren. In der Tat verschweigt denn auch die Biographie die Zerwürfnisse mit dem Bruder keineswegs. Über die Entzweiung aus Anlaß von Fräulein Salomé wird zwar (S. 407) rasch hinweggeeilt; die Wiederversöhnung findet im Mai 1883 in Rom statt und, nachdem man sich wieder getrennt, spricht Nietzsche sogar davon, in Sils-Maria seine Aufgabe wieder in die Hand zu nehmen, seine *spätere* Zukunft aber der Schwester und den Göttern zu überlassen" (S. 432, 453). Dabei wird die Schwester als Vermittlerin zwischen Nietzsche und seinem Verleger Schmeitzner in Anspruch genommen. Da bricht aber schon im darauffolgenden Winter das neue Zerwürfnis um die Verlobung mit Dr. Förster aus, „ohne Ahnung ihrerseits", wie die Schwester behauptet, freilich mit dem Geständnis, daß darüber im Herbst 1883 der Verkehr mit dem Bruder „nicht angenehm" geworden sei, doch habe dieser die Meinungsverschiedenheiten „viel schwerer genom-

men als es nötig war". (S. 469.) Das Zerwürfnis war jedoch nicht etwa vorübergehend, sondern spitzte sich immer mehr zu; eine „intrigante junge Dame ist im Spiel" (S. 411, 469, 478). Der Bräutigam wird „allmählich gereizt", „erbittert über den seiner Verlobung von den Angehörigen der Braut entgegengestellten leidenschaftlichen Widerstand" (S. 479); die Schwester selbst „wurde ganz wild, so daß mein Bruder und ich für eine Zeit unsern Briefwechsel ganz abbrachen". In diesem kritischen Augenblick, wo niemand weiß, wer Koch und wer Kellner ist, rettet sich die Darstellung auf neutrales Gebiet, indem sie seitenlange Auszüge aus den Briefen des „leider zu früh verstorbenen Gelehrten" Dr. Paneth aus Wien an seine Gattin in sich aufnimmt. Damit wird aber — für die Zwecke der Verfasserin gewiß sehr glücklich, aber desto bedauerlicher für die billigen Ansprüche jedes Unbeteiligten — einfach ausgebogen! Denn hier sind Gesichtspunkte von grundsätzlicher Wichtigkeit im Spiel, vor allem das Rassenproblem.

Overbeck über Nietzsches Rassengefühl

Die „polnischen Ahnen"

Wie es mit Nietzsches, von ihm schließlich so phantastisch und exzessiv geschätzter polnischer Herkunft wirklich steht, wird wenig exakt festgestellt, wenn offenbar nach den „Familiendokumenten" wenigstens als Tatsache angesehen wird, daß Nietzsches Urgroßvater Gotth. Engelb. Nietzsche, „Sohn eines polnischen Schlachzig Nietzki (Niecki)" gewesen, „der als Teilnehmer an einer polnischen Verschwörung um 1715 nach Deutschland flüchtete". Solange der Tatbestand in dieser Sache nicht sicherer gestellt ist, ist Nietzsche in unserem nationalistisch besessenen Zeitalter giftigen Angriffen allzusehr ausgesetzt[46]. Geistreich stellt übrigens ein Gegner Nietzsches die Bedeutung des polnischen Ahnen in Nietzsches Phantasie in Gegensatz zu der des Oheims Simon van Geldern in der Heines, nur daß die Sache lediglich antisemitisch und antipolonistisch mißbraucht wird. Weder die jüdische noch die polnische Rasse sind aber der Art, daß sie den Gedanken an einen aus einem jüdischen und polnischen Bestandteil im Stammbaum zu ziehenden Vorteil ausschlössen. Warum soll nicht auch Nietzsche ein polnischer Ahne im Stammbaum zugute gekommen sein? Welchen Anteil Phantasie oder Physiologie an der Destillierung oder Herstellung dieses Vorteils gehabt, vor allem handelt es sich darum,

die Dinge ohne alle Tendenz aufzufassen. — Ich selbst habe Nietzsches wiederholte Reden über seine polnischen Ahnen, deren Gepräge er übrigens in dem breiten Bau seiner Physiognomie wirklich trug, oft genug mit sehr skeptischem Ohre angehört. Sind sie ernst zu nehmen gewesen, so habe ich jedenfalls nicht mehr dagegen, als ich es schon bei meinem Zweifel hatte. Es handelt sich auf jeden Fall um nichts anderes als um eine überaus interessante Tatsache, die nur zu konstatieren oder dahingestellt zu lassen ist. Dagegen zweifle ich an Nietzsches Deutschtum nicht im mindesten, und meine das unter anderem auch damit zu beweisen, daß ich nichts weiter als sein aufrichtiger und schlichter Freund bin. Nietzsche war in Wirklichkeit nichts anderes als ein Deutscher, ein Slave nur in seiner Phantasie. Nietzsches Interesse für das Slaventum war eitel Sport und Spielerei.

Der Antisemitismus

Während eines seiner in Nizza verbrachten Winter, in den Tagen vom 26. Dezember 1883 bis zum 26. März 1884 hat Nietzsche mit einem modernen Juden aus Wien, namens Dr. Paneth verkehrt. Es ist wahr, diese Begegnung ist eine der folgelosesten derart, von der in seinem Leben zu erzählen ist. Drei Monate haben beide miteinander zu tun gehabt, dann sind sie „endlich geschieden", um nie mehr miteinander in Berührung zu kommen. Über diesen Verkehr hat Paneth selbst gleichzeitig in Briefen an seine in Wien lebende Braut berichtet. Das Jahr 1884 war gerade diejenige Zeit, in welcher Nietzsche mitten in seinen persönlichen Konflikten mit dem Antisemitismus steckte. Diese ihm an sich recht fernliegende, um nicht zu sagen widerwärtige Zeitbewegung war ihm gerade von zwei Seiten ganz besonders zudringlich und unbehaglich, sozusagen persönlich auf den Leib gerückt. Sein eigener Verleger hatte sich zum Antisemitismus bekehrt, und seine eigene, mit seinem Denken so sonderbar verwachsene Schwester war im Begriff, ein Haupt des in der Hauptstadt des Deutschen Reichs aufblühenden Antisemitismus zu seinem Schwager zu machen. Nun verwünscht Nietzsche Anfang März 1884 auf einer Postkarte aus Nizza den Schaden, den er schon vom Antisemitismus erlitten hat, zuletzt als Beispiel seinen Verleger Schmeitzner erwähnend, worauf es gleich heißt: (— —) Die Quelle dieser Kunde kann wohl niemand anders sein als Paneth. Und wiederum in einem Briefe von Nizza, 7. April 1884, will Nietzsche allerhand „sehr Genaues" über den Dichter Lipiner erfahren haben, von einem Wiener Naturforscher. Auch

Dr. Paneth

dieser Naturforscher kann hier nur Paneth sein. Nachträglich finde ich auch noch eine ausdrückliche Nennung im Briefe vom 22. Dezember 1884.

Nach dem, was er selbst über sich zu erkennen gibt, ist Paneth ein sehr merkwürdiger Jude, einer von der Art Spinozas, nämlich diesem Weltweisen verwandt vor allem durch den unter seinen Stammesgenossen ganz seltenen Grad von Emanzipation von aller Tradition seines Stammes, religiöser sowohl wie nationaler. Auch Paneth ist der Synagoge gänzlich entfremdet, aber auch dem Zionismus der Gegenwart, an dem er noch bestimmteren und unmittelbareren Anlaß hat, sich seinem Stamm national ganz entfremdet zu zeigen, als Spinoza. Paneth läßt eine andere „Schule" an sich in der Tat nicht wahrnehmen, als die wissenschaftliche, durch die er gegangen, nämlich das physiologische Laboratorium des Prof. Brücke in Wien. Das ist nun aber ein Jude gewesen, an dem Nietzsche gewiß nicht gleichgültig vorübergegangen ist. Auch aus Paneths Briefen ist zu ersehen, wie wenig persönlich desinteressiert von Nietzsches Seite die Konversationen in Nizza mit ihm gewesen sind. Hat dieser sich doch selbst mit Erkundigungen an Paneth gewandt, sofern er ihm als Helfer in seiner Not dienen könne — und zwar nicht nur zu seiner Orientierung über sein persönliches Ansehen im Wiener Judentum, sondern als Naturforscher und Physiolog, aus welchen Disziplinen Nietzsche, gerade auch in den Jahren seiner damaligen Entwicklung zum Zarathustra, seiner Zeitgenossen Rat zu erholen oft gedacht hat.

Das historische Interesse am Judentum

Auch rein nur als Historiker hatte Nietzsche Grund, sich einen Juden von Paneths Schlag näher anzusehen. Ohne dem Judentum ein besonders leidenschaftliches und sich vordrängendes Interesse zu widmen, haben wir beiden, Nietzsche und ich, doch eben als Historiker kaum anders gekonnt, als dem absonderlich zähen Verhältnis der Juden zu ihrer Volkstradition besondere Aufmerksamkeit zu widmen und der Merkwürdigkeit dieser Zähigkeit besondere Anerkennung zu zollen. Dieses unseres dem Judentum geltenden Gedankenaustausches insbesondere auch zur Zeit unseres Basler Kontuberniums eingedenk, mache ich keinen Hehl aus meinem Befremden darüber, daß Paneths in meinen Nietzschebriefen so spärlich gedacht ist. Es lag Nietzsche vielmehr nahe, mich mehr von ihm hören zu lassen.

In unserem Denken über den Antisemitismus sind Nietzsche

und ich, glaube ich, besonders enge Gesinnungsverwandte gewesen. Wie Fanatismus jeglicher Art, Nationalhaß so gut wie Religionshaß, uns besonders und gleich fern lag, wenn auch vielleicht aus sehr verschiedenen, in unserer eigenen Herkunft wurzelnden Gründen, so haben wir auch im Grunde für Antisemitismus kaum Verständnis gehabt. Nicht daß wir mit dieser Verschlossenheit uns unter Europäern so absonderlich ausgezeichnet hätten. Denn es wird mit dem Radikalismus dieser Verschlossenheit bei uns kaum anders gestanden haben als bei den Zeitgenossen unserer Zone überhaupt. In dieser ist wohl jedermann, jeder Gebildete mindestens, in gewissem Maße den Juden abgeneigt, so sehr, daß es unter uns die Juden selbst sind. Das ist in unserer „Gesellschaft" ungefähr allen angeboren, nur daß fast alle sich darin gefallen, mit dieser Abneigung in einer großen Mannigfaltigkeit von Nüancen hervorzutreten, nur wenige darin, sich damit zu verbergen, und nicht gar zu viele darin, die Abneigung laut zu predigen. Am deutlichsten mag sich denn auch Nietzsches und mein Mißfallen am Antisemitismus noch darin ausgedrückt haben, daß wir, ihm halb zum Trotz, uns zwar gar manchmal darüber unterhalten haben, aber keineswegs mit Passion und ihn vielmehr im Grunde nie „wichtig genommen" und für eine kaum sehr überlegenswerte Zeitmode angesehen haben. Womit denn auch zusammenhängen mochte, daß über Antisemitismus zwischen uns meist stillschweigendes Einverständnis herrschte. Daß sich damit noch immer eine ziemliche Dosis „Antisemitismus", jedenfalls eine geringe Semitenliebe verträgt, zeigen Nietzsches Schriften noch immer auffallend deutlich, wenn man den Haufen von persönlichem Verdruß bedenkt, den Nietzsche namentlich vom Antisemitismus her hat über sich stürzen lassen müssen. Von wenigen Dingen hätte ich als Freund Nietzsches ihm gewünscht, daß er mit ihnen nie etwas zu tun bekäme, wie vom Antisemitismus; denn besseres habe ich mir dabei selbst nie gewünscht und bin auch damit verschont geblieben, selbst als in meinen alten Tagen ein Jude mir eine wenn auch nicht von mir idealisierte, so doch schlicht und aufrichtig geliebte Nichte zu sich nahm. Dem armen Nietzsche sollte das Geschick auch in diesem Stück schwer zusetzen. Auch die Zettelchen, die Nietzsche im Moment des Wahnsinnsausbruchs in die Welt zerstreut hat, sind durch ihren Inhalt mehrfach ein Anzeichen, wie sehr der Antisemitismus seine Gedanken mehr beschäftigt hat, als es den Anschein hatte. So unter anderem auch

Die gesellschaftliche Praxis

der entsprechende Zettel, der aus jenen Tagen mir und meiner Frau zugekommen ist. Wie sinnreich war er für uns, konnte auch von Verständnis dabei keine Rede sein. — Nietzsche ist ein herzlicher Gegner des Antisemitismus, wie er ihn erlebt hat, gewesen; sah er doch „Verleumdungs- und Vernichtungswut" für eine der „unehrlichsten Formen des Hasses" an. (Wille zur Macht, S. 125.) Das hindert nicht, daß, wo er ehrlich spricht, seine Urteile über die Juden allen Antisemitismus an Schärfe weit hinter sich lassen. Sein Anti-Christentum ist vornehmlich antisemitisch begründet.

Antisemitisches Antichristentum

Der Konflikt zwischen Grundsätzen und Gefühlen

Für Nietzsches Ohnmacht, gefestigte Grundsätze von persönlichen Empfindungen nicht in Mitleidenschaft ziehen zu lassen, ist seine abermalige Versöhnung mit der Schwester, nachdem diese also das Haupt einer von ihm geradezu verabscheuten Kulturbewegung zum Lebensgefährten erwählt hatte, charakteristisch. Hätte er wirkliche Überlegenheit besessen, er wäre um denjenigen Ton nicht verlegen gewesen, dessen es bedurft hätte, um sich auf konziliante Weise in das Unvermeidliche zu schicken und doch seiner Überzeugung nichts zu vergeben; statt dessen entfaltet er eine pathetische Feierlichkeit, um sich aus der Sache zu ziehen, wie besonders aus seinen Briefen an Schwager, Mutter und Schwester hervorgeht. (S. 501—509.) Entweder war ihm wirklich „das Ganze so zuwider", wie die Schwester wörtlich gesteht — dann ist es schwer begreiflich, wie es von der Zusammenkunft in Zürich, die Anfang September 1884 zwischen Bruder und Schwester anberaumt wurde, heißen darf: „Wir fühlten jedes Mißverständnis schwinden, sahen uns vom ersten Augenblick voller Fröhlichkeit und Vertrauen in die Augen und wunderten uns, daß wir uns gegenseitig so erzürnt hatten." (S. 500.) Oder — und so wird es wohl sein — Nietzsche war nicht in dem Grade ein Mann von Überzeugung, wie es ein wirklich Starker zu sein hat; die Macht, die ihn wirklich beherrschte, war die Stimmung; sie riß, sobald sie wirklich stark über ihn hereinflutete, den Damm des Charakters ein und wischte den grundsätzlichen Standpunkt einfach weg. Das mußte seine Freunde, die in ihm einst den Führer zur Männlichkeit zu verehren bereit gewesen waren, hart auf die Probe stellen. Overbeck hat denn auch aus seinem Befremden keinen Hehl gemacht: „Das hat Nietzsche selbst bei allem eminenten Verstand, den

er zur Kritik des abenteuerlichen Kolonisationsunternehmens des Ehepaars Förster aufgeboten, sich wohl nicht träumen lassen, daß in diesem Falle gerade auch seine Familienträumereien am Willen seiner Schwester scheitern würden. Ihr hat er vorgehalten, daß sie, ihn und Europa für Paraguay verlassend, vom gemeinschaftlichen Nietzscheschen „Familientyp" abfalle, „der seine Kunst im Versöhnen zwischen Kontrasten hat". (S. 505.) Das half indessen hier gerade so wenig, wie es nur sonstwo geholfen hätte. Nicht einmal die Ironie des „Tropischen" konnte helfen. Frau Förster wollte nun einmal lieber försterisch und tropisch sein, als Nietzschisch und mitteleuropäisch. Auf beides hat sie sich, und nun freilich wiederum mit tropischer Glut, bei Abfassung ihrer Biographie besonnen. Wobei denn wiederum der Bruder geopfert wurde. Die Schwester läßt sich über die Frage aus, wie es zu erklären sei, daß es vor ihrer und ihres Gatten Abreise nie zu einem zärtlichen Abschied zwischen ihnen und ihrem Bruder gekommen ist, obwohl sich beide Geschwister in Getue und Redensarten darüber überbieten, wie sehr ihnen daran liege, sich gerade in diesem Augenblick zu sehen. (S. 593 f.) Nicht anders als sich solcher Konflikt gerade in vorzüglich kleinbürgerlicher Familie abspielt! Was sich Nietzsches Lebenskonflikt nennen läßt, überhaupt; aber auch einzelne seiner Momente, wie z. B. im Jahre 1885, in welchem Nietzsche seinerseits mit seiner eigenen Orientierung über seine Philosophie zum Abschluß gekommen, aber auch das große Ereignis in seiner Familie neben ihm, die Übersiedelung seiner Schwester als Gattin eines Antisemiten in die neue Welt, ebenso weit war. Sollte Nietzsche in diesem Moment für sich selbst oder seine Familie entscheiden? In welch seltsam kleinlicher Form hat sich für ihn dieser Zweifel zur Entscheidung dargeboten, ob er in Sils-Maria bei seinem Philosophieren beharren sollte, oder nach Deutschland (Naumburg) eilen, um von Schwester und Schwager vor ihrer Abreise „Abschied zu nehmen"? Dieser Konflikt, von welchem sich fragen läßt, ob er für einen wirklich großen Menschen sich nur überhaupt hätte ernstlich erheben können, hat, wenigstens nach der Darstellung seiner Schwester, für Nietzsche geradezu in philiströsen Formen bestanden und scheint, wenigstens immer nach dieser Darstellung, von ihm auch in diesen Formen empfunden worden zu sein. Daß Krankheit und eine weltferne Reise schwer in die Geschicke einer Familie eingreifen, davon ist heutzutage doch nicht nur in einer

Der Abschied vom Ehepaar Förster

Atriden- oder Heroenfamilie Erfahrung zu machen, das kommt ungefähr allenthalben, auch in den Kreisen der Allzuvielen nicht eben selten vor, und hier selbst in viel härteren Formen als sie bei Nietzsche in Betracht kamen, dem Schwester und gar Schwager im Ernste recht gleichgültig, wo nicht antipathisch waren. Dem es gewiß nicht „so durch und durch gegangen ist", Sommer 1885 nicht sofort von seinen Arbeiten in Sils-Maria zu seinem „Lama" nach Naumburg eilen zu können und etwa einmal „acht Tage" warten zu müssen, bis er sich von der Stelle bewegte. (S. 594, 595.)" Alles in allem bleibt es bei der Feststellung, daß für Nietzsches seelische Hygiene, deren seine zwiespältige Natur dringend bedurft hätte, die Vorfälle innerhalb seiner Familie nichts weniger als zuträglich waren. „Die Natur Deines Gatten, welche ganz und gar nicht die meine ist," schreibt er der Schwester (S. 596, vgl. 606) — dies gleichsam als Quittung für seine frühere Zuversicht, sie werde „nie einen Mann heiraten, der ihm nicht vollständig angenehm wäre". (S. 40.) Jedenfalls besteht für uns die Pflicht zu Recht, durch die zwar sehr breite, aber deswegen nicht etwa gründliche, sondern nur desto zerflossenere Darstellung der Biographie uns nicht zu einer Unterschätzung des Familienkonfliktes verleiten zu lassen. Vielmehr liegen hier Erfahrungen vor, die Nietzsche, so befremdlich dies klingen mag, wahrscheinlich doch beinah umgeworfen haben. Statt uns aber noch weiter damit zu beschäftigen, schreiten wir lieber zu weiteren Dokumenten vor, die geeignet sind, jene Zeit zu erhellen.

Overbeck gegen Treitschkes Antisemitismus

Vor allem darf in diesem Zusammenhange der Brief nicht vorenthalten bleiben, mit dem Overbeck gegen seinen alten Freund Heinrich von Treitschke die Zusendung von dessen Traktat „Ein Wort über unser Judentum" quittiert hatte. Seine Worte rücken die Aktualität jener Bewegung hell ins Licht, an deren Spitze also Nietzsches Schwager Dr. Bernhard Förster sich gestellt hatte.

Basel, 19. Dezember 1880

Mein lieber Treitschke!

Zwar kann ich mir nicht denken, daß Du mein Schweigen auf Dein „Wort über unser Judentum" als Zeichen des Einverständnisses aufgefaßt hast. Es war mir, als ich es gelesen hatte, ein schmerzlicher Beweis dafür, wie vollständig wir uns im Laufe der Jahre auseinandergedacht haben. Wenn ich nichts darauf schrieb, so geschah es, weil ich besorgte, was ich sagte, würde Dich

entweder kränken oder gleichgültig lassen. Beides hätte außerhalb meiner Absicht gelegen. Doch behielt ich von meinem Schweigen ein Gefühl der Unfreundlichkeit, und dieses würde mir vollends drückend, wenn ich auch nach Deiner zweiten Sendung stumm bliebe. So spreche ich denn als Freund ein herzliches „dissentio" aus. Nicht um mit Dir über die Judenfrage zu disputieren — könnte ich doch nicht mit gutem Gewissen bestreiten, daß es unter den Juden ruppige Gesellen gibt und ist mir Dein eigentlicher Standpunkt in der Sache gar nicht recht klar, da Du weder „Antisemit" noch ihr Gegner bist. Zwar könnten wir uns am Ende gerade in diesem Zwischenreiche begegnen, wenn Du nämlich mit mir bedauertest, daß bei uns in Deutschland die ganze Frage auf dem Tapet ist und der Ansicht wärest, nur sie fehlte noch, um die innere Verworrenheit der Gedanken und der Stimmungen im gegenwärtigen Deutschland und das Unbehagen seiner Ideenarmut zu verraten, daher sich ein frei und menschlich denkender Mann am liebsten öffentlich aus dem ganzen Streit draußen hielte. Allein Du bist der Verfasser des „Worts über das Judentum". Von diesem scheinst Du zwar sagen zu wollen, daß es bestimmt gewesen sei, beruhigendes Öl auf die Wogen eines häßlichen Streits zu gießen. Allein hier muß ich denn gestehen, daß ich gar nicht verstehe, wie Du mit solchem Worte solchen Zweck erreichen zu können meintest. Öl ist es freilich gewesen, nur fiel es nicht auf Wasser, sondern ins Feuer, und alle Raffinierung hatte ihm seine Brennbarkeit nicht genommen. Es tut mir daher für Dich sehr leid, daß Dich dieses Wort in allerhand Fatalitäten verwickelt, wie z. B. in diese Studentengeschichte, aber wundern tut es mich nicht. Wobei ich übrigens auch die von Dir erwähnten Freunde nicht begreife, welche Dich abgehalten haben eine Erklärung abzugeben gegen einen öffentlichen Mißbrauch Deines Namens, der auf einer höchst eigentümlichen und im eigentlichen Sinne intra parietes eingetretenen Verwicklung beruhend sich doch gewiß nicht als bloße „Zeitungsrederei" betrachten ließ. Doch, wie ich es schon andeutete, bei dieser ganzen Judenfrage bin ich persönlich zu wenig beteiligt, um nicht in unseren gegenwärtigen deutschen Wirren auch darüber den Dissensus eines Freundes zu vertragen. Peinlicher noch und, um ganz offen zu reden, da ich es einmal tue, abstoßender ist mir ein anderer Ton, der aus Deinen letzten Veröffentlichungen immer unverzagter herausklingt, ich meine den „christlichen". Hier nun zunächst kein Mißverständnis.

Die „Ideenarmut" in Deutschland

Ich meine nicht ein persönliches Gefühl, welches ich bei jedermann im höchsten Grade achte, der es besitzt, und es mir also bei Dir als meinem Freunde, wenn es Dir gekommen ist, anzutasten nicht in den Sinn kommt. Ich meine den öffentlichen Gebrauch, den Du im politischen Streit von diesem Gefühl machst, und in welchem ich Dir immer mehr die alte, bei Dir mir immer besonders werte Scheu verloren gehen sehe, Fragen der Religion in den Streit der Politik hereinzuziehen. Nur gegen diesen Verlust drücke ich meinen Widerwillen aus, weil ich allerdings für diesen Respekt nicht habe, und insbesondere auch der Meinung bin, ein Mann mit Deiner Vergangenheit setze sich bei Deiner heutigen Redeweise der Frage aus, welchen Beruf er habe, mit seinem Christentum so herauszutreten. Denn so leicht wird es doch damit immerhin nicht zu nehmen sein, daß man eines Tages so tun dürfte und wäre doch sonst, für das Publikum wenigstens, in allen Stücken der alte Adam, wobei sich das Christentum wie ein politisches Expediens neben anderen ausnimmt. Entschuldige meine Grobheit, es handelt sich hier um einen Punkt, bei welchem ich keinen Spaß verstehe und, wenn Du willst, unverträglich bin. Ich habe in meinem Leben Veranlassung gehabt, mir alle Vermischung radikaler kirchlicher Tendenzen mit politischen vom Leibe zu halten, und habe so getan, ganz gewiß nicht weil ich an konservativer Mengerei derart größeren Gefallen hätte. So empfinde ich, und so lerne ich aus der Geschichte, daß, wenn es einen Punkt gibt, an welchem man inne wird, daß das Christentum etwas in der Menschheit verrenkt hat, dieser in allen Verbindungen zu finden ist, die das Christentum mit der Politik eingegangen ist, wie ich denn auch gar nicht zweifle, daß hier der Punkt ist, an welchem es noch einmal allgemeiner Geringschätzung erliegen wird, wenn mit ihm dieser Bereich nicht noch sauber zu halten ist. Und die Anrufung des Christentums im gegenwärtigen Judenspektakel kann mich doch wohl nicht anders denken lassen, da es mir vollends nur wie eine der Maskeraden erscheint, für welche in modernen Zeiten das Christentum nicht für zu gut gegolten, da mit ihm in einem Streite solcher Natur zu kämpfen nur zu weiterer Verkehrung aller schlichten Geradheit führen kann. — Dixi und — hoffentlich alvavis amicitiam nostram. Man kann sich in solcher Sache nicht in einem Briefe deutlich machen, ich hoffe zu Deiner Freundschaft nicht nur, daß Du mir keine persönlichen Absichten unterlegst, wovon in der Tat nicht die Rede ist, sondern überhaupt

Mißbrauch der Religion im politischen Streit

nichts zwischen diesen Zeilen zuviel liesest, was darin nicht steht. Sei gebeten, sie möglichst einfach zu nehmen. Ich könnte sie wohl verlängern, aber so gar viel steckt wirklich nicht dahinter. Da Du Dich aber einmal hast „mis dans cette galère", so bleibt mir als Freund nur der herzliche Wunsch übrig, Du mögest dabei den inneren Frohsinn, so unbeschädigt es geht, behalten. Je eher Du mir ein Wort darüber schreibst und wie es überhaupt bei Dir geht, um so lieber ist es mir, wie Du Dir wohl denken wirst. Meine eheliche Mitheidin läßt Dich und die Deinen herzlichst grüßen. In allen Fährlichkeiten des Lebens, auch den inneren, in treuer Erinnerung der Deine

Fr. Overbeck.

Nietzsche als Klassiker deutscher Prosa

Doch kehren wir wieder zu Nietzsche zurück. Das Kraftfeld seiner geistigen Betätigung dehnt sich bereits damals über eine ungeheure Spannweite aus. Als Schriftsteller hat er sich die deutsche, Sprache zu einem unfehlbar gefügigen und lenksamen Dienstzeug herangezogen, das dem leisesten Druck eines Fingers gehorcht. In der hundertfachen Übung des kurzen Sinnspruchs hatte er es zur äußersten sprachlichen Virtuosität bereits gebracht; jetzt stand ihm als weitere Aufgabe bevor, die Welt des deutschen Wortes mit dem höchsten Musikgehalt zu erfüllen, dessen sie fähig war. Nicht umsonst mußte ihm in Venedig Peter Gast Chopin vorspielen, nichts als Chopin. Gerade diesem Tondichter seinen Stimmungswellenschlag abzulauschen, in dessen Geheimnis er der vertrauteste Meister war, und mit solchem süßesten Schmelz der Klangfärbung sein (trotz aller Verwahrung) geliebtes Deutsch zu instrumentieren: — man sieht, Nietzsche ist zielbewußt vorgegangen. Bereits in den siebziger Jahren taucht gelegentlich in ihm der Traum auf, ein Buch im Psalmenton zu schreiben; nun hatte er sich auch hierzu die nötige Fertigkeit angeschafft. Vom pfeilspitz geschliffenen Epigramm bis zur pastosen, breit aufgetragenen Periode meisterte er nun alle Stile des schriftstellerischen Ausdrucks. Freilich nicht auf dem Gebiete der Verskunst, auf dem er nur ausnahmsweise Vollkommenes bot. Aber in der Handhabung der Prosa ist er eben um der Vielseitigkeit seiner Herrschaft über die Sprache willen doch nur mit Goethe — er selbst meinte mit Heine — zu vergleichen. In der Biegsamkeit und unerschöpflichen Vielgriffigkeit

seines Vortrags übertrifft er stellenweise selbst Goethe. Er ist für alle Zeit ein Klassiker der deutschen Prosa.

Nietzsche als Gesamtfeind des Obskurantismus

Dennoch hat er schwerlich nur deshalb gelebt, um einmal mit einigen Kabinettstücken künftige Anthologien zu zieren. Weit mehr als die darstellerische Könnerschaft lag ihm sein philosophischer Stoff am Herzen. Der Umfang dieses Stoffes wird am erkennbarsten abgesteckt durch Verbindung aller polemischen Punkte bei Nietzsche. Er will der Philosoph sein, der, wenn selbst sogar mit mystischen Mitteln, doch unter allen Umständen den Obskurantismus bekämpft. Dessen ist er sich schon in Basel bewußt geworden, als er nicht davor zurückschreckte, sogar Führer der Aufklärung unter die Obskuranten zu rechnen (Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 27): „Das Wesentliche an der schwarzen Kunst des Obskurantismus ist nicht, daß er die Köpfe verdunkeln will, sondern daß er das Bild der Welt anschwärzen, unsere Vorstellung vom Dasein verdunkeln will. Dazu dient ihm zwar häufig jenes Mittel, die Aufhellung der Geister zu hintertreiben: mitunter aber gebraucht er gerade das entgegengesetzte Mittel und sucht durch die höchste Verfeinerung des Intellekts einen Überdruß an dessen Früchten zu erzeugen. Spitzfindige Metaphysiker, welche die Skepsis vorbereiten und durch ihren übermäßigen Scharfsinn zum Mißtrauen gegen den Scharfsinn auffordern, sind gute Werkzeuge eines feineren Obskurantismus. — Ist es möglich, daß selbst Kant in dieser Absicht verwendet werden kann? ja daß er, nach seiner eigenen berüchtigten Erklärung, etwas derartiges, wenigstens zeitweilig, gewollt hat: dem Glauben Bahn machen, dadurch, daß er dem Wissen seine Schranken wies? — was ihm nun freilich nicht gelungen ist, ihm so wenig wie seinen Nachfolgern auf den Wolfs- und Fuchsgängen dieses höchst verfeinerten und gefährlichen Obskurantismus, ja des gefährlichsten: denn die schwarze Kunst erscheint hier in einer Lichthülle."

Die geplante Wiederaufnahme des Dozentenberufs

Die unerbittliche Aufklärungstendenz, die ihn als sein Grundtrieb beseelte, ließ auch in der Zarathustrazeit Anwandlungen, sich pädagogisch zu betätigen, in ihm rege werden. Der Tautenburger Sommer hatte ihn die Wonne erzieherischer Betätigung frisch empfinden lassen. Im September darauf dann gänzlich unerbeten in einem Briefe Jakob Burckhardts der Satz: „Was mir aber immer von neuem zu schaffen gibt, ist die Frage: was es wohl absetzen würde, wenn Sie Geschichte dozierten?"

Dieses Zutrauen von seiten des unerreichten Meisters akademischer Lehrkunst ließ Nietzsche keine Ruhe; in den häufigen Zeiten des Mißbehagens und völliger Ratlosigkeit erinnerte er sich seiner wie eines rettenden Fingerzeiges. Sollte er wirklich wieder Professor werden. Dazu gesellte sich dann die bürgerliche Auffassung seiner Umgebung, wonach dem geborenen Genie der Schutz amtlicher Würden und gesellschaftlicher Titel nur zuträglich sein kann. Auf die energische Zurede seiner Schwester, von der er sich während des römischen Aufenthaltes im Frühsommer 1883 überhaupt zu weitgehenden Entschlüssen treiben ließ, machte er auch Ernst mit seiner Absicht, wieder Vorlesungen vor Studenten zu halten. Er wandte sich an einen ihm befreundeten deutschen Philosophieprofessor mit der Bitte um Rat, ob für ihn an eine Nostrifikation — dies der zünftige Ausdruck für die freiwillige, ohne erfolgte Berufung vorgenommene Übersiedelung eines Dozenten an eine andere Universität — mit einiger Aussicht zu denken sei. Die Antwort des betreffenden Kollegen hat sich in einer eigenhändigen Abschrift Overbecks unter dessen Nachlaß vorgefunden. Sie lautet, unter Weglassung aller Eigennamen, wörtlich: „(—) den 19. August 1883. Teuerster, verehrter Herr Kollege. Eine aufrichtige Freude war es für mich, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie sich jetzt gesundheitlich wohl genug fühlen, um an eine Lehrtätigkeit bei uns denken zu können. Mein Leben hier in (—) würde nicht unbedeutend an Reiz gewinnen, wenn ich öfter das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen zusammen zu sein und in Freiheit Gedanken auszutauschen und mit Ihnen zu lachen. — Die Zeit bis Anfang des Wintersemesters wäre auch hinreichend, um die nötigen Formalien zu erledigen. Sie brauchten Ihr Gesuch nur bei der philosophischen Fakultät, resp. dem Dekan derselben, augenblicklich Geheimrat (—), schriftlich einzureichen, um Beschleunigung zu bitten und das übrige abzuwarten. — Nun kommt freilich das große ‚Aber‘ — meine Feder sträubt sich mächtig dagegen, es überhaupt niederzuschreiben. Sie fragen mich jedoch um Rat, und so kann ich als Freund von Ihnen nicht anders als offen gegen Sie sein. Ich fürchte nämlich, unsere Fakultät wird, wie ich sie kenne, ernste Bedenken tragen, Ihr Gesuch dem Ministerium gegenüber, welches dasselbe zu genehmigen hat, zu empfehlen. Anlaß zu diesen Bedenken werden (sic!) welche weitgehende, scharfe Äußerungen über die Gottesvorstellung und besonders über das Christentum in Ihren letzten Schriften, die

Ein „guter Rat“

gewiß vor dem eventuellen Bericht an das Ministerium durchgesehen werden, geben. Ob Sie an einer andern deutschen Universität mehr Aussicht haben würden, wage ich nicht zu entscheiden. — Sehr bedauern würde ich es nur, wenn Sie sich abhalten ließen, Ihre Ansichten über Griechen und griechische Kultur in etwas zusammenhängender Form zu Papier und an die Öffentlichkeit zu bringen, weil ich überzeugt bin, daß Sie eine Menge neuer Gesichtspunkte, anregender Gedanken und Kombinationen zutage fördern würden. Tun Sie doch darin was Sie können! Zürnen Sie mir vor allem nicht, weil ich offen bin, und kommen Sie trotzdem nächsten Winter nach (—)! Wir werden gewiß recht fröhlich sein zusammen. Herzlichst ergeben der Ihrige (— —)." Dieser Bescheid hat Nietzsches gelegentliche Nebengelüste nach erneutem Umgang mit Zuhörern wohl endgültig zu Grabe getragen. Frau Förster meint (Biographie II, 461), Nietzsche habe diese Ablehnung durch die Zunft als Kränkung empfunden; auch sei der Geheimratstitel ein schützender Panzer für das Genie! (S. 465.) Es war nur eine flüchtige Teilhoffnung gewesen im Vergleich mit seinem übermächtigen Gesamtwunsche, sich um jeden Preis Gehör zu erzwingen. Eine solche wohlgemeinte und verbindlich gehaltene Urkunde des akademischen noli me tangere hat gewiß abschließend die Erfahrung verschärft, aus der heraus dann Nietzsche im Zarathustra seine streitbarsten Kampfgesänge gegen die offiziellen Bildungsmatadoren gedichtet hat. So nahm er auch diese Staatsphilosophen samt und sonders in die Reihen seiner Obskuranten auf. Er verfügte in der Witterung des Geistigen über ein so verfeinertes Geruchsorgan, daß er einen letzten Nachhauch vom scholastischen Mönchsgestank aus jeder noch so verwissenschaftlichten und modernisierten Weltbetrachtung unvermeidlich herausroch, die etwas anderes war, als reine, irdische Sonnenluft. Sofern er nun nach wie vor menschenhungrig auf Fühlungnahme mit Gleichgesinnten aus war, verwirklichte sich das nur noch in der Pflege spärlicher Einzelbekanntschaften. Über die in diesen Zeitpunkt entfallende Begegnung mit Heinrich von Stein wird später zu handeln sein. Gedenken wir jetzt in Kürze noch einiger damaliger Beziehungen zu alten Freunden.

Staatsphilosophen auch Obskuranten!

Jener mehrwöchentliche Aufenthalt in Zürich im Herbste 1884 hatte nicht nur einem Wiedersehen mit der Schwester, sondern auch einer feinsinnigen Förderung von Peter Gasts künstlerischem Streben gedient. Dieser berichtet hierüber an Overbeck:

Zürich, 5. November 1884

Nietzsche und Gast in Zürich

„Von Prof. Nietzsche haben Sie wahrscheinlich erfahren, daß ich hier bin, um Orchester spielen zu hören. Hegar und Freund haben sich meiner deshalb angenommen, und das mit soviel Gentilezza, daß es Nietzschen wie mich in Erstaunen setzte. Ich gehe in die meisten Proben und in alle Konzerte; diesen Abend z. B. in die Hauptprobe zu ‚Erlkönigs Töchtern' von Gade und zum ‚Christophorus' von Rheinberger. — Nietzsche fühlte deutlich, daß es nicht gut sei, wenn ich daheim überwinterte, — und so wußte er es auf die feinste Art herbeizuführen, daß ich hierher kam. Der erste Anlaß war die Einübung meiner neuen Ouverture vom hiesigen Orchester u. s. f. Ich lerne viel, — mehr als ich anfangs dachte. — Nietzsche, der vor acht Tagen nach Mentone abgereist ist, hat mir noch nicht geschrieben; vielleicht haben Sie bereits Nachricht von ihm. Er hat mir die ‚Nacht, o holde —' dagelassen, die ich Ihnen erst später und nicht heute schicken will, damit es nicht aussieht, als wolle ich Ihnen Ihr Eigentum zum Geburtstage schenken. — Zu Mittag speise ich mit — drei Studentinnen! Zwei Medizinerinnen und eine Philosophin! Frl. W., Frl. B. und Miß C.; diese letztere will in zehn Wochen den Doktor machen, zu welchem Zweck sie eine Schrift über Emerson verfaßt hat. Alles ganz vorzügliche Charaktere, mir auch von Nietzsche bekannt gemacht!"

Zürich, 3. Dezember 1884

Die Aufführung von Gasts Ouvertüre

„Auf Ihren gütigen und mit dem ergebensten Dank erhaltenen Brief einstweilen nur die Nachricht, daß nächsten Sonntag — ich glaube nachmittags — in einem Konzert der ‚Harmonie' (in der Tonhalle) die Ouvertüre zum Löwen von Venedig gemacht wird; ich werde sogar selber den Bakel dazu schwingen. Aber ich kann nicht wünschen, daß Sie, verehrter Herr Professor, sich einen so teueren, mit Kosten und Strapazen verbundenen ‚Genuß', wie das Anhören dieses Stücks, verschaffen wollen, — so überaus ehrend auch Ihr Interesse dazu für mich ist."

Zürich, 5. Dezember 1884

„Konzertbeginn Sonntag 4 Uhr; erste Nummer die Ouvertüre. Vielleicht schicke ich diesen Nachmittag das Programm; ich muß jetzt in die Probe. — Aber . . . nun ich fühle die Verantwortlichkeit, wegen 5 Minuten Lärm Sie aus aller Ordnung reißen, und komme beinahe in die Lage, den moralischen Warner zu machen!"

„Haben Sie die Geschichte gehört, die in der Pension Neptun mit Ihrer Handschrift von ‚Nacht, o holde —‘ passierte?[47] Dort war eine Dame mit ihrer Tochter einquartiert, welch letztere öfter im Lesezimmer zum Pianoforte sang. Nietzsche gab ihr jenes Stück zum Singen; sie sagte, sie wolle es einstudieren, nahm es mit aufs Zimmer und behielt es. Einige Tage danach verschwand sie — entführt von einem vielsemestrigen Medizinstudenten. Mit ihr war auch jenes Manuskript verschwunden. Das Paar mochte in der Nähe Zürichs wohnen, denn der Student hatte die Frechheit, öfter in die Pension nach Briefen fragen zu kommen. (Die Mutter war in Rücksicht auf den Ruf der Pension inzwischen ausgezogen.) Über das Abhandenkommen des Manuskripts hatte Nietzsche die Inhaberin der Pension unterrichtet; als eines Tages wirklich ein Brief für jene schöne Tochter kam und vom Studenten abgeholt werden wollte, belegte ihn die resolute Wirtin mit Beschlag: sie lieferte ihn nur gegen Rückgabe jenes Manuskripts aus. Erst nach mehreren Tagen brachte dann der Böse wicht die Noten wieder. Nietzsche meinte sogar, meine Musik mit dem teilweise verführerischen Text sei nicht ohne ‚Schuld‘ an der ganzen Entführung.“

„Nacht o holde“

Die Wiederaufnahme der Beziehungen mit Gersdorff

Von den früheren Freunden war Freiherr von Gersdorff dem Nietzscheschen Kreise wieder näher getreten. Bereits im November 1880 begegnete ihm Peter Gast zufällig unter den Prokuratien. Der Baron dilettierte damals in Malerei und stand im Begriff, zu Böcklin nach Florenz zu gehen; auch war er durch die Lektüre von Gleïzès Thalysia oder das Heil der Menschheit zum Vegetarianer geworden.

Overbeck blieb mit ihm immer in einiger Verbindung, da Gersdorff bei ihm eines warmen Anteils an seinen bewegten Schicksalen sicher war. Als Majoratsherr von Ostrichen bei Seidenberg im Regierungsbezirk Liegnitz schreibt er Overbeck am 18. April 1885: „Von unsern Freunden weiß ich nicht viel. Nur Nietzsche hat mir geschrieben, daß er nach Venedig gehe, um einige Monate dort zu bleiben und mit Köselitz zusammenzutreffen. Ich bedaure, daß dieser hochbegabte Musiker bisher noch keinen Zugang zu den Ohren des Publikums gefunden hat. Und doch glaube ich fest, daß keiner lebt, der etwas Besseres machen kann und gemacht hat. Die neueren Musiker, welche unsere Theater mit Opern versorgen, können alle recht wenig. Es fehlt unsern Künstlern zu sehr an Bil-

dung und ruhiger Sammlung. Sie lassen nichts reif werden, und die wenigsten haben überhaupt Fruchtaugen, um obstgärtnerisch zu reden. — Dr. Rée war bisher in Berlin, um eine Abhandlung über das Gewissen zu publizieren. Er protegierte ein begabtes Mädchen, Franko-Russin, welche kürzlich ein Buch ‚Im Kampf um Gott' hat erscheinen lassen, das ich nicht gelesen habe. Sie soll ein ganz unheimlich gescheutes Menschenkind sein. Romundt hat in Berlin eine Sphäre seiner Tätigkeit gefunden, aber ich verstehe eigentlich nicht wie und wo. Rée sieht ihn oft und begegnet ihm als Teilnehmer eines ‚Philosophikum', in welchem Heinrich von Stein, die Russin, ein Herr Haller eine neue Philosophie besprechen. — Mir bleibt keine Muße zum Philosophieren; das Leben ertragen, tapfer aushalten, was auch kommen mag, in der eigenen Sphäre wirken und schaffen, das ist die meinige; sie ist nüchtern und praktisch geworden, aber mir klebt der Boden an den Füßen, seit ich aufgehört habe, in der Fremde das Glück zu suchen, und ich bin es so auch zufrieden. Im vorigen Jahre hat mich der Kaiser zum Kammerherrn gemacht, wodurch mir Berührungen mit der Hofwelt geboten werden, die nicht uninteressant sind, seit in Berlin die große Politik gemacht wird. Das Andenken meines Vaters hat mir den Weg dahin geebnet, den ich ohne starkes Verlangen betreten habe. Aber es ist gut eine Stellung zu haben, die Menschen wollen es so haben, sonst gilt man nichts; hat man sie, so wird gekrochen, und das ist spaßhaft anzusehen. Ich lese viel in Treitschkes Geschichte und fühle mich gefesselt, der erste deutsche Historiker, der mich nicht langweilt. Ich schicke Ihnen anbei einen Brief Steins an meinen Großvater, vielleicht interessiert es Sie."

Rohdes Freude an Nietzsches Künstlerschaft

Mit Rohde stand Overbeck in ununterbrochenem Verkehr, sei es durch Briefwechsel, sei es durch gelegentliche Begegnung; er war auch Pate von Rohdes Söhnchen (1881). An Nietzsche vermochte Rohde immer nur wie an einen „Halbverstorbenen" zu denken; die „Morgenröte" sah ihn „traurig und eher abendrötlich an". Dabei war er von Anteil und Sorge um ihn stets erfüllt und in Atem gehalten. Sobald Overbeck von Nietzsches Bleiben oder Kommen etwas Bestimmteres erfuhr, sollte er es Rohde wissen lassen, damit dieser sich von dessen Leben und Möglichkeit zu existieren doch einigermaßen eine Vorstellung machen könne. Doch führten die wenigen Versuche, mit Nietzsche selbst Fühlung zu nehmen, immer gleich zu schweren Mißverständnissen, die dann zu entwirren Overbeck oblag. Wie sehr er zwischen beiden be-

schwichtigend und vermittelnd stand, geht aus seinen an Rohde gerichteten Briefen hervor. Man darf nämlich nicht durch Rohdes momentane und partielle Bewunderung des Zarathustra sich zu der Meinung verleiten lassen, Rohde habe seine dauernde Sympathie nun wieder in die Nähe von Nietzsches Schaffen gerückt. Sein warmes und würdiges Urteil über die beiden ersten Teile klingt doch eher nur wie ein Seufzer der Erleichterung, daß ihm eine Anerkennung einer Arbeit Nietzsches überhaupt möglich ist. Er schrieb an Overbeck am 9. Dezember 1883: „Nietzsches Buch habe ich größtenteils mit wahrer Bewunderung gelesen. Ich finde auch die Form nicht nur geschickt und geistreich gehandhabt . . ., sondern überhaupt sehr angebracht: so kann er doch seine Gedanken und Wallungen noch aus sich herausetzen, sie nehmen mehr den Charakter eines Kunstwerks an, den Ausdruck einer Stimmung, die man nicht eigentlich und notwendig hat, sondern nur durch Vermittlung der Phantasie annimmt, wie eben der Dichter die Stimmung und Art seiner Charaktere als deren Stimmung, nicht als seine — wiewohl von seinem eigenen Herzblut darin ist. Und das betrachte ich für ihn als ein Glück, als einen Fortschritt. Denn ich habe längst das Gefühl, als ob Nietzsche wesentlich litte . . an einer Fülle von Poesie, die nicht in eigentliche Dichtung sich niederschlagen will und ihm nun im Innern Fieber und Not macht." Diese Stelle bringt Crusius (S. 116) und erinnert an das weit wärmere Lob Rohdes gegen Nietzsche selbst zwei Wochen später (Briefe II, S. 570). Hat nun Rohde wirklich „immer den Künstler und Dichter in Nietzsche gesehen" (Crusius, S. 117), so doch wohl nur insofern, als diese Schätzung der künstlerischen Kräfte im Freunde der unverhohlenen Mißachtung von Nietzsches Anstrengungen als Denker zur Folie diente. Auch der herzliche Glückwunsch zum Zarathustra hat die Freunde einander nicht näher gebracht. Dem standen schon allein Rohdes nicht völlig erschütterte Parteigängerschaft für Bayreuth und seine wachsende Sympathie für das „Reich" und Bismarck im Wege. Doch wird darüber später im Zusammenhange zu behandeln sein.

Zürich, 27. August 1879

Vorgestern hatte ich Baumgartners, gestern Treitschkes Besuch und kam nicht zum Schreiben. Von St. Moritz bin ich seit dem 23. zurück. Ich habe Nietzsche in einem wahrhaft trostlosen Zustande verlassen müssen, ohne ihm helfen zu können. Was ihn, abgesehen von den Leiden seines gegenwärtigen Zustandes, augenblicklich besonders bedrückt, ist die Aussichtslosigkeit, seine ihm jetzt vor allem perniziöse Einsamkeit im nächsten Winter unter klimatisch für ihn erträglichen Bedingungen aufzuheben. Er hat nur zwischen Köselitz mit Venedig und Naumburg mit seiner Mutter die Wahl. Die Örtlichkeiten taugen beide für ihn nichts, ebensogut könnte er nach Basel zurück, dessen klimatische Untauglichkeit schon wirklich erprobt ist. Ohne den geringsten Verkehr, von jeder andern Zerstreuung oder Beschäftigung abgeschnitten als Spazierengehen, nie gesund und alle Wochen ein paarmal von den schmerzhaftesten Krisen überfallen, die ihn ans Bett fesseln, so lebt jetzt unser Freund dahin, und bei dem allem überzeugt, daß er in der Luft des Engadin das erträglichste Leben führt, das ihm noch möglich ist. Ich kann nur herzlich bedauern, daß Sie nicht auf dem Wege nach Italien bei ihm vorgesprochen haben. Ihren Besuch hätte er wohl nachträglich, wie vermutlich auch den meinen, mit einem bösen Tage büßen müssen, er hätte ihm aber doch große Freude gemacht und wäre ihm wohltätig gewesen. Im voraus scheut er den Gedanken daran und läßt Sie bitten, ihn zu unterlassen, nachdem er sich die Sache einen Tag lang nach meiner Ankündigung überlegt hat. An Ihren Plan, ihn irgendwo in der Westschweiz oder überhaupt in diesem Augenblick anderswo als in St. Moritz zu sehen, ist gar nicht zu denken. Er kann den Ort ohne sehr beschwerliche Postreisen gar nicht verlassen, und diese verbieten sich für ihn ohne unbedingte Not bei seinem gegenwärtigen Zustande vollkommen. Es wird übel genug gehen, wenn er einmal nach Norden oder Süden fort *muß*, und das, denke ich, wird in den nächsten Wochen der Fall sein. Ich glaube nicht, daß er es noch lange in St. Moritz aushält, dann aber begibt er sich ohne jeden Umweg in sein Winterquartier, ich vermute fast Naumburg, was mir gegenwärtig von allem doch als das Vernünftigste erscheint; aber wenn sich Nietzsche dafür entscheidet, kann es uns nur ein Symptom der Verzweiflung sein, mit wel-

Unterlassung von Rhodes Besuch

cher er selbst seinen Zustand nun ansieht. Und ich selbst habe gar keine Hoffnung. Denken Sie ja daran, was freilich Ihnen kaum noch möglich sein wird, Nietzsche noch in St. Moritz aufzusuchen, so bin ich persönlich immer noch dafür. Sie müßten sich dann freilich erst bei mir erkundigen, ob Nietzsche noch dort ist (Pension Helvetia). Seit meiner Rückkehr habe ich keine Nachricht, doch verschaffe ich mir wohl bald welche. Bis Mitte September zu bleiben, war bei meiner Abreise seine Absicht. Oder fragen Sie bei seiner Schwester an (bei Herrn Martin, St. Augustin, Lac de Neuchâtel).

Hoffentlich entfliehen Sie noch beizeiten dem Glutofen, in welchen Sie sich hineingewagt, bevor Sie ernsteren Schaden genommen haben. Nach schlimmen Erfahrungen vor zwei Jahren riskiert sich Treitschke diesmal erst Mitte September nach Rom. — Von Nietzschen bin ich natürlich auch mit den herzlichsten Grüßen an Sie beauftragt.

Basel, 12. April 1881

. . . Von Nietzsche hatte ich wieder eine Karte, dessen Brief an Sie gerade am Tage vor der Meldung, daß Sie hier seien, abgegangen war. Es freut mich herzlich, daß Sie wieder einmal miteinander reden. —

Basel, 7. Februar 1882

Rohdes langes Schweigen gegen Nietzsche

. . . Ihren Brief habe ich sofort besorgt. Es war mir sehr lieb, daß er kam. Zwei Tage vorher hatte Nietzsche geklagt über die allmähliche Lichtung seines Freundeskreises und auch Ihres langen Schweigens betrübt gedacht. Zweifeln Sie doch ja nicht an seiner Anhänglichkeit an alte Bande. Er ist, meine ich, zur Zeit dafür empfänglicher als je, und dankbar dafür, wenn nicht auch von alten Freunden die Trübung seines Schicksals erschwert wird. Überhaupt aber scheint es mir, als ob Sie dies Schicksal doch in gewissem Sinne zu düster ansehen. Vergessen Sie doch nicht, daß, wenn auch um noch so teuern Preis, Nietzsche sich ein kostbares Ding rettet, das für ihn nun einmal wohlfeiler nicht zu behaupten wäre, seine Freiheit. Ist denn, wenn wir das Leben um uns betrachten, die Vorstellung so unerträglich, daß man abseits steht? Und nur mit der andern eines halben Todes zu verbinden? Eben davon ist doch bei Nietzsche nicht die Rede, so schlimm sich alles auch durch Krankheit verwickelt. Aber auch

in dieser Hinsicht ist es in jüngster Zeit besser geworden. Das ist wenigstens der Eindruck der Äußerungen Nietzschens, den ich schon seit ein paar Monaten habe. Der, wie es scheint, in Italien — Nietzsche ist immer in Genua, Post restante — wundervolle Winter tut ihm seiner eigenen Aussage nach gut. Er hat auch in letzter Zeit wieder in seiner Weise stark gearbeitet und wird in diesen Tagen nur durch einen Besuch Rées, auf den er sich schon lange freute, unterbrochen. Die Pension läuft am 1. Juli 1885 ab, die erste Hälfte also im nächsten Sommer. Was Sie mir von (—) schreiben, kann unter Umständen von hohem Werte sein und wir wollen auf jeden Fall daran festhalten, sonst aber behandeln Sie die Sache doch zurzeit ja recht vorsichtig. Nicht daß ich (—) in seinem Wichtigkeitsgefühl nicht die größten Freuden gönnte, aber ich halte ihn nicht für den Taktvollsten, und es würde, wie mir die Dinge und Menschen hier bekannt sind, durchaus nicht günstig wirken, wenn schon jetzt auf den weiteren Verlauf der Sache Bedacht genommen und gezeigt würde. Kurz ich meine, sie kann augenblicklich noch mit Vorteil ruhen. Nietzsche bereitet sich übrigens selbst in anderer Weise und nicht ohne allen Erfolg auf alle Eventualitäten vor. — Gersdorffs Verlobung hat zu meiner großen Freude auch sein über der anderen dummen Geschichte in die Brüche gegangenes Verhältnis zu Nietzsche, wie es scheint, sehr schön wiederhergestellt. Die Braut ist eine sehr reiche Leipzigerin, Waise und Schwester der Freifrau von Tauchnitz (British Authors) — also auch sehr solid. —

Basel, 12. März 1882

Meine Absicht ist, Sie innerhalb der Karwoche zu besuchen, und ich habe, ausgenommen den Fall der Unverträglichkeiten mit Ihren Plänen, nur den Vorbehalt zu machen, daß Nietzsche hierher kommt. Erst vorgestern habe ich ihm geschrieben, um hierüber bald zur Gewißheit zu gelangen. Sobald er geantwortet hat, lasse ich Sie Endgültiges wissen, kann aber heute doch so viel schon sagen, daß Nietzsches Hierherkunft schon in den Osterferien sehr unwahrscheinlich und nur eben nicht ganz unmöglich ist.

Basel, 20. April 1882

. . . Heute, wie gesagt, gingen die Vorlesungen wieder an, und zufällig häuften sich auch Briefe so, daß der vorliegende der vierte

Nietzsche in Messina

ist, und doch erst der vorletzte. Einen schrieb ich nach Messina, wohin noch keiner von mir hingelangt. Dahin hat sich Nietzsche hingezogen. Er wollte einen Sommer am Meere versuchen und scheint in der Ratlosigkeit bei der Wahl sich ganz plötzlich in Genua auf ein Schiff begeben zu haben, das ihn als einzigen Passagier mitnahm. Zunächst ist er vom Orte sehr entzückt, doch schrieb ich ihm heute meine Zweifel an der Zweckmäßigkeit gerade dieser Wahl für den Sommer. Wenn er nur nicht wieder, weil es ihm im Frühjahr wieder recht schlecht gegangen ist, einen coup de tête gemacht hat. Daß Gersdorff am 19. März geheiratet hat, schrieb ich Ihnen wohl schon. Vergangene Woche erhielt ich einen Brief von Lugano. Die Hochzeitsreise soll bis Venedig gehen. . .

Basel, 18. Juli 1882

Am 8. Mai überraschte mich ein Telegramm aus Luzern, Nietzsche würde in wenigen Stunden bei mir sein. Ich hatte noch Tags vorher an ihn gedacht und mir ihn in Messina vorgestellt. Er kam denn auch wirklich an, blieb fünf Tage, reiste auf kurze Zeit nach Luzern zurück, erschien wieder auf einen Tag hier und begab sich dann nach Naumburg. Ich wollte Ihnen damals gleich schreiben, zumal Sie sich ja kurz vorher nach Nietzsches Adresse erkundigt hatten. Allein diese fünf Tage mit Nietzsche, die mich mitten im Semester durchaus unvorbereitet trafen und die ich mit Ausnahme der Vorlesungsstunden beständig im Gespräch mit ihm zubrachte, erschütterten das Gleichgewicht des regelmäßigen Lebens so vollständig, daß ich nach seiner Abreise nur zu tun hatte, um wieder in Ordnung zu kommen, und Sie wissen ja selbst wie es geht, wenn man einmal wieder in der Tretmühle des Semesters festsitzt und gar aus diesem oder jenem Grund einmal darin gehetzt wird. So unterblieb denn ein Brief an Sie bis heute, wo ich vor allem fragen will, wie Sie es mit Bayreuth zu tun gedenken, und ob Aussicht ist, uns dort zu sehen. Ich fürchte, die Aussicht ist gering, selbst wenn Sie hingehen. Ich kann mit meiner Frau erst am 30. dort sein. Samstag über 8 Tage reisen wir von hier ab, übernachten in Nürnberg, da in einem Tage nach Bayreuth nicht hinzukommen ist, und sind dort erst Tags darauf, und auch nur auf 24 Stunden. Dann geht es nach Dresden, wo wir den größten Teil der Ferien diesmal verbringen werden.

Bei Nietzsche ist der Moment, der früher oder später zu er-

warten war, wenn seine Gesundheit noch etwas zu hoffen ließ, eingetreten, der des unabweislichen Bedürfnisses, seine in den letzten Jahren geführte Lebensweise zu ändern, wieder unter Menschen zu gehen und sich sozusagen wieder Stoff zuzuführen. Er gedenkt nächsten Winter an einer größeren Universität zuzubringen, um Vorlesungen zu hören, da ja an Lesen, wenigstens an anhaltendes Lesen nicht zu denken ist und wohl immer weniger zu denken sein wird. Ich verzweifle auch, so wie ich ihn wiedergefunden habe, nicht an der Möglichkeit des Versuchs des neuen Lebens. Seit vielen Jahren habe ich zum ersten Male Nietzsche mehrere Tage hintereinander gesehen, ohne daß irgend eine Krise seines Befindens allen Verkehr unterbrochen hätte. Seine Farbe war die beste von der Welt, und an eine ernste Erschütterung seines Organismus scheint mir nicht zu denken, da er wieder beträchtlich zugenommen hatte. Wir waren die fünf Tage stets bis gegen Mitternacht zusammen. Nietzsche war lebhafter als je, konnte selbst sehr viel Musik hören, kurz wir faßten die schönsten Hoffnungen. Bei seiner zweiten Anwesenheit, der wieder eine Krise vorausgegangen war, war allerdings das Bild merklich anders, doch an schon vollkommene Wiederherstellung hatte ich auch bei der ersten nicht gedacht, und seitdem sind die Nachrichten stets gut gewesen. Augenblicklich fehlen sie mir übrigens seit einigen Wochen, so daß ich nicht einmal recht weiß, wo Nietzsche zur Zeit ist, wahrscheinlich irgendwo in Thüringen, vielleicht in Tautenburg bei Dornburg. Ein Brief wäre jedenfalls nach Naumburg zu adressieren. Binnen kurzem erscheint „Die fröhliche Wissenschaft", um die Reihe der Publikationen der letzten Jahre zu schließen. So war wenigstens im Frühjahr die entschiedene Absicht. In Messina ist Nietzsche nur ein paar Wochen gewesen. Schirokko hatte er nicht bedacht. Auf der Flucht davor erschien er hier. — . .

Basel, 27. Dezember 1882

. . . Von Nietzsche habe ich neustens recht traurige Nachrichten, eigentlich ganz verzweifelte. In Leipzig habe ich ihn von Dresden aus am 17. Sept. schon unter schlimmen Umständen besucht, nach Santa Margherita Ligure, wo er jetzt ist, kann ich nicht zu ihm eilen. Etwa eine Woche bevor Ihr letzter Brief eintraf, gerade zu meinem Geburtstage, traf er hier ein, auf der Flucht wieder nach Italien. Er hat wohl im vergangenen Sommer und Herbst die

Gegenseitige Besuche Overbecks und Nietzsches

schlimmste Zeit seines Lebens durchgemacht (etwa die gegenwärtigen Tage ausgenommen). Die Folge ist jetzt eine Vereinsamung von einer Vollständigkeit, die selbst ihm neu und unerträglich ist, und Einsamkeit ist nach den Erfahrungen dieses Sommers für ihn das schlimmste Gift. Er blieb hier drei Tage, und ich sah keine Möglichkeit, ihm damals hier weiter zu helfen, zumal bei der herrschenden Witterung, wiewohl seine Gesundheit sich erstaunlich gebessert hat und zur Zeit daran der allergeringste Teil seiner Leiden hängt. Jedenfalls aber warnte ich ihn auf das dringendste, sich wieder in ein Einsiedlerleben zu begeben, und er konnte selbst von hier ein paar Empfehlungen für Genua mitnehmen. Nichtsdestoweniger hat er sich an oben genannten Ort bei Portofino begeben und hält es einfach nicht mehr aus. Ich habe ihn aufgefordert, wenn er sich nicht anders zu helfen weiß, schleunigst hierher zu kommen, so wenig der hiesige Ort für ihn zum bleibenden Aufenthalt geeignet ist, aus vielen Gründen. Aber es gibt augenblicklich vielleicht keine andere Möglichkeit. Was Nietzsche zur Zeit völlig niedergeworfen hat, (sehen Sie alle diese Mitteilungen als im strengsten Sinne vertrauliche und Ihnen allein als Freund Nietzsches gemachte an) ist nächst dem Auseinandergehen jener Geschichte mit der Russin — was, wie die Dinge lagen, an sich ein wahres Glück ist — nun auch der völlige Bruch mit seiner Familie, womit nun seine an dunklen Punkten überreiche Zukunft sich vollends verfinstert. Nehmen Sie dazu das ihm während seines Aufenthalts in Deutschland zumal empfindlich gewordene völlige Zubodengefallensein seiner letzten Schriften und manche andere höchst kleinliche Erfahrungen, die ein Mann wie er in der zur Zeit bei uns herrschenden Luft machen muß und auch solche, die ein Mann in seiner Lage stets machen wird. Seine Verlassenheit von Glück und Menschen kann kaum größer gedacht werden. Ich meinerseits sehe wohl, was an diesem Schicksal nicht unverschuldet ist, was insbesondere an der Art, wie er neuerdings begonnen hat, das Leben nur als „Problem der Erkenntnis" zu behandeln, extravagant, ja objektiv und für ihn subjektiv obendrein unmöglich ist, auch was das Publikum an seinen letzten Schriften aussetzen mag. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß am Schicksal dieser Schriften zum guten Teil auch eine fabelhafte Ungunst der Umstände schuld ist. Wann sind selbst starke Fehler da, wo starke Vorzüge sind, ein unüberwindliches Hindernis des Erfolgs gewesen? Doch wohl stets nur unter sehr wi-

Starke Fehler und starke Vorzüge

drigen Umständen. Noch kürzlich lasen wir mit meiner Frau den Sanctus Januarius wieder. Ich wenigstens begreife den Geschmack eines Publikums nicht, das für diese Laute einfach gar kein Ohr hat, aber schlimm trat mir der Kontrast der Stimmung dieser noch vor weniger als Jahresfrist geschriebenen Seiten und derjenigen, in welcher Nietzsche sich heute befindet, entgegen. Solche Kontraste sind es, die aus seinem Leben heraus müssen, wenn noch etwas daraus werden soll. Sie schrieben ihm im November ohne jede Ahnung über die augenblicklichen Umstände seiner Lage und schon unter ganz unrichtiger Voraussetzung über seinen Aufenthaltsort, so daß ich schon befürchtete, Ihr Brief möchte verloren gegangen sein, und es sehr bedauert, da Nietzsche eine Antwort vermißt hatte, wie er auf seiner Durchreise es aussprach. Von dieser Durchreise war ich drauf und dran, Ihnen zu melden, als ich Ihren Brief erhielt, ich meine den an mich gerichteten. Der an Nietzsche ist ihm doch zugekommen, aber direkt von Leipzig aus. Er hat auf ihn nicht wohltätig gewirkt, so daß er etwas daraus gehört hat, was ihm zur Zeit so unerträglich wie möglich ist, Verachtung. Ich habe ihm, ohne jede Kenntnis vom Inhalt des Briefs, der wie gesagt, nicht einmal verschlossen durch meine Hände gekommen ist, sofort geschrieben, daß ich in einer solchen Auffassung nur eines der Zeichen sähe, wie perniziös für ihn jetzt einsames Grübeln sei. Ich denke, daß ich recht daran getan und Nietzsche Ihre Meinung so gründlich wie möglich mißverstanden hat. So unsympathisch Ihnen manches sein mag, was er Ihnen neuerdings zu lesen gegeben hat, so kann ich mir doch nicht denken, daß Sie, bei Ihrer Kenntnis seines Wesens jene Empfindung daraus gewonnen haben. Nietzsche ist ein Mensch mit sehr bedenklichen Eigenschaften, weniges davon mag nicht selten sein, aber im Bereich meiner Erfahrung steht er völlig einzig da durch die Arbeit, die er an seine Veredlung gewendet hat und die Art, wie ihm selbst, mehr als sonst jemandem, dem ich nahegestellt war, jene Eigenschaften zu schaffen gemacht haben. Ich meine, Verachtung ist das letzte, was solche Menschen verdienen. Aber etwas gerade von diesem Gifte mag Nietzsche jetzt aus allem und jedem zu saugen gestimmt sein. Umsomehr muß er seine Existenz wieder anders einrichten. Eine Kapitalfrage wäre, ihm einen Amanuensis zu schaffen, der ihm wieder tägliche Arbeit gestattete; die Sache hat aber hundertfache Schwierigkeiten. Zudem braucht er aber jetzt nichts mehr als freundschaftlichen

Zuspruch und menschliche Teilnahme. Ich kann Sie aber durchaus nicht auffordern, ihm an seine jetzige Adresse (Santa Margherita Ligure, Poste restante) zu schreiben, da ich nicht glauben kann, daß er noch lange da bleibt. —

Basel, 18. März 1883

. . . An Veranlassung und Trieb, Ihnen zu schreiben, hat es seit Beginn des Jahres nicht gefehlt. Vor allem war beides da, sobald Ihr Brief vom Neujahr in meinen Händen war, auf den ich nur zurückkomme, um Sie, ich denke überflüssigerweise, zu versichern, daß ich auf das aufrichtigste beklage, wenn Sie mein letzter Brief „ganz traurig" gemacht hat, und mit dem, was ich darin über Nietzsche sagte, jedenfalls nicht die Absicht hatte, Sie an den Wert seiner Persönlichkeit, als hätte ich darüber etwas zu sagen, was Sie nicht selbst wüßten, zu erinnern. Ich schrieb nur unter dem heftigen Eindruck seiner Lage, und daß ich so lange geschwiegen habe, hat wenigstens das Gute, daß Ihnen erspart worden ist, noch verzweifeltere Eindrücke mit mir zu teilen. Das Schlimmste ist, wie ich gleich bemerke, für jetzt vorbei. Auf wie lange, wer weiß es? Sie können sich aber kaum die wahrhaft erschreckend in ihrer Stimmung wechselnden Briefe Nietzsches vorstellen, die ich bis tief in den Februar erhielt. Oft dachte ich, das wäre das Ende und ein Jahr wie das verflossene könnte Nietzsche auf keinen Fall mehr überleben. Denken Sie sich, daß er unter den düstersten Eindrücken des jüngst Erlebten sich einsam verzehrend bis gegen Ende Februar in Santa Margherita geblieben. Nun ist er unter Menschen und vor allem unter der unentbehrlich gewordenen Pflege und Aufsicht eines ihm von hier aus befreundeten Arztes in Genua. Das Schlimmste war überwunden, als er wieder die Kraft zu einer Dichtung gefunden hatte, die auch an seinen Verleger abgegangen ist, deren Druck aber sein letzter Brief noch nicht als begonnen bezeichnen konnte. Seine genauere Adresse kann ich Ihnen, da ich sie auf das strengste zu verschweigen verpflichtet bin, nicht mitteilen. Wollen Sie ihm aber schreiben, so legen Sie den fertigen Brief nur für mich ein, und und ich befördere ihn weiter. Sie brauchen ja auf das Einzelne seiner Zustände nicht einzugehen, in deren Labyrinthe ich Sie ja, auch nur so weit sie mir selbst übersehbar sind, in einem Briefe zumal nicht einführen kann. Unselig genug fiel in seine Leidenszeit auch Wagners Tod hinein. Aus Andeutungen ent-

Overbecks Verpflichtung, Nietzsches Adresse zu verschweigen

nehme ich, daß auch dieser Tod ihn tief angegriffen hat, und ich setze es auf jeden Fall voraus. Als er sich erholt hatte, hat er auch an Frau Wagner geschrieben. Ich selbst tat es sofort als das erste lakonische Telegramm uns den Tod meldete, und wartete nur, da ich gänzlich unvorbereitet gar nicht daran glauben wollte, auf die Tags darauf eintreffende Bestätigung. Die Antwort war Frau Wagners durch ihre Tochter Daniela ausgesprochener Dank zugleich mit dem mir gleich allen anderen Freunden ausgedrückten Wunsch, alle ihre Briefe zu vernichten oder für Siegfried zurückzuschicken. Die Mutter habe von der Welt Abschied genommen und wolle nur noch für ihre Kinder leben. So mußte ich mich denn von dem mir so wertvollen Häuflein trennen. Ihren Entschluß begreife ich wohl, und ich will nur das beste Gelingen wünschen, daß sie wirklich von den weiteren Schicksalen der Wagnerei abgeschieden bleibe, nun die gewaltige Hand ihres Steuermanns ihren Lauf nicht mehr lenkt. Wir feierten mit meiner Frau das Gedächtnis, indem wir die Kunst und die Revolution und das Kunstwerk der Zukunft lasen und durch den Feuergeist, der darin lebt, hoch über alle hie und da zu überwindende Gewaltsamkeit und Dunkelheit emporgehoben wurden. Ich finde diese früheren Schriften ungleich leuchtender, voller und reicher als die späteren, die zweite Manier, in welcher Wagner gleichsam selbst von Schopenhauerscher Metaphysik wie geblendet ist und auch im Stile nach meinem Gefühle den lichten und hinreißenden Schwung der Höhenpunkte dieser früheren Schriften nicht mehr findet. Unvergleichlich schön ist er übrigens gestorben, nach allem, was sich nun herauszustellen scheint, ausgebrannt in seiner vulkanischen Kraft, aber damit auch rasch erlöschend und auf dem Gipfel seines Ruhms. Morgen über 8 Tage erscheint hier Angelo Neumann zu einem Zyklus der Nibelungen, aber wir werden uns hüten, uns den einst in Bayreuth erhaltenen Eindruck gefährden und verwirren zu lassen.

Basel, 11. November 1883

. . . Ich schlage mich manchmal mit dem Gedanken herum, meiner theologischen Zunft, die sich zur Zeit ziemlich anmaßlich geberdet, wieder einige allgemeinere Wahrheiten an den Kopf zu werfen. Dann denke ich: cui bono? und kehre zur sonst schon übermäßigen Masse mir im Sinne liegender und vielleicht nützlicherer Arbeiten zurück, wenn sie mir auch zur Zeit niemand dankt.

Overbeck und Nietzsche in Schuls

Von Nietzschen hätte ich Ihnen manches zu erzählen, da ich ihn in letzter Zeit wiederholt selbst gesehen habe. Schon von Steinach aus besuchte ich ihn Ende August. Er kam vom Oberengadin herunter, und wir trafen uns in Schuls bei Tarasp, wo wir vier Tage zusammen waren und Nietzsche, eines Menschen nach monatelanger Abgeschiedenheit wieder froh, sich ausschüttete. Damals hatte ich den Zarathustra noch nicht gesehen, der vor seinem Erscheinen vor dem Publikum Abenteuer hatte, wie sie nur ein Buch des Schmeitznerschen Verlags erleben kann. Nun werden auch Sie das Buch haben. Ich habe es mit großer Bewunderung für vieles am Inhalt und an der Form gelesen, aber doch auch mit sehr divergierenden Empfindungen für einzelnes und den Ton des Ganzen aus der Hand gelegt. Abgesehen davon, daß mir dieser Ton nicht eben sympathisch ist und ich ihm außerhalb seiner Urheimat, der alttestamentlichen Prophetie wenig Geschmack abgewinnen kann, erfüllte mich das doch wieder mit persönlicher Besorgnis für Nietzsche. Wie soll man sie nicht hegen, wenn man ihn beständig sozusagen wie in einem türkischen Bade leben und aus einem eisigen Frigidarium in ein überhitztes Caldarium sich hin und zurück bewegen sieht? Auch hat er in letzter Zeit in beklagenswerter Weise mit seiner Gesundheit wieder zurückgewirtschaftet. Sehr unerwartet trafen wir ihn auf unserer Rückreise in Frankfurt auf dem Bahnhofe. Er hatte sich eben bei uns hier telegraphisch angemeldet. Ich vermutete ihn in Italien, er war in Naumburg gewesen und augenblicklich auf schleuniger Rückreise nach dem Süden und seinem Meer begriffen. Er blieb drei Tage bei uns, die halbe Zeit im Bette, und er war noch übel daran, als er am 9. Okt. des Abends wieder nach Genua weiter reiste. Schreiben Sie ihm dahin (poste restante), so tun Sie ihm eine Freude und wohl. Im Engadin sprach er davon, Sie zu besuchen, wobei ich ihm aber sagte, daß Sie damals keinesfalls in Tübingen wären.

Basel, 27. Juli 1884

Rohdes geplanter Besuch in Sils

. . . Auch von Nietzschen will ich Ihnen doch mitteilen, daß er sich für die nächste Zeit wieder in Sils-Maria aufhält, und so sehr er auch die Einsamkeit suchen mag, doch über Ihren Besuch große Freude hätte. (Adresse: Sils-Maria-Oberengadin.) Die Sache würde sich, falls Volkelts in Seewis bleiben, mit ihnen leicht verbinden lassen, so leicht dort zu Lande auch eine Entfernung von

wenigen Meilen in der Luftlinie zu überwinden ist. Führen Sie über den Julier, an dessen Fuß Sils-Maria liegt, und kehrten Sie über den Albulapaß nach Chur zurück, wie ich es vor einigen Jahren getan, so hätten sie auch ein wundervolles Stück Land kennen gelernt. Nietzsche erschien plötzlich hier den 15. Juni und blieb etwas über 14 Tage, in jenem Augenblick in einem Zustande verzweifelter Hilflosigkeit in seiner nachgerade entsetzlich gewordenen Vereinsamung, die ihm aber, wie sich auch hier zeigte, nur um so entsetzlicher ist, wenn er sich nicht in der Einsamkeit und in einem ihm zusagenden Klima befindet. An seinen Zarathustra knüpfen sich für ihn ungeheure Hoffnungen, zumal an die darin enthüllte Lehre von der ewigen mechanischen Wiederkehr aller Dinge. In der Welt seiner Gesichte ist er jetzt allein noch zeitweise glücklich, bis es über ihn kommt, daß er so wie er sie versteht, zur Zeit allein darin lebt. Wüßte ich nicht was er alles schon überwunden hat, ich könnte bei der Verfassung, in welcher er neulich Basel wieder verließ, nicht verhältnismäßig so ruhig an ihn denken. Vergebens habe ich mich bemüht, ihn zu bewegen, seine Kreise auf eine Zeitlang wieder zu verlassen und sich den Menschen wieder etwas zu nähern. Gerade bei der Heftigkeit seines eigenen Verlangens darnach zeigt sich schließlich immer wieder die Unüberwindlichkeit dessen, was entgegensteht, nur um so deutlicher. Von seinem „Sohne Zarathustra", wie er zu sagen pflegt, begreife ich genug, um zu empfinden, daß er eine Quelle hohen Glückes daran hat; ob sie so überschwenglich reich ist, wie er meint, wage ich um des Buchs selbst und dessen, wie es ihm bei seinem Verfasser glückt, willen nicht zu entscheiden. . .

Basel, 22. April 1885

. . . Wenige Tage nach Ihrer Abreise erhielt ich die Anzeige der Verlobung von Frl. Nietzsche. Als wir vom Bräutigam als einem im fernen Argentinien verschlagenen Sonderling sprachen, befand er sich aber zum Feste in Naumburg. Was weiter wird, weiß ich nicht, insbesondere ob dies Weitere in Naumburg oder Argentinien sich abspielt. Nietzsche scheint auf der Reise nach Deutschland, die er für den Sommer vorhatte, zu verzichten, und ist augenblicklich in Venedig, woselbst seine Adresse für die nächste Zeit poste restante ist; wenn Sie ihm bald schreiben, tun Sie ihm auf jeden Fall wohl. Kürzlich erhielt ich auch wieder einmal von Gersdorff Nachricht, von dem ich seit zwei Jahren nichts ge-

hört. Ich werde ihn in diesem Sommer jedenfalls hier sehen, da er seine wie es scheint sehr kränkliche Frau nach Badenweiler und in die Schweiz bringt. Ihm selbst geht es ganz wohl als Gebieter von Ostrichen, und auch dagegen hat er nichts, daß er im vorigen Jahr kaiserlicher Kammerherr geworden ist und dadurch auch Beziehungen zu den Hofkreisen Berlins habe, wo jetzt die große Politik gemacht werde. —

Bedenkt man die Fülle peinlicher und intensiv ablenkender Tatsächlichkeiten, auf die Overbeck selbst in seinen flüchtigen Gelegensächlichkeiten, auf die Overbeck selbst in seine flüchtigen Gelegenheitsberichten an Rohde über Nietzsches Befinden anzuspielen nicht fertig wird, so begreift man eine große Schöpfung Nietzsches gerade in diesen Jahren nur dann richtig, wenn man in ihr von vornherein den erbrachten Beweis ungebrochener Gesundheit, die abgelegte Probe einer latenten Titanenkraft erblickt. Polypenhaft, mit hundert Fangarmen und Fühlern wollte eine widerwärtige, aussaugende Aktualität Nietzsches inneres Leben umklammern und ersticken. Da zeigte er sich unbezwinglich und setzte der auf ihn eindringenden Entkräftung und Zersplitterung den Widerstand einer machtvollen Produktivität entgegen. So war also Zarathustra unter allen Umständen ein Sieg selbst dann, wenn er vor einer eindringlichen und besonnenen Kritik sich nicht als das unantastbare Meisterwerk aus einem Guß bewähren sollte, für das Nietzsche selbst ihn, nach Überwindung seiner eigenen schweren Anfangsbedenken, später im Ewigkeitstone ausgeboten hat.

IV. Der Zweifel am Zarathustra

Indem wir nun an Nietzsches berühmtestes Werk herangetreten, seinen „Zarathustra", gilt es seines lange Zeit verkannten und doch zweifellos blutsverwandten Vorläufers zu gedenken, des Epos „Prometheus und Epimetheus" von Karl Spitteler. Der erste Teil erschien Weihnachten 1880, vordatiert 1881, der zweite Teil das Jahr darauf in einem biederen Schweizer Provinzverlage (Aarau, Sauerländer) und blieb doch wohl auch deshalb, nicht nur wegen der Verständnislosigkeit der damaligen „Idealisten", in Deutschland völlig unbesprochen und unbeachtet. Dafür blühte ihm in der Heimat gleich nach dem Erscheinen die bewundernde Anerkennung wenigstens der Kenner. Gottfried Keller schrieb an

J. V. Widmann einen erstaunten Brief über einen derartigen Erstling: das Buch sei von vorn bis hinten voll der erlesensten Schönheiten; die selbständige Kraft und Schönheit der dunkeln Gebilde rührte den Altmeister epischer Kunst. Dieses Anfangsbuch eines bereits Bestandenen war eine tief symbolische Dichtung; schon der Untertitel nennt es „ein Gleichnis". Der Grundgedanke ist (nach F. O. Schmid, Berner Rundschau 1906, S. 239/40) der: Prometheus, der wie alle andern mythologischen Gestalten des Verfassers mit der überlieferten Götterwelt Griechenlands kaum mehr als den Namen gemein hat, ist der in seinem eigenen Bewußtsein wurzelnde stolze Adelsmensch, der der Gemeinheit und Erbärmlichkeit der Welt gegenüber seine trotzige freie Seele bewahrt, der nicht „Heit" und „Keit" sagen will und lieber alle Qualen und Leiden der Ausgestoßenheit und Abgeschiedenheit auf sich nimmt, als daß er seine persönliche Freiheit opfert. Epimetheus aber folgt den Gesetzen der allgemeinen Weltklugheit und des persönlichen Vorteils, er gibt die Freiheit seiner Seele, seiner Individualität dahin, um König zu werden über die große Menge. Aber das rächt sich, denn die große Menge ist wandelbar, und wer nicht auf sich selbst steht, wer wie sie und von ihr abhängig ist, lernt dies nur zu bald erfahren. So auch Epimetheus, dessen Reich durch Verrat und Gesinnungslosigkeit zerfällt. In seiner tiefsten Erniedrigung erscheint nun als Retter der, der allein hierzu noch fähig ist, Prometheus, der sich seine freie Seele gewahrt hat und dadurch über den Dingen, über dem Sumpf und Schmutz der Gewöhnlichkeit stand.

Der volksfeindliche Adelsmensch Spittelers

Von Belang ist die von Spitteler gewählte epische Form. Er scheint da mit Bewußtsein stilgründend vorgegangen zu sein. Er prägte sich für seinen dem griechischen Mythos entnommenen Stoff eine alttestamentlich psalmodierende rhythmische Prosa von feierlichem Orgelton: „Und über dem im zwölften Jahr, als schon zum Winter neigete der Herbst, da kam die Zeit, daß sich der Engel Gottes wähle *einen* aus der Menschen Schar und setze ihn zum König über alles Land an seiner Stelle." Zu den Eigenheiten des Vortrags gehört vor allem die körperliche, in auffallende Anschaulichkeit hinüberdrängende Rolle, die darin den abstrakten Begriffen zugeteilt ist: „— und gingen nicht zu Markte kaufen von den richtigen Begriffen". Einer dieser Begriffe wird folgendermaßen geschildert: „Und siehe, eine dicke Dummheit kroch am Boden, suchte mit Beschämung, wo sie sich verstecke. Und war

Die Verkörperlichung des Abstrakten

von Herzen eine echte Dummheit, grün und gelb mit Schleim und Warzen übermalt, und nie in meinem Leben hatt' ich noch gesehen solche ausgewachsene Dummheit." Ferner zeichnet sich die Dichtung durch ein dunkles, farbensattes Kolorit aus: „Da schwebte eine Wolke überm Tal und schiffte langsam durch den blauen See hinüber zu dem dunkeln Walde." — „Da stieg Prometheus grollend auf der Berge Höhn, den Blick gesenkt, das Angesicht von Scham durchglüht und all sein Fühlen wund von tödlicher Beschimpfung." — „Und mit ihm zogen seine beiden Tiere. Und wenn nun abends stöhnte das Getier und krümmte sich und wurde außer sich, da jammerte und sprach zu ihm sein Herr: vom allzuvielen Grase stammet das und drum, so laßt uns eilig Feigen kaufen von des Marktes Händlern." Nimmt man noch hinzu, daß über die formalen Berührungen hinaus der Gedanke (wenn auch nicht die Bezeichnung) des Übermenschen als Leitmotiv Spittelers Dichtung durchzieht, also daß schließlich durch die willentliche Opferung von Lebensglück und Wohlfahrt der Siegerruhm errungen wird, — so ist der Anschein einer beträchtlichen Abhängigkeit des Buches vom früheren unvermeidlich, sobald die entsprechende Bekanntschaft einwandfrei feststeht.

Hat Nietzsche Epimetheus gekannt?

Daß Nietzsche in den Jahren 1881 und 1882 Spittelers Gedicht gelesen oder sich gar eingehend damit beschäftigt habe, ist einstweilen noch durch kein gedrucktes Zeugnis mit der für eine so wichtige Feststellung wünschbaren Deutlichkeit erhärtet. Immerhin hätte Spitteler selbst gewiß nicht öffentlich (Kunstwart XVI, 3, S. 134) erklärt: „Nietzsche kannte den Epimetheus, ehe er den Zarathustra schrieb", wenn er nicht über stichhaltige Belege verfügte. Es wäre das nur ein weiteres Beispiel für Overbecks Beobachtung über die Sparsamkeit, mit der Nietzsche tiefgehende Eindrücke seiner Lektüre unter Umständen auch den nächsten Freunden verbarg. Bei diesen ist irgend eine Spur für die Bekanntschaft nicht aufzutreiben. Außer im literarischen Kreise Gottfried Kellers und J. V. Widmanns ist das Buch überhaupt nicht beachtet worden; in Deutschland erschien nicht eine einzige Besprechung. Frau Overbeck las das Buch im Jahre 1882 unmittelbar nach Erscheinen des zweiten Teils und wollte bei einem der Besuche Nietzsches in jenem Jahre das Gespräch darauf lenken; Nietzsche verhielt sich aber völlig gleichgültig und achtlos, wie gegen etwas, das ihn weder interessierte noch ihm bekannt war. Auch die Dame, die das Buch an Frau Overbeck vermittelt

hatte, versichert ausdrücklich, es Nietzsche weder empfohlen noch ihm davon geredet zu haben. Unter diesen Umständen wäre es nicht unwichtig zu wissen, auf welche Tatsache Spitteler seine Aussage gründet. Die Behauptung der Abhängigkeit hat jedenfalls mit der erforderlichen Gemütsruhe zu erfolgen und nicht so maßlos übertrieben, wie dies bereits der Fall ist. Ein Enthusiast Spittelers, Hector G. Preconi, hat in einem Artikel zum 60. Geburtstag des Dichters hierin ein übriges getan und geradezu an Nietzsche sein Mütchen gekühlt („Der Samstag", Basler Wochenschrift Nr. 19, 6. Mai 1905): — „Der Prometheus hat wohl den größten Einfluß auf Welt und Kunst ausgeübt — aber auf Umwegen. Was Nietzsches Zarathustra-Buch diesem gewaltigen Vorgänger alles verdankt, läßt sich nicht in kurzem darlegen. Felix Weingartner hat schon auf einiges hingewiesen: die Ähnlichkeiten der Sprache, die zwei begleitenden Tiere, Löwe und Hündchen bei Prometheus, Adler und Schlange bei Zarathustra. . . . Zarathustras Ruhm hat der Prometheus nicht geteilt, es ist ein esoterisches Buch geblieben, ein Buch, das der Conoisseur in Pergament binden läßt und sorgfältig verschließt mit den größten geistigen Schätzen aller Zeiten. Und Nietzsches ‚Buch für alle und keinen' ist auf den Markt gefallen, wo die Krämer und Trödler der Literatur mit Geschrei und vielen Geberden ein gewaltiges Wesen drum machen — und wissen nicht, woher ihm das Beste gekommen. Die Sache wäre für einen Erfinder von nützlichen Sachen tragisch: aber in artibus war der consensus omnium von jeher erst nach dem Tode des Betroffenen zu erlangen, und was einer Wirkung an Breite abgeht, das kann sie an Tiefe gewinnen."

Die Wahrheit wird wohl sein, daß Nietzsche, selbst wenn spätere gelehrte Vergleichungen ein weit größeres Maß von erlittener Beeinflussung aufzeigen sollten, als es jetzt ein flüchtiger Eindruck beim unbefangenen Lesen ergibt, getrost den Richterspruch der Nachwelt erwarten darf. Der Grundunterschied zwischen beiden Werken ist durch nichts zu erschüttern: Epimetheus ist restlos ein Kunstwerk; Zarathustra eine Tendenz in Kunstform. Dort überwiegt die Erzählung, hier der Spruchgehalt. Spitteler selbst feiert Nietzsche (Bund 1888, S. 4 und 7) als den Spruch- und Orakelverkünder, bezweifelt aber, daß er in der Poesie seine Heimat habe, da er im Zarathustra den klaren Plan, die gegliederte Ordnung und den natürlichen Ausdruck vermissen lasse. Nietzsche hat seine Virtuosität des Aphorismus bereits vor der Ent-

Erzählung und Spruchgehalt

stehung des Epimetheus beurkundet. Dieser Meisterschaft, in Verbindung mit einem hinreißenden lyrischen Überschwang, verdankt Zarathustra seinen Erfolg in allererster Linie. Den unerhörten Zauber der Stimmung schöpfte Nietzsche ganz allein nur aus sich selbst und hierin übertrifft er Spitteler an Pracht und Glanz, man mag vergleichen, wo man will. Als es jedoch galt, für den eigenen Reichtum an Musik und Denkgehalt einen Rahmen zu zimmern, könnte Spittelers Werk Vorbild geworden sein; was am stärksten an Epimetheus erinnert, sind gerade die epischen Ingredienzien im Zarathustra. Allerdings mit einer Ausnahme: sollte Nietzsche von Spitteler sich auch die Idee zum Übermenschen haben schenken lassen, dann wäre er freilich sein Schuldner. Doch würden selbst die weitgehendsten Zugeständnisse niemals die Bedeutung und selbständige Kraft des Zarathustra irgendwie herabsetzen. Trotz den poetischen Schönheiten, die in Fülle da sind und zum Teil selbst noch üppiger blühen als in Spittelers Hauptwerk, dem olympischen Frühling, liest man sich nur mit Mühe durch Prometheus und Epimetheus hindurch; Zarathustra mag unzusammenhängender und weniger verständlich sein; dennoch wirkt er viel unmittelbarer, das ist keine Frage. Auch ist bei Spitteler ja nur ein Nietzschetier: Nietzsche hätte sich für ein Hündchen bedankt. Und auch dafür, daß der Löwe ein Mensch ist und die Botschaft der Freude bringt. Übrigens hat Nietzsche bereits vor dem Zarathustra in der „Fröhlichen Wissenschaft" (Aph. 314) den Löwen und den Adler als seine neuen Haustiere eingeführt und ebenda (Aph. 312) seinen Schmerz als seinen Hund angerufen — das alles zu einer Zeit, wo der erste Teil des Epimetheus ihm auch im günstigsten Falle kaum schon vorgelegen haben könnte. Für Nietzsche sind Löwe und Adler die Gradmesser seiner Stärke und die Türhüter seiner Einsamkeit; auch sein „Hund" — sein Schmerz — ist ihm „ebenso treu, ebenso zudringlich und schamlos, ebenso unterhaltend, ebenso klug wie jeder andere Hund — ich kann ihn anherrschen und meine bösen Launen an ihm auslassen" — also doch etwas bedeutend Selbständigeres und Kräftigeres, als jenes geschlagene, auf dem Bauche kriechende Winselwesen in Spittelers Schilderung: „Und mit umwölktem Blick tappte er gleichwie suchend in dem Zimmer hin und her und drehte sich im Kreis und klappte mit den Zähnen, schnappte plötzlich aufwärts in die Luft mit heiserem, röchelndem Geheul, und über dem, da schloff es unters Bett und

Die durchgreifenden Verschiedenheiten zwischen Epimetheus und Zarathustra

rollte sich zusammen, schluchzte und bell und immerwährend zuckten seine Glieder." Auch sonst, wie anders geartet sind alle Ähnlichkeiten! Die Verwandtschaft verblaßt zu einem schwachen Schimmer der Scheinbarkeit auf der Oberfläche, sobald man anders als bloß obenhin vergleicht. Bei Nietzsche weht wahrhaftig ein wirklicher Sturm — von anderswoher und nach einem wahren Wohin! Spittelers kleine Schönheits- und Wahrheitsblitzlein kennt Nietzsche nicht; er haut wohl daneben, aber immer holt er zum wuchtigen Streiche aus. Seine Brecher und Verbrecher leiden denn doch nicht an der würgenden Übelkeit, wie Spittelers poetische Gestalten. Und dann — gewiß spielt Nietzsche sein Theologenblut öfter mit, als ihm lieb sein mochte; aber Spitteler sehen wir sich eben erst von der eigentlichen Theologenbank erheben, auf der Nietzsche nie gesessen hat. Der Epimetheus setzt sich in seinen Grundzügen ausschließlich aus theologischen Anspielungen zusammen: Gott, der Engel, der Behemot, das beruhigte Gewissen — das ist alles antithetische Weisheit geistlicher Herkunft. Der Kampf gegen landläufige Begriffe ist etwas von jeher Übliches; mit dieser Anregung wäre Nietzsche nicht weit gekommen. Schließlich ist es auch nicht so, daß Epimetheus als das geschlossene Kunstwerk, das er zweifellos ist, deswegen nun etwa durchsichtiger und klarer gebaut wäre als Zarathustra; die labyrinthische Verschlungenheit und Verworrenheit der mythischen Dichtung läßt keinen reinen Eindruck zurück. „Was der Dichter eigentlich will", schrieb Gottfried Keller an Joseph Viktor Widmann, „weiß ich nach zweimaliger Lektüre nicht. Trotz aller Dunkelheit und Unsicherheit aber fühle ich alles mit und empfinde die tiefe Poesie darin. Ich bin gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunklen Gebilde. Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht trete und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte." Kellers Eindruck, das Buch stecke von vorn bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten, der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache umhülle uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen habe, wird jeder erfahrene und verwöhnte Leser teilen. Viel, viel Schönes, manche rührende Innerlichkeit, manche wahre Seelenqual und in allem ein prachtvolles Naturgefühl — dennoch Nietzsche so

Gottfried Kellers Urteil über Epimetheus

antipodisch wie möglich. Hat er das Buch vorher in Händen gehabt, wie Spitteler so sicher behauptet, so ist noch immer die Frage, ob er es fertig gebracht hat, auch nur zehn Seiten davon zu lesen. Der lückenlos dahinschleichende Schneckenzug von Spittelers streng epischem Ausdruck mußte ein schriftstellerisches Temperament wie Nietzsche aufbringen. Hat er wirklich einen Stoß zum Zarathustra davon empfangen, dann kann es nur in einer Hinsicht gewesen sein; er hat hineingesehen und sich gesagt: ein Bekenntnisbuch, junghumanistisch, in seinem Inhalt auf das klassische Ideal und in seinem Ausdruck auf die Bibel gestellt, gut — das kann ich auch; ich habe immer schon eins schreiben wollen, und nun sollt ihr es von mir haben. Und was für eines! Ich werde euch den bohrenden, aushöhlenden Tiefgang meiner Gedanken und den auf Füßen springenden und tanzenden Hochgang meiner Sprache zu fühlen geben!

Nietzsches Schöpferbewußtsein vom Zarathustra

Wenn je ein Schaffender mit seinem Werke zufrieden war, so Nietzsche mit seinem Zarathustra. „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen ‚Zarathustra'", sagt er in der Götterdämmerung und bald darauf im Ecce homo (Biographie, S. 424/25, 426/27): „Den Winter 1882/83 lebte ich in jener anmutig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Chiavari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste; der Winter kalt und über die Maßen regnerisch: ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer gelegen, so daß die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in allem das Gegenteil vom Wünschenswerten. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, daß alles Entscheidende ‚trotzdem' entsteht, war es dieser Winter und diese Ungunst der Verhältnisse, unter denen mein Zarathustra entstand. Den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend, des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umging ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinunter nach Porto fino. Dieser Ort und diese Landschaft ist durch die große Liebe, welche Kaiser Friedrich III. für sie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbst 1886 wieder an dieser Küste, als er zum letztenmal diese kleine vergessene Welt von Glück besuchte. Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze Zarathustra ein, vor allem Zarathustra selber, als Typus; richtiger, er überfiel mich. . ." —

„— Hat jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Im andern Falle will ich's beschreiben. Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit etwas sichtbar, hörbar wird, etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, — man sucht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Anzahl feiner Schauder und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt (die Länge, das Bedürfnis nach einem weitgespannten Rhythmus ist beinahe das Maß für die Gewalt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung). Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtsein, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses, ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis ist, alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustras zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und Gleichnis sein möchten (hier kommen alle Dinge liebkosend zu deiner Rede und schmeicheln dir, denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichnis reitest du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von dir reden lernen —). Dies ist meine Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, daß man Jahrtausende zurückgehen muß, um jemanden zu finden, der mir sagen darf: ‚Es ist auch die meine'."

Seit Jahrtausenden das stärkste Beispiel von Inspiration

Dieses Selbstgeständnis ist sehr belangreich. Als Kritiker hatte

sich Nietzsche besonders durch die Unerschrockenheit hervorgetan, womit er den Künstlerglauben an eine Inspiration als natürlichen, unaufhaltsamen Überfluß und Durchbruch einer Hemmung, Stauung und Steigerung in der angehäuften Produktionskraft dargetan hat („Menschliches, Allzumenschliches" I, Aph. 155, 156). Kaum ist er nun selber unter die Künstler gegangen, so bewährte er die Echtheit dieses Schrittes und Übertrittes nicht zum wenigsten damit, daß er diesem Inspirationsglauben bedingungslos anheimfällt.

Die wirkliche Entstehung der sogenannten Zehn-Tage-Bücher

Was für eine Bewandtnis es mit der zeitlichen Entstehung des Zarathustra hat, lehrt uns auf Grund genauer Kenntnis der Manuskripte August Horneffer („Nietzsche als Moralist und Schriftsteller", S. 69 f., 76 f.): „Nietzsche wollte in seiner letzten Zeit den Glauben erwecken, seine Bücher seien im Nu, gleichsam durch Inspiration entstanden. Er gab zum Beispiel an, daß er die Teile des Zarathustra in je zehn Tagen, die Götzendämmerung in wenigen Tagen, den Antichrist in ein paar Wochen gemacht habe. Das ist aber nur für die endgültige Niederschrift, für die Redaktion zutreffend. Die Gedankenarbeit hat viel länger gedauert, was sich ohne weiteres aus den Manuskripten ergibt. Die Studien, aus denen die Götzendämmerung und der Antichrist herausgenommen und zusammengestellt sind, ziehen sich mindestens durch ein Jahr hin, wie ja auch die Werke selber verraten; dergleichen fällt nicht vom Himmel herunter. Beim Zarathustra ist die Vorarbeit wohl schneller vonstatten gegangen, aber man muß in Rücksicht ziehen, daß dies Werk den Autor unbewußt von jeher beschäftigt hat, nicht erst, seitdem es als literarischer Plan auftauchte und ausgeführt wurde. . . . Nietzsche wollte zum Buch, zur künstlerischen Einheit zurück, weil in seine Gedanken eine gewisse Einheit gekommen war. Sie hatten begonnen, sich um ein paar Zentralideen zu gruppieren, und der anscheinend glückliche Einfall war aufgetaucht, mit Hilfe eines poetischen Moments ein unsystematisches und doch zusammenhaltendes Weisheitsbuch zu gestalten. Eine fingierte Person sollte Träger der Gedanken werden; ihr Leben und Wirken, nach Bedarf herangezogen und ungezwungen vorgeführt, würde, so meinte Nietzsche, eine ausreichende Verbindung, einen Ersatz für die mit Absicht vermiedene systematische Darstellung schaffen. Die Schwierigkeiten eines solchen Versuches sind groß. Denn je mehr das Dichterische in den Vordergrund tritt, desto mehr kommt die Philosophie in Bedrängnis, und je schwächer die poetische Basis ist, desto fragmentarischer und willkürlicher

Das um ein paar Zentralideen gruppierte poetische Weisheitsbuch

muß das auf sie gestützte Buch erscheinen. Mischformen leiden stets an der Unmöglichkeit, das unentbehrliche Gleichgewicht herzustellen. Auch Nietzsche hat es nicht vermocht, wie jedermann weiß. Trotz mannigfacher Bemühungen ist das Formale viel zu kurz gekommen und nicht entfernt imstande, die schweren Gedankengewichte zu tragen. Erfindung und Durchführung ermangeln der dichterischen Kraft; alles ist unbestimmt, mühsam zusammengesucht, ungeschickt verwertet; man befindet sich auf dem Kostümfest, nicht im Theater. Die Person des Zarathustra ist keine Person, sondern eine mit idealen Unmöglichkeiten ausstaffierte Puppe. Mit den anderen Figuren steht es noch schlimmer; sie sollen von einer einzigen Abstraktion leben und sich nähren. Hierzu kommt eine zweite Schwierigkeit, die Nietzsche ebensowenig hat bewältigen können. Daß er vorzog Zarathustra redend zu schildern, nicht handelnd, ist begreiflich und in der Ordnung, obgleich es insofern einen Widerspruch gibt, als seine Philosophie auf das Handeln im höchsten und stärksten Sinne hinaus will und langen lyrisch-philosophischen Reden nicht gerade freundlich gesinnt ist. Das Werk also wurde der Form nach ein Bündel von Reden, die bald diesen, bald jenen poetischen Anknüpfungspunkt suchen. Wie aber sind diese Reden gestaltet? Sie zeigen deutlich das Streben nach Geschlossenheit; jede hat ihre Überschrift, behandelt also ein bestimmtes Thema und will formal ein einheitliches Gebilde sein. In Wahrheit aber sind es nur Spruchsammlungen und konnten nach der Art, wie sie geschaffen worden waren, nichts anderes sein. Nietzsche ging auch hier bei der Ausführung vom Einzelnen aus statt vom Ganzen und brachte deshalb keine einzige Rede zustande; sein Werk zerfällt in Atome, in einzelne Sätze, die alle Mühe und Kunst nicht hat ineinanderfügen, sondern nur aneinander kleben können. Man lese aufmerksam den Zarathustra und frage sich, ob man etwas anderes findet als Sprüche, für die ein äußerlicher Zusammenhang gesucht ist, statt daß der Zusammenhang aus sich heraus die Sprüche schüfe. — Wie entstand der Zarathustra? Nietzsche hatte die vorhergehenden Jahre auf die Vervollkommnung des Aphorismus verwendet, hatte mehr und mehr erkannt, daß Prägnanz die Haupttugend des Aphoristikers ist, und war dadurch zur Pflege der Sentenz, des Spruches gekommen. Im Jahre 1882 hatte er eine große Sammlung gut geschliffener Sprüche in ein Heft zusammengeschrieben und wollte sie als Sentenzenbuch herausgeben. Über die Gestaltung dieses Buches war er noch nicht im klaren,

Die Person des Zarathustra eine mit idealen Unmöglichkeiten ausstaffierte Puppe

Die Verbindung der Sentenzensammlung mit dem Zarathustramotiv

auf jeden Fall aber sollten die Sprüche getrennt nebeneinander stehen bleiben. Zugleich aber (schon seit dem Sommer 1881) erwog Nietzsche den Plan, ein großes Werk zu verfassen, das die Figur des Zarathustra als Mittelpunkt haben sollte. Dessen Gestaltung war auch noch nicht klar; zeitweilig war eine einfache prosaische Ausführung geplant, was daraus ersichtlich ist, daß einige Aphorismen der fröhlichen Wissenschaft, in denen von einem ‚weisen Mann' die Rede ist, in der ersten Niederschrift statt dessen den Namen ‚Zarathustra' zeigen und also für dies Werk bestimmt waren. Dann aber, gegen Ende des Jahres 1882, trat ziemlich plötzlich der Plan des Zarathustra in der heutigen Gestalt hervor: ein poetisches Weisheitsbuch im Stile von Predigten und lyrischen Expektorationen. Das Sentenzenbuch wurde aufgegeben; es mußte den Stoff für den Zarathustra hergeben. Nietzsche setzte einfach die Sentenzen zusammen, schuf eine große Menge weiterer hinzu, namentlich für die späteren Teile des Werkes, und arbeitete völlig in der Weise eines musivischen Künstlers. Doch ist der Unterschied der, daß bei der Mosaikarbeit die einzelnen Steinchen oder Glasstifte nichts bedeuten und ihre Zusammenfügung nach einem Plane alles ist, bei Nietzsche aber die Sprüche das Wertvolle sind und ihre Verknüpfung keinen Wert oder nur den Wert einer Schnur hat, auf die man Perlen reiht."

Sind wir so ins klare gekommen über die Entstehung und Struktur des Zarathustrawerkes, so sollte es nicht mehr schwer fallen, auch an dessen innerer Beschaffenheit die einzelnen Teilschichten nachzuweisen. In dieses Buch hatte er, was in ihm war, hineinströmen lassen; Zarathustra ist das bis zum Rande gefüllte Gefäß seiner Seele. Da er in seiner unmittelbar vorhergegangenen, nun durch poetische Bestrebungen abgelösten Entwicklungsphase mit Leib und Seele Kritiker gewesen war, so wird das kritische, aufstöbernde, zersetzende Element einen Grundbestandteil des gesamten Ideenkomplexes bilden. Die Wahl der Titelgestalt ist unter diesem Gesichtspunkt erfolgt. „Man hat mich nicht gefragt", sagt Nietzsche im Hinweis darauf, „man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet; denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegenteil. Zarathustra hat erst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehen, — die Übersetzung der Moral ins Metaphysische, als Kraft, Ursache,

Das kritische Element im Zarathustra

Zweck an sich, ist sein Werk. Aber diese Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathustra schuf diesen verhängnisvollen Irrtum, die Moral. Folglich muß er auch der erste sein, der ihn erkennt." Die Kritik der Moral bildet in der Tat die Hauptsubstanz des Zarathustra. Gleich zu Anfang besucht Zarathustra einen weitberühmten Tugendlehrer, der auf seinem Katheder sitzt, von lernbegierigen Jünglingen umgeben. „Als Zarathustra den Weisen also sprechen hörte, lachte er bei sich im Herzen: denn ihm war dabei ein Licht aufgegangen. Und also sprach er zu seinem Herzen: ein Narr ist mir dieser Weise da mit seinen vierzig Gedanken; aber ich glaube, daß er sich wohl auf das Schlafen versteht." Der herkömmlichen Tugend mit allen ihren Entfaltungen und Auswüchsen geht Zarathustra unbarmherzig nach bis in alle hintersten Schlupfwinkel hinein.

Das pädagogische Element im Zarathustra

Vor der kritischen Phase hat Nietzsche, wie wir sahen, noch die pädagogische durchgemacht. Die in ihr erworbenen Kräfte und Fähigkeiten stoßen nun als Hilfe und Ergänzung hinzu. Es ist Zarathustra vor allem darum zu tun, seine kritische Erkenntnis möglichst wirksam an den Mann zu bringen. Der Moralkenner, der er zunächst ist, wird so handkehrum zum Moralprediger. Wollte man an der Sprache des Zarathustra ein verbindendes Leitmotiv herausheben, einzelne immer wiederkehrende grammatikalische Haftpunkte, so wären das unzweideutig Imperative. Nicht das Fragezeichen, das Ausrufungszeichen gibt in der Orthographie Zarathustras den Ausschlag. Die knappste, treffendste Inhaltsangabe zu dem ersten Buche ergibt sich, wenn man einfach seine wichtigsten Imperative untereinander stellt:

Die Imperative im Zarathustra

„Euer Wille sage: der Übermensch sei der Sinn der Erde! Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden!

Auf, laßt uns den Geist der Schwere töten!

Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!

Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen! So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges!

Geht doch dem schlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von der Götzendienerei der Überflüssigen! Geht fort von dem Dampfe dieser Menschenopfer! Gelobt sei die kleine Armut! Dort, wo der Staat aufhört, — so seht mir doch hin, meine Brüder!

Fliehe, mein Freund, in deine Einsamkeit und dorthin, wo eine rauhe, starke Luft weht!

Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!

Endlich, meine Brüder, hütet euch Unrecht zu tun allen Einsiedlern! Hütet euch, den Einsiedler zu beleidigen! Tatet ihr's aber, so tötet ihn auch noch!

Über dich sollst du hinausbauen! Über euch hinaus sollt ihr einst lieben!

Stirb zur rechten Zeit! Also lehrt Zarathustra.

Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend! Eure schenkende Liebe und eure Erkenntnis diene dem Sinn der Erde! Laßt sie nicht davon fliegen vom Irdischen und mit den Flügeln gegen ewige Wände schlagen! Führt, gleich mir, die verflogene Tugend zur Erde zurück — ja, zurück zu Leib und Leben: daß sie der Erde ihren Sinn gebe, einen Menschen-Sinn!"

Der bezeichnendste Imperativ des Zarathustra findet sich dann im dritten Buche als Aufschrift der neuen Tafel; er besteht aus zwei Worten und lautet: „Werdet hart!"

Die künstlerische Arbeit im Zarathustra

Säure und Salz des Kritikers und der Befehl des Erziehers als Stoff: nun mach ein Kunstwerk daraus — das war die Klausuraufgabe, die der Einsiedler von Sils-Maria und Rapallo sich zumutete. Sieht man es nicht kommen, daß er scheitern wird? Immerhin; auch der Künstler in Nietzsche hat ganz gewaltige Arbeit vollbracht. Wir meinen hier nicht die allgemeine Mitteilung einer lyrischen Stimmung, die bei Nietzsche selbstverständlich ist, nicht das Organische seiner melodisch träufelnden, nach dem Takt fallender Tropfen rhythmisierten Diktion, sondern die wirkliche und greifbare Arbeit plastischer Gestaltung. Menschliche Figuren, die er auf die Beine gestellt hätte und hätte gehen heißen, sind ihm nicht gelungen; wohl aber steht die Welt, die sie hätte empfangen sollen, rund geraten da. In Nietzsches Sechstagewerk ist der sechste und letzte Tag mißlungen, aber nur er. Nicht umsonst nennt Nietzsches geistreichster Nachempfinder, Paul Mongré, seine Aphorismensammlung „Gedanken aus der Landschaft Zarathustras". Die Landschaft Zarathustras — das ist's. Sie steht da als das fertige Werk seiner Hände. Wenn man bedenkt, wie das Unumstößliche an einem Dichterruhme wie dem Gottfried Kellers darin besteht, daß er die von einem beschränkten Horizont umschlossene Welt des deutsch-schweizerischen Mittellandes und

Mittelstandes vollkommen beherrscht und ausfüllt, so wird Nietzsches Künstlerruhm trotz der nicht vollendeten Reife und Rundung deswegen nicht gänzlich zu schmälern sein, weil er für seinen allerdings zerfließenden Übermenschen wenigstens eine in scharf umrissenen Konturen sich darbietende Bühne schuf. Am szenischen Beiwerk darf nicht gerüttelt werden; in dieser Hinsicht Nietzsches sprudelnde, blutwarme, lebendig pulsierende Erfindungsgabe nicht zu bewundern, wäre ungerecht. Aus welcher Fülle glücklichster Anschauung und schärfster Beobachtung weiß er die Umgebung für einen Propheten zusammenzusetzen! Was tut es, daß er manches Erkennbare aus berühmten und manches sonst aus unberühmten Dichtungen sich angeeignet hat? Wieviel unmittelbar mit eigenen Augen Gesehenes bleibt trotz alledem zurück! Die Milch und Labsal spendenden Euter des Lichtes, die der Sonne sich entgegenhebende Begierde des Meeres mit tausend Brüsten, der trächtig am Horizont liegende rot aufgehende Mond, — man mag es übertrieben finden; aber wo trifft man sonst auf Tropen von solcher Kraft! Der Bauch aller schwarzen Trübsal, die rosenrote Stille, das entwölkte Schweigen, die unter Rosenhängen und Lilienhecken heimische lachende Bosheit, der Sprung mit beiden Füßen in goldsmaragdenes Entzücken als eines Tänzers Tugend, die süße Leier mit dem trunkenen Unkenton, der fern herkommt von den Teichen der Liebe, der braune Gold-Wein-Geruch vom alten Glücke als ein Duft und Geruch der Ewigkeit — gewiß, jetzt hinterher ist es leicht, sich darüber lustig oder gar es ihm nachzumachen; wer aber hat vor Nietzsche unser altes Deutsch in solchen Delirien sich schaukeln lassen? Das sind die guten Einfälle; es ist aber auch viel Können da; im „Nachtlied" zum Beispiel oder in der „stillen Stunde" ist die einmal angeschlagene Stimmung wunderbar durchgehalten. Bewunderswert ist auch das Geschick, mit dem Nietzsche die Attribute Zarathustras ungeschwächt bildhaft einzuführen versteht, obwohl er sie im bleichenden Bannkreis des Symbols hatte erfinden müssen: „Und siehe! ein Adler zog in weiten Kreisen durch die Luft! Und an ihm hing eine Schlange, nicht einer Beute gleich, sondern einer Freundin: denn sie hielt sich um seinen Hals geringelt. Das stolzeste Tier unter der Sonne und das klügste Tier unter der Sonne."

Landschaft und Sprache

Das alles und manches andere hier nicht Erwähnte sind Vorzüge, die selbst vor einem Übermaß von Mängeln, Fehlgriffen und Übertreibungen siegreich standzuhalten vermögen. Überdies

betreffen sie nur die Ästhetik der Sache, und beim Zarathustra entscheidet der Inhalt. Die Fehler, die auf diesen zurückzuführen sind, fallen daher weit schwerer ins Gewicht. Im großen und ganzen, kann man sagen, beruht die inhaltliche Schwäche des Zarathustra auf der Diskrepanz jener beiden Bestandteile, die wir als die zwei aus Nietzsches Natur sich notwendig ergebenden Grundlagen nachgewiesen haben: sein Erziehertrieb hätte, in der entsprechenden Kunstform, ein Lehrgedicht ergeben müssen und desgleichen der Kritikertrieb eine Satire; eins zum andern zusammengepfercht führte unausweichlich ein Stilgemengsel herbei und damit ein Konzeptionsmanko, dessen störenden Folgen keine noch so ängstliche Vorsicht im Detail vorzubeugen vermochte. Ist ein didaktisches Gedicht, das sich über vier Bücher zu je hundert Seiten hinzieht, an sich schon ein Unding, so kann man mit derselben Sicherheit voraussagen, daß ein Spottlied, das seine Zuhörer anders und besser zu machen bezweckt, es niemals zu einem hellen Lachen bringen und seiner eigenen Späße niemals froh werden wird. Deshalb geht Zarathustra, dem Lehrer, die gewinnende Treuherzigkeit und Zarathustra, dem Spötter, der gewinnende Humor ab. Sein Gebot verletzt mehr als daß es zwingt, sein Humor stößt mehr zurück, als daß er erleichtert. So bringt Nietzsche seinen Zarathustra um den Erfolg eines vollkommenen Kunstwerks: wer sich ihm auf gut Glück nähert, um es auf sich wirken zu lassen, den bannt, fesselt und überwältigt es nicht in einer ihn befreienden Weise. Da es dennoch starke Wirkung tut, so sieht man sich genötigt, diese außerhalb der reinen Kunstsphäre zu suchen, und so spricht man denn von Zarathustra als einem Propheten. Dagegen ist wenig einzuwenden, außer etwa, daß so dem ästhetischen Richterspruch ausgewichen wird. Peter Gast, der Enthusiast, aber auch der feinbenervte Künstler, faßt seinen starken ersten Eindruck von der Lektüre des ersten Buches gegen Overbeck am 12. Juli 1883 in die treffende Bemerkung zusammen: „Ich bin begierig zu erfahren, was Sie und die geehrte Frau Professor zu diesem Buche sagen. Ich halte es für eine ‚heilige Schrift', vielleicht auch mit ein paar Eigenschaften heiliger Bücher, die ich daran lieber vermißte."

Zarathustra weder rein didaktisch noch rein satirisch

Die Überschrift dieses Buchteiles redet vom Zweifel am Zarathustra. Damit sollte in Kürze das trennende Moment getroffen werden, das man, mißdeutend, Overbeck zum Vorwurf gemacht hat, indem man von Unvermögen oder mangelnden guten Willen

redet. Aber, wie schon angedeutet wurde, ist Overbecks zögerndem und ablehnendem Verhalten eine weit allgemeinere, typische Bedeutung beizumessen. Wie es ihm erging, ist es nach ihm hundert andern auch ergangen; deshalb liegt die Verpflichtung vor, diesen vorbehältlichen, höchstens halbwegs zustimmenden Eindruck, den Zarathustra auf unbefangene und kritisch geartete Leser stets ausüben wird, auf einen einigermaßen zusammenfassenden Ausdruck zu bringen. Es soll also im folgenden eine auf Grundlinien sich beschränkende Analyse der drei ersten Teile von Zarathustra versucht werden, — im großen und ganzen eine Formulierung von Gedanken, wie sie im Hause Overbeck gehegt und gelegentlich auch vor nahen Freunden ausgesprochen worden sind:

Zarathustra als gesteigertes Ich-Bewußtsein

Zarathustra ist das überbrausende Ich, das in moralisierend dichterischem Aufschwung sich den Menschen wichtig machen, ihnen neue Erkenntnisse und Ideale bringen will. Der Übermensch gründet sich auf die Scham der Unzulänglichkeit, er ist das wollende Kind der Erde und ihrer Lebensmöglichkeiten. Damit ist ein Gegensatz aufgerichtet zum Menschen, der Gott sucht, der die Seele über den Leib erhebt, zur Tugend der Guten und Gerechten; denn nun soll alles in leidenschaftlichem Werdetrieb aufflammen. Dies führt zu Wort- und Sinnspielereien der geistreichsten Art. Der Tod des Seiltänzers ist der Seelentod des Durchschnittsmenschen, der am Beruf zugrunde geht. Zarathustra schleppt sich mit Toten, da geht ihm das Licht auf: Was soll er mit Leichnamen, er will lebendige Gefährten. Und — neues Bild! — nicht Hirt und Herde, sondern ein Räuber sein und viele weglocken von der Herde! Nietzsches Schaffender will ein Brecher und Verbrecher sein, er bedarf der Wollust, des dionysischen Überschwangs, der Verführung in Wort und Bild. Er rechnet auf eine elementare Wirkung; er wandelt die Leser und Hörer in Mitschaffende, Mitfeiernde, Miterntende.

Die Leiblichkeit des Selbst

Also verkündet Zarathustra den Ich-Willen, die Ich-Welt; er nimmt sich das Recht heraus zu neuen Werken, zum Schweren und Schwersten, zur Stärke des freien, tragsamen und spielenden Geistes. Die Bilder überstürzen sich: guter Schlaf und mohnblumige Tugenden dazu, um die Gottwelt, die Hinterwelt und das Erwachen aus ihr zu verschlafen. Die Erde sei unser Sinn! Alle Phantasien über Götter und Himmel und erlösende Blutstropfen sind süße und düstere Gifte, die der Mensch allerdings aus dem eigenen Leibe und aus der Erde sog, aber aus dem kranken

Leibe und der verdorbenen Erde. Rechtlicher und reiner redet der gesunde Leib, der vollkommene und rechtwinklige: der Künstler jeden Augenblickes. Der Gedanke, die Seele ist nur ein Produkt viel allgemeinerer Funktionen, eine vorübergehende Erscheinungsform in der chemischen Retorte. Jenes, der Geist, ist die kleine Vernunft; die allgemeinen Funktionen sind die große Vernunft. Die kleine redet, die große tut. So entsteht der Gegensatz zwischen Ich und Selbst, Geist und Leib. Das Selbst, der Leib, bestimmt das Ich, den Geist, zu seinen Gedanken, zu seinem Schmerz- und Lustgefühl und dazu soll es denken: Es soll!! Nietzsche will also den kategorischen Imperativ doch nicht aufgeben, nachdem er kurz vorher das beschränkte Sollen in das höhere Wollen verwandelt hat. Nur zu natürlich. Welcher gerade Mensch könnte denn überhaupt einen der ihm vorgezeichneten Wege nicht gehen? Wir müssen alles sagen wollen und unser Tun damit vor uns selbst erklären und rechtfertigen, denn das ist ja nun einmal unser eigentümliches menschliches Wesen, daß wir uns immer in Beziehung zu andern Lebensmöglichkeiten und -wirklichkeiten setzen müssen, ich will, ich darf, ich muß, ich kann, ich soll — alles dasselbe, nur in andere Beziehung gesetzt.

Umkehrung der Askese

Hier geht er nun in seinem Denken von der christlichen Askese aus, freilich nach dem ihm eigenen Umkehrungsprinzip unter entgegengesetzter Verknüpfung von Wollust und Asketentum: der Geist muß gedemütigt, der Leib erhoben werden. Er, der Denkende, ist seinem Leib, dem Schaffenden, anheimgegeben, und nun scheidet sich für ihn die Finsternis so, daß auf den Leib das neue, schaffende, gute, lustvolle Prinzip fällt, auf den Geist das bösgewordene Untergangsprinzip. Dann bricht die Einsicht durch, daß jeder sich seinen eigenen Lebenswert schaffen müsse aus dem gleichwertig in ihm vorhandenen Material seiner guten und bösen Leidenschaften, wenn nur dem Selbst Freudenschaften daraus erwachsen und er sich damit die Höhe des tragischen Untergangs sichert. Darüber wird er zum Verteidiger des Verbrechers an Leben und Gut; er ist für ihn der Kranke und Irre, wie ihn die Zeit mit ihren Begriffen von Recht und Unrecht schafft. Indem er dann Zorn und Spott ausschüttet über den lesenden Pöbel und sich so der naiven Voraussetzung einer Zeit überläßt, da der Geist Gott war, während er hernach Mensch und zuletzt Pöbel wurde — wandelt er in den Spuren des Alten Testaments in Sprache und Begriffen: der „Räuber an der Herde", der Geist

Gott; dabei spielte der Begriff des Raubens als der männlichen Seligkeit von der fröhlichen Wissenschaft her mit hinein. Unmittelbar darauf, nach der leugnenden, spöttischen Überlegenheit das biedermännische Jünglingsgebet: „Halte heilig deine höchste Hoffnung!" Ferner: Die Rede gegen die, welche den Tod predigen, will heißen das ewige Leben — diese angebliche Lebenspredigt kommt von müden und enttäuschten Lippen. Auch den Krieg ruft kein Begeisterter für die höchste Hoffnung, für den höchsten Gedanken des Lebens aus. „Du sollst", klingt dem Tapferen angenehmer, als „ich will". Nietzsche ist aus diesem Dilemma nie herausgekommen. Der Tapfere soll sich von Zarathustra, dem Übermenschen, *befehlen* lassen, der Mensch ist etwas, das überwunden werden *soll*. Spukt hier nicht wieder der alte Jehova? Alles ist undeutlich — mystifizierend, moralisierend und bildlich. Die Predigt gegen den Staat, die Vielzuvielen, ist wärmer gehalten, als ob hier persönliche Gefühle im Spiel seien; Rohde und Overbeck scheinen hier apostrophiert zu sein und wohl auch sonst der eine oder andere. Bis hieher ist Nietzsche noch kein ursprünglicher, wirklich großer Ton gelungen.

Dilemma zwischen Sollen und Wollen

Die Fliegen des Marktes sind das erste wahrhaft prächtige, wahrhaft empfundene, großartige Stück. Hier hat sich die Dumpfheit des persönlichen unabstrahierten Erlebnisses in einem elementaren Ausdruck zu befreien vermocht; hier ist Kraft der Seele; hier sprach Nietzsche seinen Freunden aus dem Herzen, wenn er sich selber ermahnte: „Fliehe, mein Freund, in deine Einsamkeit! Abseits vom Markte und Ruhme begibt sich alles Große!" — Auch „von der Keuschheit" ist schön. Aber wer über Tugend und Keuschheit zu reden weiß, ist wohl selten ein Tugendhafter. Diese Begriffe wachen im Menschen gewöhnlich nach Exzessen auf, und da ist es besser, meint Nietzsche, wenn man vom Apfel gekostet hat, dem Leben das Wort zu reden, während die Prediger des Todes, die christliche Weltanschauung, von „Sünde" sprechen. — Dann deckt er die Schwierigkeiten der Freundschaft auf; auch hier wird um ein Jenseits gerungen, das sich im Übermenschen vollenden soll. Aber was bedeutet da Überwindung? Doch eben nicht eine Veränderung zu einer höheren und besseren Kraft, sondern nur Aufhebung des Widerstandes in der Gefühlsnarkose und der Einbildung, die Menschlichkeiten seien dadurch beseitigt, daß man sie vergesse. — Dann betrachtet Nietzsche die verschiedenen Werttafeln der Völker, die vielerlei Ziele, bei denen allen Gut

Die „Fliegen des Marktes"

und Böse Wertmesser ist. Er will aber ein Ziel, eine Menschheit. Den Wertmesser nennt er ein Ungetüm und fragt, wer es bezwingen wird. — „Von der Nächstenliebe" galt Overbeck und seiner Frau als das zweite große Kapitel des ersten Zarathustra. Wer nicht auf eigenen Füßen steht, kann auch dem Bruder nicht das sein, was Menschen sich untereinander sein können. Wieviel falscher Anspruch der Menschen untereinander erlischt durch diese Kunst der Selbsterziehung. Hier nennt Zarathustra als den Sinn der Welt: das Werden des Guten durch das Böse, das Werden der Zwecke aus dem Zufall. — Die Warnung vor der Einsamkeit, die Trauer über sie, die Losung: „über sich hinaus schaffen und zugrunde gehen" — zeigt freilich stets am Übermenschen den Zug des Unmenschlichen, des Unvermögens, der Grausamkeit. — Über das berühmte Peitschenkapitel sodann hat eine Frau, wer immer sie auch sei, am besten zu schweigen. Was darin wahr ist, ist ja jedenfalls das Beste zugleich. Zarathustra hat eigentümlichen, wahrhaft schauenden Geschmack; er sieht im Weibe was er sucht, neben höchster hingebender Weiblichkeit bizarre Züge, verführerische Gaukelei, leeren Grund. „Seltsam ist's, Zarathustra kennt wenig die Weiber, und doch hat er über sie recht!" Sollte ihm wirklich je eine Frau so über sich recht gegeben haben? — „Vom Biß der Natter" verkündet abermals, jedoch zerstückelt und superklug, die neue Moral des Immoralisten. Der Satz: „Nicht Böses mit Gutem vergelten, sondern beweisen, daß das Böse etwas Gutes sei", — enthält einen großen Gedanken, der nur nicht in der Lust zu provozieren sich verderben darf. Auch kann nur das unabsichtlich zugefügte Böse im zweiten Gliede etwas Gutes werden — dies ist ja auch längst durchgeführt in dem Glauben, daß alles zu unserem Besten geschehe oder gelenkt werde. Die folgenden Nachsätze, so echt menschlich empfunden sie sind, schwächen wieder ab; denn wenn ein Unrecht zu tragen leicht wird, kann man's wohl laufen lassen, darf sich aber darauf weiter nichts zugute tun, und zum Übermenschen führt dies auch nicht gerade. Es laufen hier überhaupt verschiedene Wege zusammen. Über seinen Extravaganzen im Urteil gegen andere versteigt er sich zur hochmütigen Überhebung über die Leistungen des gewöhnlichen, gescheiten und guten Menschen, und sucht doch andererseits die dogmatische Einführung und Strenge der Ineinssetzung von Gut und Böse durch allerlei Menschlichkeiten zu mildern und zu verheitern.

Von der Nächstenliebe

Die Pädagogik der Ehe, voll guten Sinnes, leidet unter der schulmeisterlichen Einkleidung. Es durchfröstelt einen förmlich. Wer möchte so heiraten wollen, mit diesem Zarathustra als Segner! Da ist es ja mit aller Natur und Unbefangenheit vorbei. Es klingt fast wie Gouvernantenweisheit. Und müßte die Gewißheit, wirklich den Übermenschen zu gebären, nicht jede Frau in die höchste Qual für ihr Kind bringen? — Auch das Selbsttötungskapitel gehört nicht zu den glücklichsten. Über den Tod ist nicht so leicht zu reden; es ist wenigen eingefallen „zur rechten Zeit zu gehen" — Nietzsche selbst durchaus nicht, obgleich er damit zu kämpfen hatte, so gut wie ein anderer. Der Mensch, der zu andern gehört, hört nicht auf, diesen etwas zu sein, selbst wenn er schwach geworden ist. Wer freilich nur nach Weisheit und neuen Paradoxen jagt! Der Selbstmord wird stets die Ausnahme sein. — Die drei letzten begeisterten Reden „von der schenkenden Tugend" geben wirklich das großartige Bild des Wollenden, seine erhabene Stimmung, sein Aufgehen in einer höheren Allgemeinheit. Gut und Böse sind unsichere Dinge; die Einheit, die Macht steht bei dem vom Gedanken einer neuen Tugend beherrschten Menschen. Hier ist Nietzsche wieder klar und wahrhaft philosophisch. Er spricht nichts Neues aus, aber er sagt es auf seine überzeugende und eindrückliche Art, die dem Menschen zur Illusion verhilft, ein Neuerer zu sein. Die Herde besteht aus Katzen und Wölfen, die an Krankheit und Gier und entarteter Selbstsucht leiden. Da muß das hohe Ich zum Artbildner werden. „Bleibt mir der Erde treu, sammelt die verflogene Tugend, den verflogenen Geist!" Noch waltet Zufall und Unsinn, der Ohne-Sinn. Wissen und Erkennen erhöhen den Leib, machen die Seele fröhlich. „Unerschöpft und unentdeckt ist immer noch Mensch und Menschenerde." Mit Reminiszenzen des Neuen Testamentes („Wachet!" — Werdet die „Auserwählten"!) schließt der erste Zarathustra.

Die schenkende Tugend

Zum zweiten Teil ist zu sagen, daß er kaum neue Gedanken hinzubringt, dagegen in der Künstlerschaft einen Fortschritt über den ersten hinaus bedeutet. Der lyrische Drang ist ungeheuer, die Phantasie uferlos, die Bilder erlesener, er redet eine noch verzücktere Sprache. Seine Gedanken sind meist Stiche gegen Gedanken anderer; er reißt sie aus deren Felde aus und pflanzt sie, womöglich mit der Wurzel in der Luft, in seinen Garten. Es läßt sich schwer entscheiden, worin die hinreißende Kraft dieser

Künstlerische Steigerung des zweiten Teiles

Denkdichtung beschlossen liegt, ob wirklich in titanenhafter Wucht und nicht eher in sirenenhafter Verführung. Jedenfalls steht das Poetische hoch über dem Gedankeninhalt. Man denke an das „Nachtlied", den ergreifenden Ausdruck der Einsamkeit und eines hohen Strebens — an das herrliche „Tanzlied", bei dem man Feuerbachs „Hafis am Brunnen" vor sich sieht; nur — wozu die kokette, affektierte Müdigkeit: „Vergebt mir, daß es Abend ward"? — Wer sind ferner in dem schönen Gräberlied diese unbarmherzigen Feinde? Bilder sind's, schön erfundene Einkleidungen, aber Nietzsche glaubte wohl selber an ihre Wirklichkeit. Dieser freie Geist schließt mit einem christlichen Glaubensartikel, mit einer christlichen Hoffnung: „Nur wo Gräber sind, gibt es Auferstehungen!" Nietzsche ist so durchdrungen und verwoben mit christlichen und jüdischen Vorstellungen, daß er schon aus diesem Grund kein unmittelbarer Neuerer sein kann. Wie hat es ihm wohlgetan, alte Gedankenfetzen schimmernd zu umhüllen! Der zweite Zarathustra ist mehr als der erste bel esprit und Literatur. Hier ist alles Schmuck, Zarathustra tanzt begeistert und bekränzt vor dem eignen Spiegelbild. Einige hervorstehende Gedanken sind herauszugreifen.

Das Entsetzen vor dem Mitleid

Zunächst Nietzsches wahrhaftes Entsetzen vor dem Mitleid. Dabei verzichtet er gar nicht darauf, er raffiniert nur in dessen Behandlung: verborgenes Mitleid, Mitleid aus der Ferne. Freunde, Fremde und Arme — alles ist unter ihm und seine „schenkende Liebe" ist immer in den Mantel des Ekels, in die Furcht, sich herabzuwürdigen, gehüllt. Der schöngeistige, leidende Narciß der Attitüde, dessen Herz zwar beteiligt ist, aber in immer neuen Umschreibungen sich genug tut. Nietzsches Affektation war ihm ein Weg zur Freiheit des Geistes, zum Abschütteln des vis-à-vis. — Das hindert nicht, in dem schönen Kapitel „Von den Tugendhaften" die reichen Ausblicke in die Psychologie der Menschen und Christen zu bewundern. Und noch mehr feiert Nietzsches literarische Könnerschaft ihren wundervollen Triumph in den Stücken „vom Gesindel" und „von den Taranteln". Was ist da alles an Ekel, Spott, Humor, Seligkeit und Kraft zu finden! Nicht geringer ist der Bilderreichtum in dem gegen seine gelehrten Freunde gerichteten. „Von den berühmten Weisen"; hier spricht Nietzsches Temperament zugunsten „seines Geistes". Die berühmten Weisen, die er so verachtet, haben mehr von den eiskalten Brunnen gewußt als er, aber ihre Sprache war einfach

Das Gericht über die gelehrten Freunde

und wirklich, während Nietzsche sich in Umschreibungen wälzt. Allerdings mit Glück; er weiß den einfachsten Vorgang der Natur, in der er sinnend weilte, mit seinen Hauptgedanken zu verbinden, sie in diese Bilder einzukleiden. Daß er vollends die Weisen mit dem Volk verbindet, weil die Vernunft sich nur in der Volkstümlichkeit gefalle, ist eigentümlich. Auch für Nietzsches Wüstennatur, für den grausamen, gottlosen, einsamen Willen, ist ein Volk da, das Volk der Aufstände, der Verbrecher, ja selbst ganz gewöhnliches Biedermannsvolk, das sich aufregen und erhöhen will, den Leib erhöhen ohne eigenen Geist. Die Bilderfülle deckt hier keinerlei Gedankentiefe. Warum soll der Geist bloß ins Leben schneiden, warum soll sein Träger ein Opfertier sein? das gehört alles in die Lehre der Prediger des Todes, von denen Nietzsche selbst sagt, daß er ihnen nur zu verwandt sei. Nachher soll ja doch wieder gebaut werden — und da tut nun Nietzsche, wie wenn das nicht von jeher höchster Weltkern gewesen sei, gleichviel ob man die zügellosen oder die Ordnungsmenschen höher schätzt. Nietzsche schließt immer mehr aus, je mehr er seine Hand nach der Weltherrschaft ausstreckt.

Triumph der Satire

Nietzsches Heimatboden ist der Trieb zur Satire. Geradezu glänzend, wie er in der „Unbefleckten Erkenntnis" die Schopenhauersche Ästhetik bildlich behandelt, wie er im „Lande der Bildung" über die buntgesprenkelte Kultur, über die Heimat aller Farbentöpfe, über die Bemalung mit fünfzig Kleckse spottet, wie er, beredt und nur allzuwahr die armen Gelehrten hernimmt — (übrigens ein Lieblingskapitel Overbecks, obwohl er damit getroffen sein sollte). Schließlich, nach dem Stück von der „Erlösung" zu schließen, hat Zarathustra die Welt nur in Zerrbildern gekannt und will Erlösung bringen von dem bis jetzt Wirklichen zum neuen Wirklichen. Da kann er denn nur seinen Katechismus wieder von vorne anfangen und aus dem ersten Buche wiederholen: Wille befreit — er kehrt aber in seine Einsamkeit zurück, um sich abermals zu besinnen; in der dichterisch prachtvollen „stillsten Stunde" zittert und zaudert er und mag nicht und darf nicht und kann nicht. Es ist so: der Wollende will nicht, obwohl es sich doch um sein Schaffen handelt. Aber allerdings — da hatte er doch etwas Neues im Sinne; er liegt mit sich im Kampfe, ob er, statt des Übermenschen, die heimlichste seiner Lehren verkünden soll.

Das unterscheidende Merkmal des dritten Zarathustra liegt in

Gedankenwechsel im dritten Teil

einem changement de décoration, in der Auswechselung der Hintergrundkulisse. Bis jetzt war die „Ewige Wiederkunft" noch nicht vom Schluß der „Fröhlichen Wissenschaft" her in den Zarathustra hinübergenommen worden. Ausschließlich der „Übermensch" mußte die Ausstattung zum Ewigkeitsmysterium bestreiten in den beiden ersten Teilen. Nun heißt es: „Oh Zarathustra, siehe, du bist der Lehrer der ewigen Wiederkunft, — das ist nun d e i n Schicksal!" Aber, wie gesagt, es handelt sich dabei lediglich um eine szenische Neuerung; inhaltlich und formal trifft sonst das vom zweiten Gesagte auch auf den dritten zu. Nur dadurch tritt für die Fortsetzung eine Erhöhung ein, daß das hinter ihm liegende Jahr starke seelische Spannungen gebracht hatte und zusammen genommen mit seinem Leiden, das ja einen konstanten Druck auf ihn ausübte, den Bekenntnischarakter dieser neuen Aussprache steigerte. Hier tönt uns eigentlich der reine Pessimismus entgegen. So tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er in das Leiden. Leiden ist der Zustand des Sehens, der Zustand des eigentlichen Lebens, und Mut ist eine besondere Anstrengung, eine Selbstüberwindung. Für Nietzsche bedeutete damals Mut Gesundheit. Er wandelt in traumhaftem Leiden, er träumt von der Wirklichkeit des starken Lebens, das ihm versagt ist, nicht nur weil er leidend ist, auch weil er schwach ist und nicht durchhalten kann. Schon in der Einleitung wirft er sich fortwährend hin und her, es ist ein beständiges Jagen, Haschen, Loslassen. Die bedeutenden dichterischen Vorzüge auch dieses Teiles verteilen sich ebenfalls auf

Satire und Dithyrambus

den Dithyrambus und die Satire. Das grandiose „Vor Sonnenaufgang" gibt einen Gefühlszustand wieder, da Nietzsche wirklich im eigenen Gleich- und Schwergewicht ruht: „oh Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Lichtabgrund! Dich schauend schaudere ich vor göttlichen Begierden." (Frau Overbeck sagte einmal zu Nietzsche: „Der Himmel ist für Sie, was die Augen der Geliebten für einen andern — und meinte beidesmal blau. Er seufzte sehnsuchtsvoll — er, der Jasager!) — Ein prachtvolles Korn freien Geistes findet sich im Winterkapitel am Ölberg, wo Nietzsche voller Übermut mit dem Mitleid kleiner Seelen seinen Spott treibt und ihm sein Elend vor die Füße wirft als Köder und Hohn. Das Stück ist im vorübergehenden Rausch gesprochen, die nüchterne Wirklichkeit, die natürlich auch in Nietzsches Leben ihre achtzig Prozent betrug, redete und dachte anders; sie bedurfte wirklich der Teilnahme. Solch eine lyrische Äußerung

stellt auch die besten und ergreifendsten Briefe in den Schatten, weil man es hier mit einem runden Schriftwerk zu tun hat. Sie läßt die Frage doch sehr offen, ob der künstlerische Wert des Zarathustra wirklich nur als großartige Beigabe in Betracht komme neben den reinen Aphorismenbüchern mit ihrem Übergewicht an bloßen Gedanken.

Endlich wird durch den dritten Teil vollends beweisbar, daß sich Nietzsche von seinen eigenen Anfängen, dem klassischen Ideal der Griechen, zusehends entfernt hat, während er in biblischen Anleihen ein übriges tut. Es ist auffallend, auf wieviel christliche Vorstellungen und Begriffe Nietzsche besonders in diesem dritten Buche anspielt und sie förmlich einführt. Sind die christlichen Instinkte in ihm so stark, daß er ihrer als Basis trotz aller Gegnerschaft nicht entbehren kann — oder will er dadurch als mit einem Kunstgriffe anderen seine Denkweise heimisch machen, sie dazu verführen? Beides mag ineinander übergreifen; an der Tatsache selbst wird das nichts ändern. Im „Geist der Schwere" finden sich Ausdrücke wie „Zöllner und Krämer" — „Unselig heiße ich alle — unselig heiße ich auch die" — „Und dazu läßt man die Kindlein zu sich kommen". Indessen sind diese Anklänge an das Neue Testament spärlich in Anbetracht der alttestamentlichen: „Von alten und neuen Tafeln" — „Gut und Böse" — „Überwinde dich selbst noch in deinem Nächsten" — „Was du tust, siehe das kann dir keiner wieder tun" — „Alles ist eitel". Zarathustra geberdet sich in seinem Reden zuweilen wie der alte Jahve, dessen Art es zudem ist, sich den Menschen aufzuerlegen: „Schone deinen Nächsten nicht" — „Eurer Kinder Land sollt ihr lieben" — „Erlösung der Kinder von der Schuld der Väter" — „Siehe, es gibt keine Vergeltung" — „Wer ein Erstling ist, der wird immer geopfert" — „Wir bluten alle an geheimen Opfertischen". Diese mannigfachen Anklänge an Exodus, Numeri und Deuteronomium lassen es als wahrscheinlich erscheinen, daß Nietzsche besonders bei der Aufstellung seines neuen Tafelwerkes, ausdrücklich zu diesem Zwecke, geradezu den Pentateuch studiert hat, um in Anwendung seiner antipodistischen Methode vom fremden Gedanken zum eigenen Gedanken zu gelangen. In den Psalmen oder Propheten hat er sich keine Anregung gesucht; weder war ihm mit der Nachempfindung des homo religiosus im Psalter und Hiob, noch auch mit dem Mittlerhandwerk der Prophetie gedient. Sein Ehrgeiz ließ ihm nach dem Throne Gottes gelüsten; der Perser

Die christlichen Instinkte im Zarathustra

Zarathustra als Nachfolger Jahves

Religionsstifter Zarathustra muß die Nachfolge des alttestamentlichen Sturm-, Rache- und Gesetzgebergottes antreten. Demgegenüber nehmen sich die neutestamentlichen Reminiszenzen in den ersten drei Zarathustrabüchern noch unabsichtlich und zufällig aus, selbst die gelegentliche Persiflage der Bergpredigt: „Selig sind die Schläfrigen; denn sie sollen bald einnicken." Erst im vierten Teile geht der Antichrist in ihm zielbewußt zu Werke durch die Travestie der Passionsgeschichte und besonders des Abendmahls. Jedenfalls aber ziehen sich biblische Berührungen durch das ganze Vier-Bücherwerk hin; die Rückkehr zum Interesse an der Bibel ist jedenfalls ein Grundinstinkt im Zarathustra. Darüber geraten sogar die alten philosophischen Gemeinbegriffe Schicksal und Freiheit beträchtlich ins Hintertreffen, ganz abgesehen davon, daß Anklänge an die griechische Denkweise, z. B. das heraklitische „alles im Flusse", nur ganz sporadisch auftreten.

Die Chronologie der vier Zarathustrabücher

Die drei ersten Bücher des Zarathustra sind als solche — nicht ihren Gedanken nach, die früher zurückreichen — im Zeitraum eines Jahres oder höchstens in dreizehn Monaten niedergeschrieben worden. Der erste Teil in Rapallo bei Genua Januar und Februar 1883, das Schlußkapitel am 13. Februar in Wagners Todesstunde. Der zweite Teil Juni und Juli in Sils-Maria, nachdem zuvor in Rom das „Nachtlied" fertig geworden war, „während eines schwermütigen Frühlings im Mai auf einer Loggia hoch über der Piazza Barberini, von der aus man Rom übersieht und tief unten die Fontana rauschen hört". Der dritte Teil entstand Januar und Februar 1884 in Nizza: „Jene entscheidende Partie, welche den Titel: ‚Von alten und neuen Tafeln' trägt, wurde in beschwerlichstem Aufsteigen von der Station zu dem wunderbaren maurischen Felsennest Eza gedichtet." Wie seinerzeit gegen ein Dutzend unzeitgemäßer Betrachtungen geplant und zum Teil entworfen waren, so drängte die gefundene und gestaltete Gattung zu weit mehr Fortsetzungen, als dann Nietzsche wirklich ausgeführt hat. Folgerichtig hätte das zu einer immer größeren und intensiveren Expansion des Göttlichkeitsanspruchs führen müssen; Zarathustra würde immer mächtiger mit dem Volke in Kontakt treten, immer stürmischer und brausender sich außer-Ich-lich offenbaren. Nicht umsonst sagt er in der „Stillsten Stunde": „Weißt du nicht, wer allen am nötigsten tut? Der Großes befiehlt. Großes vollführen ist schwer: aber das Schwerere ist Großes befehlen. Das ist dein Unver-

zeihlichstes: du hast die Macht, und du willst nicht herrschen." Ob dieser Scheu ließ dann aber Nietzsche doch wieder zeitweise den Gedanken an eine Fortsetzung überhaupt fallen. Als er im Winter 1884/85 in Mentone den vierten Teil schrieb, war die Prätension einer objektiven Wirkung überwunden. Als Dichter seiner Natur treuer als bisher jemals, fand er im vierten Teil seinen Stil am reinsten — den persönlichen, subjektiven Lyrismus.

Der Seelenzustand im Zarathustrajahr

Die Entwicklungskurve, die sich von den innern Vorgängen im Zarathustrajahr 1883 andeutungsweise aufzeichnen läßt, skizziert eine außerordentliche seelische Unruhe im Zarathustrajahr; die Amplitude der Gemütsschwankungen vom „Himmelhoch jauchzend" bis zu dem „Zum Tode betrübt", zeigt eine unheimliche Spannweite. Bei Overbeck war hierüber folgendes in Erfahrung zu bringen: von Weihnachten 1882 bis tief in den Januar hinein litt Nietzsche infolge seiner Enttäuschung mit Lou an einem furchtbaren Depressionsmaximum, an einen Anfall von Menschenhaß und Lebensekel, dem er beinahe erlag. Dann erhob er sich steil in die wohltätige Sammlung seines Selbstbewußtseins und schrieb die siebzig Druckseiten des ersten Teils. Der Glaube an sich selbst war für kurze Zeit hergestellt. Bereits Mitte Februar war es damit wieder vorbei; selbstquälerische Grübeleien über seine Gesundheit, der zerschmetternde Eindruck von Wagners Tod und das bitterste Nachgefühl an die Zerwürfnisse mit Menschen besonders im Schoß seiner eigenen Familie, zerstörte aufs neue jedes Selbstvertrauen. Ein kräftiger Aufstieg der Vitalität erfolgte klimatisch, einfach durch das Frühlingserwachen Anfang April. Zugleich kam der erste Zarathustra in den Korrekturbogen von außen her wie etwas ihm überraschend Neues hilfreich auf ihn zu. Es folgten zwei Monate gesättigten Hochgefühls in Rom, wozu das persönliche Zusammenleben mit der Schwester das seinige beigetragen haben mag. Aber mit einer kalten Stube in Sils-Maria hob dann wieder der Niedergang an und erreichte im Hochsommer den Tiefpunkt wütendster Verzweiflung. Ein zweimaliges Zusammensein mit Overbeck und die Rückkehr ans Mittelländische Meer, nicht zu vergessen den zum Druck beförderten zweiten Zarathustra ließen ihn den Herbst in zunehmendem Gleichgewicht verleben. Das äußere Befinden sank im Winter 1883/84 wieder erbärmlich; aber diesmal ließ sich die Seele nicht mit in den Abgrund ziehen; es erwies sich als eine Kräftigung, Zarathustra gefunden und nun schon zur Hälfte geschaffen zu haben. Noch beim Jahreswechsel

warf die Wucht des leiblichen Leidens auch die festeste Besinnung beinahe um; da brachte schon der Januar den dritten Zarathustra und mit ihm die Wiederholung, ja die gesteigerte Erhöhung oberster Gipfelempfindungen. Sie ermöglichten, als Kraftaufspeicherung, die langsame Rückkehr zum normalen Leben, dessen banale Forderungen und Interessen nun für Nietzsche erträglich geworden waren. Sein Zarathustra erwies sich recht eigentlich als eine weise Diätverordnung, als die weitaus erfolgreichste Kur für seinen erschöpften Körper.

Der vierte Zarathustra

Das Jahr 1885 bedeutet den Abschluß von Nietzsches eigentlich lyrischer Periode. Im Herbst 1884 stellte er die Meduſenhymnen zusammen, von denen er einige in den Schlußteil des Zarathustra übernahm, während der Rest als Wurzelstock für die 1888 fertig gestellte Gedichtsammlung der „Dionysosdithyramben" oder „Lieder Zarathustras" anzusehen ist. Auch der eine oder andere Nachzügler in den „Liedern des Prinzen Vogelfrei", z. B. der Dithyrambus an den Mistral, ist im November 1884 in Mentone entstanden. Im Frühling des genannten Jahres hat Nietzsche eine kleine Privatauflage des IV. Zarathustra veranstaltet, von der er aber nur sieben Exemplare selber verteilt hat, einzelne davon erst nach Jahren. Wer die Empfänger waren, bildet eine kleine Kabinettfrage in seiner Biographie (S. 548). Hierzu findet sich bei Overbeck eine ausführliche Notiz: „Auch mir wurde der III. Zarathustra im Begleitschreiben vom 12. April 1884, mit welchem ich das für mich bestimmte Exemplar erhielt, ausdrücklich als letzter Zarathustra bezeichnet. Nach Frau El. Försters eigenem, aus den Papieren ihres Bruders gewonnenem wiederholtem Zeugnis sollte Zarathustra ursprünglich mit dem dritten Teil schließen (S. 539). Doch will die Frau Förster von ihrem Bruder den Gedanken, den Zarathustra noch weiter fortzusetzen, schon bei ihrem Zusammensein mit ihm in Zürich im September 1884 vernommen haben (S. 541). Eines der zunächst allein in die Welt ausgegangenen sieben Exemplare des IV. Zarathustra, von denen Frau Förster-Nietzsche (S. 548) spricht, erhielt ich. Es trägt von Nietzsches Hand die Aufschrift: „Meinem verehrten lieben Freunde Franz Overbeck mit der Bitte um Geheimhaltung dieses ineditum — und vielen andern Bitten." Ohne jedes Datum. Leider unterließ ich bei Empfang dieses Exemplares jede diese Aufschrift ergänzende eigne Notiz über den Tag, an welchem das Exemplar bei mir einlief. Und da

auch der Druck selbst von Nietzsche nicht das geringste direkte chronologische Kennzeichen erhalten hat, so bin ich nur imstande, zur genaueren Datierung des IV. Zarathustra mitzuteilen, daß Nietzsche mir am 7. Oktober 1885 aus Leipzig meldete, er habe zirka 100 Thaler für den Druck des Zarathustra IV an Schmeitzner bezahlt. Daß zu meinen Mitempfängern jener sieben Exemplare auch G. Brandes gehören müsse, wurde mir erst aus seinem Aufsatz über F. Nietzsche (in der Deutschen Rundschau, Band 63, 1890, S. 81 ff.) kund. Noch viel später erfuhr ich, daß Brandes sein Exemplar nicht vor Januar 1888 erhalten hat, zu welcher Zeit ich mein Exemplar schon ein paar Jahre bei meinen bis dahin noch ausnahmslos erschienenen Drucken stehen hatte. Daß die von Frau Förster erwähnten sieben Exemplare gleichzeitig zur Verteilung kamen, gibt sie nicht zu verstehen. Darüber, wer die sieben Empfänger gewesen sind, wird sie vermutlich mehr wissen als ich. Daß sie mich unter ihnen nicht nennt, beweist bei der Stellung, die sie sich zu mir im Schlußband ihrer Biographie gegeben hat, für ihr Nichtwissen von mir auch nicht das geringste."

Das dichterische Vorspiel zum Untergang

Mit dem vierten Teile vollendete sich gewissermaßen der Anfang von Zarathustras Untergang. Nietzsche erfüllte todesmutig sein Verhängnis, indem er den letzten Schritt nicht scheute, den Schritt in die äußerste Maßlosigkeit, indem er Ja sagte selbst zu dem hintersten Nein und mit den eigenen grausamen Händen sein edles Menschentum in Fetzen riß. Rettungslos trieb er so der eigenen Vernichtung zu, aber da auch hier sein letzter Antrieb ein alter brennender Wahrheitsdrang, ein tiefeingewurzelter Unabhängigkeitssinn gewesen sein muß, so schlägt ihm selbst das Verderben zum Heile aus. Er bietet mit dem qualvollen Schauspiel seiner schonungslosen Selbstkritik unserer ernüchterten Zeit einen Anblick dar, der an grausem Ernste mit dem Titanenmythus der Antike wetteifert. Der vierte Teil des Zarathustra, so wie er ihn schließlich von den ersten Entwürfen abweichend verfaßt hat, erklärt sich am besten als schonungsloser Akt einer solchen aus Verzweiflung heroischen Selbstzerfleischung. Nur bei deutlicher Betonung dieses Charakters erwächst diesem von Nietzsche besonders geheimnisvoll behandelten Buche die volle Bedeutung, die ihm als vermittelndem Gliede in der Kette seiner Werke zukommt. Der in der Biographie (II, S. 539 f.) mitgeteilte „Plan zu einer Fortsetzung des Zarathustra aus dem Win-

ter 1883/84" wies Zarathustra für den vierten Teil in gesteigertem Maße die Rolle des Umwerters zu und führte ihn als solchen mitten unters Volk, läßt ihn mit den Massen in Kontakt treten und in dem Momente vor Glück sterben, als auf seine Frage alles mit Ja antwortet. Desgleichen sollte das neue vierteilige Zarathustrawerk, in dessen Plan er Peter Gast einweihte (Biographie II, S. 546/47), beginnen mit „großem Trompeten-Herolds-Lärm", mit einem „Glück der lauten Töne". Ganz anders der vierte Zarathustra; der bezeichnet es als eine Torheit, die hinter ihm liege, sich jemals auf den Markt gestellt und laut zu der Menge geredet zu haben. Der vierte Teil gibt sich als eine Auseinandersetzung mit höchstens einem halben Dutzend von Zarathustra nicht allzusehr verschiedener Persönlichkeiten, weil auch sie der Masse entlaufen sind und irgendwie als unsoziale Eigenbrödler und nicht etwa als Vertreter und Fürsprecher des Volkes oder Pöbels mit Zarathustra zusammentreffen. Sieht man nun näher zu, so enthüllt sich dieser vierte Teil als ein grandioser Ausfluß von Nietzsches dionysischem Lyrismus so sehr, daß es sich überhaupt nur um einen dialogisch gestaffelten Monolog handelt, um Rede und Gegenrede innerhalb ein- und derselben Haut. Dabei ist Zarathustra Nietzsches Wunsch-Ich. Daß er das ist, geht auch aus dem wichtigen Schlußaphorismus 25 in der zweiten Abhandlung zur Genealogie der Moral hervor —: „Genug! genug! An dieser Stelle ziemt sich nur eins, zu schweigen; ich vergriffe mich sonst an dem, was einem Jüngeren allein freisteht, einem ‚Zukünftigeren', einem Stärkeren als ich bin — was allein Zarathustra freisteht." Die abwechselnd sich ihm beigesellenden Kameraden sind dafür die verschiedenen Individuationen des wirklichen Nietzsche, die von der Zukunft und Hoffnungshypostase „Zarathustra" überhöht und aufgesogen werden. Der Verkünder der großen Müdigkeit, der Getretene, der als Gewissenhafter des Geistes von zwanzig Blutegeln ausgesogen wird, der tobsüchtige Zauberer, der sich aber nur als schlimmen Schauspieler entpuppt und die paar andern Gegenfiguren — es sind die „Notschreie" aus Nietzsches eigener Brust, es sind die Bestandteile seines eigenen Seelenganzen, gegen die er den Stock zur Züchtigung erhebt und über die sein Fuß hinwegschreitet. Dabei erscheint der „schwarze lange Mann mit einem hagern Bleichgesicht" wie eine Verkörperung der von Overbeck erhaltenen profantheologischen Anregungen: „Unter drei Augen gesprochen,

Zarathustra IV ein Selbstgespräch

Nietzsches eigene „Notschreie"

sagte erheitert der alte Papst (denn er war auf einem Auge blind), in Dingen Gottes bin ich aufgeklärter als Zarathustra selber — und darf es sein. Meine Liebe dient ihm lange Jahre, mein Wille ging allem seinem Willen nach. Ein guter Diener aber weiß alles, und mancherlei auch, was sein Herr sich selbst verbirgt." Noch durchsichtiger ist die Versinnbildlichung von Nietzsches Verhältnis zu Wagner in dem ausführlichen zweiteiligen Kapitel „Der Zauberer": — „Wer bist du doch! schrie hier der alte Zauberer mit einer trotzigen Stimme, wer darf also zu mir reden, dem Größten, der heute lebt? — und ein grüner Blitz schoß aus seinem Auge nach Zarathustra." Die Abstrafung Wagners steht in Verbindung mit Nietzsches Haß gegen das Christentum. Die Abwendung vom griechischen Geiste vollendet sich hier durch die antichristliche Durchdringung des Bibelstoffes bis zur äußersten Blasphemie: „Es ist nicht mehr wahr, daß die Armen selig sind. Das Himmelreich aber ist bei den Kühen." — „Die Kindlein lässest du zu dir kommen und wenn dich die bösen Buben locken, so sprichst du einfältig J-A." — „Ein kleiner tapferer Unsinn, irgend ein Gottesdienst und Eselsfest — und feiert ihr es abermals, dieses Eselsfest, tut's euch zuliebe, tut's auch mir zuliebe! Und zu meinem Gedächtnis!"

Größe und Streben nach Größe

Auch seine antipodische Abhängigkeit vom Christentum hat Nietzsche ehrlich durchschaut: „Was höre ich, sprach hier der alte Papst mit gespitzten Ohren; oh Zarathustra, du bist frömmer als du glaubst, mit einem solchen Unglauben! Irgendein Gott in dir bekehrte dich zu deiner Gottlosigkeit. Ist es nicht deine Frömmigkeit selber, die dich nicht mehr an einen Gott glauben läßt? In deiner Nähe, ob du schon der Gottloseste sein willst, wittre ich einen heimlichen Weih- und Wohlgeruch von langen Segnungen: mir wird wohl und wehe dabei." Der „Mörder" Gottes wird ihm zum „häßlichsten Menschen". Besonders ergreifend aber nimmt sich, wenn anders wir mit Recht die Reden der Nebenfiguren im vierten Teil als maskierte Selbstbekenntnisse Nietzsches auffassen, das Eingeständnis seiner mangelnden Größe aus: „Oh Zarathustra, ich bin's müde, es ekelt mich meiner Künste, ich bin nicht groß, was verstelle ich mich! Aber, du weißt es wohl — ich suchte nach Größe! Einen großen Menschen wollte ich vorstellen und überredete viele: aber diese Lüge ging über meine Kraft. An ihr zerbreche ich. Oh Zarathustra, alles ist Lüge an mir; aber daß ich zerbreche — dies mein Zer-

brechen ist echt!" Diese Partie im Zaubererkapitel noch weiter auf Wagner zu beziehen, hindert der gänzliche Mangel eines äußeren Anhaltspunktes. Wagner hatte Nietzsche doch nicht den leisesten Anlaß gegeben zu der Einbildung, er werfe sich als Zerbrochener zu Füßen. Es war ja nicht das erste Mal, daß Nietzsche an Wagner dachte und dabei unwillkürlich sich selbst substituierte; er gesteht, dies sei schon bei der „Geburt der Tragödie" der Fall gewesen. Sofern er in Wagner den Dekadent verachtete, stieg vor ihm die Angst seiner eigenen stark empfundenen Dekadenz auf: er verstieß sich selber. Darf man angesichts einer solchen partiellen Konfession Overbeck noch weiter der Verständnislosigkeit beschuldigen, wenn er sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, sein Freund sei kein im eigentlichen Sinne großer Mensch gewesen, er habe an seine Genialität im höchsten Sinne, besser gesagt an sich selbst, nicht geglaubt? Hat er ihn nicht gerade mit diesem Zweifel desto tiefer verstanden?

Unserer Auffassung, wir hätten es im vierten Zarathustra mit nichts anderem als mit einer unerhört ehrlichen Selbstdarlegung und Selbstauseinandersetzung zu tun, entspricht auch die Hochschätzung, die ein Mann wie Rohde dieser Schrift entgegenbrachte. Rohde hat es in zunehmendem Maße abgelehnt, an Nietzsche etwas anderes gelten zu lassen, als seine Person; daß mit Nietzsches Werk irgend eine neue Sachlichkeit, eine dauernde Wertsetzung gegeben wäre, bestritt er angelegentlich und beredt. Nun lernt er den vierten Zarathustra erst im Jahre 1892 kennen; er hatte nicht zu denen gehört, denen Nietzsche als seinen Vertrautesten den Privatdruck übersandt hatte. (O. Crusius, Erwin Rohde, Tübingen und Leipzig 1902, S. 177, Anm. 3.) Nach der Lektüre schreibt er an Overbeck am 17. Mai 1892: „Ein wunderliches, aber ergreifendes Buch, an dem ich überall den tiefsten, eigenen Klang einer zum Abgrund hinabschreitenden großen Seele höre. Wie Nietzsche sich so in seine Traumwelt förmlich familiär einlebt — ich kann das alles nur mit wehmutsvoller Erschütterung lesen. Diese Erfahrung, den tiefsten und reichsten Geist, der einem begegnet ist, im Wahnsinn und in die Unzulänglichkeit seiner Wahnwelt verschwunden zu wissen — das klingt immer wieder auf in einem mit einem unbeschreiblich traurig machenden Totenglockenklang." Dieses Steckenbleiben in der eigenen Subjektivität war die Schranke, die Nietzsche von der Größe trennte. Die vier Teile des Zarathustra stellen einen

willensstarken Anlauf dar, aus sich selber herauszutreten, sich selber zu überwachsen. Aber gerade als ein solcher Anlauf aufgefaßt, ist Zarathustra mißlungen. Einer der ersten öffentlichen Beurteiler des Werkes, Karl Spitteler, sprach es aus (Sonntagsblatt des „Bund" 1888, S. 7): „Nietzsche ist ein Riese, das unterliegt keinem Zweifel. Als solcher darf er uns nicht verübeln, wenn wir ihm zumuten, groß zu sein." Ein Riese muß groß sein

Ende des ersten Bandes

Anmerkungen

Zur Vorrede

a) Die Heiligen der Merowinger, Tübingen und Leipzig 1900, S. VIII: „Ein bedeutender Volksheiliger wirkt zunächst auf einen kleinen Kreis von ihm begeisterter Anhänger. Unter diesen findet sich auch ein Schriftsteller, dem es gelingt, ein parteiisches aber lebensvolles Bild des Meisters für die Nachwelt zu entwerfen. Nach Jahr und Tag, aber auch dann nur in einem selten günstigen Falle, können durch nachträgliche Forschung die Einseitigkeiten zum Teil noch gemildert werden."

b) Von hervorragendem Quellenwert für die Biographie Nietzsches erachtete Overbeck seine gegen 150 Nummern umfassende Sammlung von Briefen und Postkarten, die Peter Gast an ihn im Laufe von über fünfundzwanzig Jahren (1878—1905) gerichtet hat. Der reiche Bestand an tatsächlichen, sonst der Vergessenheit anheimfallenden Mitteilungen war mit in meine Darstellung hineinzuziehen, trotzdem die öffentliche Stellungnahme des Herrn Peter Gast zu Overbecks Andenken (Neue Züricher Zeitung Nr. 221, 11. August 1905; Neue Rundschau Februar 1906, S. 256; „Kritik der Kritik", Heft 9, 1907; „Zukunft", 27. April 1907) es mir verwehrte, mich über die publizistische Verwendung seiner ehemaligen Zuschriften mit ihm zu verständigen. Ich darf das mit um so besserem Gewissen, da ich außer der rechtlichen Befugnis dazu mich auch über Herrn Peter Gasts persönliche Meinung zu vergewissern Gelegenheit fand; er schreibt nämlich an Overbeck nicht lange vor dessen Tode, am 18. Oktober 1904: „Über das Recht an Briefen ist Frau Förster-Nietzsche anderer Meinung als wir andern. Sie meint, daß das Publikationsrecht nur i h r, als Erbin Nietzsches zustehe, — während wir übrigen glauben, mit der Adressierung eines Briefes erkläre man dessen Übergang ins völlige Eigentum und Verfügungsrecht des Adressaten." Gast selbst hat diesen Briefen keinerlei dokumentarischen Wert beigelegt (Weimar, 15. Nov. 1901): „Mit Ihren Anordnungen Ihrer Nietzsche betreffenden Schriftstücke bin ich vollkommen einverstanden. Und was meine Briefe an Ihre werte Adresse anlangt, so denke ich, ist es das beste, sie zu verbrennen. Das einzige, was etwa Gutes an ihnen sein mag, kann höchstens der Ausdruck meiner unwandelbaren Verehrung und Dankbarkeit gegen Sie, hochverehrter Herr Professor, sein: aber an diesen Empfindungen selber, ob geschrieben oder ungeschrieben, ist nichts mehr zu ändern." Herr Peter Gast hat sich selbst aber nur recht ungenügend gekannt; in seinem Artikel der „Neuen Züricher Zeitung" vom 11. August 1905: „Zum Kapitel Nietzsche-Overbeck" wagt er Overbecks selbständige Stellung zum Archiv und deren testamentarischen Ausdruck dahin zu deuten, „daß Overbeck nicht im Bilde war und daß er, um seinem Schmollen vor sich selbst Berechtigung zu geben, Windmühlen zum Anrennen brauchte". Wenn das keine gründliche Sinnesveränderung voraussetzt, dann beansprucht Herr Peter Gast eine höchst eigenartige Auslegung seiner während zwanzig Jahren Overbeck brieflich beteuerten unwandelbaren Hochschätzung und Verehrung. Es konnte Overbeck natürlich nicht einfallen, Gasts Anregung Folge zu geben und ein an Datum und Fingerzeigen für Nietzsches Biographie reiches Briefbündel zu vernichten. Als er mich dann noch bei Lebzeiten bat, diese Briefe

persönlich in Besitz zu nehmen, gab ich die Hoffnung noch nicht auf, mit Herrn Gast irgend ein Übereinkommen zu treffen; ich ließ ihn durch meinen ihm von früher her nahe befreundeten Rechtsanwalt vertraulich wissen, seine Briefe seien in meinen Besitz übergegangen; seine zunehmend abhängige Stellung in unserer öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Archiv schloß jedoch bald jede Verständigung aus. Schließlich unterbreitete ich eine chronologische Zusammenstellung aller Nietzsche betreffenden Partien aus den Briefen Gasts an Overbeck dem Herausgeber einer führenden deutschen Zeitschrift, die bereits ein warmes, aber korrekt neutrales Interesse am Overbeckschen Nietzschenachlaß bekundet hatte; sein Bescheid sprach der Sammlung dieser Briefausschnitte keine zusammenhängende, einheitliche Wirkung zu und lehnte eine eventuelle Vermittelung ab. Das bestätigte meine Auffassung von dem bloßen Detailwert der einzelnen Briefaussagen Gasts und bestärkte mich in dem Entschlusse, auf eine fortlaufend aneinandergereihte Herausgabe der Briefe Gasts an Overbeck zu verzichten, aus der ja überdies allerlei Persönliches noch wegzufallen gehabt hätte, und die einzelnen Zeugnisse losgelöst in die entsprechenden Stellen meiner Darstellung einzuflechten. Selbstverständlich stets mit Namen und Datum, so daß ich dadurch Herrn Gasts Verfasserrechte mit dieser Form der literarischen Verwendung vollauf gewahrt zu haben glaubte (in Anbetracht des Umstandes, daß auf gelegentliche Mitteilungen dieser Art das Urheberrecht in keinerlei Weise zur Anwendung käme). Ja, ich glaubte, Herrn Gast diesen Dienst, ihn möglichst häufig reden zu lassen, schon deshalb nicht versagen zu dürfen, weil ich, wo ich seiner rein nur als Berichterstatter zu gedenken hatte, ihn nicht eben in immer glücklichem Lichte schildern mußte. (Man vergleiche namentlich die dreißigste Anmerkung und die gelegentlichen Erwähnungen seiner Person in den Ausführungen des vierten Teils „Nietzsches Ruhm".) Ich hätte es als bedauerliche Einseitigkeit empfunden, wenn ich seinem seltsamen, bald unstet schwankenden, bald ungestüm draufgängerischen, praktischen Verhalten nicht zum Ausgleich die hochentwickelte Beredsamkeit seines Temperamentes ungeschmälert hätte beigeben können. Dies um so mehr, als mir von unterrichteter Seite bestätigt worden war, daß es durchaus nicht in seiner Art liege, etwa nun hinterher zusammenfassende Erinnerungen an die gemeinsam mit Nietzsche verlebte Zeit aufzuzeichnen; auch in einem seiner Archivbriefe an Overbeck (Anfang Dezember 1900) bekennt er offen: „Mein Gedächtnis ist in dieser Hinsicht immer unzuverlässig." Auch Frau Förster erklärt („Zukunft" 1907, 12. Okt., S. 68) nur diejenigen „Nietzscheerinnerungen für wirklich zuverlässig, die sich an Briefe und Tagebücher halten, die wirklich damals niedergeschrieben wurden".

c) Overbecks Testamentskodizill, durch das er das Schicksal seiner von Nietzsche an ihn gerichteten Briefe zu bestimmen trachtete, wurde am 4. Juli 1905 durch den Zivilgerichtsschreiber von Basel-Stadt amtlich eröffnet und entsprechend den Gepflogenheiten und Overbecks eigenem Wunsche durch die Presse bekannt gemacht. Ehe Frau Förster-Nietzsche noch von den Bestimmungen des Vermächtnisses Kenntnis genommen hatte, ließ sie durch ihren Rechtsanwalt in einem Schreiben an Frau Overbeck und den Verwalter des Overbeckschen Nachlasses die Briefe im Hinblick auf eine etwa damit geplante, von ihr unabhängige Veröffentlichung mit Beschlag belegen. Da sie zugleich in einem Artikel des Berliner Tageblattes vom 26. Juli 1905 ihre Verunglimpfung von Overbecks Andenken begann, so mußte ich von dem mir durch Overbeck im Testament nahegelegten Versuche einer loyalen Verständigung absehen und konnte ihr auf ihre privaten Zuschriften, die die

liebenswürdigsten Versicherungen ihrer Gewogenheit und verlockende Vorschläge enthielten, nur erwidern, wir hätten uns nach der von ihr geschaffenen Sachlage nichts mehr zu sagen, da nun auch ich mich, ihrem Beispiel folgend, der Presse und des Rechtsanwalts zu bedienen gedächte. Ich muß aber hervorheben, daß ich Mitte Oktober 1905 ein erstes und noch Mitte Januar 1906 ein zweites ebenso umfangreiches, schriftlich ausgearbeitetes Vermittlungsverfahren meinem Rechtsanwalt Dr. Kurt Hezel in Leipzig unterbreitet habe, durch das dem Archiv eine ausreichende Beteiligung bei der Redaktion aus Entgegenkommen eingeräumt worden wäre. Inzwischen aber hatte Frau Prof. Overbeck sich veranlaßt gesehen, gegen Frau Förster einen Verleumdungsprozeß anzustrengen, so daß nach der Meinung unseres Rechtsbeistandes es ihm als Erpressungsversuch hätte ausgelegt werden können, wenn er um Unterhandlungen über die Briefpublikation auf Grund des Overbeckschen Testaments noch weiter nachgesucht hätte. Unterdessen hatten Gutachten und fachmännische Studien über die juristische Regelung des Falles es immer mehr als widerrechtlich erscheinen lassen, daß ich Overbecks Auftrag gegen den Willen und die Genehmigung von Frau Förster über ihren Kopf hinweg zur Ausführung bringe. Aus den bei mir eingelaufenen zahlreichen Verlagsangeboten traf ich die Wahl abermals in der Hoffnung, vielleicht durch die Persönlichkeit eines geeigneten Verlegers die Angelegenheit zu einem gütlichen Austrag zu bringen. Da nun Herr Eugen Diederichs in Jena, der von mir schon ein Buch in Verlag genommen hatte, ehe er um meine Beziehungen zu Overbeck überhaupt wußte, zu Frau Förster landsmännische und freundschaftliche Beziehungen unterhielt und er sich bereit erklärte, sein möglichstes zu tun, ließ ich ihn gewähren; aber auch er hatte kein Glück; ja seine Bemühungen, Frau Förster in aller Ruhe aufzuklären, endeten nur damit, daß Frau Förster sich mit ihm persönlich in einen dritten Prozeß verwickelte, dessen Ursache wenigstens mittelbar auf die letztwilligen Verfügungen Overbecks zurückging.

Inzwischen ruhten die Briefe Nietzsches an Overbeck wohl verwahrt in einer versiegelten Kassette auf der Universitätsbibliothek zu Basel. Nach den Bestimmungen des Testaments und gemäß einer Overbeck von zuständiger Seite erteilten mündlichen Zusicherung war ich befugt, das Kästchen zu jeder mir genehmen Zeit mir herausgeben zu lassen, um vom Inhalt der Brieforiginale als ihr bezeichneter Herausgeber Kenntnis zu nehmen. Ich habe es aber bis zur Stunde nicht geöffnet. Denn auch der Bibliotheksverwaltung setzte Frau Förster mit brieflichen Protesten, Drohungen und Versprechungen zu, während ja Overbeck seine Bestimmungen gerade daraufhin glaubte eingerichtet zu haben, daß wenigstens der Bibliothek selbst keinerlei Weiterungen aus seinem Testament erwachsen sollten. Um ganz sicher zu gehen, holte die Bibliothek bei der juristischen Fakultät der Basler Universität ein Gutachten ein, das wörtlich den Satz enthielt: „Die Bibliothek ist zur Herausgabe der Briefe berechtigt." Dennoch zog es der Vorstand vor, die äußerste Korrektheit zu bewahren und bat mich, eine gerichtliche Feststellung meiner herausgeberischen Befugnisse zu erwirken. Meinem Entschlusse, dies zu tun, kamen aber die Ereignisse zuvor. Frau Förster hatte sich durch ein blindes Gerücht beunruhigen lassen, als ob die Briefe bereits in einer Leipziger Druckerei ihrer unmittelbaren Veröffentlichung entgegensähen, und wußte beim Landgericht in Weimar gegen Eugen Diederichs und mich ein amtliches Druckverbot zu erlangen, das uns in jedem Übertretungsfalle mit einer hochbemessenen Geldbuße bedachte. Darauf erwirkte Diederichs Fristablauf zur Klageerhebung. Nach mehrmaliger

Anberaumung und Verschiebung eines öffentlichen Termins wurde am 15. Februar 1907 in einem Teilurteil und am 26. April im Haupturteil Frau Förster mit ihrer Klage vom Landgericht Weimar als erster Instanz abgewiesen und zu den Kosten verurteilt. Dieses Doppelurteil wurde am 15. Mai und am 6. November von dem Oberlandesgericht in Jena als zweiter Instanz bestätigt. Die erst eingereichte Berufung beim Reichsgericht für das Teilurteil hat Frau Förster aus freien Stücken wieder zurückgezogen. Es ist hier noch zu erklären, warum wir uns vor Gericht nicht auf Feststellung, sondern nur auf Abweisung der nicht genügend substanzierten Klage mit Erfolg haben vertreten lassen.

Die Durchführung der Feststellung hätte die Auslieferung des Brieftextes an das Gericht erfordert. Nun war aber die Briefsammlung uns im Original selbst nicht zugänglich, wohl aber eine von Overbeck selbst für alle Fälle veranlaßte und überwachte Originalabschrift vom Wortlaut sämtlicher Briefe. Hätten wir auf Grund dieser Abschrift um eine gerichtliche Feststellung nachgesucht, so wären die Briefe auch dem Gegenanwalt und damit auf dessen Bureau Frau Förster zu Gesicht gekommen, und bei dem Temperament der Schwester Nietzsches mußte für einen solchen Fall mit den extremsten Folgen unbedingt gerechnet werden. Selbst bei Hinterlegung einer hohen Kaution hätten wir es dann nicht mehr in der Hand gehabt, die in unseren Augen ernste Angelegenheit nicht zu einer europäischen Burleske ausarten zu lassen, indem bei einer gewaltsamen Veröffentlichung der Briefe durch Frau Förster wir das Nachsehen und das Archiv die Lacher auf seiner Seite gehabt hätte. Auch die Rücksicht auf die Bibliothek als Eigentümerin der Briefe ließ uns diese äußerste Vorsicht inne halten. Ist mit der Klage das Druckverbot hinfällig geworden, so haben Diederichs und ich freie Bahn, die Briefe ungehindert herauszubringen. Nach den einschlägigen Bestimmungen der Zivilprozeßordnung wird es dann für Frau Förster schwer halten, das gedruckte Buch einzuklagen. Aber selbst gegen diesen Fall werden wir uns zu sichern wissen durch Unterbreitung des Drucktextes an Autoritäten des Briefrechtes, so daß nach unserer Auffassung auch von einem zweiten Prozeß nichts zu fürchten wäre. Die rechtliche Grundlage für unser Vorgehen, um dies noch in aller Kürze mitzuteilen, beruht nämlich auf der von allen Sachverständigen zugegebenen Tatsache, daß Vertrauensbriefe nicht unter das Urheberrecht fallen. Nun sind aber die Briefe Nietzsches an Overbeck, die daraufhin einer genauen fachmännischen Prüfung unterzogen worden sind, in hohem Grade und ausschließlich solche Vertrauensbriefe, also nicht schutzfähige Schriftwerke im Sinne der Urheberrechtsgesetzgebung. Die genaue Ausführung des mir von Overbeck überbundenen letzten Willens wird sich somit ohne anwaltlichen Nebenbehelf oder sonstige Zwischenkünste schlicht und einfach auf dem Boden des Rechtes vollziehen lassen. Genau wie ich auf die hartnäckigen Bestreitungen der Frau Förster bereits vor zwei Jahren in aller Gelassenheit öffentlich erklären konnte (Neue Freie Presse, 17. Sept. 1905): „Alles wird nun seinen glatten Fortgang nehmen."

d) Es muß gleich hier zu Anfang energisch und unerbittlich gegen die Auslegungskünste zu dem zwischen Frau Dr. Förster und Frau Prof. Overbeck geschlossenen gerichtlichen Vergleich protestiert werden, in denen sich die Beklagte hinterher gefällt. Genau auf den Tag zwei Jahre nach Overbecks Tod kam vor dem großherzoglichen Amtsgericht zu Weimar der Prozeß, den Overbecks Gattin gegen Nietzsches Schwester wegen Verleumdung des Andenkens eines Verstorbenen angestrengt hatte, zum Austrag. Die Klage forderte Sühne für die üble Nachrede,

Overbeck sei durch Vernachlässigung eines erhaltenen Auftrages schuld, daß unersetzliche Handschriften Nietzsches abhanden gekommen seien. Der Vergleich erbrachte diese verlangte Genugtuung durch den unterschriftlichen Widerruf dieser gänzlich unwahren und frei erfundenen Aussage von der Hand der Frau Förster. Trotzdem ist die Beklagte gänzlich unbelehrt aus dem Prozesse hervorgegangen. Sie nennt ihn (am Schluß ihrer Broschüre: „Das Nietzschearchiv. Seine Freunde und Feinde." Berlin 1907, S. 91 und 92) „nach diesem Ausgange unbegreiflich" und kann nicht verstehen, weshalb sie „anderthalb Jahre sehr betrübt und gequält worden sei und wie der Vergleich zeige, eigentlich recht unnötig". Es ist deshalb erforderlich, öffentlich zu sagen, was wirklich mit dem Vergleich erreicht worden ist. Vor allem darf die Natur des Vergleiches nicht entstellt werden, mit dem doch vernünftigerweise weiter nichts als die Beseitigung eines strafbaren Ärgernisses bezweckt war und keinerlei Beilegung feinerer Meinungsverschiedenheiten, die nur Sache literarischen Austausches sein könnten. Der nach § 189 R StrGB. eingeklagte Verhandlungsgegenstand war ja doch der Vorwurf der Pflichtvergessenheit gegen Overbeck — alles übrige hat als Beiwerk zu gelten, das ab und zu mit unterlaufen wird, wo Juristen zur Schlichtung eines Rechtsstreites an der Arbeit sind. Die Beklagte hätte sicherlich den Vergleich nicht angenommen, wenn der von der Gegenpartei geführte Tatsachenbeweis, daß Overbeck durch keinerlei Auftrag verpflichtet war, nicht gegen sie ausgefallen wäre; denn sie hatte darin den ersten Schritt zu tun, wie sie denn auch zuerst zu unterzeichnen hatte. Einzig und allein Frau Förster hat zurückgenommen, Frau Overbeck nicht. Frau Overbeck kam Frau Förster entgegen, wie es das Wesen des Vergleichs mit sich bringt. Sie gab zu, Frau Förster habe das Andenken nicht beschimpfen wollen, hat aber vor Gericht daran festgehalten, daß das Vorgehen der Frau Förster eine tatsächliche Beschimpfung war. Sie räumte ein, daß die Sorge um die Manuskripte nach Nietzsches Erkrankung hätte in größerem Umfange durchgeführt werden können; aber dieses Zugeständnis traf nicht mehr so sehr die Person ihres Gatten an, der mit dem guten Beispiel vorangegangen war und sein gutes Teil getan hatte, als Mutter, Peter Gast, andere Freunde und nicht zuletzt Frau Förster selbst, die ja in Europa zwei Jahre wartete, bis sie nach den früheren Wohnstätten ihres Bruders reiste. Overbeck brauchte nicht geschont zu werden, er hatte keinerlei Auftrag, Manuskripte zu sammeln. Frau Overbeck hat auch nicht von verlorenen Manuskripten etwas zugegeben, sondern von im Archiv vermißten Manuskripten, in genauer Übereinstimmung mit dem Tatsachenbeweis. Wenn aber wirklich früher schon Manuskripte vermißt wurden, was hinderte Frau Förster, schon damals einen Aufruf zu erlassen, ehe sie nach Overbecks Tode zu einem Angriff auf ihn ausholte, der in seinen ersten Fassungen auf einer viel breiteren Grundlage beruhte als dem behaupteten Verlust von Manuskripten? Vor Gericht stellte Frau Overbeck fest: „Frau Förster hat Straffreiheit zugesichert, Frau Förster hat versprochen, Manuskripte aufzukaufen; wären irgendwo in der Welt noch Manuskripte vorhanden, sie wären längst eingeliefert." Dieses Argument leuchtete dem vorsitzenden Amtsrichter durchaus ein; er nickte zustimmend und sagte: „So ist es". Der Zweck des Prozesses war zu erwirken, daß dasjenige wieder gut gemacht werde, was an dem Andenken Overbecks in der rein bürgerlichen Sphäre getrübt worden war. Dieser Forderung wurde durch den Vergleich vollauf Genüge geleistet: Overbeck hat keinerlei Auftrag vernachlässigt! Daß die Klägerin, nachdem erst jener eine Hauptanstoß beseitigt war, um den es sich allein für sie handelte, sich den Vereinbarungen

der Anwälte fügte, wird jedem Empfindenden begreiflich erscheinen: die Antipathie gegen einen öffentlichen Gerichtsstreit zwischen zwei alleinstehenden verwitweten Damen, die Unzulänglichkeit eines Schöffengerichts (bestehend aus einem Amtsrichter und zwei Laienrichtern) für die psychologische Erfassung einer so komplizierten Streitsache, ja überhaupt das Ungenügende jeder amtlichen Entscheidung in einer derartigen Angelegenheit des Taktes und der Seelenehre. Sobald der Schimpf von Overbecks frischem Grabe genommen war, lag für die Klagepartei nicht der geringste Anlaß vor, Frau Förster ihr gutes Recht auf den sie offenbar beseligenden Glauben, es seien „Aufzeichnungen verloren oder vernichtet und mit ihnen vielleicht Aufklärungen wichtigster Art" (S. 39), irgendwie streitig zu machen.

Noch ist mit Entschiedenheit der auf S. 37/38 der genannten Broschüre ausgeführten Behauptung entgegenzutreten, Frau Förster hätte sich in der Lage befunden, auf erfolgte Angriffe zu erwidern. Genau das Gegenteil ist richtig; die Angriffe gingen von ihr aus; Overbeck selbst und nach seinem Tode der Vollstrecker seines letzten Willens haben immer nur erwidert. Folgende Tabelle mag das deutlich machen:

Angriff:	Abwehr:
„Zeitgeist", 3. Okt. 1904	Frankfurter Zeitung, 10. Dezember 1904
Biographie, Bd. II, 2. Hälfte	Kodizill, 31. Januar 1905
Berliner Tageblatt, 26. Juli 1905	Neue Freie Presse, 20. August 1905
Neue Freie Presse, 10. Sept. 1905	Neue Freie Presse, 17. Sept. 1905
Neue Züricher Ztg., 2./3. Okt. 1905	Neue Züricher Ztg., 23./24. Okt. 1905
Literarisches Echo, 1. Dez. 1905	Literarisches Echo, 15. Dez. 1905
Literarisches Echo, 15. Jan. 1906	(nicht beantwortet).

Diese letzten fünf binnen eines halben Jahres nach Overbecks Tode erschienenen Zeitungsangriffe auf seine Ehre, die alle von Frau Förster-Nietzsche persönlich unterzeichnet waren, wurden der Reihe nach gerichtlich eingeklagt und die drei letzten auch tatsächlich als Gegenstand eines Prozeßverfahrens zugelassen. Der Austausch der Akten begann im Januar 1906 und fand seinen Abschluß mit dem beiderseitig genehmigten Protokoll am 26. Juni 1907. Der Wortlaut des Vergleichs ging durch die deutsche und schweizerische Presse. Trotzdem nun beide Parteien sich im übrigen zusicherten, „im etwaigen Fortgang der literarischen Fehde die im Vorstehenden niedergelegten beiderseitigen Auffassungen und Erklärungen zu respektieren", hält es Frau Förster für angezeigt (auf S. 89 der Broschüre), den Vergleich mit willkürlich von ihr eingetragenen Spationierungen des Textes zum Abdruck zu bringen, wodurch das Gleichgewicht des Wortlautes offenbar zu ihren Gunsten verschoben werden soll. Die vielberufene Wissenschaftlichkeit des Archivs scheint sich auch hierin ihre eigenen Gepflogenheiten vorzubehalten; anderswo tut man das nicht; ein Aktenstück wird auch dem äußeren Textbilde nach niemals angerührt, oder dann auf alle Fälle mit dem ausdrücklichen Vermerk versehen: „von mir gesperrt". Dazu paßt auch die bodenlose Subjektivität der „unjuristischen Erklärung", mit der Frau Förster (S. 90/91) schwarz auf weiß darlegt, sie habe sich „in der glücklichen Lage" befunden, „auf dem Standpunkt verharren zu können, den sie von Anfang an eingenommen habe".

Endlich ist der Vollständigkeit halber beizufügen, daß während der schwebenden Gerichtsunterhandlungen, als die streitenden Parteien sich öffentlicher Preßäußerungen geflissentlich enthielten, plötzlich die „Tägliche Rundschau" (1906,

No. 221—23) unter dem Titel „Nietzsches Freundschaftstragödien“ drei Schmähartikel gegen Overbecks Andenken veröffentlichte, verfaßt von Dr. Leo Berg in Berlin. Dieses Vorgehen fand eine beispiellose Zurückweisung durch eine Kollektiverklärung von Overbecks ehemaligen Kollegen, in der es u. a. hieß: „Wir unterzeichneten Freunde und Kollegen Overbecks fühlen uns gedrungen, gegen die groben Verunglimpfungen, die in jenem Artikel der Charakter Overbecks erfährt, entrüsteten Protest zu erheben. Wir haben, zumeist in langjährigem, persönlichem Umgange mit Overbeck, reichlich Gelegenheit gehabt, ihn als Menschen und Freund genau kennen zu lernen. Auf Grund dieser unserer Kenntnis sprechen wir aus, daß Franz Overbeck ein Mann von lauterstem Charakter, von vornehmster Gesinnung und Handlungsweise, von unbestechlicher Wahrhaftigkeit gewesen ist, Eigenschaften, die ihm — ganz abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bedeutung — während eines Menschenalters im Kreise seiner Kollegen das höchste Ansehen gaben. Wir erklären insbesondere, daß die niedrigen Züge, die ihm jener Artikel andichtet — Eitelkeit, Neid, Feigheit, Freundschaftsverrat — den äußersten Gegensatz zu dem edlen und selbstlosen Wesen Overbecks bilden.“ Unterschrieben war diese Protestadresse von folgenden deutschen und schweizerischen Universitätsprofessoren: A. Baumgartner (Basel), Otto Behaghel (Gießen), Alfred Bertholet (Basel), Erich Bethe (Leipzig), Karl Bücher (Leipzig), G. von Bunge (Basel), Albrecht Burckhardt (Basel), C. Chr. Burckhardt (Basel), Fritz Burckhardt (Basel), Rudolf Burckhardt (Basel), Anton Dohrn (Neapel), B. Duhm (Basel), R. Eucken (Jena), Fritz Fleiner (Tübingen), Karl Groos (Gießen), Ed. Hagenbach-Bischoff (Basel), J. Haller (Gießen), A. Heusler (Basel), Georg Jellineck (Heidelberg), Karl Joël (Basel), J. Kaftan (Berlin), E. Kautzsch (Halle a. S.), Otto Kirn (Leipzig), Georg Klebs (Halle a. S.), Alfred Körte (Gießen), Paul Mezger (Basel), A. Mez (Basel), C. von Orelli (Basel), Hermann Siebeck (Gießen), Rudolf Smend (Göttingen), Ulrich Stutz (Bonn), A. von Tuhr (Straßburg), Eberhard Vischer (Basel), Hermann Vöchting (Tübingen), Johannes Volkelt (Leipzig), Jakob Wackernagel (Göttingen), Paul Wernle (Basel), H. Wölfflin (Berlin). — Die Namen dieser hervorragenden Gelehrten, zum Teil von geradezu europäischem Ruf, sprechen für sich selbst. Die Eile, mit der die Sammlung der Unterschriften in zwölf Städten vor sich zu gehen hatte, beeinträchtigte die Vollständigkeit der Liste. Einer der aus Versehen übergangenen Herren, Prof. Julius Piccard (Basel) ist in diesem Bande mit einem selbständigen Zeugnis für Overbeck zu Worte gekommen. (Vgl. S. 168—71.)

Zum Text

[1] Aufzeichnung Overbecks über die Freundschaft mit Treitschke im Basler Jahrbuch 1906, S. 161—164.

[2] Theodor Schiemann, H. von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre, München 1896, S. 203. Weder Schiemann noch Adolf Hausrath, „Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke“, Leipzig 1901, erwähnen Franz Overbecks Freundschaft mit Treitschke. Auf S. 195 verwechselt ihn Schiemann mit J. J. Overbeck, wozu Overbeck anmerkt: „Spaßhafterweise, für jeden, der Treitschkes persönliches Verhältnis zu dem Leipziger Archäologen meines Namens gekannt hat“. Nur in „G. Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel“, Leipzig 1900, ist Overbeck richtig genannt.

[3] „Gothaer" hießen in jener Zeit die Anhänger der Reichsidee und des erbkaiserlichen Einheitsstaates, die Vorläufer der späteren nationalliberalen Partei.

[4] Treitschke begann seine Lehrtätigkeit in Freiburg am 25. April 1864 mit einem Kolleg über Reformationsgeschichte, wodurch er sich in der Hochburg des südwestdeutschen Katholizismus klerikalen Angriffen besonders aussetzte.

[5] Der erste Band der historischen und politischen Aufsätze, Leipzig 1865, enthielt neben historischen Charakterporträts auch Treitschkes wichtigste und eindringendste politisch-historische Arbeit vor der Reichsgründung, den Aufsatz über „Bundesstaat und Einheitsstaat". Darin ist in fünf Abschnitten die Politik des Nationalvereins einer vernichtenden Kritik unterzogen, die Annexion Schleswig-Holsteins durch Preußen verlangt, die Existenzberechtigung der Mittelstaaten geleugnet und die Zukunft Deutschlands auf Preußen abgestellt.

[6] Im Februar 1865 erregte der in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienene und durch zwei Sonderabdrücke durch ganz Deutschland verbreitete Aufsatz Treitschkes: „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage" beispielloses Aufsehen.

[7] Treitschke hatte zum Besten Schleswig-Holsteins einen Zyklus von Vorlesungen gehalten über das Thema „Washington". Daß er damit auch in Paris aufgetreten sei, wo er einen der Freunde des Leipziger Kreises, Frantzius, einen Arzt, traf, der dann Overbeck in Leipzig mündlich berichtete, wird wohl erst durch diesen Brief Overbecks in das volle Licht biographischer Bedeutsamkeit gerückt.

[8] Den Aufsatz über den Bonapartismus vollendete Treitschke nach seiner ersten Pfingstreise ins Elsaß und stellte ihn an die Spitze eines starken Bandes, der außerdem noch vier weitere Aufsätze enthielt und im Herbst erschien.

[9] Treitschke hatte zwar die Einverleibung Schleswig-Holsteins befürwortet, aber die legitimen Rechte des Herzogs von Augustenburg respektiert wissen wollen.

[10] Gemeint ist die Schrift: „Der Krieg und die Bundesreform", noch in Freiburg geschrieben, als bereits Bismarck ihn hatte auffordern lassen, nach Preußen zu kommen und seine Feder in den Dienst der Politik zu stellen.

[11] In der Tat siedelte damals Treitschkes Gesinnungsgenosse, der badische Staatsminister Freiherr von Roggenbach, von Karlsruhe nach Bonn über, und Treitschke verließ Freiburg, um auf gefahrvollen Umwegen Berlin zu erreichen.

[12] Heinrich Rudolf Gneist, Professor der Rechte in Berlin und liberaler Oppositionsführer, hatte gegen das fünf Tage zuvor, am 3. September 1866, mit großer Majorität im preußischen Abgeordnetenhause genehmigte Indemnitätsgesetz gesprochen.

[13] „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten" erschien am 30. Juli 1866.

[14] Der leitende sächsische Staatsmann, Ministerpräsident von Beust, hatte schon zu Anfang des Jahres durch seine offiziöse, gegen Treitschke gerichtete Depesche dessen Vater, damals noch Kommandant der Festung Königstein, in eine peinliche, auf die Dauer unhaltbare Lage gedrängt.

[15] Moritz Busch war im Dienst des Herzogs von Augustenburg eifrig für dessen Sache tätig gewesen, ging dann aber während des Übergangsjahres als Leiter der offiziellen Presse nach Hannover, ein entschiedener Parteigänger der Bismarckschen Politik.

[16] Der spätere Dekan Gottfried Schönholzer am Neumünster in Zürich.

[17] Die Bearbeitung von De Wettes Erklärung der Apostelgeschichte in 4. Auflage erschien 1870 bei Hirzel in Leipzig.

[18] Am 31. Mai 1869 veranstaltete der Protestantenverein eine von vielen Tausenden besuchte Protestversammlung zu Worms, die sich vor allem gegen die „dreiste römische Einladung zur Rückkehr in die eine Schafhürde" wendete.

[19] Der zweite Band von Treitschkes „historischen und politischen Aufsätzen".

[20] Ihrer Abzweckung auf die kirchlichen Bedürfnisse nach hatte Overbecks Berufung Ähnlichkeit mit der Aufklärerrolle, zu der der religiöse Freisinn in der übrigen Schweiz sich immerzu schon wissenschaftliche Theologen aus Deutschland verschrieben hatte. Und so ein ungefährliches, aber genügend geräuschvolles Nachspiel zum Züricher Straußenputsch und zum Berner Zellerhandel hätte sich vielleicht auch anno 1870 noch in Basel veranstalten lassen; am Zündstoff hätte es kaum gefehlt. Aber schon Overbecks stille Jenenser Dozententätigkeit entbehrte so sehr jeglicher Veranlassung, sich von der altkirchlichen Seite auf einen freigeistigen Demagogen gefaßt zu machen, und gar einmal in Basel angelangt, machte der Berufene so in keiner Hinsicht die Figur, als wäre er als Brandredner auf die Kanzel zu stellen, daß die schleunige Verflüchtigung solcher Erwartungen das einzig Mögliche blieb. Nicht ohne Humor kam Overbeck gelegentlich auf die Komik der Situation zu reden, als die zu seiner Begrüßung aufgebotene Abordnung der Reformpartei mit seiner Person ihren Erwartungen so wenig entsprochen sah, aber auch zugleich stets mit der ausdrücklichen Anerkennung der verbindlichen Art und Weise, mit der die betreffenden Herren, darunter der bekannte Laienenthusiast Theodor Hoffmann-Merian, sich von ihrem Irrtum überzeugen ließen.

[21] Overbeck führte sich in Basel mit einer Aulavorlesung ein: „Über Entstehung und Recht einer rein historischen Betrachtung der neutestamentlichen Schriften in der Theologie" (2. Aufl. 1874). — Der Pfingstausflug mit Treitschke ins Elsaß unmittelbar vorher war zustande gekommen. Overbeck versicherte, daß Treitschke damals den unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Krieges mit Frankreich nicht im mindesten geahnt habe. — Noch ist zu melden, daß im August 1872 Treitschke und Overbeck eine Wanderung durch die Glarnerberge unternahmen und zwar in Begleitung von Treitschkes Kollegen, des Redakteurs und Abgeordneten Wilhelm Wehrenpfennig. Treitschkes Ansage an Overbeck (1. August 1872): „Ich hoffe, Du sollst an Wehrenpfennig Freude haben", — empfängt ein Streiflicht durch Nietzsches Meldung an Rohde vom 26. August (Briefe II, 348): „Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt wie die Dampfmaschine. Kürzlich besuchte uns hier so ein Berliner deus ex machina, der Redakteur der Spenerschen, Wehrenpfennig, — ich hatte Honigseim im Bauche, als er wieder abreiste."

[22] In Basel ist diese wichtige wirtschaftliche Maßregel überhaupt zuerst in die Erscheinung getreten. Nach siebenjähriger Arbeit konnte der Ratsherr Bernhard Socin das Gesetz unter Dach bringen. Es war ein verfassungsgeschichtliches Ereignis und trug Basel damals die Ehre des Besuchs einer Steuerfachmännischen Studienkommission von seiten des englischen Premierministers Peel ein, mit dem Erfolge, daß eine britische, im Juli 1842 vom Parlament genehmigte Bill die Socinschen Grundsätze verwirklichte. Näheres ist zu erfahren bei Bernhard Riggenbach: „Bernhard Socin, ein Basler Ratsherr aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts" (Basler Jahrbuch 1889, S. 19—27). Übrigens war dieser einsichtige Magistrat in seinem Privatleben ein schlichter, pietistisch frommer Handelsmann ohne jedes bestechliche Äußere; er mußte seine Voten im Großen Rat verlesen lassen, weil er selber stotterte; dabei gebrach es ihm nicht an persönlichem

Mut, auch einer starken Erbitterung Stand zu halten; bei der Beratung des Gesetzes fiel der Zwischenruf: „Das ist die Sprache eines Räuberhauptmanns!“

[23] Adolf Vischer. Die Geschichte des 3. August 1833 (Basel 1888), S. 42. Mündliche Tradition durch den Basler Studenten, zu dem Arndt in Bonn diesen Ausspruch getan hat.

[24] Jakob Burckhardts bescheidene Mietswohnung in der St. Albanvorstadt 64 war nicht nur in Basel, sondern auch bei allen seinen Fachkollegen sprichwörtlich. Neuestens erinnert daran W. Bode in der Einleitung zum Neudruck der ersten Ausgabe des „Cicerone“. (Leipzig 1907, S. V ff.) Vorher: „Pan.“ IV. 1898 S. 105 ff.

[25] Die Erwähnung Böcklins bei Nietzsche findet sich in einem der Nachlaßbände Groß-Oktav-Ausgabe Bd. XII, S. 199; daß sie sich nicht gekannt haben, ist festgestellt. Über Böcklin haben sich die Sorrentiner Wintergenossen aus Anlaß eines Besuches von Pompeji unterhalten. Vgl. S. 206 dieses Bandes.

[26] Wie Nietzsche geistreich war, wäre auch noch einmal einer näheren Untersuchung wert, weil sich darin die überverbindliche, etwas preciöse gesellschaftliche Manier verkörpert. Besonders gehören hierher Spielereien mit Namen: Die dem Ehepaar Monod gewidmete vierhändige Komposition nennt er „Monodie à deux“ (Briefe II, 396), von Bergün aus nennt er sich und Romundt die „Bergkühnen“, ferner der „Réealismus“ usw. Das Massivste, das er sich in solchen Kalauern leistet, ist wohl (Briefe I, 128/129): „Überverwegene Überwege und in der Philosophie nicht heimische Hayme.“ Für die Kenntnis der Entwicklung und auch der Irrwege in Nietzsches Stilgefühl wäre eine derartige systematische Untersuchung von Nietzsches Briefen und Werken von Vorteil. Ein Ansatz dazu, allerdings wieder durch übelwirkende Tendenz entwertet, findet sich bei P. J. Möbius (Das Pathologische bei Nietzsche, Wiesbaden 1902, S. 65/66).

[27] Burckhardts „Bescheidenheit“ ließ ihn, auch wo er von höchster Warte aus die Geschichte überblickte, es immer nur mit dem Ehrgeiz des Lehrers tun (Briefe III, 172): „ich mußte den Leuten dasjenige Gerüste beibringen, das sie für ihre weiteren Studien jeder Art nicht entbehren können, wenn nicht alles in der Luft hängen soll“.

[28] Overbeck meint zweifellos den Brief Nietzsches an Fuchs No. 13 aus Nizza, Winter 1884/85 (Briefe I, 373—378 der ersten Ausgabe. Dritte Auflage, No. 207, S. 460—465). Von seinen früheren philologischen Fertigkeiten waren die Studien über Rhythmus und Metrum wohl diejenigen, die sich für Nietzsche später, als er sich darauf verlegte, ein Artist der deutschen Sprache zu werden, wohl am ehesten noch nützlich erwiesen. Die umfangreichen historischen Kenntnisse, die er sich auf diesem Gebiete erworben hatte, hat er nicht nur gegen Fuchs wieder hervorgeholt, sondern auch sonst bei sich bietender Gelegenheit, so 1880 in Venedig im Verkehr mit Gast, der sich damals mit dem Gedanken trug, einen Essay über Chopin zu schreiben, hauptsächlich in Verbindung mit rhythmischen Beobachtungen und Grundsätzen. Bei diesem Anlaß schreibt Gast an Overbeck (8. August 1880): „Der Ausdruck ‚gereihter Stil‘ und ‚periodischer Stil‘ wurden von Nietzsche gebraucht; er sagte, dies seien die Ausdrücke der griechischen Rhetoren. Ich mußte mir das ‚gereiht‘ auch erst deutlich machen lassen, da ich's mit periodisch für gleichbedeutend hielt. Aber ich möchte hier auch einen andern Terminus haben, am besten den griechischen, von dem ich aber keine Ahnung habe, oder einen guten deutschen selber finden.“

[29] Das Verhältnis zwischen Nietzsche und Stirner unter seine Nietzsche

betreffenden Probleme aufzunehmen, wurde Overbeck durch Peter Gast veranlaßt. Wohl durch irgend eine Nachwirkung der öffentlichen, sensationellen Erwähnung von Stirner durch Bülow in der Berliner Philharmonie oder durch Zeitungsmeldungen über die bald darauf am 14. Mai 1892 erfolgte Anbringung einer Gedenktafel an Stirners Sterbehaus in Berlin durch John Henry Mackay mag Gast veranlaßt worden sein, Stirner in die Hand zu nehmen. Er schreibt am 17. Februar 1893 an Overbeck: „Glauben Sie, verehrter Herr Professor, daß Nietzsche Max Stirnern gekannt hat? Ich bezweifle es durchaus. Der Name Stirner ist nie in unsern Unterhaltungen vorgekommen; Nietzsche hatte die Gewohnheit, alles, was Eindruck auf ihn machte, seinen Freunden zu empfehlen, auch in seinen Papieren keine Spur von Stirner, Nietzsche hat aus allen ihm lieben Büchern in seine Hefte exzerpiert. Die Verwandtschaft zwischen Stirner und Nietzsche ist frappant. Ich fange soeben an, Stirner zu lesen." Darauf antwortete Overbeck am 24. Februar 1893: „Max Stirner betreffend, so kann ich nur sagen, daß die Lektüre — bei der Art wie man den Mann, bis vor etwa 20 oder 30 Jahren noch, wenigstens zu nennen pflegte — Nietzschen nahe lag, und ich dennoch nur vermuten kann, daß er ihn nicht gekannt hat, aus dem einfachen Grunde, weil wir in den Jahren, da sich, dank Nietzsches Mitteilsamkeit und der Täglichkeit unseres Verkehrs, aus seiner Lektüre etwas, wobei er nur irgend Feuer gefangen, kaum meiner Kenntnis entzogen hat, über Stirner nie ein Wort gewechselt haben. Später war seine Aufmerksamkeit, vorwiegend wenigstens, andern Bereichen der Literatur zugewendet." Aus Anlaß des Buches von Mackay (Berlin 1898) nahmen dann Overbeck und Gast den Austausch über diesen Punkt wieder auf. Die Präkonisierung Stirners durch Mackay, dem es festzustehen scheine, „daß Nietzsche nur l'écornifleur et plagiaire de Stirner sei und daß der Ruhm, der bis jetzt Nietzschen gelte, eigentlich Stirnern gehöre", veranlaßte Gast im Briefe vom 8. Februar 1899 zur nachdrücklichen Betonung von Stirners „sterilisierender, seelenaustrocknender Denkweise". Am 22. Februar 1899 antwortete Overbeck Gast: „Sie erinnern mich selbst an frühere Verhandlungen der Frage zwischen uns. Sicher bin ich, daß wir sie in Dresden besprochen haben, ich glaube sogar bei unserer letzten Zusammenkunft (Herbst 1898), sonst im Jahre 1895. Angefragt haben Sie bei mir deswegen schon am [17.] Februar 1893. Sie können nie etwas anderes von mir gehört haben, als daß ich persönlich nur Grund habe zur Annahme, daß Nietzsche mit Stirner ganz unbekannt gewesen ist." Im selben Briefe erkennt Overbeck die von Gast ihm gemachte Angabe, daß Nietzsche auch in seinen Notizbüchern Stirner nirgend erwähne, als schwerwiegend an und ging mit seinem Vorbehalte soweit, die Erinnerung seiner Frau an ihr Gespräch mit Nietzsche über Stirner nicht für unbedingt stichhaltig zu erklären. Frau Förster läßt sich nicht entgehen, diese ihr von Gast hinterbrachte Stelle zum Zwecke einer allgemeinen Diskreditierung der Zuverlässigkeit von Frau Overbecks Zeugnis über Nietzsche auszubeuten („Zukunft" vom 12. Oktober 1907) — auf alle Fälle eine ganz unverhältnismäßige Verallgemeinerung von Overbecks Vorbehalt in einem ganz bestimmten Falle. Dennoch ist jener Brief an Gast dem Zwecke gewidmet, Gast zur Korrektur ihrer bisherigen gemeinsamen Ansicht zu veranlassen. Als Overbeck, natürlich rein nur in bezug auf die Tatsächlichkeit von Nietzsches Bekanntschaft mit Stirner, hervorgehoben hatte, wie wenig aus Nietzsches Schweigen ein zwingender Schluß für das Gegenteil gezogen werden dürfe, schloß Gast ab mit dem Zugeständnis (vom 2. März 1899): „In betreff

Stirners will ich, nach Ihrer gewiß das Rechte treffenden Auseinanderlegung nicht mehr behaupten, daß Stirner Nietzschen völlig unbekannt geblieben sei. Es kommt in der Tat wenig darauf an. Vor den Gluten Nietzsches muß Stirner erbleichen." Den vom Archiv akzeptierten Ausdruck zur „Widerlegung" dieser Mißverständnisse gibt Alois Riehl in dem (Taschenausgabe, Band 5, XXXIII reproduzierten) Satze aus seinem Nietzschebuche: „Noch größeren Mangel an der Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden, verrät es, wenn man ihn mit dem unfreiwilligen Parodisten Fichtes (Stirner), dem Autor des Buches: „der Einzige und sein Eigentum" zusammenstellt — dies aber heißt nichts anderes, als Schriften von fast beispielloser Macht der Rede und einer verhängnisvollen Kraft des Genius mit einer literarischen Kuriosität zusammenstellen."

Die beiden Erwähnungen dieses Streitpunktes in der Literatur, die Overbeck in Anspruch nahm, waren Eduard von Hartmann, „Ethische Studien", Leipzig 1898 oder vielmehr die Anzeige dieses Buches von Otto Ritschl (Theologische Literaturzeitung 1899, No. 13, Sp. 401), wo Nietzsche aus der Verhüllung seiner Bekanntschaft mit Stirner ein Vorwurf gemacht wird, und die Erklärungen von Nietzsches Schwester in ihrer Einleitung zu H. Lichtenbergers „Die Philosophie Friedrich Nietzsches", Dresden und Leipzig 1899, S. LXVIII f. Karl Joëls Aufsatz über Stirner (Neue deutsche Rundschau, Band IX, 1898) hat Overbeck zu der von Erfolg gekrönten Nachforschung in der Basler Bibliothek veranlaßt. Der Zettel, auf dem er sich seine Ergebnisse nach genommener Einsicht in die Ausleihebücher notiert hat, lautet: „M. Stirner, Der Einzige und sein Eigentum, Leipzig 1845, wurde von der Basler Bibliothek entlehnt 1872 6. Mai v. Professor Schwarzkopf, 1874 14. Juli von stud. phil. Baumgartner, 1879 30. Oktober von Dr. H. Heußler. Die zweite dieser Entlehnungen setzt Nietzsches Bekanntschaft mit dem Werk voraus." Infolge dieser Feststellung suchte sich Overbeck Nietzsches hartnäckiges Schweigen über Stirner gegen seine Freunde psychologisch zurechtzulegen und gelangte zu der in seinen Erinnerungen niedergelegten Auffassung, Nietzsche werde mit seinem von Stirners Werk empfangenen besonders starken Eindruck auch besonders haushälterisch zu Werke gegangen sein. (Übrigens sind seitdem die betreffenden Basler Bibliotheksjournale noch speziell auf die Benützung der Bibliothek durch Nietzsche durchforscht worden von Albert Levy in seiner Dissertation „Stirner et Nietzsche. Thèse présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition, 1904. 116 p.". Die Titel der von Nietzsche vom Herbst 1869 bis Frühjahr 1879 entliehenen Werke stehen auf Seite 93—113; die Benutzung Stirners durch Baumgartner ist S. 10 erwähnt.) Die Kontroverse ist aus Anlaß des Vorabdrucks von Overbecks „Erinnerungen an Nietzsche" (Neue Rundschau, Februar 1906 S. 227 f.) von Frau Förster und Peter Gast wieder aufgenommen worden in der „Zukunft" 1907. Joël hat in der „Neuen deutschen Rundschau" den Satz gebraucht: „Nietzsche hat wirklich Stirner gelesen und hat ihn nicht genannt." Wahrscheinlich unter dem Drucke der Rechenschaft, zu der er 1899 vom Archiv aus gezogen worden war, hat dann Joël in dem Neudruck seines Stirneressays: „Philosophenwege" (Berlin 1901, S. 244) diese Aussage dahin abgeschwächt: „Nietzsche hat Stirner nicht zitiert, aber die Gegner Nietzsches wollen wissen, daß er von ihm empfangen hat, und Eduard von Hartmann weiß sogar, daß er es war, der Nietzsche auf Stirner aufmerksam gemacht hat." In der neuen Stirneruntersuchung von Hermann Schultheiß: „Stirner", Ratibor 1906, S. 37, wird Joël auf seinen ersten Aus-

spruch im Vorabdruck der „N. D. R." gefaßt. Schultheiß bekämpft die Annahme der Abhängigkeit, weil er sie, wenn vorhanden, aus der Grundverschiedenheit der beiden Denker widerlegen zu müssen meint; diese gewiß nicht zu leugnende Wesensdifferenz hat er auf einen geistreichen Ausdruck zu bringen vermocht (S. 36/37): „Friedrich Nietzsche war ein Dichter und ein großer Philosoph von unerhörter, ungebändigter Leidenschaftlichkeit des Gedankens, mit dem Schicksal, an Liebe und Haß einen kühnen und stolzen Geist ohne Bedenken hinopfern zu müssen, sich schonungslos zu verbrauchen. Stirner war ein deutscher Oberlehrer, protestantisch, eine Winzigkeit steifleinen, die Bibel mit tausend Spruchreminiszenzen beherrschend, ein glänzender verwegener Dialektiker, Kopf kühl, Zigarre; ohne jeden dionysischen Zusatz. Nietzsche ist ein großes Ereignis in der Menschengeschichte gewesen, Stirner ist ein Buch, die Ausprägung eines äußersten Gedankens, irgendwo liegend, rundherum geschlossen, ein erratischer Block. Das Übrige war Johann Caspar Schmidt. Er wurde von einer giftigen Fliege ins Genick gestochen und starb, fünfzigjährig, daran. Bald war er vollends vergessen. Ob Nietzsche Stirners Buch kennen gelernt hat, läßt sich nicht feststellen, und könnten wir's, so wäre damit gar nichts gewonnen, wir müßten denn voraussetzen, daß Nietzsche das Stirnersche Buch ebenso falsch verstanden hätte wie bisher noch jeder, der darüber geschrieben hat. Nietzsche hat einmal gegen Sätze E. v. Hartmanns polemisiert, in denen ausdrücklich auf Stirner hingewiesen war. Dennoch hat Nietzsche weder hier noch irgendwann sonstwo von Stirner gesprochen oder meines Wissens auch nur den Namen genannt. Hartmann dreht seitdem mit Lust und Liebe an einem neuen Strick für den gehaßten übergroßen Nietzsche." Übrigens scheidet sich von der Frage, ob Nietzsche Stirner gekannt habe, die andere, ob sich bei Stirner mit Recht sozunennende Hinweise auf Nietzsche vorfinden. Die wichtigsten Bejahungen (von Kuno Fischer, J. C. Kreibig, Arthur Drews) stellt Schultheiß S. 38/39 zusammen; beizufügen ist der Jubiläumsaufsatz über Stirner von F. Heman im „Türmer" 1906, S. 72/74, die vielleicht gründlichste Erörterung über den vielumstrittenen Punkt.

[30] Hier ist der letzte und peinlichste Zusammenstoß Overbecks mit dem Archiv zu erwähnen. Möbius hatte durch seine Hypothese von der luetischen Basis von Nietzsches Gehirnkrankheit den Zorn der Frau Förster hervorgerufen, da er sie der Krankheitserklärung, wie sie Frau Förster vertrat, entgegenstellte. Allmählich rüstete das Archiv zu einem förmlichen Feldzug gegen den genannten Gelehrten, nachdem schon Frau Förster in der Biographie und in einem Artikel „Nietzschelegenden" der Zukunft in den schroffsten Ausdrücken vorgegangen war. Nun hatte sich Möbius unter anderm auch durch einen persönlichen Besuch bei Overbeck zu informieren gesucht, und allmählich verdichtete sich das Gerücht, das, vom Archiv aus, unter die Eingeweihten verbreitet wurde, zu der Verdächtigung, Overbeck habe Möbius diejenige Angabe gemacht, auf die er dann seine Behauptung habe begründen können. Später hieß es sogar: Overbeck habe, im Jahre 1890, eine gleichlautende Eintragung in das amtliche Krankenjournal der Irrenanstalt Jena veranlaßt. Erst im März 1905 kam indessen Overbeck zu Ohren, in was für Kombinationen er da ohne sein Wissen hineingezogen wurde. Er schrieb sofort an den Vorsteher jener Anstalt, Herrn Geh. Medizinalrat Prof. Binswanger (Jena), indem er protestierte und um Aufschluß bat. Prof. Binswanger gab ihm freimütig zu, Overbecks Name sei in Verbindung mit der offiziellen klinischen Eintragung von ihm gegen das Archiv oder Herrn Peter Gast genannt worden,

und erkannte zugleich in aller Form Overbecks Verwahrung als zu Recht bestehend an. Einige Wochen später, als Overbeck schon ein schwerkranker Mann war, erhielt er einen Brief des Herrn Peter Gast, in dem dieser ihn versicherte, sein Name sei im Krankenjournal von Jena neben der bewußten Notiz als Urheber dieser Angabe verzeichnet und er (Gast) sei von Binswanger ermächtigt worden, von dessen offiziellen Mitteilungen Gebrauch zu machen. Die auf diesen geradezu unglaublichen Vorfall hin veranlaßte abermalige Feststellung in Jena ergab durch eine Zuschrift Binswangers, daß Gasts angeblich authentische Wiedergabe der offiziellen Journalnotiz in diesem Zusammenhang mit einer Nennung des Namens Overbeck völlig aus der Luft gegriffen und im Hinblick auf den Zweck, den Herr Gast mit seiner Aussage verfolgte, geradezu gefälscht war. Damit nicht genug. Obschon Prof. Binswanger Gelegenheit nahm, sofort wegen dieses Mißbrauchs seines dem Archiv geschenkten Vertrauens bei Frau Förster vorstellig zu werden und von ihr verlangte, sie solle Gast untersagen, irgendwie noch Overbeck zu belästigen, versuchte Frau Förster dennoch in dieser Sache noch an Overbeck heranzukommen: sie betraute einen ihr und Overbeck gleich bekannten Herrn mit dem Auftrag, Frau Overbeck einen Brief zu überreichen, der die Bitte enthielt, Frau Overbeck möchte ihrem kranken Gatten noch ein Diktat abnehmen, durch das Möbius gerichtet sei. Dieser Vermittler beriet sich mit mir, der ich damals gerade in Basel anwesend war; und ich konnte ihm nur mitteilen, daß Overbecks Zustand infolge der durch Gasts Brief hervorgerufenen Aufregung sich hoffnungslos verschlimmert hätte; furchtbare Herzkrämpfe hatten die Ärzte veranlaßt, das Krankenbett zu sperren und weiteren aufregenden Zuschriften die Annahme zu verweigern. Kurz darauf ist Overbeck gestorben.

Ich besitze den gesamten, damals vorgenommenen Schriftwechsel in den Originalen und Antwortkopien aller hauptsächlich Beteiligten lückenlos. Außerdem findet sich in Overbecks Papieren ein am Tage selbst aufgenommenes Protokoll über den Besuch, mit dem ihn Möbius über Nietzsches Krankheit interviewt hat. Es widerlegt alle gegen Overbeck erhobenen Insinuationen urkundlich und ist deshalb hier wieder zu geben: „Heute (10. April 1902) erhalte ich den Besuch des Dr. P. J. Möbius aus Leipzig, der sich bei mir schon durch den Kollegen Bunge vor einigen Monaten zu einem Interview über Nietzsche angemeldet und seine Anmeldung nun durch ein von Zürich aus adressiertes Billett vom 4. April wiederholt hat. Ich kenne den Herrn, der als Nervenarzt in Leipzig wirkt, nur aus: „Über Schopenhauer" (Leipzig 1900), „Über das Pathologische bei Goethe" (Leipzig 1898) und aus seiner Sensationsbroschüre „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" (4. Aufl., Halle 1902), in denen ich besonders die außerordentliche Verständigkeit der Denkweise schätzen gelernt habe, während Weite, Geist, das sogenannte Interessante mindestens, weniger hervorragen. Unsere Konferenz ist für mich von größtem Interesse und höchst lehrreich, und hinterläßt mich auch vielfach gespannt in Hinsicht auf das, wie ich erfahren, schon so gut wie fertige Buch über Nietzsche, wenn auch mit mehrfachem Zweifel in Hinsicht auf die Fülle der Befriedigung, die ich daraus ziehen werde. Unser an drei Stunden währendes Gespräch läßt vielmehr schon manche Differenzen über Nietzsche zwischen uns aufdämmern. Inzwischen bin ich noch nicht einmal in Hinsicht auf die Gesamtauffassung der Sache durch Möbius ganz klar, ob es sich bei ihm in der Hauptsache nur um eine Krankengeschichte handelt oder um eine allgemeine Abschätzung von Denkweise und Charakter Nietzsches. Auf jeden

Fall blickt aus Möbius' Äußerungen nur sehr mäßige Sympathie mit Nietzsche durch. Einstweilen ist besonders interessant, was ich über Nietzsches „Infektion" erfahre, im wesentlichen nur zur Bestätigung des mir darüber schon längst durch den Irrenarzt Binswanger in Jena Bekannten und sodann Möbius', von der bis jetzt von mir gehegten Privattheorie sehr abweichende Schätzung der Länge der Nietzscheschen Gehirnkrankheit: schon um 1881 habe diese begonnen. Möbius' eigenes Referat über unsere Konferenz S. 99 f.", so ergänzt dann später Overbeck auf demselben Blatte seinen Bericht, „gibt keinem Bona-fide-Leser des Büchleins das geringste Recht, mich als Gewährsmann mit der (anonym bleibenden) Tradition in irgendwelche Verbindung zu bringen, auf welche Möbius seine Ansicht über die luetische Herkunft von Nietzsches Paralyse gründet." Der erste Gedanke, Nietzsches Krankheit könne infektiöser Natur sein, ist Overbeck in Turin aufgestiegen, als der Reisebegleiter den Hinweis auf die herumstehenden Medizingefäße Nietzsches mit einer betreffenden Anspielung begleitete. Bei der Unterredung mit Professor Binswanger im Februar 1890 richtete Overbeck an diesen die Frage, ob Nietzsches Wahnsinn am Ende eben die erwähnte Ursache haben könne, und erhielt von Prof. Binswanger die Antwort: „Zweifellos!" (Overbeck verbürgte sich mir für seine vollständig sichere Erinnerung an diese Aussage.) Zu der Bemerkung (Biographie II, 922), Binswanger habe am 29. September 1904 Gast geschrieben, die Anfänge des Leidens seien nicht völlig klar gestellt, merkt Overbeck an: „Ich habe Februar 1890 etwas anderes von Binswanger gehört." In der Krankengeschichte, die in der Jenaer Anstalt geführt worden ist, findet sich, von der Hand des damaligen Abteilungsarztes, die Notiz: „Syphilitische Ansteckung 1865"; irgendeine Quellenangabe für dieses Gerücht fehlt; die Angabe kann dem betreffenden Arzte nur von einem mit dem Vorleben des Patienten vertrauten oder sich vertraut wähnenden Freunde oder Arzte gemacht worden sein. Da nun bei dem Erscheinen des Möbiusschen Buches irgendein Gewährsmann für diese folgenschwere Behauptung nicht namhaft zu machen war und der auffallend atypische, von den normalen Inkubationsfristen beträchtlich abweichende Verlauf von Nietzsches Krankheit die ärztliche Anfangsdiagnose wieder in Frage stellte, so zog sich schließlich der sachverständige Entscheid auf ein Non liquet zurück. Trotz dieser Unterstützung durch ein fachmännisches Urteil war Frau Förster-Nietzsche keineswegs im Rechte, als sie Möbius (Biographie II, 922) einer „ekelhaften Verleumdung" zieh und (in der „Zukunft" vom 28. Januar 1905, S. 174) „sein ganzes Buch, weil es durchaus auf falschen Prämissen beruht, vollständig wertlos" nannte. Fällt denn nicht für die Fatalität des Möbiusschen Vorgehens die eigentliche Schuld gerade auf sie selbst zurück? Sie hat, nachdem sie schon früher ärztliche Beiräte, darunter den Naumburger Hausarzt, durch ihre Bewegungsfreiheit auf dem Gebiet psychiatrischer Diagnostik in Verlegenheit gesetzt hatte, das Kapitel „Nietzsches Krankheit" vor der Öffentlichkeit überhaupt zum erstenmal an- und aufgerührt (in der „Zukunft" vom 6. Januar 1900) und dabei, statt sich wenigstens der einer Frau naheliegenden Zurückhaltung in der Behandlung eines solchen Themas zu befleißigen, so geradezu vorlaut sich für Nietzsches wohl damals kaum bezweifelte Tugend ins Zeug gelegt, daß die Hypothese Möbius', obwohl an sich nicht mehr völlig beweisbar, als Reaktion ärztlicher Sachkenntnis auf laienhafte Übergriffe einfach unvermeidlich war. Im Schlußband der Biographie (S. 575) wagt es Frau Förster sogar, den Lobpreis der Keuschheit aus dem „Zarathustra" schlankweg mit der Behauptung einzuleiten: „er schreibt von sich".

Wenn man hingegen die Ansicht der nächsten Freunde Nietzsches über diesen Punkt auf eine schlichte Aussage zu bringen hat, so ist es die: er sei ein ausnehmend mäßiger Mensch gewesen, ohne daß jedoch gerade seine Vertrautesten in der Lage gewesen sein würden, sich zu Zeugen für seine ausnahmslose Kastität ehrlicherweise aufrufen zu lassen; Herr Gast muß ein schlechtes Gedächtnis haben, wenn er sich einbildet, „als Freund und genauer Kenner Nietzsches über Möbius lachen" zu dürfen. Übrigens hat das Archiv versäumt, die Leichenöffnung anzuordnen; sachverständige Ratgeber haben ihm nahegelegt, ein fortgesetzter Kampf gegen Möbius würde ihm die Verpflichtung der Exhumation auferlegen, um wenigstens diese letzte Möglichkeit, sich vor einen Sachbefund zu stellen, nicht abermals in den Wind zu schlagen. Auf alle Fälle hat Möbius seine Hypothese durchaus nicht grundlos vorgetragen: ist sie auch nicht stichhaltig zu beweisen, so ist sie doch genügend plausibel, daß es jedem frei steht, sie zu übernehmen; Nietzsche stände, hätte Möbius recht, um nichts kleiner und um nichts schlechter da. Inzwischen hat Möbius' Tod das Archiv vor dem von Peter Gast angekündigten Wiederaufleben dieser unwürdigen Polemik bewahrt.

[31] Die Behauptung von Nietzsches Unsinnlichkeit ist nicht zu umgehen, aber auch nicht zu überschätzen. Sein Heroismus, den er in seinen Werken fordert und an seinem Leben zu einem guten Teil verwirklicht hat, ist nur auf Grund einer vollkommenen Männlichkeit denkbar. Seine geringe Sexualität, für die vieles spricht, wird ausgeglichen durch den Mangel an Prüderie und durch eine manchmal kecke Neugier für die menschliche Animalität, die unter der Hand durch kleine Proben aufs Exempel verbürgt ist. Im Ganzen überwog die Gehirntätigkeit bei weitem; instinktives Sinnenleben und triebhafte Anschauung waren bei Nietzsche höchstens Ausnahmen — ein Mangel, der bei der reichen künstlerischen Begabung Nietzsches doch die Abwesenheit einer wirklichen Künstlernatur an ihm vollauf erklärt. Doch muß man auch hier vor vorschnellen Urteilen auf der Hut sein. Da es in Nietzsches Wesen lag, sich so gut wie nie gehen zu lassen, mag er unwillkürlich vor sich und andern mit Trieben Versteckes gespielt haben, die ihm abzugehen scheinen und die er doch sehr wohl besaß. Ludwig von Scheffler ist einer von den wenigen Bekannten Nietzsches, der ein Zeugnis zu dessen wirklichem Verhältnis zur bildenden Kunst beizubringen vermag (Neue freie Presse 1907, 15429); in dem gemeinsamen Beisammensein mit Nietzsche und Köselitz brachte Scheffler das Gespräch auf die Bilder schätze des Basler Museums, in die Jakob Burckhardt seine Pflegebefohlenen auf sonntagvormittäglichen Wandelgängen peripathetisch einzuführen pflegte. Über der Mitteilung dieser Eindrücke versuchte von Scheffler nach Worten für eine Wiedergabe des Holbeinschen Selbstporträts: „Ich stockte beim Munde. Ich sah vor mir die Lippen. Sie, die so voll sich wölbten und so energisch wiederum sich schlossen! Die nicht durstig waren und zum Genusse doch wie geschaffen! . . „Ein Mund", stammelte ich ratlos . . „Ein Mund zum Küssen!" Betroffen blickte ich zur Seite. Wirklich, Nietzsche war es, der gesprochen hatte. Und das in einer Haltung, in einem Tone, die mit der leise sinnlichen Färbung seiner Worte im sonderbarsten Gegensatze erschienen. Denn tief in den Sessel zurückgelehnt, den Kopf auf die Brust gebeugt, die Arme schlaff auf die Lehnen gesenkt, schien er eher aus dem Traume heraus, als zur Ergänzung meines Berichtes geredet zu haben. Ich blickte fragend zu Köselitz herüber. Aber auch hier begegnete mein Lächeln seinem verständnislosen gleichen. Wir hatten uns bei dem Vorgange auch gar nichts damals gedacht.

Erst später und wiederum noch später ist mir die Feinheit dieses Kunsturteils ganz aufgegangen. Denn ein solches war es in der Tat. Nicht etwa nur eine Reminiszenz aus dem Lateinischen (das „os ad oscula paratum"!), sondern ein tiefes Erfassen dessen, was an Holbeins gemalten Zügen das Bezeichnendste ist. In seinem Munde liegt ein sinnenfrohes Kraftgefühl beschlossen! An dem die schöne „Offenburgerin" gehangen, der die „Lais'"se Londons beglückt, und den vergeblich die stumpfe Eifersucht des „Eheweibes" (wie furchtbar ist die Wahrheit in ihrem Basler Bildnisse!) gesucht hat!" So mag es denn überhaupt die Nietzsche schuldige Gerechtigkeit fordern, die latente Sinnlichkeit nicht zu übersehen, die in seinen Deduktionen und Abstraktionen doch vielfach wirksam war. Nietzsche hatte seine ganz bestimmten, wenn auch nur vereinzelten Momente, von äußerster Prägnanz der Anschauung und Beobachtung, die, als durchgreifende Eigenschaft, den genuinen Künstler ausmacht. Darauf ist sein Et in Arcadia ego (Der Wanderer und sein Schatten, Aph. 295), sowie manche Partie im Zarathustra oder eine Briefstelle zu deuten; das beweist, daß er dann seiner Sinne so mächtig war, wie nur irgend ein Maler oder Dichter. Wäre die künstlerische Sinnlichkeit für ihn eine wirkliche eigene Unerfahrenheit gewesen, so würde sie wohl irgendwo bei ihm als Wunsch oder Gegenstand der Sehnsucht zum Ausdruck kommen; tatsächlich spricht er aber von ihr als etwas ihm Bekannten, das er verurteilt und wenn es sein muß, verachtet. Es ist wohl noch nicht alles veröffentlicht, was er in seinen Privatnotizen über die Sinnlichkeit Richard Wagners aufgezeichnet hat. An ihm hat er sich vor allem den Verleider gesehen in Bezug auf die intimen Voraussetzungen des Künstlertums. Man vergegenwärtige sich, wie er die großen Künstler bezeichnen zu müssen meinte (vgl. Band II, S. 85): „Diese unsinnig eiteln und sinnlichen Affen — denn das sind sie fast allesamt." Dieses Urteil entspringt keinerlei Prüderie, sondern der stolz überlegenen Intellektualität einer genuin philosophischen Begabung. Seien wir also auf der Hut, über Nietzsches Mangel an Sinnlichkeit zu lächeln. Es ist wahrscheinlich doch weit mehr ein Resultat als eine Lücke darin zu erblicken.

[32] Diese Mitteilungen und Schilderungen sind aus Briefen Albert Brenners an seine einen Haushalt bildenden Verwandten Brenner, seinen Großvater, seinen Onkel und seine Tante (jetzt Frau Charlotte Kühne-Brenner) zusammengestellt worden durch seinen Vetter Herrn Hans Brenner-Eglinger in Basel. Auf der Suche nach weiteren Sorrentiner Berichten Brenners erhielt ich von einer Dame, die damals mit Brenner in regem Briefverkehr stand und auch Nietzsche gekannt hat, folgenden Bescheid: „Die Briefe Albert Brenners aus Bayreuth und Sorrent, auch die aus seinem letzten Lebensjahr in Basel, wo Nietzsche ihn oft besuchte und ihm manche schwere Stunde durchleben half, habe ich alle durchgesehen. Aber außer ganz wenigen Bemerkungen nichts gefunden, z. B. aus Sorrent ohne Datum: „Frl. v. Meysenbug gibt mir auf die Nerven, hat aber so viel Herzensgüte etc. etc. — die beiden Männer (Rée und Nietzsche) sind in den Jahren, wo sie über die Jugendstürme hinaus sind, doch amüsiere ich mich viel mit ihnen, sie verstehen zu lachen!" — Vieles, Briefe und Gedichte, habe ich eben leider sofort nach Empfang vernichtet."

[33] Der Vorabdruck dieser Stelle in der „Neuen Rundschau" Februar 1906, S. 224/25, hat mir den Vorwurf eingetragen, im unverzeihlichen Übereifer meinen verstorbenen Lehrer exponiert zu haben. Prof. D. C. von Orelli hat in seinem „Kirchenfreund", in übrigens durchaus vornehmer Art, auf

Kaftans Vorbemerkung zu seinem (Heilbronn 1906) in selbständiger Form erschienenen Nietzscheessay „Aus der Werkstatt des Übermenschen" hingewiesen, wonach Overbeck meiner Willkür zum Opfer gefallen sei. Der Protest wurde damit begründet, Overbeck stehe es nicht am besten an, der Theologie Parasitentum vorzuwerfen, wenn man wisse, wie nobel von der Theologie stets das Mißverhältnis ertragen worden sei, den Verfasser der „Christlichkeit" als Mitglied einer protestantischen Theologenfakultät zu dulden. Eine solche Auffassung stellt aber den Sachverhalt auf den Kopf. Overbeck hat aus seiner offiziellen Theologenstellung weder Genuß noch Vorteil gezogen, sondern sein ganzes Leben lang daran gelitten. Er war in dieser Hinsicht nicht Schmarotzer, sondern Gefangener. Da er sich als Theologe überdies niemals kirchlich, sondern ausschließlich wissenschaftlich betätigt hat, hat seine Persönlichkeit nur dazu beigetragen, das wissenschaftliche Ansehen der zeitgenössischen Theologie zu heben — wann aber wäre dies die Eigenschaft eines Parasiten gewesen, die ihm fremde Weide nicht zu schmälern, sondern zu befruchten. Gewiß ist es in hohem Grade dankbar empfunden worden, daß zur posthumen Ehrenrettung Overbecks zehn angesehene Theologische Ordinarien ihre Unterschrift beigesteuert haben, an ihrer Spitze, trotz der Bekanntschaft mit dem ihn betreffenden Passus der N. R., Herr Oberkonsistorialrat J. Kaftan in seiner Eigenschaft als Rektor der Universität Berlin — aber hätte mich das wirklich verpflichten müssen, einen ausschlaggebenden Leitgedanken in Overbecks-Nietzschepapieren deshalb einfach zu unterschlagen?

Übrigens hat Overbeck schon bei Lebzeiten Veranlassung gehabt, sich in die Beschäftigung der Theologen mit Nietzsche gewissermaßen biographisch hineingezogen zu sehen. Das eine Mal, als ihm sein von ihm persönlich stets geschätzter ehemaliger Basler Kollege J. Kaftan seinen Vortrag übersandte: „Das Christentum und Nietzsches Herrenmoral" (Berlin 1897); mit diesem kleinen Manifest, so meinte er, war dem Nietzscheschen Herrentum ein „christliches Herrentum" entgegengestellt. (Über die Schrift ist noch ein Urteil Gasts zu vergleichen (Bd. II, S. 37) aus Anlaß einer Konfrontation von Kaftans wissenschaftlichem Lebenswerk mit Nietzsches System, im Hinweis auf die Anwendung des Werturteils). Das andere Mal, als er von einem Studenten der Theologie als Nietzschefreund zu einer akademischen Nietzscheexekution eingeladen wurde; er schreibt darüber: „Eine der seltsamsten Proben der Irrungen, welchen Theologen bei ihrer Befassung mit Nietzsche stets ausgesetzt sein werden, erlebte ich kürzlich in einer Versammlung theologischer Studenten (8. Februar 1901) in Basel, welche — fast incredibile dictu unter Vorsitz eines ihrer Lehrer — über das Thema: „Nietzsche und sein Antichrist" verhandelte und auf die Anregung eines ihrer jungen Redner hinauslief, sich im Kampf gegen besagten Antichrist um — Harnack zu scharen. Warum in der Tat hätte den Griechen vor Troja nicht auch die Scharung um Thersites sich zweckmäßigerweise empfehlen lassen sollen!" Außerdem notierte sich Overbeck aus seinem Studium der von ihm stets getreulich abonnierten theologischen Lesezirkelmappe: „Der Pfarrer Hauri läßt sich von einem Freunde schreiben: „Ich bin nie so sehr von der Wahrheit des Christentums überzeugt, als wenn ich Nietzsche lese" (Kirchenblatt für die reformierte Schweiz 1899, S. 105). Was niemand schreiben kann, der nicht ebenso eigentümlich zum Christentum wie zu Nietzsches Schriften steht, diese mit ganz besonderen Augen liest, und auch zum Christentum ein mindestens ganz theologisch bestimmtes Verhältnis hat."

[34] Nietzsches angebliche wachsende Antipathie gegen das Deutsche gehört

mit zu den von Overbeck durchschauten Affektationen seiner Vornehmheit. Es ist deshalb angebracht, an eine Äußerung von ihm zu erinnern, laut der er als Autor mit dem Französischen noch weit weniger anzufangen gewußt hätte. Als Frau Marie Baumgartner eine seiner „Unzeitgemäßen" ins Französische übertrug, schrieb er an Gersdorff (Briefe I, S. 299): „Daß Frau Baumgartner eifrig und glücklich daran übersetzt (bis jetzt zu Kapitel 5), habe ich Dir wohl erzählt; sie hat viel Übung und Geschmack, aber bei vielen ihrer Sprachbemerkungen danke ich doch dem Himmel, ein Deutscher zu sein; ich möchte nichts mit einer so ausgelitzten Sprache, wie die französische ist, zu tun haben."

[35] Sollte das nicht geradezu jener Dionysoskopf gewesen sein, den Dr. Kurt Hezel als freundschaftliche Spende der Frau Nielsen auch an ihn erwähnt und schildert (Vgl. S. 117).

[36] Diese Verse waren bis 1899 in nicht weniger als fünf verschiedenen Zusammenhängen vom Nietzsche-Archiv publiziert worden. 1. Gesamtausgabe der Werke Bd. VIII, S. 352 und dem zugehörigen Nachbericht S. VII, 2. das dem 2. Bande der großen Ausgabe vorausgestellte Faksimile, 3. Biographie II, 292, 4. Gedichte und Sprüche S. 53, 5. Bd. VIII der Kleinoktav-Gesamtausgabe mit dem Nachbericht auf S. 445. Ein Adressat war dabei entweder nicht angegeben, oder die Verse waren als „wahrscheinlich an Jakob Burckhardt gerichtete" bezeichnet. Da überdies im Nachbericht zu Gedichte und Sprüche 1898 S. 193 alle diese Widmungen für „im Frühjahr 1878 in ihre endgültige Form gebracht" erklärt wurden, fand sich Overbeck doch veranlaßt am 24. August 1899 das Nietzsche-Archiv brieflich davon in Kenntnis zu setzen, daß eine Variante dieser Widmungsdistichen von Nietzsche und zwar erst 1879 an ihn gerichtet worden sei. In der Antwort vom 30. August 1899 stellte der Beauftragte des Archivs, Dr. Arthur Seidl, folgendes fest: „1. Die eigenhändige Aufzeichnung der in Rede stehenden Verse in einem der Nietzscheschen Notizbücher vom Jahre 1877/78 trägt klar und deutlich die Überschrift „J. Burckhardt". 2. Frau Förster-Nietzsche hat selbst die in ihrer Sammlung „Gedichte und Sprüche" (Leipzig 1898) S. 53 f. verzeichneten 5 poetischen Widmungen in Reinschrift Mai 1878 vorliegen sehen — darunter auch die mit der gen. Überschrift zu der an 2. Stelle von ihr mitgeteilten. 3. Es könnte schließlich das Gedicht doch nicht abgesandt worden sein. Indessen erinnert sich die genannte Dame sogar genau, daß auch mit Jakob Burckhardt später darüber gesprochen worden sei und daß dieser Herr nur in seiner bekannten, übergroßen Bescheidenheit den Inhalt, d. h. die in der Widmung selbst liegende Auszeichnung seiner Person, damals ablehnen zu müssen glaubte. Aus allen diesen Motiven mag doch wohl bei der im Nachbericht ausgesprochenen Auffassung zu beharren sein, während es sich bei der von Ihnen gütigst übermittelten Variante um eine Widmung der „Vermischten Meinungen und Sprüche" (1879) an ihre werte Person und in veränderter, angepaßter Form handeln würde."

[37] Mit den Zeugnissen Baslerischer Herkunft, wie sie in die bisherige Darstellung eingeflochten werden konnten, sind aber die lebendigen Erinnerungen an Nietzsche noch kaum erschöpft, solange eine ganze Anzahl Basler noch heute leben, die ihn mehr oder weniger gut gekannt haben. Besonders gleichzeitige Vermerke über ihn aus Briefen oder Tagebüchern sollten doch gelegentlich gesammelt werden; auch steht zu hoffen, daß besonders ausgezeichnete ehemalige Zuhörer, etwa der emeritierte Philosophieprofessor Hans Heußler, oder ein einstiger Lieblingsschüler Nietzsches und Rohdes, wie der Historiker Professor

Adolf Baumgartner, ihr Erinnerungsbild von Nietzsche noch irgendwie abfassen werden. Ein speziell philologischer Zuhörer Nietzsches war Herr Professor Jakob Wackernagel in Göttingen, der vielleicht in der Lage wäre, der wohl etwas zu subjektiv gefärbten Schilderung Ludwig von Schefflers (vgl. 252/54 und 274/75 dieses Bandes) über Vortrag und Substanz von Nietzsches Vorlesungen eine etwas mehr distanzierte, rein fachmännische Beurteilung entgegenzustellen. Das Urteil Holzers (Süddeutsche Monatshefte, Juliheft 1907, S. 95) geht nur auf das posthume Studium der Manuskripte zurück. Die Vereinigung derartiger noch ausstehender Reminiszenzen wäre eine Aufgabe für die Redaktion des Basler Jahrbuchs. Ein erster Schritt in dieser Richtung wurde getan im Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten" 1907 No. 38, S. 156 (zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner): „Philologen im Gebirge" — „Philologenschicksale".

Vereinzelte Erinnerungen an Nietzsche, die sich aber über die ganze Zeit seines Lebens ausdehnen, besitzt die ursprünglich aus Basel stammende, dann aber in Jena wohnhafte Familie des Historikers Geheimrat Professor D. Dr. Heinrich Gelzer, in dessen Basler Elternhause Nietzsche häufig verkehrte; auch seine Gattin, die Tochter des von Nietzsche hochverehrten Gerichtspräsidenten Dr. Eduard Thurneysen (Biographie II, 161) kannte Nietzsche schon vor ihrer Heirat (Vgl. Anmerkung 49 zu Band II). In den achtziger Jahren unterhielt das Ehepaar Gelzer in Jena nähere Beziehungen zu den Geschwistern Nietzsche besonders um die Zeit des Lou-Erlebnisses. Mit seinem Aufenthalt im Jenaer Irrenhause war Nietzsche diesen Freunden wieder örtlich nahegerückt und genoß dann besonders im Frühjahr 1890, als er mit seiner Mutter in Jena eine eigene Wohnung teilte, die Gastfreundschaft dieses Basler Hauswesens oft und wohltätig. Frau Pastor Nietzsche spricht sich darüber in den Briefen an Overbeck auf das Dankbarste aus. Endlich trat Gelzers älteste Tochter Emily durch die Verlobung mit Dr. Fritz Kögel in engere aber bald darauf sich lösende Beziehungen zum Nietzsche-Archiv in Weimar.

Außer den rein akademischen Beziehungen Nietzsches zu Basel wären auch seiner Wirksamkeit als Gymnasiallehrer von berufener Seite noch Aufmerksamkeit zu gönnen. Er muß in den ersten Basler Jahren gerade als Schulmann im engeren Sinne viel gegolten haben, wie er ja denn auch (außer dem Greifswalder Universitätsruf) als Gymnasialdirektor in Heidelberg ausersehen gewesen sein soll — an einer Stellung, die statt ihm ein anderer damals in der Schweiz wirkender deutscher Philologe, Geheimrat und Honorarprofessor Gustav Uhlig, von 1868—1871 Herausgeber der Jahreshefte des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer, bekleidet hat.

Falls ferner, was dringend zu erwarten steht, das „Pathologische bei Nietzsche" einer erneuten und soweit dies möglich ist, abschließenden Erörterung von ärztlicher Seite unterzogen werden sollte, ist daran zu erinnern, daß zwei wichtige Augenzeugen von Nietzsches Krankheit, der Augenkliniker Heinrich Schieß und der Psychiater Ludwig Wille, wenn auch von ihren Lehrämtern zurückgetreten, doch noch am Leben sind und einem sie um Auskunft angehenden Fachmanne wohl kaum ihre Erinnerungen an Nietzsches Krankheitsbild samt ihren Journaleintragungen vorenthalten würden. Als dritter Sachverständiger käme hinzu der ebenfalls von Basel gebürtige Dr. med. Breiting, zur Zeit noch Vorsteher des protestantischen Hospitals in Genua, er hat wahrscheinlich die durchgängigste

Kenntnis von Nietzsches Gesundheitszustand in den achtziger Jahren, da er ihn nicht nur in Genua sondern auch in Sils untersucht und behandelt hat. — Wenn es sich übrigens darum handelt, die Anfägen des Leidens so gut wie möglich aufzuklären, soll man nicht vergessen, daß die früheste offizielle Notierung über eine Erkrankung Nietzsches in der chirurgischen Klinik der Universität Halle erfolgt sein muß, wo sich Nietzsche von Ende Juni 1868 an einige Wochen in der Behandlung Volkmanns befunden hat. (Biographie I, 272/73.) Nietzsche war damals an einer sehr schmerzhaften und langwierigen Eiterung des Brustbeins infolge eines mißlungenen Sprunges in den Sattel bei einer militärischen Übung monatelang erkrankt.

Vielleicht darf auch an dieser Stelle festgestellt werden, daß in Basel, so wenig wie in Deutschland, noch nie eine Gelegenheit wahrgenommen wurde, Nietzsches bei einem offiziellen Anlasse öffentlich zu gedenken. Wenn Nietzsche in seiner deutschen Heimat bis jetzt nur auf private Würdigung und Verehrung angewiesen ist, so ist dies bei der Lage der Dinge viel begreiflicher, als in dem kleinen Stadtstaate, der eine Äußerung seines dankbaren Respekts vor einem seiner ehemaligen Beamten ohne begründete Befürchtung auf monarchische oder parlamentarische Einsprachen ohne weiteres frei hätte. Leider ließ man die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die Ende September 1907 in Basel tagte, ohne eine ungezwungen dem Zusammenhange der Tagesordnung sich einfügende, wissenschaftliche Würdigung Nietzsches als Philologen und Schulmannes, die rechtzeitig angeboten war, vorübergehen. Bei dieser bedauerlichen Unterlassung haben nachweisbar Vorurteile mitgespielt. Das Versäumnis wurde in der deutschen Presse angemerkt (z. B. Frankfurter Zeitung, 2. Oktober 1907, 4. Morgenblatt).

Es ist jedoch anzunehmen, daß Basel, das als politisch freisinnige Schweizerstadt auf das Prädikat der Toleranz und des „kulturellen Fortschritts" besondern Wert legt, nicht länger gewillt sein wird, Nietzsches Namen den schuldigen Tribut auf die Dauer und grundsätzlich zu verweigern. Vielleicht daß also bald einmal der Regierungsrat von Basel-Stadt eine Straße nach Nietzsche benennt! Dies führt uns darauf, zu guterletzt über Nietzsches Basler Wohnungen und Hausleute zusammenzustellen, was darüber zur Zeit in Erfahrung zu bringen ist. Laut Angabe in einem Brief an Rohde von Anfang Juni 1869 (Briefe II, S. 142) hat Nietzsche in seinem ersten Sommer Spalenthorweg 2 gewohnt, offenbar bei dem ehrsamen Schneidermeister, von dem er sich gelegentlich die Umgegend hat zeigen lassen. Im Winter 1869/70 mag Nietzsche an den Schützengraben 45 übergesiedelt sein und zwar zu der damaligen Besitzerin des Hauses, einer Witwe Vogler, bei der sich auch Overbeck im Frühjahr 1870 einquartierte. Nietzsches dritte Wohnung, die erste selbständige, die er mit seiner Schwester bezog, lag wieder am Spalentorweg (No. 48) und dauerte nur über den Sommer 1876, da Nietzsche im Herbst darauf seinen Jahresurlaub antrat; die vierte ebenfalls den Geschwistern gemeinsame, befand sich an der Gellertstraße No. 22 vom Spätsommer 1877 bis Ende Juni 1878; die fünfte endlich, in der er wieder als Junggeselle hauste, zunächst der Baselandschaftlichen Kantonsgrenze, lag an der zur linken Seite des Birsig sich hinziehenden Straße nach Binningen, die jetzt Oberwilerstraße heißt und damals in diesem ihrem oberen Ende wohl noch zur Bachlettenstraße gerechnet wurde. Der Hauswirt Baumann war Angestellter im Eisengeschäft Paravicini am Marktplatz und Besitzer, Nietzsches letzter Hausmeister, Eisenbahnbeamter.

[38] Eine detaillierte Einführung in Overbecks fachwissenschaftliche Arbeiten läge außerhalb dem Rahmen dieses Buches. Jedoch wird die bloße Liste seiner größtenteils in Zeitschriften gedruckten Veröffentlichungen imstande sein, auch dem Laien eine Ahnung vom Umfange seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit zu geben. Er selbst hat noch eine genaue bibliographische Zusammenstellung vorgenommen. Die größte Anzahl der Nummern entfällt auf Besprechungen der Fachliteratur in den sechziger und siebziger Jahren; nach 1887 hat er nicht mehr rezensiert. Ich bringe seine eigenhändige Aufzeichnung hiermit zum Abdruck:

Verzeichnis meines gedruckten Nachlasses

Abbreviationen der im folgenden angeführten Zeitschriften: L. C. = Zarncke's Literarisches Centralblatt 1862—1874, Th. L. Z. = Schürer's und Harnack's Theol. Literaturzeitung 1876—1887, Z. f. w. Th. = Hilgenfelds Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1864—1872, H. Z. = von Sybels Historische Zeitschrift 1879—1882, G. A. = Göttinger Gelehrte Anzeigen 1882—1884.

I. Anzeigen

[1] G. Flügel Mâni, seine Lehren und seine Schriften, Leipzig 1862 (Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft, Bd. 16, Leipz. 1862, S. 765ff.).

[2] R. A. Lipsius, Der Gnosticismus und sein Wesen, Ursprung und Entwicklungsgang Leipz. 1860 (L. C. 1862, Sp. 619 ff.).

[3] E. von Pressensé, Geschichte der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche, 1. Bd., Leipzig 1862 (L. C., 1863 Sp. 98 f.).

[4] F. Chr. Baur, Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Tübingen 1862 (L. C. 1863, Sp. 169 f.).

[5] K. Hase, Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche, Leipzig 1862 (L. C. 1863, Sp. 337 ff.).

[6] E. von Pressensé, Geschichte der ersten drei Jahrhunderte der christlichen Kirche, 2 Bd. (L. C. 1863, Sp. 674 f.).

[7] E. Renan, Vie de Jésus 6ième édit., Paris 1863 (L. C. 1863, Sp. 1057 ff.)

[8] G. Güntner, Introduction in sacros Novi Testamenti libros historico-critica et apologetica, Prag 1863 (L. C. 1864, Sp. 625 f.).

[9] F. W. Krummacher, Die Wahrheit der evangelischen Geschichte, Berlin 1864 (L. C. 1864, Sp. 650 f.).

[10] Ed. Reuß, Die Geschichte der hl. Schriften des Neuen Testamentes, 4. Aufl., Braunschweig 1864 (L. C. 1864, Sp. 675 f.).

[11] L. Gaussen, Die Echtheit der hl. Schriften. Aus dem Französischen. Basel 1864 (L. C. 1864, Sp. 721 ff.).

[12] Zwei französische Stimmen über Renan's Leben Jesu, Regensburg 1864 (L. C. 1864, Sp. 865).

[13] D. Schenkel, Das Charakterbild Jesu, 2. Aufl., Wiesbaden 1864 (L. C. 1865, Sp. 33 ff.).

[14] Fr. von Raumer, Schwarz, Strauß, Renan, Ein Vortrag, 3. Aufl., Leipzig 1864 (L. C. 1865, Sp. 81).

[15] A. Stap, Etudes historiques et critiques sur les origines du christianisme, Bruxelles 1864 (L. C. 1865, Sp. 197 f.).

[16] A. Hilgenfeld, Bardesanes, der letzte Gnostiker, Leipzig 1864 (L. C. 1865, Sp. 198 f.).

[17] D. F. Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk, 2. Aufl., Leipzig 1864 (L. C. 1865, Sp. 489 ff.).

[18] C. Tischendorf, Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? Leipzig 1865 (L. C. 1865, Sp. 521 ff.).

[19] J. Meyer, Das Leben Jesu für das deutsche Volk, bearbeitet von D. F. Strauß, Leipzig 1864 (L. C. 1865, Sp. 937).

[20] Fr. Schleiermacher, Das Leben Jesu, Berlin 1864 (L. C. 1865, Sp. 1105 ff.).

[21] D. F. Strauß, Der Christus des Glaubens und der Jesu der Geschichte. Berlin 1865 (L. C. 1865, Sp. 1129 ff.).

[22] Ch. Dollfuß, A propos de la nouvelle Vie de Jésus de D. F. Strauss, Paris 1865 (L. C. 1865, Sp. 1161).

[23] F. Chr. Baur, Vorlesungen über neutestamentliche Theologie. Leipzig 1864 (L. C. 1866, Sp. 61 ff.).

[24] O. Jäger, Die Zerstörung von Jerusalem durch Titus Flavius Vespasianus. 1865 (L. C. 1866, Sp. 531).

[25] Aug. Klostermann, Vindiciae Lucanae, Göttingen 1866 (L. C. 1866, Sp. 585 ff.).

[26] O. Thenius, Das Evangelium der Evangelien, Leipzig 1865 (L. C. 1866, Sp. 610 f.).

[27] Fr. J. Tafel, Das Leben Jesu. Basel 1865 (L. C. 1866, Sp. 818 f.).

[28] Th. Keim, Der geschichtliche Christus, Zürich 1866 (L. C. 1866, Sp. 841 ff.).

[29] E. Renan, Les apôtres, Paris 1866 (L. C. 1866, Sp. 937 ff.).

[30] H. Lutteroth, Le recensement de Quirinius en Judée, Paris 1865 (L. C. 1866, Sp. 1109 ff.).

[31] J. Bücher, Die Chronologie des Neuen Testaments, Augsburg 1865 (L. C. 1866, Sp. 1130 f.).

[32] G. Volkmar, Der Ursprung unserer Evangelien. Zürich 1866 (L. C. 1866, Sp. 1155 f.).

[33] C. Harder, Die Entstehung und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 1. Teil, Neuwied 1865 (L. C. 1866, Sp. 1313 f.).

[34] G. Winer, Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms, 7. Aufl., Leipzig 1867 (L. C. 1867, Sp. 457).

[35] H. Sevin, Die drei ersten Evangelien synoptisch zusammengestellt, Wiesbaden 1866 (L. C. 1867, Sp. 457 f.).

[36] C. Weizsäcker, Untersuchungen über die evangelische Geschichte, Gotha 1865 (L. C. 1867, Sp. 481 ff.).

[37] J. R. Erni, Evangelienübersicht, Zürich 1867 (L. C. 1867, Sp. 1209 f.).

[38] W. Mangold, Der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemeinde, Marburg 1867 (L. C. 1867, Sp. 1233 ff.).

[39] J. Kayser, Über den sogenannten Barnabasbrief, Paderborn 1866 (L. C. 1868, Sp. 25 ff.).

[40] J. H. Scholten, Die ältesten Zeugnisse betreffend die Schriften des N. Test's., Bremen 1867 (L. C. 1868, Sp. 689 ff.).

[41] A. König, Die Echtheit der Apostelgeschichte des Lukas. Breslau 1867 (L. C. 1868 Sp. 713 f.).

[42] Th. Zahn, Der Hirt des Hermas untersucht, Gotha 1868 (L. C. 1869, Sp. 313 ff.).

[43] C. L. W. Grimm, Lexikon graeco-latinum in libros Ni. Ti. Fasc. IV, Leipzig 1868 (L. C. 1869, Sp. 409 f.).

[44] H. Wittichen, Der geschichtliche Charakter des Evangeliums Johannis, Elberfeld 1868 (L. C. 1869, Sp. 865 f.).

[45] J. Freudenthal, Die Flavius Josephus beigelegte Schrift: Über die Herrschaft der Vernunft, Breslau 1869 (L. C. 1869, Sp. 1281 f.).

[46] E. Renan, Saint Paul, Paris 1869 (L. C. 1869, Sp. 1345 ff.).

[47] M. Krenkel, Paulus der Apostel der Heiden, Leipzig 1869 (L. C. 1870, Sp. 265 ff.).

[48] H. Sevin, Zu Chronologie des Lebens Jesu nach den Synoptikern, Heidelberg 1870 (L. C. 1870, Sp. 881).

[49] L. Noack, Aus der Jordanwiege nach Golgatha, Mannheim 1870 (L. C. 1871, Sp. 393 ff.).

(Von hier an L. C. 1871, No. 16 sind meine Anzeigen im L. C. mit F. O. signiert.)

[50] J. Tobler, Grundzüge der evangelischen Geschichte, Zürich 1870 (L. C. 1871, Sp. 489 f.).

[51] H. Ziegler, Irenaeus der Bischof von Lyon, Berlin 1871 (L. C. 1872, Sp. 789 ff.).

[52] M. Krenkel, Der Apostel Johannes, Berlin 1871 (L. C. 1872, Sp. 913f.).

[53] R. F. Grau, Entwicklung des neutestamentlichen Schrifttums, Bd. I, Gütersloh 1871 (Z. f. w. Th. 1872, S. 439 ff.).

[54] Aem. Luebeck, Hieronymus quos noverit Scriptores et exquibus hauserit, Lips. 1872 (L. C. 1873, Sp. 35).

[55] Hermiae philosophi, Irrisco gentilium philosophorum etc. receno. J. Chr. Th. de Otto (= Corpus Apologetarum christianorum saeculi secundi ed. J. Chr. Th. de Otto Vol. IV) Jenae 1872 (L. C. 1873, Sp. 321 ff.).

[56] Sexti sententiarum recensiones latinam graecam syricas conjunktim exhibuit C. J. Gildemeister, Bonn 1873 (L. C. 1873, Sp. 1644).

[57] Th. Zahn, Ignatius von Antiochien, Gotha 1873 (L. C. 1874, Sp. 1 ff.).

[58] A. Harnack, zur Quellenkritik der Geschichte des Gnosticismus, Leipzig 1873 (L. C. 1874, Sp. 585). (Schluß meiner Anzeigen im Zentralblatt.)

[59] Patrum apostolicorum opera edd. O de Gebhardt A. Harnack, Th. Zahn, Fasc. I, Lips. 1873 (Th. L. Z. 1876, Sp. 336 ff.).

[60] B. Aubé, Saint Justin Philosophe et Martyr., Paris 1875 (Th. L. Z. 1876, Sp. 441 ff.).

[61] Patrum apostolicorum opera edd. O. de Gebhardt, A. Harnack, Th. Zahn, Fasc. I, Edit. alt, Pars I, Lips. 1876 (Th. L. Z. 1877, Sp. 284 ff.).

[62] Origenis Contra Celsum libri I—IV. Rezens. O. Schwyn, Cantabr. 1876 (Th. L. Z. 1877, Sp. 477 f.).

[63] Patrum apostolicorum opera edd. O. de Gebhardt, A. Harnack, Th. Zahn, Fasc. III, Lips. 1877 (Th. L. Z. 1878, Sp. 2811 ff.).

[64] Br. Bauer, Christus und die Caesaren, Berl. 1877 (Th. L. Z. 1878, Sp. 314 ff.).

[65] B. Aubé, Histoire des persécutions de l'église. La polémique paienne à la fin du II Siècle, Paris 1878 (Th. L. Z. 1878, Sp. 532 ff.).

[66] E. Pélagaud, Etude sur Celse, Lyon 1875 (Th. L. Z. 1879, Sp. 201 ff.).

[67] C. Merk, Clemens Alexandrinus in seiner Abhängigkeit von der griechischen Philosophie, Leipzig 1879 (Th. L. Z. 1879, Sp. 475 ff.).

[68] Socrates, Ecclesiastical history with an introdiction by W. Bright, Oxford 1878 (Th. L. Z. 1879, Sp. 478 f.).

[69] Br. Bauer, Das Urevangelium und die Schrift: Christus und die Caesaren, Berlin 1880 (Th. L. Z. 1880, Sp. 30 ff.).

[70] J. Friedrich, Zur ältesten Geschichte des Primates in der Kirche, Bonn 1879 (Th. L. Z. 1880, Sp. 131 ff.).

[71] V. Schultze, Archäologische Studien über altchristliche Monumente, Wien 1880 (Th. L. Z. 1880, Sp. 349 ff.).

[72] M. von Engelhardt, Das Christentum Justin des Märtyrers, Erlang. 1878 (H. Z. N. F. Bd. 8, S. 499 ff.).

[73] Th. Zahn, Acta Joannis, Erlangen 1880 (Th. L. Z. 1881, Sp. 31 ff.).

[74] a. Juliani imp. Librorum contra Christiana quae supersunt coll. etc., C. J. Neumann, Lips. 1880 (Th. L. Z. 1881, Sp. 258 ff.).

b. Kaiser Julians Bücher gegen die Christen. Übersetzt von C. J. Neumann, Leipzig 1880 (ebendas.).

[75] V. Ryssel, Gregorius Thaumaturgus, Leipzig 1880 (Th. L. Z. 1881, Sp. 233 ff.).

[76] Jos. Langen, De commentaris sum in epistolas Paulinas qui Ambrosii nomine pertur scriptore, Bonn 1880 (Th. L. Z. 1881, Sp. 371 ff.).

[77] J. Draeseke, Der Brief an Diogenes, Leipzig 1881 (Th. L. Z. 1882, Sp. 28 ff.).

[78] Th. Zahn, Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altchristlichen Literatur, 1. Th., Erlangen 1881 (Th. L. Z. 1882, Sp. 102 ff.).

[79] a. B. Aubé, Des chrétiens dans l'empire Romain de la fin des Antonins au milieu de 3ième siècle, Paris 1881 (Th. L. Z. 1882, Sp. 171 ff.).

b. B. Aubé, Etude sur un nouveau texte des actes des martyres Scillitains Paris 1881 (ebendas.).

[80] A. Harnack, Die Überlieferung der griechischen Apologeten des 2. Jahrhunderts in der alten Kirche und im Mittelalter, Leipzig 1882 (H. Z. N. F. Bd. 15 (1882), S. 461 ff.).

[81] Th. Keim, Rom und das Christentum, Berlin 1881 (G. A. 1882, Sp. 46 ff.)

[82] K. Schmidt, Die Apostelgeschichte unter dem Hauptgesichtspunkte ihrer Glaubwürdigkeit, 1. Bd., Erlangen 1882 (G. A. 1882, Sp. 1313 ff.).

[83] R. A. Lipsius, Die apocryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden I, Braunschweig 1883 (G. A. 1883, S. 865 ff.).

[84] H. Doulcet, Essai sur les rapports de l'église chrétienne avec l'état Romain, Paris 1883 (G. A. 1884, S. 361 ff.).

[85] Eb. Vischer, Die Offenbarung Johannis, eine jüdische Apokalypse in christl. Bearbeitung, Leipzig 1886 (Th. L. Z. 1887, Sp. 28 ff.).

[86] G. J. Weyland, Compilatie en Omwerkeng hypothesen toegepast op de Apocalypse van Johannes, Utrecht 1886 (Th. L. Z. 1887, Sp. 28 ff.).

[87] A. Jahn, Des heil. Eustathius, Erzbischofs von Antiochien, Beurteilung des Origines, Leipzig 1886 (Th. L. Z. 1887, Sp. 151 ff.).

[88] Eine Notiz den Danieltext des Hebräerbriefs betreffend, lieferte ich noch Th. L. Z. 1885, Sp. 341.

II. Abhandlungen und Aufsätze in Zeitschriften, Lexikonartikeln

[1] Die sogen. Scholien der Oecumenius zur Apokalypse (Z. f. w. Th. 1864, S. 192ff.)

[2] Über zwei neue Ansichten von Zeugnissen des Papias für die Apostelgeschichte und das IV. Evangelium (ebendas. 1867, S. 35 ff.).

[3] Über *ἐν ὁμοιώματι σαρκὸς ἁμαρτίας* Röm. 8,3. Offenes Sendschreiben an C. Holsten (Ebendas. 1867, S. 173 ff.).

[4] Artikel in Daniel Schenkels Bibellexikon, Bd. I—IV, Leipzig 1869—1872.

a. Caesarea (I, 499 f.).
b. Felix (II, 263 f.).
c. Festus (II, 275 f.).
d. Ikonium (III, 303 f.).
e. Lazarus (IV, 17).

[5] Über das Verhältnis Justins des Märtyrers zur Apostelgeschichte (Z. f. w. Th. 1872, S. 305 ff.).

[6] Aus dem Briefwechsel des Augustin mit Hieronymus (H. Z. N. F. Bd. 6 (1879, S. 222 ff.).

[7] Über die Anfänge der patristischen Literatur (H. Z. N. F. Bd. 12 (1882, S. 417 ff.).

III. Gelegenheitsschriften

[1] Quaestionum hippolytearum specimen etc.. Jena 1884 (Habilitationsschrift).

[2] Über Entstehung und Recht einer rein historischen Betrachtung der neutestamentlichen Schriften. Basel 1871 Antrittsvorlesung, existiert auch noch in einer zweiten, völlig unveränderten, und überhaupt ohne den geringsten Anteil meinerseits entstandenen Titelauflage.

[3] Universitätsprogramme:

a. Über den pseudojustinischen Brief an Diognet, Basel 1872.
b. Über die Auffassung des Streites des Paulus mit Petrus in Antiochien (G. 2, 11 f.) bei den Kirchenvätern, Basel 1877.
c. Über die Anfänge der Kirchengeschichtsschreibung, Basel 1892.
d. Die Bischofslisten der Kirchengeschichtsschreibung, Basel 1898.

[4] Zur Geschichte des Kanons. Zwei Abhandlungen, Chemnitz 1880.

Zur Eintragung dieser Nummer in diese Rubrik der „Gelegenheitsschriften", vergleiche meine Christlichkeit unserer heutigen Theologie, 2. Aufl. 1903, S. 190.

IV. Bücher

[1] L. de Wette, Kurze Erklärung der Apostelgeschichte, 4. Auflage, bearbeitet und stark erweitert von Fr. Overbeck, Leipzig 1870.

[2] Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift, Leipzig 1873. Bis 1903 in verschiedenen Titelauflagen von Verlag zu Verlag weitergeschoben.

[3] Studien zur Geschichte der alten Kirche. Erstes Heft. Schloß Chemnitz 1875.

Selbst diese ohnehin so schmächtige Rubrik ließe bei näherer Betrachtung noch einige Reduktionen zu. Doch lasse ich diese Betrachtung an dieser Stelle fallen.

Anhang

Zweite Periode meiner Schriftstellerei oder Wiederaufnahme derselben, wohlweislich eine weitere Rubrizierung.

[1] Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Zweite, um eine Einleitung und ein Nachwort vermehrte Auflage, Leipzig 1903.

[2] Eine Replik (an Herrn Dr. J. V. Widmann in Bern), Basler Nachrichten 1903, No. 252.

Hier geschlossen am 22. September 1903.

Später hinzugekommen

Meine Antwort auf Frau Dr. Förster-Nietzsches neueste Publikationen ihren Bruder betreffend.

(Frankfurter Zeitg. 1904, No. 343, Feuilleton des 1. Morgenblattes vom 10. Dez.)

---

[39] Frau Overbeck übersetzte für Nietzsche einzelne Stücke aus den Causeries du Lundi; diese deutsche Übertragung erschien, bei vollständiger Anonymität der Übersetzerin, im Schmeitznerschen Verlage und zwar während dessen eigentlicher Blütezeit, als er sich im Sinne Nietzsches und seines Freundeskreises anschickte, nach systematischen Gesichtspunkten Kultur und Weltanschauung zu pflegen. Der Titel des Büchleins von Frau Overbeck lautete:

Menschen des XVIII. Jahrhunderts
nach den Causeries du Lundi
von Sainte-Beuve.
Chemnitz 1880.
Verlag von Ernst Schmeitzner.

Inhaltsverzeichnis:

I. Fontenelle.
II. Montesquieu.
III. Briefe der Frau v. Grafigny oder Voltaire in Cirey.
IV. Frau du Châtelet. Fortsetzung von Voltaire in Cirey.
V. Frau von Latour-Franqueville und Jean Jacques Rousseau.
VI. Diderot.
VII. Vauvenargues.
VIII. Briefe des Frl. von Lespinasse.
IX. Beaumarchais.

[40] Gast war in der Venediger Zeit außerordentlich vielseitig beschäftigt; er gedachte sich auch musikschriftstellerisch zu betätigen und plante ein Buch über Chopin, den er damals mit Nietzsche auf das eingehendste studierte. Es scheint, als ob hier Nietzsche und unter seinem Einfluß Peter Gast danach suchten, einen der älteren Komponisten gleichsam zum musikalischen Gegenpapst gegen Wagner auszurufen. Es ist bezeichnend, daß damals weder Nietzsche noch Gast schon Bizet kannten; als diese Bekanntschaft später eintrat, ließ der Chopinenthusiasmus nach. Wahrscheinlich ist darin ein Parallelsymptom zu den offenbaren Absichten zu sehen, die Nietzsche mit dem Schmeitznerschen Verlage hatte; zwischen 1876 und 1881 finden sich unverkennbare Ansätze zur Bildung einer Kulturorganisation, deren Haupt- und Mittelpunkt Nietzsche sein sollte. Unerläßlich war dabei auch eine prinzipielle Stellungnahme auf musikalischem Gebiet, und in diesem Zusammenhange hat Gast wohl seinen Plan zum Chopinbuche gefaßt. Er schreibt darüber aus Venedig am 22. Juli 1880 an Overbeck: „Habe ich Ihnen, verehrter Herr Professor, schon mitgeteilt, daß ich ein Buch über Chopin schreiben will? Darin werden ganz sonderbare Sachen stehen, die unter Musikern

selten gehört werden. Wenn es auch kein Parteibuch werden soll, so werden doch einige Sachen darin stehen, die für die ganze Nach-Wagnerische Musikmacherei nicht von Unwichtigkeit sein können. Ich habe die elende Fexiererei endlich satt, mit der ein musikalischer Mensch am Klavier sitzt, gequälte Harmonien, anstatt mit Herz und Kopf, mit den Fingern aus den Tasten quetscht und sich dazu einbildet, er drücke das Welteninnere aus. Ich spreche hier und bei allen solchen Gelegenheiten immer ganz unpersönlich und ohne jeglichen Gedanken an mich. Wenn ich mit dem Buche etwas Gutes anstiften kann, so werde ichs tun, an mir liegt mir gar nichts, ich komme mir eher wie ein vergeudetes Wesen vor, das aber vielleicht sagen kann, wie man sich nicht vergeude. Nietzsche sagte mir, daß Sie im Besitze der seltenen Lisztischen Broschüre über Chopin wären: würde ich mir wohl die Frage erlauben dürfen, ob Sie geneigt wären, sie mir auf einige Zeit zu leihen? Ich weiß zwar, daß man aus allen Lisztischen Büchern nichts lernt, nicht einmal einen rechten Eindruck von ihnen erhält, gleichwohl möchte ich es doch lesen, in der Hoffnung, daß mir doch irgendwelche seiner Wendungen eine Anregung gibt. Das einzige Buch, das ich über Chopin gelesen habe, ist das von Karasowsky, der die Briefe aus Chopins Jugend geben könnte. Karasowsky, sonst ein ganz moderner Mensch. In diesem Buche steht ein Passus aus dem Lisztischen, eine Schilderung Chopins. „Ein Engel von schönem Antlitz, gleich einem schlanken Weibe, von reinen, geschmeidigen Formen, wie ein jugendlicher Gott des Olymps, und, um das Gesamtbild zu krönen, mit einem gleichzeitig zärtlichen und strengen, keuschen und leidenschaftlichen Geistesstempel begabt" . ., damit hört eigentlich alles auf. Ich lese Stendhal und Paul Albert mit ziemlichem Verständnis, vielleicht verstehe ich auch das altertümelnde romantische Französisch Liszt's, und wenn nicht, so wird der Schade nicht zu groß sein, ich habe ganz andere Sachen vorzutragen als Liszt. Es soll einiges Wesentliche zur Geschichte der Melodie, des gereihten (Wagnerischen) und des periodischen Stils gesagt werden etc. etc. Chopin ist einer der größten Musiker, die es je gegeben. Hoffentlich bringe ich im nächsten Jahre das Manuskript zu Stande; ich würde es Ihnen erst zukommen lassen, ehe ich's drucken zu lassen versuchte: ich vertraue in begrifflichen Dingen nicht sehr auf mich, also müßte ich erst die Meinung Sachverständiger hören." — Im folgenden Briefe vom 8. August 1880, der für die Zusendung des Lisztschen Chopinbuches durch Overbeck zu danken hatte, fährt Gast fort: „Ihr hochgeschätzter Brief und die überaus gütige Zusendung des Liszt'schen Chopinbuches waren mir abermals Zeugnisse Ihres großen Wohlwollens, für das ich Ihnen nicht genug zu danken vermag. Mich quält schon wegen dieses Buches der Gedanke, daß ich es der geehrten Besitzerin, deren Freimütigkeit meine Zumutung nicht zuviel war, auf einige Zeit entziehe. Das Buch gibt mir doch ein Teil von der Stimmung, in welche die erste Generation Chopins durch seine Werke versetzt wurde; es zeigt mir wiederum, wie verschiednes andere über Chopin Gesagte, wie man über einen solchen Menschen nicht sprechen dürfe, nämlich nicht, als ob es hier jemanden weißzubrennen gäbe; und dann, wie auf diese Weise, nämlich die Lisztische, der Ruhm eines Künstlers nicht festgestellt wird; dazu bedarf es ganz anderen Beweismaterials, als solches Geschichtlichen, namentlich aber nicht solcher Verdrehungen des Tatsächlichen, wie sie Liszten gleich auf der 17. und 18. Seite passieren, wo er meint, Chopin sei einer von den Geistern gewesen, dont la grâce se déploit surtout lorsqu'ils semblent aller à la dérive. Dann bringt er eine sehr falsche

Vergleichung von Chopin mit Minkiewicz: Chopin habe das spätere Experiment dieses Dichters, romantisches Sentiment in klassischer Form vorzutragen, als Musiker machen wollen (in den Sonaten und Konzerten), mais il n'a pas à notre avis aussi complètement réussi. Ich möchte wissen, wie Liszt den Chopin *spielt*, da er ihn so verstanden hat. — Die Entstehungsgeschichte der Polonaise und Mazurka, die Liszt so ausführlich gibt, ohne viel von Chopin dabei zu sprechen, ist mir vielleicht in Etwas dienlich. — Ich habe schon 200 Quartseiten zu verarbeitendes Material für mein Buch; das Schwierigste für mich wird die planmäßige Verarbeitung dieses Stoffes sein, der sich jeden Tag um ein paar Zeilen vermehrt; ich glaube, daß es Gedanken sind, was ich vortragen will, nicht schöne Wortschälle: bei Liszt habe ich bis jetzt noch keinen Gedanken entdeckt. Ich suche über die jetzige dramatische Musik hinweg wieder die Richtschnur der alten Meister, welche periodisch gegliederte Musik hatten: diese werde ich mit einem ganz wichtigen Grunde als höher stehend, als die Melodie, welche sich aus dem bloßen Zusammenklingen mehrerer Melodien (wie bei der Fuge) ergibt, hinstellen können. Wir Musiker dürfen uns durch das Theoretisieren Wagners nicht irre machen lassen; Wagner hat es meisterlich verstanden, aus seinen Schwächen und Unvermögen *Verbote*, aus seinen Stärken *Gebote* für die Kunstausübung zu machen; es wäre wirklich möglich, daß solches Theoretisieren, wenn es nicht ganz gründlich geprüft und als haltlos erfunden wird, das Konzept einer ganzen Kunstentwicklung verrückte. Ich sagte Ihnen schon, wie gleichgültig mir bei der Betrachtung der in unserer Kunstausübung wirksamen Grundsätze meine eigene Person ist; mag herauskommen, was da wolle, ich würde doch nie im Stande sein, gegen besseres Wissen ein schlechteres Wollen gelten zu lassen."

[41] Für die speziellen Umstände, unter denen die „Morgenröte" entstanden ist, kommt vielleicht Gasts Mitteilung an Overbeck, er habe in Venedig über seine Unterhaltungen mit Nietzsche Tagebuch geführt, einige Bedeutung zu; er schreibt (Venedig, 12. Mai 1880): „Oder wenn ich über die schamhafte Empfindung, die mir die Überreichung dieses Buches an Nietzsche machen würde, nicht Herr werden sollte, so würde ich es mir zur höchsten Ehre anrechnen, es Ihnen, verehrter Herr Professor, da Sie so großen Anteil, und befruchtenden Anteil, an Nietzsches Geistesentfaltung haben, mitzuteilen." Am 22. Juli 1880 meldet er aber Overbeck über diese Aufzeichnungen: „Die von mir niedergeschriebenen Unterhaltungen mit Nietzsche hat dieser mitgenommen: es stehen die allerwichtigsten Probleme der Moral darin. Doch davon werden Sie zur rechten Zeit erfahren." Vielleicht ist das das grüne Quartheft, das durchweg, wenn auch immer nur auf einer Seite von Köselitz' Hand beschrieben, im Archiv unter der Signatur MXIII aufbewahrt wird; auf den leeren Seiten und im Text befinden sich Korrekturen und Ergänzungen von Nietzsches Hand wie ich aus einem Kögel'schen Notizzettel schließe.

[42] Für Gasts außerordentliche Produktivität in seiner ersten Venediger Zeit zeugen seine mannigfachen Opernentwürfe, über die er stets Overbeck, seines Interesses gewiß, auf dem Laufenden erhielt. Er trug sich zunächst mit dem Plane, Goethes Singspiel: Scherz, List und Rache zu komponieren; man erinnert sich, wie Nietzsche die „Fröhliche Wissenschaft" und zugleich seine Dichterepisode des Zarathustra mit „Scherz, List und Rache, Vorspiel in deutschen Reimen" eingeleitet hat. Gast schrieb Overbeck am 14. November 1880: „Wie Sie sehen, bin ich in Venedig geblieben — und will sogar den ganzen Winter noch hier zubringen, zunächst um eine ganz leichte Musik, die ich zu Goethes „Scherz, List und Rache"

geschrieben habe, noch in Partitur zu setzen. Die Anregung, eine Musik zu diesem fast italienischen Stück zu machen, stammt von Nietzsche. Das Ding ist wirklich sehr komisch und vielleicht das annehmbarste Singspiel Goethes (von den übrigen will ich nicht viel wissen). Ich habe Nietzschen 4 Nummern geschickt (in Klavierauszug); im Ganzen sind's 26 Singstücke; ich glaube aber nicht, daß er Gefallen daran hatte: ich muß dagegen etwas auf die wirkliche Ausführung vertrösten. Gersdorff, der doch ganz in Wagner aufgeht, schien hinwiederum von mehreren Stücken, die ich ihm vorspielte, erfreut zu sein, trotzdem die Musik mehr italienisch klingt." Hierauf machte sich Gast an denjenigen Stoff, aus dem dann später sein „Löwe von Venedig" hervorgehen sollte; er schreibt an Overbeck aus Venedig den 20. Oktober 1881: „Ich komponiere nämlich das „Matrimonio segreto" von Cimarosa, ein Komödienstoff wie ihn heutzutage kein Mensch zu Weg bringen kann. Diese glänzende Naivität, wie sie in diesem italienischen Text ist, existiert nicht mehr in der Welt, — ich rede immer von italienischem Text, da der deutsche glücklicherweise unbekannt geblieben ist und bleiben muß. Es ist Verwegenheit, nach Cimarosa eine, wie Sie sehen werden, total verschiedene Musik dazuzumachen; ich probiere es aber doch, da ich in mir manches aus dem vorigen Jahrhundert lebendig fühle: ich sympathisiere z. B. mehr mit den vorgoethischen Dichtern (Bürger, „Luise" von Voß, Wieland u. a.) als mit den Romantikern; ich liebe jene, weil sie die Empfindung hatten, welche diese nur wünschten. Diese Empfindungen vom Wagnerischen Orchester vorgetragen — so ist's bei mir — das muß einen sonderbaren Klang geben. Seit 14 Tagen habe ich 10 Stücke skizziert, und, wenn mir das Glück wohl will, hoffe ich Ende dieses Jahrs mit der Komposition fertig zu sein." — Als Gast nach weiteren Operntexten Umschau hielt, hatte ihn Overbeck auf kleine französische und spanische Versspiele hinweisen zu sollen gemeint; Gast erwiderte darauf (Venedig, 8. Januar 1882): „Für Ihre belehrenden Mitteilungen über die mère coupable und die Nennung des Calderon'schen Stückes (d. laute Geheimnis) bin ich Ihnen zu innigem Danke verpflichtet; leider habe ich noch keines von beiden Stücken bis jetzt ansehen können. Das Nächste, was mich beschäftigen wird (aber in diesem Jahre kaum) ist vielleicht ein Idyll mit Ballets und allen südlichen Wonnen „Nausikaa"; wie es aber enden soll, weiß ich noch nicht; jedenfalls soll nichts zu Tragisches hinein, am allerwenigsten etwas wie der sonderbare Goethesche Gedanke, die Nausikaa durch Selbstmord sterben zu lassen." Nachdem Gast Overbeck am 30. Januar 1882 gemeldet hatte, durch Nietzsche zu einer Oper „Nausikaa" angeregt worden zu sein, — und überdies bereits am 12. Mai 1880 von Chopins As-dur-Ballade, Op. 47, geäußert hatte: „Ich dachte mir eine südländische Ballspielszene dazu, Nietzsche sich eine Waldmusik" — kommt er später darauf zurück (Venedig, 27. März 1883): „Ich weiß nicht, ob Ihnen Herr Prof. Nietzsche von einem Musiker erzählt hat, der seit einigen Wochen mit ihm in Genua verkehrt. Er heißt August Bungert ... und was hat er u. a. gedichtet und komponiert? — „Eine Nausikaa!" — Diese Nachricht hat mich nicht aus der Fassung gebracht, sondern mir nur das Gebot auferlegt, mich an diese Nausikaa nicht zu kehren, und sie ganz nach meinem Geschmack zu machen... Nausikaa soll mein fertigstes Stück werden, und wenn ich auch zehn Jahre daran arbeitete, — vorausgesetzt, daß Freund Hein oder die Tochter des Äskulap nichts dagegen haben. Das Matrimonio habe ich, ganz von vorn, neu zu instrumentieren angefangen, auch eine andere, viel einfachere Ouvertüre kommt dazu. „Scherz, List und Rache" soll auch einer gänzlichen Umar-

beitung unterworfen werden, — kurz, ich will es an nichts fehlen lassen, um aufführbar zu werden..., ich wachse freilich fast aus vor Ungeduld bei dieser schrecklichen Arbeit." — Die Billigkeit verlangt, Gasts grenzenlose Aufopferung für Nietzsche mit einem authentischen Beispiel zu belegen; wie sehr er jede Rücksicht auf seine eigene Produktion fahren ließ, wenn es galt, zu Nietzsches Verfügung zu sein, lehrt sein Brief an Overbeck vom 18. Juni 1881 aus Venedig, kurz nachdem er die „Morgenröte" abgeschrieben und die Druckkorrektur überwacht hatte: „Ich habe ohnehin mit der Anfertigung des Manuskriptes für Nietzsche fast einen Monat beinahe unausgesetzten Schreibens verloren, von dem mühevollen und zeitraubenden Korrigieren der 23 Druckbogen nicht zu reden. Es wird einem recht schwer gemacht, sich zu konzentrieren. Wäre jenes Manuskript nicht in meine Hände gekommen, so hätte ich dieses Frühjahr ein großes Klavierkonzert gemacht, zu welchem ich die prachtvollste Stimmung hatte, alles war schon im besten Fluß, in welchem ich nun gerade gestört werden mußte. Das Lob, daß ich schöne deutliche Manuskripte mache, tröstet mich leider zu wenig darüber, daß ich mich selber verliere."

[43] H. Lichtenberger (La philosophie de Nietzsche 4ième édit. 1899 Appendice p. 189) zitiert einen Artikel der Frankfurter Zeitung (18. April 1899), wo Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft zu einer Stelle bei Heinrich Heine (Ergänzung zu Kap. 20 der Reise von München nach Genua) in Beziehung gesetzt wird. Diese Stelle findet sich in der Ausgabe von Elster, Band 3 (Lesearten S. 542). Lichtenberger fügt bei: „Il (ce passage) ne figure pas dans les éditions anciennes de Heine, et Nietzsche ne l'a pas connu." Das ist ein Irrtum. Die Stelle findet sich in: „Letzte Gedichte und Gedanken von H. Heine, Hamburg 1869, herausgegeben von Strodtmann." Sie war also gerade zur Zeit von Nietzsches Übersiedelung nach Basel aktuell und Nietzsche kann sie sehr wohl zu Gesicht bekommen haben.

[44] Von den Briefen Nietzsches an Overbeck sind eine Anzahl Briefe zu unterscheiden, die er an Overbecks Gattin gerichtet hat, von Overbeck als deren selbständiges Eigentum respektiert und deshalb auch nicht in die auf der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrte Sammlung aufgenommen. Bei der Wichtigkeit des Lou-Erlebnisses für Nietzsches Biographie und bei der Zeugniskraft besagter Briefe für dieses Erlebnis, hat sich Frau Professor Overbeck entschlossen, die einschlägigen Partien ihren Erinnerungen an die Lou-Episode einzufügen, um die ich sie für diese Darstellung glaubte bitten zu dürfen. Auf Grund eingeholter Gutachten von briefrechtskundigen Spezialisten, sowie analoger Entscheide von deutschen Gerichten ist, wie schon das Vorwort andeutet, das Recht der Veröffentlichung dieser Stellen für uns über jeden Zweifel erhaben, besonders, da diesen Briefpartien angesichts der Aussagen der Schwesterbiographie (Kapitel XXIII) Beweispflicht zusteht. — Außer dem Material, das Frau Professor L. Andreas-Salomé in Göttingen zu ihrer Verfügung hat, namentlich wenn, wie es scheint, die Briefe Nietzsches an Rée sich ebenfalls in ihren Händen befinden sollten, wußte man im Hause Overbecks jedenfalls am meisten über diese Vorgänge. Zu den wenigen mittelbaren Zeugen, die noch leben, gehört jedenfalls auch Frau Geheimrat Clara Gelzer in Jena, in deren Hause sich ein Teil der in dieser Sache entscheidenden Auseinandersetzungen abgespielt haben soll. — Dagegen wird man gut tun, einem vielleicht zu gewärtigenden, nachträglichen Zeugnis von Peter Gast in dieser Angelegenheit alle Vorsicht entgegen-

zubringen, im Hinblick auf seine eigene damalige Verhaltungsweise, von der er Overbeck mit folgenden Worten in Kenntnis setzte (Venedig, 27. März 1883): „Fräulein Nietzsche ist vergangene Woche hier durchgereist; mein Amt als Führer hat mir bei dieser Gelegenheit eine starke Erkältung eingebracht, die mich auch verhinderte, Ihnen allsogleich zu antworten. Ich hatte mir ausdrücklich erbeten, daß während unserer Zusammenkunft kein Wort fällt über Lou und was damit zusammenhängt. Fräulein Nietzsche hatte mich nämlich mit einer Reihe von Briefen verfolgt, deren Zweck ich nicht einsehen konnte; ich schrieb ein wenig ärgerlich, sie möchte mein bißchen Denken nicht mit persönlichen Dingen ihres Herrn Bruders okkupieren, für die ich kein Interesse weiter hätte; ich riet ihr auch, wenn sie wünsche, daß das Gerücht über Nietzsches Beziehungen zu Lou verstumme, dieses Gerücht nicht zum Gegenstand von Aufklärungen und Bekämpfungen zu machen. Und als sie darauf erwiderte, sie glaube aus meiner Mißstimmung zu hören, daß ich die Sache in Basel besprochen hätte und daß ich beeinflußt sei, — (Peter Gast hatte Mitte Januar 1883 Overbeck und Frau in Basel besucht) — schrieb ich, es täte mir leid, sie auf den Wegen der Konjektur zu sehen: ich hätte von Ihnen, und zwar auf meine Erkundigung, nur von dem Eindruck gehört, den Lou bei ihrem Besuch auf Sie machte, im übrigen bäte ich sie nochmals, in mir keine Teilnahme an Dingen vorauszusetzen, die mich, bei der Strenge meines Lebensplanes, weder etwas angehen, noch angehen dürfen. Ihren letzten Brief, in den ersten Tagen nach Wagners Tod geschrieben, habe ich nicht beantwortet. Erst von Verona aus erfuhr ich, daß sie mit Prof. Heinze komme. Sie benahm sich hier ganz gut, nämlich so, als hätten wir einander nicht geschrieben, und das war mir sehr lieb."

[45] Dr. Bernhard Förster war geboren am 31. März 1843 in Delitzsch, wo sein Vater damals Superintendent war. Als Gymnasiallehrer in Berlin wandte er sich der Wagnerischen Sache zu, um sich bald darauf an die Spitze der antisemitischen Bewegung zu setzen, als Initiant einer an Bismarck gegen die Überhandnahme des jüdischen Elementes in Deutschland gerichtete Beschwerdeschrift, die von der imposanten Anzahl von 270000 Unterschriften bedeckt war. Die unliebsamen Folgen dieser Agitation veranlaßten ihn, auszuwandern und sein Glück in Südamerika als Begründer einer deutschen Kolonie zu versuchen. Nachdem er 1883 und 84 im La Platagebiete den Grund zu einer größeren Ansiedelung gelegt hatte, kehrte er noch einmal nach Deutschland zurück und vermählte sich 1885 mit Nietzsches Schwester. Die Schwäger begegneten sich, offenbar zum ersten und letzten Male an Nietzsches Geburtstag 1885 in Naumburg. Doch war Dr. Förster Nietzsche seit langen Jahren als einer seiner Bewunderer bekannt, allerdings auf Grund seiner nun längst zurückliegenden Teilnahme an der Sache Wagners. Die Gattin und Schwester gibt uns (Biographie II, 500—509) in einer Reihe von Aussprüchen und Briefstellen einen Einblick in die sich widersprechenden Gefühle, die Nietzsche damals bewegt haben. Die rührige und geschäftige Art Försters, der imstande war, viele Dinge fortwährend nebeneinander zu erledigen, und sein ausgesprochener Führerwille im Dienste von Sachen, an die er glaubte, waren ihm nicht unsympathisch; wie sehr hingegen ein Zusammengehen inhaltlicher Natur in jeder Hinsicht ausgeschlossen war, mag schon zur Genüge aus einem Verzeichnis von Försters Schriften hervorgehen:

Schriften von Bernhard Förster:

Richard Wagner als Begründer eines deutschen Nationalstils mit vergleichenden

Blicken auf die Kulturen anderer indogermanischer Nationen. Chemnitz, E. Schmeitzner, 1880.

Das Verhältnis des modernen Judentums zur deutschen Kunst. Berlin, M. Schulze, 1881.

Der Vegetarismus ein Teil der sozialen Frage. Hannover, Schmorl und von Seefeld, 1882.

Parsifal-Nachklänge. Allerhand Gedanken über deutsche Kultur, Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft usw. Leipzig, Th. Fritsch, 1883.

Richard Wagner in seiner nationalen Bedeutung und seiner Wirkung auf das deutsche Kulturleben. II. Auflage der „Parsifal-Nachklänge". Leipzig, G. Fock, 1886.

Zur Frage der nationalen Erziehung. Abdruck aus den „Bayreuther Blättern". Leipzig, Th. Fritsch, 1883.

„Olympia". — Was haben die Grabungen am Alpheios der Kunst- und Kulturgeschichte für bleibenden Gewinn gebracht? Halle, Otto Hendel, 1886.]

Deutsche Kolonien im oberen La Plata-Gebiete, mit besonderer Berücksichtigung von Paraguay, Leipzig, G. Fock, 1886.

Endlich erschien als Publikationsmittel für Försters überseeisches Unternehmen eine eigene periodische Zeitschrift im Verlage von Theodor Fritsch in Leipzig, unter dem Titel: „Südamerikanische Kolonialnachrichten"; dort sind alle Briefe Försters über seine Pflanzung „Neu Germanien" erschienen. Das von Dr. Förster erworbene Territorium lag in Paraguay zwischen den Flüssen Aguaray-mi und Aguaray-guazu in einer annähernd dem Fürstentum Lippe-Detmold entsprechenden Ausdehnung (600 km²), etwas über dem 24. Grad südlicher Breite, zwei Drittel Urwald, ein Drittel Weideland. Sein Appell richtete sich hauptsächlich an Bauern und Handwerker. Die an sich schon verlockenden Bedingungen waren durch allerlei in Aussicht gestellte Vergünstigungen und Stiftungen noch gesteigert. Indessen gelangte das Unternehmen infolge innerer Schwierigkeiten, die in Försters frühem Tode (3. Juni 1889) gipfelten, niemals zu der von dem Begründer erhofften Blüte.

[46] Die angebliche Abstammung Nietzsches von polnischen Vorfahren und gar noch einem Grafengeschlechte ist urkundlich recht schwach belegt. Der Mythus ging in der Familie um und Nietzsche war schon früh sehr stolz darauf: „Ein kleines Heft Mazurken, welches ich als Knabe komponierte, trug die Aufschrift: „Unserer Altvordern eingedenk!" Im Jahre 1883/84 lernte Nietzsche in Genua oder Nizza einen Polen kennen, der ihm ein umfangreiches Schriftstück überreichte, in polnischer Sprache verfaßt, aber mit der französischen Überschrift: „L'origine de la famille seigneuriale de Niezky". Näheres über den Inhalt dieses von ihr selbst nicht für sehr glaubwürdig gehaltenen Schriftstücks, sowie über die daran anzuschließende Familientradition teilt Frau Förster (Biographie I, S. 10—12) mit. Peter Gast hat in der Einleitung zu seiner interzeptierten Ausgabe von „Also sprach Zarathustra" (S. XXVI/XXVII) Feststellungen angekündigt, ist sie uns aber schuldig geblieben. Die von Overbeck befürchtete Mißdeutung von Nietzsches Polenstolz durch deutschnationalistischen Chauvinismus hat Artur Bonus besorgt und zwar merkwürdigerweise auf französischem Boden und in französischer Sprache (à propos de Nietzsche. Une béveu généalogique. Revue du monde sociale. Paris 1899, No. 1 p. 127 ff.). — Für die Stelle bei Heine sind dessen Memoiren in der Elsterschen Ausgabe, Band VII, S. 470 ff. zu vergleichen. —

Noch ist zu erwähnen, daß Peter Gast im Neudruck von „Menschliches, Allzumenschliches“ 1894, S. IX „den polnischen Edelmann, der im Großvater und Vater durch den Theologen niedergehalten worden war und nun (auch physiologisch) wieder herausschlug“, geradezu mit dem „Grundwillen“ in Nietzsche indentifiziert.

[47] In Goethes Singspiel „Scherz, List und Rache“, mit dessen Vertonung Peter Gast in Venedig zu Anfang der achtziger Jahre beschäftigt war, beginnt der vierte Akt mit einem lyrischen Nachtstück:

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einsam langem Sehnen
Bringen auch verschmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Lust.
Nacht, o holde! —

Darüber schrieb Gast an Overbeck am 7. Oktober 1881: „Verehrter Herr Professor! Erlauben Sie, daß ich Ihnen das beifolgende Stückchen aus „Scherz, List und Rache“ als geringes Zeichen meiner Dankbarkeit verehren darf? Eine bestimmte Stelle eines Ihrer Briefe hatte mich bewogen, das früher auf diesen Text komponierte Stück fortzutun und das beifolgende einzusetzen. Das jetzige liegt also sozusagen auf Ihrem Gewissen; wenn ich nur nach Ihrer Kenntnisnahme nicht zu besorgen brauchte, daß Sie seinen Biß empfinden!“ Dies war die Ausführung einer Absicht, die Peter Gast bereits am 11. Mai 1881 von Recoaro aus Overbeck angedeutet hatte: „Fast hätte ich mir die Freiheit genommen, Ihnen ein Stück, das ganz durch eine Ihrer Äußerungen veranlaßt wurde, in einem Klavierauszug zu schicken: die Einleitung zum 4. Akt und das darauffolgende Nocturn. An dessen Stelle war früher ein leichtfertigeres Stück; da Sie aber Ihre Erwartungen gerade auf diese Nummer so hoch gespannt hatten, so stieß ich das vorher dort stehende Stück aus und machte ein Nocturn, das ich als die beste Musik ansehe, die mir je gelungen ist. Gewiß wurde es so, weil ich über dem Erfinden so sehr an Sie und Ihren Geschmack dachte: und so erinnere ich mich dabei immer der Dankbarkeit, die ich damals gegen Sie, wie heute noch, für diese Anregung empfand.“

Gedruckt bei Julius Beltz, Hoflieferant, in Langensalza

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU